

# U N G A R N – J A H R B U C H

Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie

Herausgegeben von

ZSOLT K. LENGYEL

In Verbindung mit

Gabriel ADRIÁNYI (Bonn), Joachim BAHLCKE (Stuttgart)

János BUZA (Budapest), Holger FISCHER (Hamburg)

Lajos GECSÉNYI (Budapest), Horst GLASSL (München)

Ralf Thomas GÖLLNER (Regensburg), Tuomo LAHDELMA (Jyväskylä)

István MONOK (Budapest), Teréz OBORNI (Budapest)

Joachim VON PUTTKAMER (Jena), Harald ROTH (Potsdam)

Hermann SCHEURINGER (Regensburg), Andrea SEIDLER (Wien)

Gábor UJVÁRY (Budapest), András VIZKELETY (Budapest)

**Band 36**

Jahrgang 2020

Verlag Friedrich Pustet

Regensburg 2021

# Ungarn-Jahrbuch. Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie



Im Auftrag des Ungarischen Instituts München e. V.

Redaktion: Zsolt K. Lengyel  
mit Krisztina Busa und Ralf Thomas Göllner



Der Druck wurde vom Nationalen Kulturfonds  
(*Nemzeti Kulturális Alap, Budapest*) gefördert

**Redaktion:** Ungarisches Institut der Universität Regensburg, Landshuter Straße 4,  
D-93047 Regensburg, Telefon: [0049] (0941) 943 5440, Telefax: [0049] (0941) 943 5441,  
hui@ur.de, www.uni-regensburg.de/hungaricum-ungarisches-institut/

**Beiträge:** Publikationsangebote sind willkommen. Die Autorinnen und Autoren werden gebeten, ihre Texte elektronisch einzusenden. Die zur Veröffentlichung angenommenen Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber und Redaktion wieder. Für ihren Inhalt sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich. Größere Kürzungen und Bearbeitungen der Texte erfolgen nach Absprache mit den Autorinnen und Autoren.

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar

ISBN 978-3-7917-3229-9

Bestellung, Vertrieb und Abonnementverwaltung:

Verlag Friedrich Pustet, Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg

Tel. +49 (0) 941 92022-0, Fax +49 (0) 941 92022-330

[bestellung@pustet.de](mailto:bestellung@pustet.de) | [www.verlag-pustet.de](http://www.verlag-pustet.de)

Preis des Einzelbandes: € (D) 48,- / € (A) 49,40 zzgl. Porto- und Versandkosten

Preis im Abonnement: € (D) 44,- / € (A) 45,30 zzgl. Porto- und Versandkosten

Kündigung des Jahresabonnements nur schriftlich bis 1.10. zum Ende des jeweiligen Kalenderjahres

© 2021 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

© 2021 Ungarisches Institut München e. V.

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die

Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen

Einband-/Reihengestaltung: [www.martinveicht.de](http://www.martinveicht.de)

Einband: Stilisiertes ungarisches Staatswappen mit heraldischer Krone, 17./18. Jahrhundert

Ungarisches Institut München, Regensburg. Bibliothek, Sondersammlungen

Satz: Ungarisches Institut der Universität Regensburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany 2021

Diese Publikation ist auch als eBook erhältlich:

eISBN 978-3-7917-7326-1 (pdf)

ISSN 0082-755X

---

## INHALTSVERZEICHNIS

---

### Abhandlungen

*Ádám Schwarzwölder*

- »Um für die Zukunft arbeiten zu können, muss zuerst die Gegenwart gerettet werden«. Die Krise 1873 und Kálmán Széll als Finanzminister Ungarns 7

*Szabolcs Nagy*

- Károly Kratochvil und die Szekler Division 1918/1919 29

*Balázs Ablonczy*

- Nach hundert Jahren.  
Der Friedensvertrag von Trianon vom 4. Juni 1920 51

*Gábor Ujváry*

- Kulturelle Folgen der Aufteilung Ungarns  
durch den Friedensvertrag von Trianon 1920 63

*István Gergely Szűts*

- Der Ausbau des Exportnetzwerks einer ungarischen Firma  
auf der Leipziger Mustermesse 1930 85

*Rita Kiss*

- Ungarnflüchtlinge im Freistaat Bayern nach 1956 103

*Joseph Jehlicka*

- Die Oppositionsbewegungen in der  
Tschechoslowakischen Sozialistische Republik  
und in der Volksrepublik Ungarn 1977–1989. Ein Vergleich 129

## Forschungsberichte

*Szabina Bognár*

Zur Geschichte der volksrechtlichen Forschungen in Ungarn 193

*Máté Tamáska*

Historische Architektursoziologie.  
Das Modell der Formbildung nach István Hajnal (1892–1956) 235

*Fabian Hutmacher*

Die Poesie des Fremden – oder: Die schwierige Schönheit  
der ungarischen Sprache. Eine qualitative Interviewstudie  
mit Ungarisch-Lernenden 249

## Mitteilungen

*Orsolya Tamássy-Lénárt*

Das ungarische Wien.  
Schriftsteller aus dem Königreich Ungarn in der  
österreichischen Residenzstadt im 18.–19. Jahrhundert 271

*Eszter Benő*

Ludwig von Dóczy (1845–1919), der berufene Vermittler  
zwischen deutschem und ungarischem Schrifttum in der  
Österreichisch-Ungarischen Monarchie 291

## Besprechungen

JAKÓ, Zs.: *Írás, levéltár, társadalom. Tanulmányok és források*  
*Erdély történelméhez.* (Zsolt K. Lengyel) 303

CSUKOVITS, E.: *Hungary and the Hungarians. Western Europe's View*  
*in the Middle Ages.* (Wolfgang Kessler) 308

HIHN, M.: *Die Gemeinde Stolzenburg in Siebenbürgen. Aus Urkunden,*  
*Chroniken und anderen Schriften.* (Ralf Thomas Göllner) 311

KOZŁOWSKI, W.: *The Thirteenth-Century Inter-Lordly System.*  
*Lordly Identity and the Origins of the Angevin-Piast*  
*Dynastic Alliance.* (Gábor Barabás) 315

<i>A Müncheni Kódex olvasata.</i> (Gábor Ferenczi)	317
<i>Die Beziehungen Herzog Albrechts in Preußen zu Ungarn, Böhmen und Schlesien (1525–1528).</i> (Bence Péterfi)	321
HONTERUS, J.: <i>Rudimenta Cosmographica.</i> <i>Grundzüge der Weltbeschreibung.</i> (Wolfgang Kessler)	326
<i>Schwarzer Tod und Pestabwehr im frühneuzeitlichen Hermannstadt.</i> (Wolfgang Kessler)	328
VARGA, SZ.: <i>Europe's Leonidas: Miklós Zrínyi, Defender of Szigetvár (1508–1566).</i> (Wolfgang Kessler)	330
<i>Die Bischöfe der Donaumonarchie 1804 bis 1918.</i> <i>Ein amtsbiographisches Lexikon. Band I: Die röm.-kath. Kirchenprovinzen Gran, Kalocsa, Erlau im Königreich Ungarn.</i> (Joachim Bahlcke)	333
MEYER, B.: <i>Kaiserin Elisabeth und ihr Ungarn.</i> (Orsolya Tamássy-Lénárt)	337
<i>Háborúból békébe: a magyar társadalom 1918 után.</i> (Franz Sz. Horváth)	341
SVENSSON-JAJKO, P.: <i>(Um)erinnern.</i> <i>Veränderung der Straßennamenlandschaft in Budapest und Wien zwischen 1918 und 1934.</i> (Máté Tamáska)	344
<i>Kulturális ellenállás a Kádár-korszakban. Gyűjtemények története.</i> (Franz Sz. Horváth)	348
MÁRKUS, B.: „Csak egy csepp német vér“. <i>A német származású civilek Szovjetunióba deportálása Magyarországról 1944/1945.</i> (Ágnes Tóth)	351
TÓTH, Á.: <i>Németek Magyarországon 1950–1970.</i> (Beáta Márkus)	355
<i>Az árnyékos oldalon. Vidéki Magyarország a rövid hatvanas években.</i> (Péter Sándor Sulák)	358
DANYI, Z. <i>Der Kadaverräumer. Roman.</i> (Krisztina Busa)	364
<i>Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes</i>	371



*Ádám Schwarczwölder, Budapest*

»Um für die Zukunft arbeiten zu können,  
muss zuerst die Gegenwart gerettet werden«  
Die Krise 1873 und Kálmán Széll als Finanzminister Ungarns\*

Der aus einer wohlhabenden Adelsfamilie im Komitat Eisenburg (*Vas*) stammende Kálmán Széll (Gasztony, 8. Juni 1843 – Rátót, 16. August 1915) war einer der talentiertesten Politiker und Finanzexperten seiner Generation. Er nahm einen kometenhaften Aufstieg: Im Juni 1868 wurde er im Alter von 25 Jahren zum Reichstagsabgeordneten gewählt; innerhalb weniger Jahre wurde er zu einem herausragenden Mitglied der regierenden Deák-Partei und leitete zwischen 1875 und 1878 als Finanzminister die Konsolidierung des ungarischen Staatshaushaltes, den das Wirtschaftsdesaster von 1873 ziemlich mitgenommen hatte. Diese steile Laufbahn wurde im Herbst 1878 unterbrochen, als Széll wegen der Kosten der militärischen Besetzung Bosnien-Herzegowinas eigenwillig seinen Rücktritt erklärte und damit den Unwillen des Kaisers und Königs Franz Joseph I. und des Ministerpräsidenten Kálmán Tisza hervorrief. Zwischen 1881 und 1899 nutzte er sein Talent – auch wenn er sein Abgeordnetenmandat beibehielt – in erster Linie nicht im politischen, sondern im finanziellen Bereich. Er war zeitgleich Präsident von zwei Banken, der Ungarischen Eskompte- und Wechslerbank und der Ungarischen Hypothekar-Creditbank, und spielte eine bedeutende Rolle dabei, dass beide Geldinstitute um 1890 zu den fünf größten Bankhäusern des Landes gehörten. Mit der Zeit wurde er auch in der Politik immer aktiver, so dass auch Franz Joseph I. ihm gegenüber milder wurde: Anfang 1895 bot er ihm den Posten des Regierungschefs an, aber Széll verzichtete damals. Im Februar 1899 hingegen konnte er sich nicht vor der Verantwortung drücken und akzeptierte den

---

\* Die Erstellung dieses Aufsatzes wurde durch das Forschungsprojekt 2020 des Eötvös-József-Forschungszentrums der Universität für den Nationalen Öffentlichen Dienst (Budapest) gefördert.

Auftrag, Ministerpräsident zu werden. Seine bis Juni 1903 andauernde Regierungstätigkeit brachte für die ungarische Innenpolitik vorläufig Ruhe, die seine Zeitgenossen mit dem ungarischen Wortspiel *Windstille* bezeichneten: ins Deutsche übersetzt bedeutet sein Name nämlich *Wind*. Er blieb auch nach seinem Rücktritt bis zu seinem Tod eine wichtige Gestalt, eine Art Doyen des politischen Lebens.

Der vorliegende Aufsatz erörtert die bis 1875 dauernde Anfangsphase dieser inhaltsreichen Laufbahn und begleitet Széll auf dem verschlungenen Weg, der zu seiner Ernennung zum Finanzminister im März 1875 führte. Zur Verschlungenheit seines Weges trug vor allem die Wirtschaftskrise von 1873 bei, die den ungarischen Staatshaushalt vor eine ernste Herausforderung stellte.

## Der Beginn seiner Laufbahn

Obwohl seine herausragenden persönlichen Qualitäten<sup>1</sup> bei seinem schnellen Aufstieg eine wichtige Rolle spielten, muss man auch betonen, dass er ein hervorragendes familiäres Umfeld und beste Beziehungen hatte. Man darf auch nicht übergehen, dass Szélls Karriere genau dann begann, als in Ungarn eine neue politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ära anbrach. Der im Frühjahr 1867 vollzogene Ausgleich mit Österreich legte Ungarns Schicksal in die Hände der ungarischen Politiker; bis auf die gemeinsamen Angelegenheiten und die Person des Herrschers galten Österreich (nach dem damals gebrauchten Begriff *Cisleithanien*, offiziell: die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder) und Ungarn jeweils als souveräne Staaten.

An diesem politischen Prozess hatte auch Kálmán Szélls Vater einen Anteil, aber ein viel wichtigerer Akteur war sein künftiger Schwiegervater Ferenc Deák, die emblematische Persönlichkeit des Ausgleichs auf der ungarischen Seite; die parlamentarische Mehrheit der nach ihm benannten Regierungspartei, der Deák-Partei, garantierte die Bewilligung des Ausgleichsgesetzes.

<sup>1</sup> Kálmán Széll begann 1853 seine Ausbildung am Gymnasium der Benediktiner in Ödenburg (*Sopron*) und setzte sie ab 1854 bis zum Abschluss als Klassenbester am Gymnasium der Prämonstratenser in Steinamanger (*Szombathely*) fort, wo er 1861 die Reifeprüfung ablegte. Laut Zeugnis erreichte er in jedem Fach die Bestnote, in Mathematik und Physik sogar mit Belobigung. Anschließend erwarb er 1866 an der Pester Universität seinen Dokortitel in Jura. Er sprach ausgezeichnet deutsch, französisch und englisch. Seine weitreichenden Kenntnisse in Ökonomie und Finanzen erwarb er vor allem im Selbststudium. Iván Bertényi jr.: Családi háttér és egyéni karrierépítés. Széll Kálmán útja a politikai elitbe. In: Törvény, jog, igazság. Széll Kálmán életműve. Hg. Iván Bertényi. Budapest 2015, 47–90, hier 54–56; Teréz Sárkányiné Halász: Széll Kálmán életrajza. Budapest 1943, 7–8.

Deáks Argumentation basierte auf der *Pragmatica Sanctio*, die unter anderem die gemeinsame Verteidigungspflicht der Länder unter der Herrschaft der Habsburger vorschrieb. Diese gemeinsame Verteidigungspflicht umfasste laut Deák zwei Bereiche: die Diplomatie und die Armee. Die beiden gemeinsamen Angelegenheiten waren also die Außenpolitik und das Militärwesen, für deren Finanzierung die beiden Staaten nach einer festgelegten Quote aufkamen. Das Finanzwesen war nur in dieser Hinsicht gemeinsam, ansonsten verfügten beide Staaten selbständig über ihre Steuereinnahmen, und der gemeinsame Finanzminister war eigentlich nur für die von seinen österreichischen und ungarischen Kollegen zur Verfügung gestellten Beträge und die ebenfalls als gemeinsam geltenden Zolleinnahmen zuständig.<sup>2</sup> Da die ungarischen Gestalter des Ausgleichs auf jeden Fall vermeiden wollen, eine Reichslegislative aufzustellen, wurde die parlamentarische Kontrolle der gemeinsamen Minister nur indirekt verwirklicht. Der ungarische Reichstag und der Reichsrat von Cisleithanien wählten je eine Delegation aus 60 Mitgliedern, die jährlich abwechselnd in Wien und Budapest tagten, die gemeinsamen Angelegenheiten besprachen und den gemeinsamen Haushalt billigten.<sup>3</sup>

All das zu betonen, ist aus Szélls Sicht auch deshalb wichtig, weil er zum einen bis zuletzt in Parteien aktiv war, die das System des Ausgleichs unterstützten und die dualistische Monarchie für Ungarn als vorteilhaft betrachteten. Zum anderen ist es auch im Zusammenhang mit seiner Funktion als Finanzminister erforderlich, den unterschiedlichen Handlungsspielraum des gemeinsamen und des ungarischen Finanzministers zu sehen. Es ist auch nicht nebensächlich, dass Széll sich durch sein finanzwissenschaftliches Fachwissen unter seinen Zeitgenossen auszeichnete und einer der erfolgreichsten Finanzminister in der Geschichte Ungarns wurde.<sup>4</sup>

<sup>2</sup> Das Zoll- und Handelsbündnis Cisleithaniens und Ungarns entstammte nicht der *Pragmatica Sanctio*, sondern der besonnenen Rationalität. Die gemeinsamen Zolleinnahmen wurden im Übrigen vollständig für gemeinsame Angelegenheiten aufgewendet, und der Fehlbetrag im Verhältnis der Quote aufgeteilt. Nachdem die Monarchie 1878 Bosnien-Herzegowina okkupiert hatte, wurde mit der Verwaltung des Gebietes ebenfalls der gemeinsame Finanzminister betraut. László Katus: Hungary in the Dual Monarchy. New York 2008, 38–47; Mariann Nagy: Vámszövetség és kvóta – a gazdasági kiegyezés. In: Megosztó kompromisszum. Az 1867. évi kiegyezés 150 év távlatából. Hgg. Róbert Hermann, Dávid Ligeti. Budapest 2018, 173–190.

<sup>3</sup> Katus: Hungary, 21–23.

<sup>4</sup> Széll selbst hielt seine Tätigkeit als Finanzminister immer für wichtiger als jene als Ministerpräsident. Imre Halász: Széll Kálmánról. In: Nyugat 8 (1915) 17, 944–955, hier 955.

Sein Vater József Széll (1801–1871) war ein wichtiger, wenn auch kein herausragender Akteur des ungarischen politischen Lebens zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Während der Reichstage des Reformzeitalters 1839/1840 und 1843/1844 wirkte er als Abgeordneter des Komitats Eisenburg,<sup>5</sup> 1845–1848 wiederum diente er in seinem Komitat als Vizegespan. Zwischen dem liberalen Széll und Ferenc Deák, mit dem er weitläufig verwandt war, entstand eine enge Freundschaft. Er unterstützte die revolutionären Veränderungen im Frühjahr 1848 und erwarb im Sommer ein Mandat für den ersten Reichstag als Volksvertretung.<sup>6</sup> Im Herbst kehrte er als Regierungsbeauftragter ins Komitat Eisenburg zurück. Die Übermacht der von Windisch-Grätz angeführten kaiserlichen Truppen nahm den westlichen Teil Transdanubiens ein, so dass im Januar 1849 auch József Széll die Huldigungsadresse als Anerkennung von Franz Josephs Herrschaft unterzeichnete. In den 1850er Jahren konzentrierte er sich auf seine Familie und seine Besitzungen. Nachdem sich die politische Lage entspannt hatte, stieg er wieder aktiver in die Politik ein: 1865 wurde er mit dem Programm der Deák-Partei erneut zum Abgeordneten gewählt und nahm an der Arbeit der Reichstagskommission zur Vorbereitung des Ausgleichsgesetzes teil; die Andrassy-Regierung ernannte ihn im März 1867 zum Obergespan des Komitats Eisenburg, um dort den Willen der Regierung zu vertreten.<sup>7</sup> Sein Amt übte er bis zu seinem Tod 1871 aus. Kálmán Széll konnte also seine Laufbahn im öffentlichen Leben im Herbst 1867 unter sehr günstigen Verhältnissen als Stuhlrichter des Kreises St. Gotthard (*Szentgotthárd*) im Komitat Eisenburg beginnen.<sup>8</sup>

Neben dem Vater ist auch die ungarische Führungsgestalt des Ausgleichs und der Regierungspartei nach 1867 hervorzuheben: Der väterliche Freund Ferenc Deák kannte Kálmán Széll seit dessen Kindheit, verfolgte seine Stu-

<sup>5</sup> Jedes Komitat konnte jeweils zwei Personen in den Reichstag delegieren, die von der Komitatsversammlung gewählt wurden. Die Komitatsversammlung bestand aus Adligen, die im jeweiligen Komitat über Besitzungen verfügten.

<sup>6</sup> Aufgrund des im April 1848 angenommenen Wahlgesetzes wurde Männern über 20 Jahren das Wahlrecht zuerkannt, wenn sie Vermögens- und Einkommenszensus entsprachen. Dieses Wahlrechtssystem blieb in seinen Grundzügen bis 1913 erhalten; damit hatten 24–26 Prozent der erwachsenen Männer (6–7 Prozent der Gesamtbevölkerung) das Wahlrecht.

<sup>7</sup> Die Andrassy-Regierung weitete den Einflussbereich der Obergespane, die im Komitat die zentrale Regierung vertraten, beachtlich aus. *1870. évi XLII. törvénycikk a köztörvényhatóságok rendezéséről*. In: Wolters Kluwer. Ezer év törvényei. <https://net.jogtar.hu/ezer-ev-torvenyei> (8. April 2021).

<sup>8</sup> Zum familiären Hintergrund Kálmán Szélls und zu seiner Studentenzeit: Ádám *Schwarczwölder*: Generációkon átívelő építkezés. Széll Kálmán útja a siker kapujáig. In: Veritas Évkönyv 2018. Hg. Gábor Ujváry. Budapest 2019, 7–21.

dien aufmerksam und unterstützte ihn mit Ratschlägen.<sup>9</sup> Richtig eng wurde die Verbindung zwischen Széll und Deák jedoch erst im September 1867, als Széll Ilona Vörösmarty, die Tochter des berühmten Dichters Mihály Vörösmarty heiratete, deren Vormund nach dem Tod ihres Vaters 1855 Ferenc Deák geworden war. Für Széll, der sich nach einer landesweiten politischen Rolle sehnte, eröffnete das Schicksal das Tor zu einer weiteren Chance, weil der Abgeordnete der Regierungspartei im Wahlbezirk St. Gotthard, Sándor Szabadfy, nach langer Krankheit im März 1868 starb. Széll trat während der Zwischenwahl auf – selbstverständlich mit dem Programm der Deák-Partei. »Das Vertrauen der Menschen von St. Gotthard konzentriert sich nach sicheren Nachrichten auf die Person des jetzigen Stuhlrichters Kálmán Széll« – war in der zurückhaltenden Einschätzung der Zeitung „Pesti Napló“ (*Pester Tagebuch*) zu lesen.<sup>10</sup> Bei den Wahlen Anfang Juni gewann Széll das Mandat einstimmig<sup>11</sup> und konnte im Alter von 25 Jahren die Bühne der Landespolitik betreten,<sup>12</sup> die er bis zu seinem Tod im Jahre 1915 nicht mehr verlassen sollte.<sup>13</sup>

Wir müssen Kálmán Széll zwischen den zwei Extremen – dem gut manövrierenden Karrieristen und dem aus eigener Kraft aufsteigenden *homo novus* – in der Mitte platzieren. Seine persönlichen Qualitäten brauchen in Kenntnis seiner späteren Laufbahn nicht besonders belegt zu werden. Bei den Chancen, die sich ihm eröffneten, dürfte die Unterstützung seines Vaters und seines Schwiegervaters eine große Rolle gespielt haben;<sup>14</sup> natürlich ist es nicht unbedingt unmoralisch, wenn ein Berufsanfänger, der es mit seinem Wissen und Talent verdiente, von seinen nächsten Angehörigen innerhalb der Normgren-

<sup>9</sup> Auch die Vertiefung in die Ökonomie riet er dem jungen Mann, indem er sagte: »Von Juristen gibt es so viel, wie du Menschen auf der Straße siehst. Geh vom juristischen Fach zum Finanzwesen und arbeite dort!« Imre Halász: Széll Kálmánról, 945; Teréz Halász: Széll Kálmán, 20.

<sup>10</sup> János Tulok: Hatósági élet. In: Pesti Napló 19 (1868) 5432, 4. Juni, 2.

<sup>11</sup> Zu Szélls Kampagne und Wahl: Levente Péter Vigh: Szemelvények Széll Kálmán pályakezdéséből és a korai dualizmus politikai jellegzetességei. Budapest 2010, 13–23 [Dissertation Katholische Péter Pázmány Universität, Philosophische Fakultät].

<sup>12</sup> Nach einer ironischen, jedoch berechtigten Bemerkung des namhaften Publizisten Aurél Kecskeméthy »nahm Széll – kaum, dass er die Schulbank verlassen hatte – seinen Platz auf den Abgeordnetenbänken ein«. Aranyos Kákay [Aurél Kecskeméthy]: Nagy férfiak. Legújabb fény- és árnyékképek. Budapest 1874, 36.

<sup>13</sup> Er blieb also 47 Jahre lang und 14 Perioden hindurch Mitglied des Reichstags.

<sup>14</sup> Über die Eheschließung zwischen Kálmán Széll und Ilona Vörösmarty sowie die Beziehung zwischen Széll und Deák: Ádám Schwarczwölde: Házasság és karrierépítés a kiegyezés Magyarországán – Széll Kálmán, Vörösmarty Ilona és Deák Ferenc. In: Veritas Évkönyv 2019. Hgg. Máté Gali [u. a.]. Budapest 2020, 26–39.

zen<sup>15</sup> unterstützt wird. Man muss aber auch in der Lage sein, die Chancen zu ergreifen. Im Hinblick auf Kálmán Széll vertraten auch seine Zeitgenossen grundlegend ähnliche Ansichten. Laut Lajos Horánszky<sup>16</sup> »kann es sein, dass die Erfolge dieser Karriere ohne Deáks entscheidende Parteinahme eine langsamere Entwicklung genommen hätten, allerdings ist auch sicher: Wenn es jemanden in dieser Zeit gab, der einen schnellen Aufstieg auf jeden Fall verdiente, war es Kálmán Széll, dessen Talent und Fähigkeit die Feuerprobe in jeder Hinsicht bestand.«<sup>17</sup> Der oppositionelle Abgeordnete der '48er Partei, Pál Hoitsy, betonte ebenfalls, dass Széll die Nähe zu Deák sicherlich half, »was für ihn nur bis zu einem gewissen Grade von Nutzen gewesen wäre, wenn er nicht die entsprechenden Fähigkeiten gehabt hätte. Er hatte sie aber. Und in sehr jungen Jahren erhielt er ein Ressort [...] und zwar das für Finanzen, das das meiste Fachwissen beanspruchte, wo er sich nicht einmal mit Deáks Unterstützung hätte behaupten können, wenn er nicht über ausreichende Kenntnisse verfügt hätte.«<sup>18</sup>

## Jahre der Entfaltung und des Erwerbs von Erfahrungen

Sobald der junge Parlamentarier seinen Platz in den Sitzreihen der Abgeordneten eingenommen hatte, erwies er sich als sehr aktiv. Er übernahm die Funktion eines der Schriftführer des Abgeordnetenhauses und den Posten des Referenten der zentralen und der Finanzkommission.<sup>19</sup> Außerdem spielte er in zahllosen Kommissionen für Einzelfälle eine Rolle, die zum Beispiel für die Untersuchung einzelner Gesetzesvorschläge eingerichtet wurden. Als Kommissionsreferent war es seine Aufgabe, die Mehrheitsmeinung zu formulieren und im Plenum des Abgeordnetenhauses vorzulegen. Die sechs Schriftführer des Abgeordnetenhauses redigierten und unterzeichneten die Sitzungsprotokolle, stellten die Reihenfolge der Redner zusammen, zählten die Stimmen

<sup>15</sup> Wir wissen über keine Position, für die Széll unmittelbar auf Intervention seines Vaters oder Deáks gewählt worden wäre.

<sup>16</sup> Sohn des bedeutenden Politikers Nándor Horánszky, Handelsminister in der Széll-Regierung, von 1901 an selbst Abgeordneter der Regierungspartei.

<sup>17</sup> Lajos Horánszky: *Tisza István és kora*. I. Budapest 1994, 344.

<sup>18</sup> Pál Hoitsy: *Régi magyar alakok. A letúnt nemzedék férfiai*. Budapest 1923, 32.

<sup>19</sup> Die angesehensten Abgeordneten der Deák-Partei »waren kaum geneigt, Positionen zu übernehmen, die ein stetiges, mühsames Schaffen erforderten. Man buhlte also um Abgeordnete in der Partei, die Posten dieser Art übernahmen [...], dem auf edle Weise strebsamen Kálmán Széll wurde davon so viel beschieden, dass er es nur mit angespannter Kraft zu verrichten imstande war«. Teréz Halász: *Széll Kálmán*, 18.

und »hielten alle Dokumente des Abgeordnetenhauses in Evidenz, achteten darauf, dass die Drucksachen fehlerfrei waren; das gesamte Personal des Archivs und des Büros unterstand ihrer Verwaltung und Kontrolle«. <sup>20</sup> Ab 1869 nahm er auch an den Delegationssitzungen teil.

Széll arbeitete viel, was er bei gegebenem Anlass auch sehen ließ. <sup>21</sup> Seine vielfältige Tätigkeit wurde auch von Aurél Kecskeméthy mit spitzer Feder aufgegriffen, der ironisch darauf hinwies, dass ein Teil von Szélls Schaffen einen »Sisyphos-Charakter« hatte. »Kürzlich träumte ich davon, Redakteur einer Tageszeitung zu sein. Es klopft und Kálmán Széll tritt ein: ›Guten Tag!‹ ›Grüß Gott! Welchem Umstand habe ich dieses Glück zu verdanken?‹ ›Ich habe Ihnen etwas mitgebracht.‹ ›Darüber freue ich mich, und was soll das sein?‹ ›Das ist der Bericht der Unterkommission, die von der in der Sache der Pfeifenstochersteuer entsandten Kommission des Unterhauses gewählt wurde. Noch keine Zeitung hat sie von mir bekommen, Sie genießen Priorität. Nebenbei können Sie erwähnen, dass die Kommission mich zum Referenten wählen wollte, da ich aber morgen vor der Kartoffelzucker-Enquete zu referieren habe, und außerdem Schriftführer der Kommissionen für die Gesetzesvorschläge zu Haus-, Dachboden- und Schlüssellochsteuern bin – wurde an meiner Stelle Sándor Bujanovics gewählt.« <sup>22</sup> Gleichzeitig erkannte aber auch Kecskeméthy an, dass Széll »ein Achtung verdienendes Talent und eine zu beachtende Arbeitskraft« sowie kein Streber und keine Person war, die sich so bald wie möglich nach einer gut bezahlten Anstellung sehnte, die mit wenig Arbeit einherging, wie – nach

<sup>20</sup> *A képviselőház rendszabályai* § 179. In: Országgyűlés képviselőházának irományai 1865. VII. Pest 1868, 221, Nr. 454.

<sup>21</sup> Dem Ministerpräsidenten Gyula Graf Andrassy schrieb er zum Beispiel, dass er ihm deshalb nicht die Aufwartung machen konnte, weil »mir meine Beschäftigung in den Kommissionen des Hauses diese Woche keine Minute Freizeit ließ«. Kálmán Széll an Gyula Andrassy. Pest, 15. Mai 1870. Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára, Budapest [im Weiteren: MNL OL]. P 4, Faszikel 59.

<sup>22</sup> *Kákay* [Kecskeméthy]: *Nagy férfiak*, 33–34. Sándor Bujanovics (1837–1918) vertrat Preschau (*Eperjes, Prešov*) zwischen 1865 und 1881, dann zwischen 1887 und 1896 im Reichstag. In den Jahren 1867–1875 verrichtete er ähnlich Széll zahlreiche administrative Aufgaben im Abgeordnetenhaus als Schriftführer, Kommissionsreferent, Delegationsmitglied. »Es gibt keinen Namen, der so oft vorkäme – zumindest in den ungarischen Zeitungen –, wie diese zwei. Es gibt keine Abteilungssitzung, Landestagung, Kommissionssitzung und Sitzungen der Delegationen – sie sind ja auch nicht vorstellbar – ohne die Teilnahme und die Unterschrift von Sándor Bujanovics und Kálmán Széll.« Ebenda, 33.

Kecskeméthy's Meinung – die übrigen jungen »Sprösslinge aus gutem Hause«.<sup>23</sup>

Széll ragte also aus dem Feld der mehrere hundert Abgeordneten einerseits dank seiner Entschlossenheit, andererseits mit der zum Teil seinem jungen Alter geschuldeten Arbeitslust heraus. Er war bereit, mit regelmäßiger Arbeit – und auch mit gewisser Entlohnung – einhergehende Positionen zu übernehmen, in denen er sich behaupten konnte. Wegen dieser Posten trat er oft im Abgeordnetenhaus auf, gelangte in den *Kreislauf* der Politik, so dass sein Gesicht und Name immer bekannter wurden. Andererseits gehörte er zu den Mitgliedern des engsten Umfeldes von Ferenc Deák, womit die Regierungen Andrassy, Lónyay und Szlávy sowie auch seine Parteigenossen rechnen mussten. Ferner hatte er Kenntnisse in Finanzwesen und Ökonomie, was nur wenige Abgeordnete aufweisen konnten, die mehrheitlich Juristen waren. Széll wechselte von Anfang an mit gutem politischem Gespür seine Rollen: Er war mal *Finanzexperte*, mal in *Finanzangelegenheiten bewandertes Politiker*. Auf fachlicher (finanzieller) Grundlage förderte oder kritisierte er einzelne Initiativen der Opposition oder – auch dafür gab es Beispiele – der Regierungspartei.<sup>24</sup> Mit der Zeit erwarb Széll auch in der Finanzkommission des Abgeordnetenhauses, deren Rolle insbesondere in der angespannten Finanzsituation nach der Krise von 1873 wichtig war, immer größeres Ansehen; bei der Zusammenstellung des Budgets für die Jahre 1871 und 1872 kam ihm eine besondere Rolle zu, denn die Finanzkommission krepelte den von der Regierung eingereichten Haushaltsentwurf in bedeutendem Maße um. Große Anerkennung erhielten der Bericht der Kommission – dessen Formulierung vor allem sein Verdienst war –, sowie die übrigen Diskussionsbeiträge Szélls während der Debatte.<sup>25</sup> »Er hat sich in das System des Staatshaushalts dermaßen eingearbeitet, dass es im Hause keinen gibt, der mit ihm konkurrieren könnte, [...] er kennt das Budget auswendig«, schrieb Aurél Kecskeméthy über ihn.<sup>26</sup>

Nach solchen Vorgeschichten ist es nicht überraschend, dass Széll trotz seines jungen Alters vom Mai 1870 an immer wieder verschiedene Positionen eines Staatssekretärs oder Ministers angeboten bekam – er wollte aber von

<sup>23</sup> Ebenda.

<sup>24</sup> Über die Jahre 1868–1874 der Laufbahn Szélls: *Bertényi*: Családi háttér, 67–82; *Teréz Halász*: Széll Kálmán, 21–29.

<sup>25</sup> *Bertényi*: Családi háttér, 73.

<sup>26</sup> *Kákay* [Kecskeméthy]: Nagy férfiaink, 39.

keiner dieser Möglichkeiten Gebrauch machen.<sup>27</sup> Sicherlich dürfte ihn auch Deák, der auf seine eigene Unabhängigkeit achtete, dazu animiert haben, vielleicht aber wollte er nicht zu früh ein führendes Amt bekleiden, denn das hätte auch die Gefahr eines schnellen Sturzes mit sich bringen können. Insbesondere seit der Finanzkrise galt er als ständiger Kandidat für den Posten des Finanzministers.<sup>28</sup> Ministerpräsident József Szlávy flehte ihn nach dem Rücktritt Károly Kerkapóly im Dezember 1873 regelrecht an, Széll aber wies die Aufforderung dankend zurück, denn im Jahr der Krise erschien es fast hoffnungslos, dem Chaos der Landesfinanzen Herr zu werden. Szlávy fand keinen anderen als Finanzminister, und so übernahm er bis März 1874 auch die Leitung des Finanzministeriums.

Der ungarische Staatshaushalt geriet in der ersten Hälfte der 1870er Jahre in eine schwierige Situation. Die staatlichen Ausgaben stiegen zwischen 1868 und 1873 von 147,5 Millionen auf 251,2 Millionen Forint,<sup>29</sup> also um etwa 70 Prozent an. Mit diesem Ausgabenzuwachs konnten die Einnahmen nicht Schritt halten, sie erhöhten sich im selben Zeitraum von 154,1 Millionen lediglich um 18% auf 181,7 Millionen Forint. Das Defizit und die mit den Schwerpunktinvestitionen (wie zum Beispiel den Eisenbahnbauten, Flussregulierungen und Regierungsbauvorhaben) verbundenen Ausgaben deckte der Staat daher mit Anleihen: Zwischen 1867 und 1872 wurden Kredite in Höhe von etwa 193 Millionen Forint aufgenommen, zuletzt war auch die

<sup>27</sup> Aus den Quellen geht nicht genau hervor, welches Ministerium Ministerpräsident Gyula Andrassy Széll anbot, als er im Frühjahr 1870 seine Regierung umgestaltete. Es konnte sich um das Finanz-, Verkehrs- oder sogar das Industrieministerium gehandelt haben. Wir kennen lediglich Szélls ablehnenden Antwortbrief vom 15. Mai 1870 (MNL OL P 4, Faszikel 59). Anfang 1871 wollte man ihn als Staatssekretär für das Innenministerium gewinnen – dies verrät einer seiner Briefe an seine Eltern (Teréz Halász: Széll Kálmán, 25). Im Juni 1871 bot Andrassy Széll den Posten des aus dem Kabinett scheidenden Justizministers Boldizsár Horváth an (Imre Halász: Széll Kálmánról, 945). Menyhért Lónyay, der die Leitung der ungarischen Regierung im November 1871 übernahm, erkundigte sich, ob Széll bereit gewesen wäre, Finanzminister zu werden (ebenda). Siehe ferner: *Bertényi*: Családi háttér, 72, 75.

<sup>28</sup> »Wie es in der Regel zu sein pflegte, wer auch selbst was zu essen hat, der wird auch von anderen zum Mittagessen eingeladen; wer nicht so leicht ein Amt annimmt, sondern sich ziert, dem wird immer wieder etwas angeboten. [...]« *Kákay* [Kecskeméthy]: Nagy férfinak, 38.

<sup>29</sup> Die Währung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie nannte sich in Ungarn Forint, in Cisleithanien weiterhin Gulden; nach dem Ausgleich wurde die eine Hälfte der Banknoten in Deutsch, die andere Hälfte in Ungarisch gedruckt.

Tilgung früherer Schulden lediglich durch neue Anleihen möglich.<sup>30</sup> Die Krise von 1873 traf den Staatshaushalt also von vornherein in einem kritischen Zustand.

## Széll und der *Krach* 1873

Für die wirtschaftlich-politische Elite der Periode vor 1873, also der *Gründerzeit*, war eine außerordentliche Zuversichtlichkeit kennzeichnend. Mehr noch: Dieser seit den 1850er Jahren andauernde Gründungseifer, der Spekulationscharakter angenommen hatte,<sup>31</sup> war keine ungarische und auch keine monarchiespezifische Erscheinung; er prägte die gesamte Weltwirtschaft. Die große Weltwirtschaftskrise von 1873<sup>32</sup> schonte auch nicht die Märkte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, und wegen der Panik brach am 9. Mai 1873 die Wiener Börse zusammen, die durch ihre enge Verbindung auch die Budapester Börse schnell mitriss. Durch den Börsenkrach kam der aus- und inländische Kreditmarkt fast sofort zum Erliegen, so dass die in Zahlungsnot geratenen Firmen keine Kredite mehr bekamen. Im Verlauf der Krise gingen in Ungarn 50 Banken und 64 industrielle Aktiengesellschaften in Konkurs. Auch der beinahe bankrotte Staat konnte nicht helfen, denn auch er musste seine Investitionen fast vollständig zurückführen. Die Krise erschütterte Ungarn vielleicht am meisten, wo sie »die Lage dadurch besonders schwierig machte, dass sie einen unterentwickelten modernen Sektor betraf, der noch in den Kinderschuhen steckte, und dass die erste wahrhaftig bedeutende kapitalistische zyklische Krise und die letzte Demografie- und Ernährungskrise traditionellen Typs aufeinandertrafen und einander in ihren Wirkungen verstärkten«.<sup>33</sup>

<sup>30</sup> László *Katus*: Magyarország államháztartása a dualizmus korában. In: *Receptek válságra. Pénz és gazdaság a 20. század első felében*. Hgg. Anna Dévényi, Virág Rab. Pécs 2007, 81–95, hier 81.

<sup>31</sup> Wie es in einem pikierten Sprüchlein heißt: »Wenn ich nichts habe, und du auch nichts hast, dann haben wir genau so viel, um eine Fabrik zu gründen!« Zwischen 1867 und 1873 wurden in Ungarn 170 industrielle Aktiengesellschaften und mehrere hundert Geldinstitute gegründet. *Katus*: Hungary, 213.

<sup>32</sup> Sie war »die erste wahrhaft bedeutende Herausforderung der sich globalisierenden Welt«. Katalin *Vörös*: Az 1873-as gazdasági válság és az 1872-es, 1884-es ipartörvények összefüggései. In: *Interdiszciplináris Doktorandusz Konferencia 2012. Konferenciakötet*. Hgg. Norbert Sipos, Dóra Gunszt. Pécs 2012, 237–245, hier 238–239.

<sup>33</sup> *Katus*: Hungary, 214. 1873 tobte in Ungarn die letzte große Choleraepidemie, einzelne Landesteile standen unter Quarantäne. Hinzu kam, dass die Ernte wegen der extremen Witterung im Frühjahr und Sommer äußerst niedrig ausfiel, so dass ein beachtlicher Teil der

Im Sommer 1873, auf dem Tiefpunkt, stand der ungarische Staat kurz vor dem Bankrott; Finanzminister Károly Kerkapoly wusste Ende Juli nicht, wie er im August die Staatsbeamten entlohnen würde.<sup>34</sup> Der Staat konnte sich nur mit Hilfe von im letzten Moment zusammengebettelten kurzfristigen Krediten retten,<sup>35</sup> bis es dann im November gelang, eine mittelfristige Anleihe in Höhe von 153 Millionen Forint in zwei Tranchen vom Rothschild-Konsortium,<sup>36</sup> das die Krise relativ gut überstanden hatte, zu erhalten. Allerdings waren die Bedingungen ziemlich streng: Die erste Hälfte des Kredits, 76,5 Millionen Forint, musste fast sofort abgerufen und bereits 1878 mit 6 Prozent Zinsen zurückgezahlt werden; als Deckung mussten nicht nur die staatlichen Einnahmen, sondern auch das Vermögen gebunden werden.<sup>37</sup>

Nachdem Szélls Amtszeit als Finanzminister von 1875 bis 1878 im Zeichen der Sanierung des kritischen Staatshaushalts stand, erscheint die Frage begründet: Traf ihn als Stütze der Finanzkommission, als einen der prominenten Finanzpolitiker seiner Partei, die Verantwortung für die Entstehung der Krise, vor der er später den ungarischen Staat retten musste? Was war seine Meinung über die in der Verschuldung des Landes verborgene ernsthafte Gefahr, die über kurz oder lang auch ohne die Krise von 1873 zu einer schwierigen Situation für Ungarn hätte führen können?

Am 23. September 1871 hielt Széll als Referent der Finanzkommission während der Verhandlung über eine Staatsanleihe in Höhe von 30 Millionen Forint einen Diskussionsbeitrag, in dem er auch seine eigene Meinung äußerte. Er betonte, dass der Kredit Investitionen abdecken sollte, die aus den ordentlichen öffentlichen Einnahmen, generell aus den Staatseinnahmen nicht finanziert werden können: »Die staatlichen Einkünfte in einem Ausmaß zu steigern, dass durch sie außerordentliche Investitionen bewerkstelligt werden können – das wäre eine falsche Finanzpolitik.« Große Investitionen hät-

---

Bevölkerung hungerte. Die drei kritischen Faktoren verstärkten einander. György Kövér: 1873. Egy krach anatómiája. Budapest 1986.

<sup>34</sup> *Katus*: Magyarország, 82.

<sup>35</sup> Finanzminister Károly Kerkapoly erhielt in Wien eine Wandelanleihe über fünf Millionen Forint und im Oktober in Berlin eine weitere über sechs Millionen. Wegen seines Vorgehens warf man ihm in der Finanzkommission des Reichstags vor, dass er ganz Europa wie ein hausierender Jude abgeklopft habe. Kövér: 1873, 99–104.

<sup>36</sup> Daran erinnert die berühmte-berühmte Aussage Heinrich Heines, »Geld ist der Gott unserer Zeit, und Rothschild ist sein Prophet«. Die Leiter des Gläubigerkonsortiums, »die Geldkönige, benahmen sich fast rüpelhaft gegenüber dem geschwächten ungarischen Staat, der sein Gewicht verloren hatte«. Gyula Varghas zeitgenössische Erinnerungen zitiert von *Bertényi*: Családi háttér, 80.

<sup>37</sup> *Katus*: Magyarország, 82; Kövér: 1873, 103–104.

ten eine belebende Wirkung auf die Wirtschaft, sie generierten früher oder später Steuereinnahmen, so werde es leichter, die Anleihe zurückzuzahlen, lautete Szélls Argumentation.<sup>38</sup> Der Haken dabei war allerdings, dass ein beachtlicher Teil des ursprünglich für staatliche Investitionen<sup>39</sup> vorgesehenen Kredits für die Tilgung früherer Anleihen sowie für die immer belastender werdenden staatlichen Zinsgarantien für die Eisenbahn<sup>40</sup> aufgewendet werden musste.<sup>41</sup>

Bei der Verhandlung des Budgets für 1872 mit einem Defizit von 42 Millionen Forint im November 1871 argumentierte Széll in seiner Rede wie im September. Die außergewöhnlichen Ausgaben könnten nur durch Anleihen gedeckt werden, die strategischen Investitionen seien jedoch erforderlich, und wenn sich später diese Investitionen zu amortisieren beginnen und die Steuereinnahmen steigen, werde das Land imstande sein, die Schulden zurückzuzahlen. Széll verteidigte die immer belastender werdenden Zinsgarantien für die Eisenbahn, die im Budget auf neun Millionen Forint anstiegen: »Das ist nichts weiter, als die Platzierung des Wertes des Staates – ich gebe zu: für eine unbestimmte Zeit und in manchen Fällen mit Verlust – [...], der später, wenn die Eisenbahnlinien Einnahmen bringen, zurückerstattet wird. Wenn diese Generation berechtigt ist, irgendeine Ausgabe mit ihrer Zukunft zu teilen [...] und sie mit einer Kreditaktion abzudecken, dann behaupte ich: Diese Ausgabe ist es.«<sup>42</sup>

Der im Abgeordnetenhaus im Dezember 1872 verhandelte staatliche Kreditvertrag von weiteren 54 Millionen konfrontierte viele Abgeordnete mit der schwierigen Lage des Staatshaushalts. Diese Summe sollte nämlich – in Un-

<sup>38</sup> *Képviseelőházi Napló* [im Weiteren: KN]. 1869–1872, XVII, 119–122.

<sup>39</sup> Die Anleihe sollte Bau und Wartung staatlicher Eisenbahnlinien und Kanäle sowie den Ausbau des Hafens Fiume (*Rijeka*) finanzieren, ähnlich dem 1868 aufgenommenen Kredit in Höhe von 65 Millionen Forint. Laut Széll konnte man schon damals wissen, dass die vorgesehenen Investitionen mindestens 90 Millionen verschlingen würden. Ebenda, 119–120.

<sup>40</sup> Um die Investoren anzuspornen, garantierte der ungarische Staat den Unternehmen für Eisenbahnbau minimale Einkünfte für die einzelnen Bahnlinien. Falls der Umsatz den garantierten Betrag nicht erreichte, ersetzte ihn die Schatzkammer. Der später berichtigten, in Korruptionsangelegenheiten verwickelten und 1875 in Konkurs geratenen Ungarischen Ostbahn-Gesellschaft zum Beispiel garantierte der Staat 1869 je deutsche Meile (etwa 7,5 km) Einkünfte in Höhe von 46.750 Forint. György Kövér: *Állam – bank – vasútépítés. A magyar keleti vasút (1868–1873)*. In: *A felhalmozás íve. Társadalom- és gazdaságtörténeti tanulmányok*. Budapest 2002, 274–283.

<sup>41</sup> Kövér: 1873, 91.

<sup>42</sup> KN 1869–1872, XVIII, 108–111.

garns Geschichte erstmalig, aber bei weitem nicht das letzte Mal – nicht für weitere Investitionen, sondern für die Tilgung früherer Schulden verwendet werden. Zudem war es Széll, der den ohnehin schockierten Abgeordneten den Gnadenstoß versetzte, indem er darlegte, dass es auf der schiefen Ebene der Verschuldung vorläufig kein Halten gebe, weil neben den fehlenden 40 Millionen für 1873 ein weiteres Defizit von mindestens 26 Millionen Forint im Budget veranschlagt wurden. Es würden also noch weitere Anleihen erforderlich sein, weil für die Fehlbeträge keine andere Deckung zu finden sei.<sup>43</sup>

In seiner langen Rede,<sup>44</sup> die er in der Haushaltsdebatte einen Monat später, am 31. Januar 1873 hielt, verteidigte der Referent der Finanzkommission hingegen erneut das Wirtschaften der Regierungen seit 1867 – auch diesmal mit den gewohnten Argumenten. Die staatlichen Investitionen, die »jahrhundertalte Versäumnisse« nachholten, würden das Land stärker, gebildeter und letzten Endes vermöglicher machen und eine schönere Zukunft, die Sicherung des Fortschritts, gewährleisten.<sup>45</sup> Zwar sprach er auch über die Notwendigkeit der Sparsamkeit, jedoch nur dort, »wo sie nicht vitales Interesse verletzt«, und zu dem Zweck, »dass mehr für die Ausgaben übrig bleibt, bei denen man nicht kargen darf«.<sup>46</sup> Er brachte auch eine Reform des Steuersystems ins Spiel, betonte allerdings, dass die Steuern die Kapitalbildung, die Möglichkeit der Sparsamkeit, aber auch die Erwerbsfähigkeit nicht beschädigen dürfen.<sup>47</sup>

Széll gefiel das Gleichnis vom ungarischen Staat als Landwirt so gut, dass er es auch in den Haushaltsdebatten 1871, 1872 und 1873 verwendete.<sup>48</sup> Deshalb seien seine Ansichten vom Januar 1873 in Bezug auf die Wirtschaftspolitik des ungarischen Staates damit verglichen. »Die Situation, in der sich heute das Land befindet, ähnelt in vielerlei Hinsicht der Lage des Landwirtes, der [...] um seine rückständige Wirtschaft auf die Verhältnisse der Zeit zu heben, große Opfer übernimmt, mit hohen Kosten und großem Kapital viel Bedarf schafft, mit dem er den Zustand seiner Wirtschaft voranbringen will, und hie und da mehr ausgibt als sein laufendes Einkommen [...]. Ein Land-

<sup>43</sup> *Kövért*: 1873, 90–91.

<sup>44</sup> KN 1872–1875, III, 361–375.

<sup>45</sup> »[...] wir müssen wachsen und in allen Richtungen vorankommen [...] die Grund- und Hauptfrage unserer Finanzpolitik ist im Fortschritt verborgen.« Ebenda, 375.

<sup>46</sup> Ebenda, 374.

<sup>47</sup> Ebenda, 375.

<sup>48</sup> Er sagte natürlich nicht wortwörtlich dasselbe in allen drei Fällen, das Gleichnis selbst und das inhaltliche Hauptelement blieben aber gleich.

wirt dieser Art wird sicherlich Tage haben, an denen er diese Lasten mit zweifachem Gewicht zu spüren bekommt, und es wird Zeiten geben, da er infolge ungünstiger Bedingungen unter der Last zusammenzubrechen scheint, es wird Zeiten geben, da seine Investitionen nicht die erwarteten Früchte tragen, und ihn seine Situation ernsthaft mahnt, seine ganze Kraft zusammenzunehmen.« Wenn er aber »mit ganzer Energie, Entschlossenheit und der Festlegung sicherer, entschiedener Ziele unermüdlich arbeitet, um sie zu erreichen, dazu die entsprechenden richtigen Mittel wählt und sie vernünftig einsetzt, dann gehört die Zukunft ihm, dann behält er sie im Griff und muss nicht verzweifeln.«<sup>49</sup>

Kapital – auch durch Kredite – ist unerlässlich für Investitionen, denn sie bedeuten eine Modernisierung, die langfristig Einnahmen generiert. Die Situation des damaligen ungarischen Staates erinnerte jedoch eher an eine Schuldenspirale. Der optimistische Széll meinte sicherlich, dass sich die *harten Verhältnisse* nicht weiter verschlimmern könnten, sondern nach deren Überwindung die Periode des *Ertrags* folgen würde. Das dicke Ende kam aber noch, denn 1873 begann jene Zeit, in der man »mit ganzer Energie, Entschlossenheit und der Festlegung sicherer, entschiedener Ziele« unermüdlich arbeiten musste – allerdings nicht an einer schöneren Zukunft, sondern an der Abwendung des totalen Bankrotts.

Im Laufe der Verhandlung zu der 153-Millionen-Anleihe hielt Széll am 25. November 1873 als Referent der zentralen Kommission einen Diskussionsbeitrag, mit dem er die Notwendigkeit der Kreditaufnahme damit begründete, dass der Staat seine Verbindlichkeiten anders nicht bezahlen könne. Der früher optimistische Széll sprach bei dieser Gelegenheit schon von »traurigen Erfahrungen« bezüglich der Eisenbahn-Zinsgarantien, die deutlich anstiegen. Pessimistisch war er auch, was die zu erwartenden Einnahmen betraf und meinte, es sei vorstellbar, dass sie nicht einmal das Niveau von 1873 erreichen würden: »Die Kommissionen [die Finanz- und die zentrale Kommission, Á. Sch.] sahen keinen anderen Weg, als den, dass sich das Land mithilfe von Anleihen aus dieser Situation befreit, und sie sehen auch nicht, dass jemand unter den gegenwärtig völlig erschütterten Kredit- und Finanzverhältnissen in Europa Verantwortung tragen könnte, um eine andere, vorteilhaftere und günstigere Anleihe zu erwirken. [...] Um für die Zukunft arbeiten zu können, muss zuerst die Gegenwart gerettet werden.« Széll legte Wert darauf, dass die durch den Kredit gewonnene Zeit »für die radikale Behebung der Missstände

<sup>49</sup> KN 1872–1875, III, 373–374.

des Haushalts« aufgewendet werden müsse.<sup>50</sup> An seiner Rede ist die Veränderung der Mentalität deutlich zu erkennen; zugleich fällt auf, dass er diesmal die Form der ersten Person Singular vermied und über die düstere Lage ausschließlich im Namen der Kommission sprach. In Szélls Denkweise ist eine Entwicklung hin zu strenger Sparsamkeit zu beobachten, als er sich als Referent der Finanzkommission über einen Regierungseingriff in Höhe von 13 Millionen Forint äußerte, der für die Milderung der Not wegen der schlechten Ernte vorgesehen war. Széll und die Kommission konnten sich die Vorstellungen nicht zu eigen machen: Denn »würden die Finanzen des Landes zulassen, dass der Staat auf indirektem Wege über den Geldmangel hinweghilft, [...] würde er die Quelle des Übels vielerorts beseitigen. Dies darf aber nicht passieren.« Die Kommission empfahl lieber die für »sehr heilsam« gehaltene Selbsthilfe: »Der Weckruf zur Selbsthilfe und die Ermutigung dazu sind der vollkommenste Weg, den der Staat bei Hilfestellung gehen kann.«<sup>51</sup> All das unterschied sich deutlich von dem, was Széll einige Monate zuvor geäußert hatte: »Aufgabe des Staates ist es, immer mehr zu geben, [...] und wenn er mehr gibt, kann er auch mehr fordern.«<sup>52</sup>

Széll kann konkret keine Verantwortung für die Entstehung der Wirtschaftskrise 1873 getragen haben. Die finanzielle Lage des ungarischen Staates war aber Anfang 1873 schon ohne Börsenkrach, Cholera und schlechter Ernte sehr besorgniserregend. Trotz seiner oben zitierten Äußerungen darf Kálmán Szélls Verantwortung auch in diesem Prozess nicht überbewertet werden, denn er stand mit seinen Ansichten bei weitem nicht als einsamer Fels im Meer des Pessimismus. Die Politiker, die einen viel größeren Einfluss auf Ungarns Wirtschaft hatten als er, und generell die Elite aus Politik und Wirtschaft charakterisierte ebenfalls eine überhitzte Zuversicht.<sup>53</sup> Tatsache ist, dass Széll im Abgeordnetenhaus konsequent für die Wirtschaftspolitik der Regierungen der Deák-Partei eintrat und ihr gegenüber keinerlei Alternative aufzeigte.<sup>54</sup> In seinen Reden ist der allgemeine Optimismus der Gründerzeit zu erkennen. Sein Denken änderte sich erst infolge der Krise.

<sup>50</sup> Ebenda, VIII, 79–82.

<sup>51</sup> Zitiert von *Kövé*: 1873, 121–122.

<sup>52</sup> KN 1872–1875, III, 375.

<sup>53</sup> »Der Antizipation, der Erwartung in Bezug auf die Zukunft kam eine Rolle zu.« *Kövé*: 1873, 90.

<sup>54</sup> *Bertényi*: Családi háttér, 73–74.

»Macht gute Politik, und ich werde gute Finanzpolitik machen«<sup>55</sup> – oder wann ist es angebracht, den Posten des Finanzministers zu übernehmen?

Es müssten nicht die fatalen Folgen betont werden, wenn es kaum sechs Jahre nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich und der Übernahme der Verwaltung von Staat und Finanzen durch das konstitutionell-parlamentarische Ungarn zu einem Staatsbankrott gekommen wäre. Darüber war man sich sowohl seitens der Regierungspartei als auch der Opposition im Klaren; Konsens bestand über die Notwendigkeit umfassender Reformen, aber davon abgesehen gaben sich die Parteien gegenseitig die Schuld und nutzten die Lage taktisch aus.

Um die katastrophale Situation der Schatzkammer zu sanieren, hätte man harte Maßnahmen ergreifen müssen, wie die Verordnung strenger Sparsamkeit, Streichungen von Mitteln sowie bedeutende Steuererhöhungen. Es war eindeutig, dass nur ein starker und von einer einheitlichen Regierungspartei unterstützter Finanzminister das Odium der unpopulären Maßnahmen ertragen konnte. Der Zerfallsprozess der seit 1867 regierenden Deák-Partei beschleunigte sich gerade in diesen Jahren. Neben dem Zentrum der Partei – dem auch Széll als Mitglied des unmittelbaren Umfeldes von Deák angehörte –, machte sich eine konservative Gruppe um Pál Sennyey immer selbständiger; außerdem bildeten auch die persönlichen Anhänger des ehemaligen Ministerpräsidenten Menyhért Lónyay eine gesonderte Fraktion.<sup>56</sup> Es ist also verständlich, dass Széll vor der Parteivereinigung im Jahre 1875 das politische Hinterland für die Sanierung nicht als geeignet erachtete und wegen des wahrscheinlichen Fiaskos das Amt des Finanzministers nicht übernehmen wollte.

Der Gedanke, die Deák-Partei und die Links-Mitte-Partei, die prinzipiell als *loyale Opposition* des dualistischen Systems galt und von Kálmán Tisza geprägt war, zu vereinigen, beruhte nicht nur auf den aktuellen finanziellen Problemen, denn bereits um die Jahreswende 1868/1869 hatten erste Sondierungen stattgefunden.<sup>57</sup> Das Gespenst des finanziellen Zusammenbruchs

<sup>55</sup> Der frühere französische Staatsmann Jacques Turgot zitiert von István Schlett: A politikai gondolkodás története Magyarországon. II. Budapest 2010, 637.

<sup>56</sup> Antal Csengery: Hátrahagyott iratai és feljegyzései. Budapest 1928, 332–333; *Katus*: Hungary, 115–116.

<sup>57</sup> Ágnes Deák: „Ő csak Deák és nem Deákpárti“. Deák és pártja 1869 után. In: Zala követe, Pest képviselője. Deák Ferenc országgyűlési tevékenysége 1833–1873. Hg. András Molnár. Zalaegerszeg 2004, 261–321, hier 312.

verlieh diesem schwerfälligen Prozess gleichwohl einen kräftigen Schub.<sup>58</sup> Kálmán Ghyczy, Vorsitzender und »einzige wahre Finanzkapazität«<sup>59</sup> der Links-Mitte-Partei, trat mit 16 Mitstreitern aus der Partei aus und gründete im Dezember 1873 die Zentrumsparlei, der sich 16 weitere Personen auch aus der Deák-Partei anschlossen. Die Zentrumsparlei wäre dazu berufen gewesen, die Rolle des Vorläufers der Parteifusion der Deák-Partei und der Links-Mitte-Partei zu spielen, aber dazu war die Situation noch nicht reif. Als die Lage der Szlávy-Regierung im März 1874 schon völlig unhaltbar geworden war, liefen Verhandlungen unter dem Vorsitz von Franz Joseph I., der persönlich nach Budapest gekommen war, über die Bildung des neuen Kabinetts unter der Leitung von István Bittó. Dabei zeigten sich weder Kálmán Tisza noch Pál Sennyey gewillt, die neue Regierung ihrer Unterstützung zu versichern. Bittó<sup>60</sup> stellte sich ohnehin nur bis zum Zustandekommen der Parteifusion als Ministerpräsident zur Verfügung; er fügte auch hinzu, dass er nicht bereit sei, sein Kabinett ohne einen tüchtigen Finanzminister zu bilden.

Auf diese Weise begann in Budapest eine wahrhafte *Finanzminister-Jagd*. Vielleicht war es Zufall, vielleicht spielte die Aufregung eine Rolle, auf jeden Fall ist es interessant, dass sich zwei der potentiellen Kandidaten, Pál Sennyey und Kálmán Széll, plötzlich krankmeldeten. Kálmán Ghyczy, der trotzdem Széll aufsuchte, fand Szélls Zustand nicht schlimm: »Nachdem ich die Nachricht von seiner Krankheit vernommen hatte, besuchte ich ihn, er lag oder eher saß zwar ausgezogen im Bett, sah aber gesund und gut aus, war sogar sehr lebhaft. Ich bedrängte ihn, den Posten des Finanzministers anzunehmen, aber er zierte sich sehr und lehnte ganz und gar ab.«<sup>61</sup> Mit dem ebenfalls »schwer kranken« Sennyey erging es ihm genauso. Der arme Ghyczy spürte, dass nach alledem er selbst *das zu erlegende edle Wild* sein könnte und ließ

<sup>58</sup> Im Narrativ für die Öffentlichkeit hieß es, dass die Parteifusion für die bis dahin gespaltenen Kräfte deshalb notwendig war, damit es ihnen nach ihrem Zusammenschluss gelingt, die Finanzkrise zu überwinden. Ohne Fusion hätten sowohl die Deák-Partei als auch die Links-Mitte-Partei in der Tat vor einer Schwächung und dem Zerfall gestanden. Zoltán Szász: A konzervatív liberalizmus kora. A dualista rendszer konszolidált időszak. In: Magyarország története tíz kötetben. VI/2: Magyarország története 1848–1890. Hg. Endre Kovács. Budapest 1979, 1165–1180, 1193–1278, 1319–1331, hier 1170.

<sup>59</sup> Imre Halász: Széll Kálmánról, 946.

<sup>60</sup> Deák empfahl Franz Joseph den Vorsitzenden des Abgeordnetenhauses, István Bittó, obwohl er selbst wusste, dass Bittó Netzwerk und »persönliches Ansehen fehlten, um der von politischer und finanzieller Krise heimgesuchten Landesführung neues Leben einzuhauchen«. *Bertényi*: Családi háttér, 79.

<sup>61</sup> Ghyczys Tagebuch zitiert von Monika Kozári: Ghyczy Kálmán naplója az 1874. évi kormányválságról. In: *Történelmi Szemle* 38 (1996) 1, 99–124, hier 120.

deshalb sich in der Stadt herumkutschieren, damit ihn niemand zu Hause antraf. Als er jedoch in seine Wohnung zurückkehrte, fand er István Pápay vor, den Sekretär Franz Josephs, der schon seit Stunden auf ihn gewartet hatte und ihn in den Burgpalast zitierte. Dort wurde er sofort von Franz Joseph I. empfangen; von seinen patriotischen Gefühlen durchdrungen, konnte er dem König von Angesicht zu Angesicht nicht nein sagen und wurde schließlich Finanzminister der Bittó-Regierung. Der erleichterte Széll drückte seine Dankbarkeit und Wertschätzung in einer kurzen Botschaft dafür aus, dass Ghyczy sich – gleichsam an seiner Stelle – zu dieser hoffnungslosen Mission verpflichtet hatte. In seinem Tagebuch notierte Ghyczy, dass es nach der Nachricht von der Übernahme des Finanzministeriums so aussähe, als ob »auch« Széll »gesund geworden ist, da er den Zettel noch im Bett geschrieben hatte, aber am nächsten Tag hinausgehen konnte«. <sup>62</sup>

Kálmán Ghyczy hatte auch früher kein Hehl daraus gemacht, dass er sich die Konsolidierung des Staatshaushalts nur durch Steuererhöhung, strenge Sparmaßnahmen und Steigerung der Effektivität der Steuererhebung vorstellen konnte. Nach seiner Ernennung zum Finanzminister äußerte er sich im Abgeordnetenhaus in diesem Sinne und nahm die Unpopularität der Initiative in Kauf. Dennoch konnte er nichts anderes für die Abwendung der Zahlungsunfähigkeit tun, als bereits im Frühjahr 1874 die zweite Hälfte der 153-Millionen-Anleihe abzurufen, wofür er die Vollmacht des Abgeordnetenhauses erhielt; die ersten 76,5 Millionen hatte man nämlich zum Großteil für die Deckung des Defizits von 1873 aufwenden müssen. Während der im Januar 1875 begonnenen Haushaltsdebatte erfuhr Ghyczy heftigen Widerspruch. Sein Konzept einer Steuererhöhung wurde sowohl aus den Reihen der Deák-Partei als auch der Links-Mitte-Partei heftig kritisiert, und auch in der Finanzkommission kam es zu hitzigen Debatten. Széll unterstützte Ghyczys Politik, die Mehrheit war jedoch dagegen; deshalb war Széll nicht gewillt, den Mehrheitsbericht der Kommission im Abgeordnetenhaus zu präsentieren und trat von seiner Funktion als Referent zurück. <sup>63</sup> Das Misstrauen, das sich seitens der Deák-Partei und der Links-Mitte-Partei gleichermaßen zeigte, ging so weit, dass sogar bezweifelt wurde, ob die Regierung über das Budget

<sup>62</sup> Ghyczys Tagebuch zitiert von Vigh: *Szemelvények*, 53. Ausführliche Analyse der Ereignisse: István Szigeti: „Hazámnak hasznos polgárja kívánok lenni.“ Ghyczy Kálmán élete és politikai pályája (1808–1888). Budapest 2012, 282–284, 290–293. Vgl. Bertényi: *Családi háttér*, 78–79.

<sup>63</sup> Sándor Matlekovits: *Magyarország államháztartásának története 1867–1893*. I. Budapest 1894, 535.

überhaupt abstimmen lassen könne, was das Fiasko des Bittó-Kabinetts deutlich machte. Ghyczys Tätigkeit als Finanzminister hatte durchaus einen bahnbrechenden Charakter, weil Széll nach der Parteifusion, mehr oder weniger gestützt auf seine Vorschläge, mit der finanziellen Konsolidierung begann.<sup>64</sup>

Im Februar 1875 erkannte schließlich auch der Führer der Links-Mitte-Partei, Kálmán Tisza, dass die Zeit für die Vereinigung mit der Deák-Partei gekommen war. In seiner berühmt-berüchtigten Rede vom 3. Februar erklärte Tisza, dass staatsrechtliche Fragen Ungarns wegen der schwierigen Finanzlage in den Hintergrund gedrängt werden müssten.<sup>65</sup> Tisza wurde am 15. Februar vom Herrscher empfangen, der über Tizas veränderten Standpunkt bezüglich der staatsrechtlichen Fragen erfreut war und meinte, mit ihm über Einkommen zu können.<sup>66</sup>

Selbstverständlich hatte auch Széll einen Anteil an den Ereignissen. Er spielte eine wichtige Rolle zum einen in der Kommunikation mit Ferenc Deák,<sup>67</sup> zum anderen in den Abstimmungsgesprächen der beiden Parteien am 19. und 25. Februar im engen Kreis, die der Fusion unmittelbar vorausgingen. Bei der Beratung der Führer der Links-Mitte-Partei und der Deák-Partei am 19. Februar stellte sich bald heraus, dass die einzige ernsthafte Diskussion

<sup>64</sup> Zu Ghyczys Tätigkeit als Finanzminister: *Szigeti*: „Hazámnak hasznos polgárja kívánok lenni“, 293–306. Vgl. *Bertényi*: Családi háttér, 79–81; Imre *Halász*: Széll Kálmánról, 947–948.

<sup>65</sup> 1874 scheiterten die Koalitionsverhandlungen vor allem deshalb, weil Tisza seine Freiheit behalten wollte, das Ausgleichsgesetz zu ändern, was für Franz Joseph jedoch inakzeptabel war. Beim Gesinnungswechsel Tizas im Januar/Februar 1875 dürfte Außenminister Gyula Andrássy eine wichtige Rolle gespielt haben, der in Wien Franz Joseph, in Budapest Tisza und seine Anhänger *weichklopfte* und so den Weg zur Fusion ebnete. Ausführlicher: Ede *Wertheimer*: Gróf Andrássy Gyula élete és kora. II. Budapest 1913, 218–219.

<sup>66</sup> Den Inhalt des Gesprächs kennen wir zwar nicht unmittelbar, wir können aber aufgrund der verschiedenen Berichte darauf schließen. Vgl. Viktória M. *Kondor*: Az 1875-ös pártfúzió. Budapest 1959, 136–137. Tisza bekräftigte am 19. Februar auch zur Beruhigung der Führer der Deák-Partei (unter ihnen Kálmán Széll), dass »dass seiner Ansicht nach ein Minister in keine Richtung irgendeine Aktion ohne vorherige Zustimmung der Krone starten darf«. *Csengery*: Hátrahagyott iratai, 339.

<sup>67</sup> Ferenc Deák nahm wegen seines verschlechterten Gesundheitszustandes von 1874 an nicht mehr persönlich an Parteileben teil. Dennoch genoss er in der Regierungspartei immer noch hohes Ansehen; er informierte sich über wichtigere Angelegenheiten, seine Meinung war gefragt (*Deák*: „Ő csak Deák és nem Deákpárti“, 318–319). Man konnte nicht sicher wissen, wie Deák auf die Entwicklungen reagieren würde. Mehrere Aufzeichnungen verraten nämlich, dass er Kálmán Tizas politische Größe zwar anerkannte und ihn achtete, ihn aber nicht mochte. Seine Besorgnisse erwiesen sich schlussendlich als unbegründet. »Ihr lebt in der Partei; tut also, was ihr für das Beste im Interesse des Vaterlandes haltet«, sagte Deák Széll und segnete damit die Fusion ab. Ilona *Vörösmarty Széllné*: Emlékeim Deák Ferenc politikái és magánéletéből. Budapest 1926, 142–143.

zwischen den beiden Parteien in der Frage der Finanzpolitik für die nahe Zukunft bestand.<sup>68</sup> Vertreter der Deák-Partei hielten neben der strengen Reduzierung der Ausgaben auch die sofortige und bedeutende Steuererhöhung für unabdingbar. Kálmán Széll stellte mit Hilfe von Zahlen ausführlich dar, dass Ungarn Anfang 1876 ohne Steuererhöhung mit einer sehr schweren Situation konfrontiert sein würde. Auch Tisza und seine Mitstreiter hielten Einsparungen für erforderlich, lehnten aber eine Erhöhung der Steuerlasten der Bevölkerung *vorläufig* ab, denn sie hatten Ghyczys diesbezüglichen Vorschlag zuvor im Reichstag heftig angegriffen. So »hielten sie es unter dem Zwang der politischen Moral für unmöglich, in diesem Jahr – darauf legten sie besonderen Wert – in irgendeiner Art und Weise der Steuererhöhung zuzustimmen.«<sup>69</sup> Deshalb konnte auf der Konferenz keine Entscheidung gefällt werden.<sup>70</sup>

Am 25. Februar kamen die Führer der Links-Mitte- und der Deák-Partei<sup>71</sup> in der Wohnung des designierten Ministerpräsidenten Béla Wenckheim<sup>72</sup> erneut zusammen. Geraume Zeit schien es, als ob sich die Standpunkte auch dieses Mal nicht einander annäherten. Széll brachte erneut seine Besorgnis zum Ausdruck, dass Ungarn Anfang 1876 zahlungsunfähig werden würde, falls es keine beträchtliche und unverzügliche Steigerung der staatlichen Einnahmen gäbe. Tisza hingegen meinte, dass man zunächst das gesamte Sparpotential ausschöpfen und dann die Steuerfähigkeit der Bevölkerung erhöhen oder zumindest den entsprechenden Prozess einleiten müsse. Ferner sollten so bald wie möglich neue Ausgleichsverhandlungen über das Zoll- und Handelsbündnis mit Cisleithanien aufgenommen werden.<sup>73</sup> Nur wenn das nicht

<sup>68</sup> In Vertretung der Deák-Partei waren József Szlávy, Antal Csengery, István Gorove und Kálmán Széll, seitens der Links-Mitte-Partei Kálmán Tisza, Lajos Simonyi, Tamás Péchy und Gábor Várady zugegen.

<sup>69</sup> *Csengery: Hátrahagyott iratai*, 339.

<sup>70</sup> Zur Konferenz ausführlicher: *Csengery: Hátrahagyott iratai*, 336–339; Gyula Oláh: *Az 1875-ik évi fúzió története*. Budapest 1908, 307–308.

<sup>71</sup> Von der Deák-Partei waren Kálmán Széll, Antal Csengery, István Gorove, Károly Kerkapoly, Lajos Horváth, Ferenc Pulszky und Mór Wahrmann anwesend, während von der Links-Mitte-Partei Kálmán Tisza, László Tisza, Lajos Simonyi, Gábor Várady, Tamás Péchy, Sándor Nikolics und Pál Móricz zugegen waren.

<sup>72</sup> Béla Wenckheim, der frühere Minister am Allerhöchsten Hoflager, übernahm den Posten des Regierungschefs nur vorübergehend, bis zu den im Sommer 1875 fälligen Reichstagswahlen.

<sup>73</sup> Tisza war bemüht, wenigstens in Detailfragen der Wirtschaftsgemeinschaft einzelne Elemente seines früheren oppositionellen Programms aufrechtzuerhalten, die auch für eine Konsolidierung der Staatsfinanzen nicht nebensächlich waren. Er wollte statt der gemeinsamen Notenbank (die Österreichische Nationalbank) eine selbständige ungarische Noten-

genügen sollte, dürften die Steuern erhöht werden. Abgeordnete der Links-Mitte-Partei bezogen sich auch diesmal auf die früher schon erwähnte *politische Moral*, wonach sie es sich 1875 nicht erlauben könnten, Steuererhöhungen zu unterstützen; sie signalisierten aber, dass sie später dazu bereit wären. Széll antwortete, dass ohne eine Einnahmensteigerung nach seinen Berechnungen lediglich 17 Millionen Forint von 1875 in das Jahr 1876 übertragen werden könnten, jedoch 53 Millionen notwendig wären. Der Fehlbetrag sei so groß, dass man ihn nicht einmal durch Steuererhöhung ausgleichen könne, so dass ein Kredit notwendig sei. Die Einnahmen müssten aber auch schon deshalb erhöht werden, »weil eine Nation, die nicht einmal die Bereitschaft zeigt, sich aus eigener Kraft und Anstrengung zu helfen, kann nicht erfolgreich um die Inanspruchnahme eines Kredits ersuchen, oder sie wird gezwungen sein, diesen sehr teuer zu bezahlen.«<sup>74</sup> Die Meisten verließen enttäuscht die Besprechung, nur Csengery, Wenckheim und Széll blieben mit Kálmán Tisza zurück. In diesem engen Kreis gelang schließlich ein Kompromiss; Tisza versprach, zu Beginn der nächsten Sitzungsperiode der Legislative, also nach den Wahlen im Sommer 1875, eine intensive Steuererhöhung zu unterstützen. Dieses Angebot nahmen die Anderen an und kamen auch überein, so bald wie möglich einige neue Steuerarten durch den Reichstag zu bringen, die Sommerwahlen schnellstmöglich abzuhalten und die neue Legislative vom König einberufen zu lassen.<sup>75</sup>

Es wurde schnell entschieden, dass die neue Partei nach der Fusion ohne Pál Sennyey's konservative Gruppe und Menyhért Lónyay's Dinerpartei gebildet wird.<sup>76</sup> Kálmán Széll war der eindeutige Anwärter auf den Posten des Finanzministers. In den letzten Februartagen wurden auch die übrigen Mitglie-

---

bank gründen, von der er billigen Kredit für Ungarn erhoffte. Daneben wünschte er günstigere Zollsätze für Ungarns Wirtschaft. Ferner schlug er vor, das System der indirekten Steuern zu verändern. Die im Preis der einzelnen Produkte integrierten Steuern konnten wegen des gemeinsamen Marktes in der Monarchie Cisleithanien und Transleithanien nur gemeinsam regeln. Das geltende System war für Ungarn deshalb nachteilig, weil die Verbrauchsabgaben von den Fabriken unmittelbar bei der Herstellung an das Land abgeführt wurden, wo sie ihren Standort hatten. Den Großteil des in Ungarn verkauften Biers und Zuckers stellten österreichische Fabriken her, welche die Steuern daher Cisleithanien zahlten. Der jährliche Verlust, der auf diese Weise den ungarischen Staat traf, wurde auf 6 bis 13 Millionen Forint geschätzt. *Katus*: Hungary, 121.

<sup>74</sup> Csengery: Hátrahagyott iratai, 340–341.

<sup>75</sup> Über die Konferenz am 25. Februar: Csengery: Hátrahagyott iratai, 339–344; Oláh: Az 1875-ik évi fúzió, 309–310.

<sup>76</sup> Zur Politik Lónyay's und seiner Anhänger: András Cieger: Lónyay Menyhért 1822–1884. Budapest 2008, 404–406.

der der Wenckheim-Regierung bestimmt. Kálmán Tisza wurde Innenminister, wobei sich jeder darüber im Klaren war, dass es sich dabei um eine vorübergehende Lösung handelte, denn er hatte die Aufgabe, die Wahlen im Sommer zu bewältigen. Entsprechend dem vorab besprochenen Drehbuch versammelten sich die Deák-Partei und die Links-Mitte-Partei am 1. März 1875 im Festsaal des Hotels Hungaria, um die Liberale Partei zu gründen. Dann stellte sich die neue Regierung vor, und zum Schluss zogen alle in die Dorottya-Straße in den Klub der ehemaligen Deák-Partei.<sup>77</sup> Am 2. März empfing und ernannte der in Budapest weilende Herrscher die Mitglieder des Kabinetts.<sup>78</sup> Ministerpräsident Béla Wenckheim gab am 3. März im Abgeordnetenhaus das Zehn-Punkte-Programm der Regierung bekannt, das auf die Konsolidierung des Staatshaushalts abzielte.

Wie es damals üblich war, trat Kálmán Széll nach seiner Ernennung zum Minister als Abgeordneter zurück, er wurde jedoch am 30. März 1875 in der Zwischenwahl in seinem Wahlbezirk einstimmig wiedergewählt.<sup>79</sup> Die Entscheidung Szélls, der ursprünglich die Deák-Partei vertrat, Finanzminister der Liberalen Partei zu werden, wurde von seinen Wählern bekräftigt. All dies dürfte für mögliche Gegenkandidaten demoralisierend gewesen sein, denn er hatte bei den allgemeinen Abgeordneten-Wahlen, die einige Monate später stattfanden, in St. Gotthard keinen Herausforderer: Am 8. Juli 1875 gewann er einstimmig sein Mandat.<sup>80</sup>

Die Wahlen im Sommer 1875 gewann die Liberale Partei mit gewaltiger Überlegenheit: Im Reichstag, der im Herbst eröffnet wurde, verfügte sie über eine 80-prozentige Mehrheit; die Opposition war zudem gespalten. Széll konnte also nunmehr mit einem entsprechenden politischen Potential hinter sich mit der Sanierung der Finanzen des ungarischen Staates beginnen.

<sup>77</sup> Pál Móricz: *A magyar országgyűlési pártok küzdelmei a Deák és Balközép pártok egybeolvadásáig*. II. Budapest 1892, 152–155.

<sup>78</sup> Die Allerhöchste EntschlieÙung Franz Josephs über die Ernennung des Kabinetts: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien. Kabinettsarchiv, Kabinettskanzlei, Vorträge 799/1875, Kt. 4.

<sup>79</sup> *Vigh: Szemelvények*, 16.

<sup>80</sup> Ebenda.

*Szabolcs Nagy, Győr*

## Károly Kratochvil und die Szekler Division 1918/1919

Der Spätherbst des Jahres 1918 brachte Verwirrung in ganz Ungarn, und die Lage war in Siebenbürgen wohl am chaotischsten. Die rumänische Armee war bereits zwei Jahre zuvor, im August 1916, in den Landesteil eingedrungen.<sup>1</sup> Nach Eintreffen der dorthin beordneten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen hat sich zwar das Kriegsglück bald gewendet – im Dezember war auch Bukarest gefallen. Doch bis dahin hatten die Kämpfe erhebliche Schäden verursacht, vor allem im Szeklerland, wo die Wirtschaft bis Kriegsende nicht einmal das Niveau vom Sommer 1916 erreichen konnte. Die Bevölkerung hatte nicht nur wirtschaftliche Schäden erlitten. Viel zu leiden hatten die vor den Kämpfen geflüchteten Menschenmassen sowie, noch mehr, die von den Besatzungskräften Verschleppten. In den rumänischen Gefangenenerlagern herrschten unbeschreibliche Verhältnisse, Typhus war die größte Gefahr für die Gefangenen. Nach Sándor Pál-Antals Angaben kehrten von 17.000 Personen, die ins Lager Sipotele (Komitat Iași) verschleppt worden waren, lediglich 3.000 wieder heim.<sup>2</sup> Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass die ungarische Gemeinschaft in Siebenbürgen und vor allem die Szekler einem etwaigen erneuten Einbruch der rumänischen Truppen mit großer Angst entgegenblickten.

Nach dem Ende der Kämpfe in Siebenbürgen 1916 wollte die Kriegsführung der Monarchie den Fehler vermeiden, erneut unvorbereitet zu sein. Deshalb wurde die Goldbach-Gruppe organisiert und mit der Verteidigung Siebenbürgens betraut. Die von Feldmarschalleutnant Anton Goldbach Edler von Sulittaborn befehligten Streitkräfte bestanden aus Einheiten der unter-

---

<sup>1</sup> Szabolcs Nagy: Az 1916-os román megszállás egy sepsiszentgyörgyi patikus szemével. Balázsovich Sándor naplója. In: Acta Siculica. A Székely Nemzeti Múzeum Évkönyve. Hgg. Hunor Boér [u. a.]. Sepsiszentgyörgy 2011, 295–326.

<sup>2</sup> Sándor Pál-Antal: A csíkiak viszontagságai 1916-ban. In: Ders.: A Székelyföld és városai. Marosvásárhely 2003, 198–223, hier 219.

schiedlichen Truppengattungen der k. u. k. Armee und der königlich ungarischen *Honvéd* (Heimwehr) und waren mit rund 13.500 Gewehren sowie 80 Kanonen ausgerüstet.<sup>3</sup> Die Mannschaft bestand allerdings nicht aus in Siebenbürgen ansässigen Soldaten. Deshalb befürchteten örtliche Politiker, dass die fremdländischen Soldaten im Falle einer größeren Katastrophe ihre Stellungen schneller aufgeben würden als einheimische, die für ihr Zuhause und ihre Familien kämpften. Deshalb wurde die Ablösung der Einheiten der Goldbach-Gruppe durch siebenbürgische Truppen vorangetrieben. Die Kriegsführung betrachtete diese Befürchtungen als übertrieben, obwohl sie – wie es sich nachträglich herausstellte – begründet waren. Anfang November 1918 wurde die Goldbach-Gruppe infolge der Kriegsniederlage beziehungsweise der Revolution aufgelöst, und die Soldaten kehrten in ihre Heimat, in ferne Gebiete der Doppelmonarchie, zurück. Am 12. November drang die rumänische Armee bei Gyergyótölgyes (*Tulgheș*) wieder in ungarisches Gebiet ein – ein Tag vor der Unterzeichnung der Militärkonvention von Belgrad, die diesen Schritt erst ermöglichte.<sup>4</sup>

Währenddessen herrschten auch bei den in Siebenbürgen stationierten Truppen katastrophale Zustände. Selbst die Soldaten, die von der Front geregelt abgezogen und heimgebracht werden konnten, waren schon bald vom Chaos der öffentlichen Zustände betroffen. Obwohl Oberst Károly Kratochvil (1869–1946), Kommandant des 4. Infanterieregiments der *Honvéd* in Großwardein (*Nagyvárad, Oradea*), zu den Offizieren gehörte, die ihre Truppen in geschlossener Ordnung an ihren Friedensstandort zurückgeführt hatten, sah sich Oberstleutnant Zoltán Gombos, der ihn Anfang Dezember 1918 als Kommandant ablöste, gezwungen, seinem Vorgesetzten anschaulich von den Zuständen bei den *Vierern* zu berichten: »Wenn zum Beispiel ein Mannschaftssoldat eine neue Hose haben will, sagt er zu seinem Offizier: ›Hören Sie! Wann geben Sie mir endlich eine neue Hose?‹ Worauf ein Kamerad dazwischenruft: ›Schmeiß sie ihm doch in die Fratze!‹ Auf die Frage, wer sich eines solchen Tones bediene, steht der Betreffende stolz auf und meldet mit drohender Stimme: ›Ich war es, jetzt haben wir eine neue Ordnung, jetzt wird anders geredet.«<sup>5</sup> Selbstverständlich herrschten auch bei anderen siebenbürgischen Regimentern ähnliche Missstände. In den Kasernen in Klausenburg

<sup>3</sup> Barna *Gottfried* – Szabolcs *Nagy*: A Székely Hadosztály története. Csíkszereda 2018, 65–66.

<sup>4</sup> Olivér *Fráter*: Erdély román megszállása 1918–1919-ben. In: *Kisebbségkutatás* 9 (2000) 2, 242–263.

<sup>5</sup> Magyar Nemzeti Levéltár Veszprém Megyei Levéltára, Veszprém [im Weiteren: MNL VeML]. Kratochvil Károly iratai. XIV. 10, 2/1, 79.

(*Kolozsvár, Cluj*) vertrieben sich die Soldaten die Zeit neben der Trinkerei regelmäßig damit, Matratzen aus dem Gebäude zu werfen oder die teure Munition in die Luft zu verschießen.<sup>6</sup>

Im November 1918 wurde Oberst Károly Kratochvil<sup>7</sup> zum Kommandanten des 5. Distriktkommandos in Siebenbürgen – und damit eigentlich aller Truppen in Siebenbürgen – befördert. Kratochvil fand in der Zentrale des Kommandos trostlose Verhältnisse vor. Von den im Prinzip verfügbaren Regimentern waren praktisch nur die Rahmenbestände vorhanden, deren Personalzahlen lediglich einen Bruchteil der vorgesehenen Kriegsbestände ausmachten. Obendrein besaß dieses geringe Heer infolge der genannten disziplinären Defizite einen wesentlich geringeren Gefechtswert, als es die Personalzahl vermuten ließ. Um den Ungarn bedrohenden Mächten Widerstand zu leisten, hätte das Kommando Siebenbürgen dringend disziplinierte und für Kriegseinsätze aufgestockte Truppen benötigt.

In Klausenburg hielt sich zu dieser Zeit eine bedeutende Anzahl Soldaten szeklerischer Abstammung auf. Manche hatten es vor dem Einfall der Rumänen nicht geschafft, in ihre Heimatgebiete zurückzukehren und warteten in der Hoffnung ab, etwas für die Daheimgebliebenen tun zu können. Einige waren gerade vor dem rumänischen Einbruch nach Klausenburg geflüchtet, andere wiederum lebten zu Studien- oder Arbeitszwecken in der Stadt, blieben aber über ihre Angehörigen weiterhin eng mit ihrem Geburtsort verbunden. Angesichts der Nachrichten nahm ihre Besorgnis sowohl um das Schicksal der Daheimgebliebenen als auch um die ungarische Armee, die Siebenbürgen anscheinend nicht mehr verteidigen konnte, immer mehr zu. Eine kleine Gruppe von Szeklern – hauptsächlich junge Intellektuelle, die als Offiziere der Reserve im Krieg dienten –, begann sich in der zweiten Novemberhälfte 1918 zu organisieren, um durch eine Anwerbung von Soldaten eine schlagkräftige Truppe für den Kampf gegen die rumänische Armee aufzustellen. Einer der Leiter der Gruppe war der Journalist István Zágoni, Leutnant der Reserve, der die Ereignisse ausführlich in seinem 1943 erschienenen Werk „Szekler im Unwetter“ beschrieb. Die Mitglieder der Gruppe sprachen in Klausenburg junge Offiziere und Unteroffiziere szeklerischer Abstammung an, um gemeinsam nach einer Lösung zu suchen.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Gottfried – Nagy: A Székely Hadosztály, 71.

<sup>7</sup> Gegen Ende seines Lebens bevorzugte er diese Namensform, weshalb sie auch hier verwendet wird.

<sup>8</sup> István Zágoni: Székelyek ítéletidőben. Budapest 1943.

Die Organisatoren beschlossen nach kurzer Zeit, heimlich in die noch nicht besetzten Gebiete des Szeklerlandes zu reisen und dort Soldaten für den Kampf gegen die Rumänen anzuwerben. Damit eine von ihnen rekrutierte Truppe der Besatzungsmacht erfolgreich Widerstand leisten konnte, bedurfte es allerdings auch der Unterstützung der offiziellen Heeresleitung und der Politik. Deshalb wandte man sich an Kratochvil und István Apáthy, den Oberregierungskommissar für Ostungarn, der früher Zágoni an der Universität unterrichtet hatte. Zágoni soll seinen späteren Angaben zufolge die selbst formulierte Frage, wie man Siebenbürgen verteidigen könnte, folgendermaßen beantwortet haben: »[...] es gibt keine andere Hoffnung, wir müssen die Szekler in den Kampf rufen und Szekler-Truppen aufstellen.« Worauf Apáthy jähzornig erwiderte: »Reden Sie nicht davon! Tun Sie es!«<sup>9</sup>

Nach Zágonis Angaben unterstützte Kratochvil den Plan.<sup>10</sup> Dazu äußerte sich Kratochvil später wie folgt: »Die [von zu Hause geflüchteten Szekler-Soldaten, die sich in Klausenburg versammelt hatten, Sz. N.] haben mich als ungarischen Militärkommandanten Siebenbürgens nach meiner Ankunft in Klausenburg gebeten, sich unter der Leitung ihrer szeklerischen Offiziere zu eigenen Truppen zusammenschließen zu dürfen. Ich habe diese Gelegenheit mit Freude wahrgenommen [...].«<sup>11</sup> Mit abweichenden Details, aber im Wesentlichen ähnlich erinnert sich Gábor Hadnagy in einer Memoirensammlung an die Ereignisse. Er war damals Kompaniekommandant im Klausenburger Offiziersbataillon. »Gegen neun Uhr erschien Leutnant Tibor Bíró bei mir und trug eine Bitte vor [...]. Sie, rund zehn junge szeklerische Offiziere, hätten darüber diskutiert, dass man ins Szeklerland fahren und dort aus den von den Rumänen noch nicht erreichten Gebieten Männer herausholen sollte, die sich freiwillig zum Kriegsdienst melden [...].«<sup>12</sup>

Wie sich die Szene auch immer abgespielt haben mag – es steht fest, dass sie vom Militärdistriktkommando das nötige Geld und die Ausrüstung erhielten und sich hinter die rumänischen Linien ins Szeklerland begaben. Zum Zentrum der Organisationsarbeit wurde die Unterregion Erdővidék, und zwar der Ort Barót (*Baraolt*) bestimmt, wo sie am 28. November 1918 eintrafen. Einerseits stammten die meisten Mitglieder der Gruppe aus der Umge-

<sup>9</sup> Ebenda, 11.

<sup>10</sup> Ebenda, 45.

<sup>11</sup> Károly *Kratochvil*: A Székely Hadosztály 1918-19 évi bolsevistaellenes és ellenforradalmi harcai a székely dicsőségért, Erdélyért, Magyarország területi épségéért és Európáért. Hg. Székely Hadosztály Egyesület. [O. o., o. J., Budapest 1938], 34.

<sup>12</sup> MNL VeML. A Székely Hadosztály Egyesület iratai. Visszaemlékezések. XIV. 10.

bung, andererseits war die abgeschiedene, ruhige Gegend für die Abwicklung einer geheimen Aktion bestens geeignet. Einige reisten aus dieser Unterregion nach Csík (*Ciuc*), Gyergyó (*Gheorgheni*) oder in andere Gebiete des Komitats Drei-Stühle (*Háromszék, Trei-Scaune*) weiter; die größeren Siedlungen wurden aber wegen der erhöhten Entdeckungsfahr gemieden. Nach Feststellung des Historikers Barna Gottfried erwiesen sich die Anwerbungen bald als erfolgreich: »Die ersten Pferdewagen ruckelten in der Nacht zum 30. November mit den Freiwilligen von Bibarcfalva zur Bahnstation Ágostonfalva. Danach kamen die Männer aus Hermány, Olasztelek, Bacon, Füle, Bardóc: Erdóvidék bewegte sich.«<sup>13</sup>

Die nächste Schwierigkeit bestand in der Organisierung der Freiwilligen. Auf Kratochvils Befehl wurden sie in Klausenburg von den dort stationierten Truppen getrennt, vor allem damit diese die begeisterten Freiwilligen nicht durch ihr Verhalten und ihre Ansichten demoralisierten. Deshalb wurden die Freiwilligen von allen anderen Truppen (und dem politisch-moralischen Chaos in der Stadt) weit entfernt, in der Hochburg untergebracht. Die Aufrechterhaltung der Disziplin gehörte übrigens zu den schwierigsten Aufgaben der Befehlshaber. Der Rest des später in die Szekler Division integrierten k. u. k. Infanterieregiments Nr. 82 aus Oderhellen (*Székelyudvarhely, Odorheiu Secuiesc*) hielt sich seinerzeit in Zillenmarkt (*Zilah, Zalău*) auf und stieß mit anderen dort stationierten Einheiten mehrmals beinahe zusammen. Die Lage wurde derart untragbar, dass die Soldaten schon bald in der Hoffnung nach Klausenburg beordert wurden, ihr Verhalten würde sich unter den Szekler-Freiwilligen ändern.<sup>14</sup> Aus dem Szeklerland stießen inzwischen fortlaufend neue Freiwillige dazu, so dass die Formation nach kurzer Zeit zum Bataillon und später zum Regiment aufgestockt werden konnte. Der provisorische Kommandant war zunächst Zágoni, später Major Gábor Berde; nach der Entstehung des Regiments wurden die Szekler von Oberst Pál Nagy befehligt. Die Ausrüstung der Soldaten war eine ebenso schwierige Aufgabe wie die Anwerbung. Die Bekleidung wurde aus einem Lager in Székelykocsárd (*Lunca Mureşului*) besorgt, aber eine Waffe besaß – laut einer Aufstellung aus der Zeit – lediglich jeder zweite Soldat.<sup>15</sup>

<sup>13</sup> Barna Gottfried: A Székely hadosztály, 1918–1919. In: Székelyföld 11 (2007) 2, 73–103, hier 75.

<sup>14</sup> Szabolcs Nagy: „Vasszékelyek“. A székelyudvarhelyi 82. gyalogezred az összeomlás alatt. In: Székelyföld 15 (2011) 1, 83–100.

<sup>15</sup> Gottfried – Nagy: A Székely Hadosztály, 76.

Die Anwerbung und Versorgung des Verbands wurde über die Freiwilligen beziehungsweise die Leiter des Militärdistriktkommandos Siebenbürgen hinaus auch von einer dritten Partei unterstützt, dem Szekler Nationalrat mit Sitz in Budapest. Dieser versammelte die von der Front heimkehrenden szeklerischen Soldaten in Budapest und schickte sie in Gruppen von einigen Hundert Mann mit Ausrüstung nach Klausenburg. Ähnlich wurden die Szekler auch auf dem Land angeworben. So schrieb etwa Hauptmann Ede Kretschmer in einem Bericht vom 30. Januar 1919 über die Anwerbung: »Im Komitat Csanád [...] kann man mit bis zu 2.000–3.000 Mann rechnen, die bereit wären, in die Szekler Bataillonen einzutreten. [...] Das Bataillon sollte bestehen aus: 1.) Offizierskorps: ausnahmslos aus Szeklerstämmigen (Aus Offizieren, die bei dem Militärausschuss des Szekler Nationalrates vorgemerkt sind). 2.) Mannschaft: alle Szekler, die in den Infanterieregimentern Nr. 33, 2 und 101 registriert sind, ferner alle sich im Komitat Csanád aufhaltenden szeklerischen und ungarischen Soldaten, die sich freiwillig melden [...].«<sup>16</sup> Der Szekler Nationalrat unterstützte die Arbeit der Division auch politisch: Er sicherte den Truppen das Hinterland und sammelte einen bedeutenden Geldbetrag, den *Szekler Fonds*, aus dem die Verteidigung des Landes und, wenn etwas übrig blieb, die Kultur- und Bildungsaktivitäten der Szekler gefördert werden sollte.<sup>17</sup>

Anfang Dezember 1918 überschritt die rumänische Armee – entgegen der Militärkonvention von Belgrad, aber mit Zustimmung der Entente – die Demarkationslinie entlang des Flusses Marosch (*Maros, Mureş*) und begann, nach Klausenburg vorzustoßen. In der Stadt dürften sich rund 2.000–3.000 Szekler versammelt haben, womit der Versuch einer Stadtverteidigung ein irrsinniges Wagnis gewesen wäre. Es verschlechterte das Kräfteverhältnis noch mehr, dass Ausbildung, Disziplin und Ausrüstung der Szekler Soldaten noch nicht das erwünschte Niveau erreicht hatten. Daher waren Kratochvil und seine Mitarbeiter zu einer Entscheidung gezwungen, und sie entschieden sich für den einzig realistischen Schritt, den Abzug der Truppe aus Klausenburg. Die rumänische Armee besetzte an Weihnachten 1918 die Stadt. Die von Kratochvil befehligten Streitkräfte bezogen daraufhin die Schlüsselpositionen an der Westgrenze Siebenbürgens: im Engpass bei Tschötsch (*Csucsă, Ciucea*), in Siben (*Zsibó, Şibot*) beziehungsweise Trestenburg (*Tasnád*,

<sup>16</sup> MNL VeML. A Székely Hadosztály iratai. XIV. 10.

<sup>17</sup> Benedek Jancsó: A román irredentista mozgalmak története [1920]. Máriabesnyő/Gödöllő 2004, 457.

*Tășnad*). Diese Maßnahme führte zu ernstzunehmenden Spannungen. Es gab viele Soldaten – so ein ganzes Bataillon des Regiments Nr. 21 –, die aus Verzweigung über den Rückzug die Waffen niederlegten und in die bereits besetzten Gebiete heimkehrten.<sup>18</sup>

Das Kommando der in den Westen abgezogenen Truppen wurde für kurze Zeit in Großwardein, später in Sathmar (*Szatmárnémeti*, *Satu Mare*) stationiert. Die Anwerbung und Ausbildung der Soldaten schritt mit großem Einsatz voran, wobei im Allgemeinen umso weniger Soldaten angeheuert werden konnten, je weiter man sich am Rande Siebenbürgens befand oder je größer die Ortschaften waren. In den Großstädten wie Großwardein, Debrecen oder Sathmar hatte die Arbeiterbewegung großen Einfluss, so dass die Einwohner kaum bereit waren, sich den Szeklern anzuschließen; hier wurde sogar die Arbeit der Divisionsteile und ihres Führungsstabs behindert. Die Bevölkerung der Ungarischen Tiefebene sah sich nicht wie diejenige in Siebenbürgen bedroht, so dass dort eine Aufstockung der Regimente ebenfalls nicht möglich war. Die Männer aus der Tiefebene zeigten – sofern sie überhaupt zur Teilnahme bereit waren – für den Kampf weniger Begeisterung als ihre Szekler Kameraden, und ihre Disziplinierung war eine schwierige Aufgabe.<sup>19</sup>

Die Zusammensetzung der von Kratochvil befehligten Streitkräfte hatte sich gegen Ende 1918 weitgehend verändert. Mittlerweile stießen auch andere Freiwillige und Nationalgardisten bedeutsamer Zahl hinzu, und der Zufluss erfasste die Einheiten der Infanteriedivision Nr. 38 sowie andere reguläre siebenbürgische Verbände, deren Anzahl jedoch weit unter dem notwendigen Einsatzbestand blieb. Auf diese Weise machte die Gruppe der freiwilligen Szekler, die im Dezember 1918 in Klausenburg eingetroffen war, beim späteren Zusammenstoß mit dem rumänischen Militär nur noch einen Teil der ungarischen Streitkräfte aus. Allerdings war das Bestreben erkennbar, die Dominanz der szeklerischen Komponente insbesondere im Offizierskorps, möglichst auch bei den Mannschaften beizubehalten.<sup>20</sup>

In dieser Periode wurden die Truppen Kratochvils noch nicht als Szekler Division bezeichnet. Der Truppenverband erhielt diesen Namen, den sich die Soldaten gewünscht hatten, erst mit der Verordnung des Kriegsministers Sándor Festetics vom 17. Januar 1919,<sup>21</sup> und zwar im Rahmen der dem 5. Militär-

<sup>18</sup> *Gottfried – Nagy*: A Székely Hadosztály, 50.

<sup>19</sup> Ebenda, 100.

<sup>20</sup> Ebenda, 76–78.

<sup>21</sup> *István Koszta*: Huszárok a Székely Hadosztályban. In: *Székelyföld* 13 (2009) 1, 101–113, hier 102.

distriktkommando Siebenbürgen unterstehenden Infanteriedivision Nr. 38 (früher k. u. k. Honvéd-Infanteriedivision, Klausenburg). Die Szekler Freiwilligen trugen früher den Namen Szekler Bataillon, später Szekler Regiment, während die Regimenter der Infanteriedivision Nr. 38 beziehungsweise die anderen Regimenter ihre ursprünglichen Stammlistennummern beibehielten. Zur Infanterie der Division gehörten die Regimenter Nr. 21 (früher Klausenburg), Nr. 24 (früher Kronstadt [*Brassó, Braşov*]; diese beiden existierten früher auch im Truppenverband der königlich-ungarischen Honvéd Infanteriedivision Nr. 38, Klausenburg) und Nr. 32 (früher Desch [*Dés, Dej*]) sowie viereinhalb selbständige Bataillone der Szekler Freiwilligen. Diesen Truppenverband löste jedoch Kriegsminister Vilmos Böhm Ende Februar 1919 auf, »und aus den noch vorhandenen Resten der Szekler Truppen ist eine Szekler Kommandotruppe«<sup>22</sup> entstanden. Die Szekler Division existierte also kaum mehr als einen Monat unter diesem Namen.<sup>23</sup>

Oder war dem doch nicht so? Die einzelnen Einheiten der Kommandotruppe bestanden nämlich aus den zu Gruppen umgetauften früheren Regimentern; es wurden jene Regimenter zusammengelegt, die nicht vollständig aufgestockt werden konnten. Auf diese Weise entstand die Szekler Gruppe Nr. 21 aus dem Infanterieregiment Nr. 21 und dem Szekler Jägerregiment Nr. 32, während die Szekler Gruppe Nr. 24 aus den Infanterieregimentern Nr. 24 und Nr. 12 hervorging. Aus den zuvor selbständigen viereinhalb Szekler Bataillonen wurde die 1. Szekler Bataillonsgruppe zusammengestellt. Auch die Namen der bekannten Offiziere der Bataillonsgruppen stimmen mit den Namen der in den früheren Regimentern eingesetzten Offiziere überein. Es wird also deutlich, dass die Umstrukturierung lediglich die gemeinsame Bezeichnung, nicht aber die Zusammensetzung und die Vorgesetzten der Truppen betraf. Bestimmte Teile der Division kämpften allerdings unter dem Namen (Szekler) Brigade Nr. 2 weiter, nachdem die Division gegenüber der rumänischen Armee am 26. April 1919 die Waffen gestreckt hatte.<sup>24</sup> Aber die häufigen Namensänderungen hatten auf die Zusammensetzung der Szekler Division keinen Einfluss.

<sup>22</sup> Ervin *Liptai*: A hadsereg az 1918–1919. évi forradalmakban. A Magyar Tanácsköztársaság honvédő háborúja. In: Magyarország hadtörténete két kötetben. Hg. E. Liptai. II. Budapest 1985, 183–260, hier 207. Der Zweck der Umbenennung der Szekler Division in eine Kommandotruppe bestand in erster Linie darin, die Bestimmung der Militärkonvention von Belgrad, die Ungarn sechs Infanteriedivisionen genehmigte, zu umgehen.

<sup>23</sup> Das Dokument zur Umformung in eine Kommandotruppe bei *Kosztá*: Huszárok, 102.

<sup>24</sup> *Gottfried – Nagy*: A Székely Hadosztály, 171–172.

Es erhebt sich die Frage, ob die Szekler Division mit der früheren Division Nr. 38 identisch war, also die beiden Bezeichnungen dieselben Truppen umfasste? Unter militärischen Aspekten muss sie bejaht werden, wenngleich manche Umstände den engen Fachargumenten zu widersprechen scheinen. Die Nachwelt hat den Begriff *Szekler Division* einhellig als Sammelbegriff ausgelegt und Einheiten hinzugerechnet, die nicht der früheren Division Nr. 38 angehört hatten. Kratochvil selbst hat die Begriffe in seinem einschlägigen Werk inkonsequent verwendet.<sup>25</sup> So heißt es bei ihm: »Nachdem ich aus Großwardein in Debrecen angekommen war, legte ich dort die Verteidigungslinie entlang der Linie Tschötsch – Szinérváralja [*Seini*] – Máramarossziget [*Sighetu Marmăției*] endgültig fest«. Er erwähnt nicht das Becken Belényes (*Beiuș*) als Frontstrecke, wo die Verböczy-Gruppe Stellung bezogen hatte, die jedoch nicht zur Szekler Division im engeren Sinne gehörte. Die drei Ortsnamen werden in den meisten Werken ausdrücklich als Ankerpunkte der Frontlinie der Division bezeichnet. Ebenda steht jedoch zu lesen: Der »Vorstoß« der Rumänen »wurde nur durch den Widerstand der Szekler Truppen und nur an ihrer Linie, die von Süden ausgehend westlich von Vaskoh – Tschötsch – Zillenmarkt und östlich in Sathmar von Szinérváralja bis nach Máramarossziget verlief, aufgehalten.«<sup>26</sup> Hier werden also auch die bei Belényes kämpfenden Einheiten als Teile der *Szekler Truppen* angeführt.

Wie kann dieser Widerspruch aufgelöst werden? Es liegt nahe, dass es eine Szekler Division im engeren Sinne sowie eine Reihe von mitkämpfenden Truppen gab; dieser weiter gefasste Begriff schloss praktisch die dem 5. Militärdistriktkommando Siebenbürgen unterstehenden Truppen ein, also die eigentliche Szekler Division beziehungsweise die Brigade Nr. 39 und die Nationalgarde, welche dieser angeschlossen war.

Kratochvil selbst bestätigt unsere Hypothese einerseits mit folgender Textstelle: »Wir haben bereits erwähnt, dass das Militärdistriktkommando Siebenbürgen seinen Sitz im Januar 1919 nach Debrecen verlegte. Das Kommando der von mir organisierten Szekler Division war in Sathmar, das der Brigade Nr. 39 in Großwardein stationiert. Über beide Verbände verfügte das Militärdistriktkommando Siebenbürgen [diesem stand eine Zeitlang ebenfalls Kratochvil vor, Sz. N.] von Debrecen aus.«<sup>27</sup> Ein weiteres Zitat belegt, dass Kratochvil die beiden Haupteinheiten, die er befehligte, nicht auseinander-

<sup>25</sup> Kratochvil: A Székely Hadosztály.

<sup>26</sup> Ebenda, 32.

<sup>27</sup> Ebenda, 35.

hielt. In seinem Werk zählt er im Kapitel „Die Kampfordnung der Szekler Division“ nach dem einführenden Satz – »Bis Ende März 1919 gelang es mir nach vielen Schwierigkeiten und Kämpfen, die untenstehend dargestellte Schlachtordnung zu erreichen« – die folgenden Truppen als Bestandteile der Division auf: Szekler Infanterieregiment Nr. 21 (3 Bataillone), Szekler Infanterieregiment Nr. 24 (2 Bataillone), Szekler Infanterieregiment Nr. 32 (2 Bataillone), 4 und ½ selbständige Szekler Bataillone, Infanterieregiment Nr. 12 Sathmar (3 Bataillone), Honvéd Regiment Nr. 3 (2 Bataillone), zur Brigade Nr. 39 gehörig die Honvéd Regimenter Nr. 39 (2 Bataillone), Nr. 4 (½ Bataillon) sowie die Verbóczy-Gruppe (13 Kompanien).<sup>28</sup> Wie bereits gezeigt, die Szekler Division gab es um diese Zeit de jure nicht mehr. der früher zur Division Nr. 38 gehörende Teil der Truppen kämpfte als Szekler Kommandotruppe weiter, während die nach dem Regiment Nr. 12 aufgezählten Truppen von vornherein nie zur Division gehörten.

Aus alledem folgt, dass nicht einmal Kratochvil die militärische Terminologie beziehungsweise die Veränderungen in der Armee nach der Umstrukturierung genau befolgte, denn er verwendete den Ausdruck *Szekler Division* sehr flexibel. Weitere Beispiele hierfür finden sich in dem Teil des Werkes, in dem der Verfasser die Kampfhandlungen der Division aufzählt. Hier werden Ereignisse aufgereiht, bei deren Eintritt die Versammlung der Szekler Freiwilligen in Klausenburg gerade erst begonnen hatte. Ebenso nennt Kratochvil die späten Kämpfe der Verbóczy-Gruppe im April 1919, die jedoch nicht mehr zur Szekler Division gehörte.<sup>29</sup>

Somit gibt es zahlreiche Gründe, die an der Grenze des historischen Siebenbürgen gegen die Rumänen kämpfenden Truppen – wie es Zeitgenossen oft taten – übergreifend zu behandeln. An erster Stelle geht es dabei um den politischen Kontext dieser Formationen. Alle Einheiten waren mit der vor dem 21. März 1919, dem Tag der Ausrufung der ungarischen Räterepublik geltenden politischen Richtlinie nicht einverstanden, aber ihr Verhältnis zur Räterepublik war noch angespannter. Die Truppen verband auch die Person ihres Vorgesetzten Kratochvil. Die Streitkräfte unterschieden sich außerdem im Hinblick auf die Motivationen der Mannschaft (Schutz der Heimat, der Familie und des Eigentums) von anderen Truppen, die mit Soldaten aus anderen Gebieten Ungarns aufgestockt wurden, zu denen noch die *internationalen roten Truppen* kamen. Sie glichen sich in ihrer Ansicht zur Demokratisierung

<sup>28</sup> Ebenda, 42.

<sup>29</sup> Ebenda, 81–82.

der Armee, indem sie die Rangabzeichen sowie die in der Doppelmonarchie gültigen militärischen Normen der Kommunikation zwischen Offizieren und Soldaten beibehielten. Der rumänische Vorstoß gegen Ungarn wurde bis zur Entstehung der Roten Armee nur von diesen Truppen aufgehalten.<sup>30</sup>

Dabei lag deren Personalbestand selbst bei maximaler Aufstockung höchstens bei elf- bis zwölftausend.<sup>31</sup> Mit diesem Mannschaftsbestand musste Kratochvil die gesamte Frontstrecke von Belényes bis Máramarossziget halten, was jedoch unmöglich war. Deshalb wurden unter Ausnutzung der orographischen Gegebenheiten vor allem die Verkehrswege in den Flusstälern stärker gesichert, während an anderen Orten lediglich eine lockere Kette von Feldposten aufgestellt wurde. Während einzelne Teile der Szekler Division ihre Kampfstellungen bezogen, stand noch immer nicht fest, welchen Bewegungsfreiraum sie hatten und welche Handlungen sie vornehmen durften.<sup>32</sup> Es ist bekannt, dass die Revolutionäre die bewaffnete Verteidigung der territorialen Integrität Ungarns anfangs für unwichtig hielten; Staatspräsident Károlyi wies erst Anfang März 1919 in einer Ansprache an die Soldaten der Division in Sathmar auf die bewaffnete Verteidigung als vorrangige Aufgabe hin.<sup>33</sup> Die Entscheidung für den bewaffneten Widerstand war jedoch schon viel früher in eigener Kompetenz gefallen. Kratochvil hatte bereits beim Vorstoß der Rumänen Mitte Dezember 1918 seinen Truppen mitgeteilt, dass er die aktive Verteidigung, den bewaffneten Widerstand gegen die Rumänen organisieren werde.<sup>34</sup> Es war typisch für die damaligen Zustände, dass die Anweisung nicht aus dem in *Kriegsministerium* umbenannten ehemaligen Verteidigungsministerium kamen, und dass der Widerstand trotzdem nicht verhindert wurde.

Es ist genauso typisch für die Zustände der Zeit, des Landes und der Division, dass der erste Gegenangriff nicht auf Kratochvils Befehl hin erfolgte, sondern aufgrund einer Entscheidung von Oberst Lajos Kubay, dem Befehlshaber des Infanterieregiments Nr. 21. Am 12. Januar 1919 griffen die Rumänen die in Erldorf (*Egeres, Aghires*) stehenden Einheiten des Regiments an.

<sup>30</sup> Szabolcs Nagy: Kérdések a Székely Hadosztály történetéből. In: Székelyföld 13 (2009) 10, 71–86, hier 72–74.

<sup>31</sup> Gottfried – Nagy: A Székely Hadosztály, 60.

<sup>32</sup> Ebenda, 92–94.

<sup>33</sup> Szabolcs Nagy: Árulás vagy ellehetetlenülés: a Székely Hadosztály és a forradalmi erők viszonya a Veszprém Megyei Levéltárban őrzött Kratochvil-hagyaték tükrében. In: Levéltári Szemle 61 (2011) 3, 29–36, hier 32.

<sup>34</sup> Hadtörténeti Múzeum, Hadtörténeti Intézet és Múzeum, Budapest. Hadtörténelmi Levéltár II. 891. 48/27–34, 733–766.

Demzufolge zog sich das Regiment Nr. 21 in den Raum Tschötsch, westlich von Klausenburg, zurück. In dieser Lage entschied sich Kubay für einen Gegenangriff, den er bei bloßer Benachrichtigung der Divisionsleitung ohne deren Genehmigung am 23. Januar einleitete. Das Regiment stieß zwar innerhalb von drei Tagen bis nach Malomszeg (*Brăișoru*) im westlichen Umland Klausenburgs vor, aber es wurde von Norden und Süden her durch irreguläre rumänische Streitkräfte angegriffen, während die reguläre rumänische Armee Verstärkungen aus der Richtung Klausenburgs erhielt. Dem Regiment drohte die Einkesselung und Vernichtung, weshalb es sich nach Tschötsch zurückziehen musste, wo es am 29. Januar von einem französischen Ausschuss aufgesucht und zur Einstellung der Feindseligkeiten aufgefordert wurde.<sup>35</sup> Damit erstarrte die Front für mehrere Monate, es kam nur zu kleineren lokalen, streckenweise brutalen Zusammenstößen, welche die Lage aber nicht wesentlich veränderten. Hauptsächlich jene Offiziere szeklerischer Abstammung, die auch bei den Anwerbungen den Großteil der Arbeit geleistet hatten, konnten die Tatenlosigkeit nur schwer ertragen. Sie organisierten eine Bewegung, die ohne Befehl einen Angriff in der Hoffnung beginnen sollte, eine Offensive der Division zu erzwingen.<sup>36</sup>

Der Plan scheiterte allerdings am Widerstand der älteren und besonnenen Kommandanten. Zum bedeutendsten Gefecht dieser Periode der Untätigkeit kam es trotzdem infolge eines solchen nicht befohlenen Angriffs. Dazu trug der unglückliche Umstand bei, dass ein Bataillon der Nationalgarde aus dem Komitat Szilágy (*Sălaj*) unter der Führung von Major Mihály Gyurotsik an die Frontstrecke westlich von Zillenmarkt abkommandiert wurde. Im Februar trafen dort Nachrichten über Übergriffe und Gewaltakte der rumänischen Seite aus den umliegenden Städten ein. Weil sich die Familien vieler Soldaten in Zillenmarkt aufhielten, konnten die Männer nur sehr schwer zurückgehalten werden. Schließlich ordnete Gyurotsik am 22. Februar einen Angriff zur Zurückeroberung von Zillenmarkt, Siben und von Meszes-Berge (*Meszes-hegység, Munții Meseș*) an. Der Kommandant verlor jedoch nach kurzer Zeit den Kontakt zu den Truppen, so dass er die Einhaltung seiner Befehle nicht kontrollieren konnte. Nach der Rückeroberung von Zillenmarkt wurde der Angriff nicht fortgesetzt, und anstatt strategisch wichtige Stellen zu besetzen, feierten die Soldaten zusammen mit der Zivilbevölkerung. Als die rumänische Artillerie dies realisierte, begann sie von Meszes-Berge aus, den sie noch

<sup>35</sup> MNL VeML. A Székely Hadosztály iratai. XIV. 10. 3/2., 196.

<sup>36</sup> Ebenda, 180.

immer besetzt hielt, die Stadt zu beschießen. Daraufhin mussten Gyurotsiks Truppen die Stadt aufgeben, und ein Großteil der ungarischen Bevölkerung flüchtete aus Zillenmarkt. Wegen der gescheiterten Aktion wurde der Major vor ein Kriegsgericht gestellt und durfte erst Anfang April zu seinen Truppen zurückkehren.<sup>37</sup>

Die vorübergehende Ruhe an der rumänischen Front bedeutete allerdings nicht, dass der Szekler Division keine Gefahr drohte. Diese ging oft nicht vom Feind, sondern vom eigenen Hinterland aus, denn das Verhältnis zwischen den Szeklern und der politischen Führung der Räterevolution verschlechterte sich zusehends. Die Klärung der Frage, wer dafür verantwortlich war, wird dadurch erschwert, dass die Leiter der Division – vor allem Kratochvil – in der Zwischenkriegszeit versuchten, die Division als konterrevolutionäre Truppe darzustellen. Obwohl es für diese Behauptung nachvollziehbare Gründe gab, kann sie nicht ernst genommen werden. Es trifft zu, dass weder die Mannschaften noch die Offiziere mit der Revolution sympathisierten, aber sie bemühten sich im eigenen Interesse stets um Zusammenarbeit mit den führenden politischen Kräften in Ungarn und mit der Heeresleitung. Sie hatten rein situationsbedingt keine andere Wahl. Der in den 1930er Jahren gezeichnete Ruf antibolschewistischen Widerstands trug während des nachfolgenden kommunistischen Regimes zur Entstehung des Mythos vom Verrat der Szekler Division an der Revolution bei, der heute noch hin und wieder zur Sprache kommt.<sup>38</sup> Bestimmten politischen Kräften waren jedoch die Verteidigungsbemühungen der Szekler von Anfang an ein Dorn im Auge. Das traf insbesondere auf die linke innere Opposition der Sozialdemokraten beziehungsweise die Kommunisten zu, die infolge der zahlreichen geheimen Parteimitgliedschaften von den Sozialdemokraten nicht immer genau abgrenzbar waren. Von diesen Personen ist József Pogány hervorzuheben: Der ehemalige Journalist der Zeitung „Népszava“ (*Volksstimme*) wollte auf den Posten des Kriegsministers (Volkskommissars) berufen werden und betrieb dafür intensive Intrigen. Pogány war ab Anfang November 1918 Leiter des Militärrates in Budapest und hatte großen Einfluss auf die Kriegspolitik Ungarns. Die ab dem 25. Oktober 1918 gegründeten Militärräte bildeten ein Netzwerk innerhalb des Militärs, deren Rechte und Pflichten Kriegsminister Albert Bartha nachträglich in einer Verordnung regelte.<sup>39</sup> Wegen vieler vager

<sup>37</sup> *Híreink*. In: Debreczeni Újság 23 (1919) 51, 18. Februar.

<sup>38</sup> Nagy: *Árulás*, 33.

<sup>39</sup> *Gottfried – Nagy: A Székely Hadosztály*, 31.

Formulierungen blieben die Randordnungen zwischen den Vertrauensmännern des Militärrates und den Truppenkommandanten ungeklärt und führten zu zahlreichen Konflikten.

Die Militärräte wirkten wie Quasi-Gewerkschaften. Sie beaufsichtigten die Umsetzung der *Errungenschaften der Revolution* und die Demokratisierung im Militär, wozu lebensfremde Phänomene gehörten wie etwa ein Verbot der Benutzung von Rangabzeichen oder von Begriffen, die auf ein Über- oder Unterordnungsverhältnis hinwiesen, kurzum: insgesamt die Abschaffung von hierarchischen Strukturen. Das Offizierskorps der Szekler und ein Großteil der Mannschaft waren mit diesen Vorschriften nicht einverstanden. Den meisten war die Verteidigung der Heimat wichtiger als eine Anpassung an progressive Ideen, sie hielten eine Armee ohne Hierarchie und Disziplin für nicht funktionsfähig. Wo meistens in kürzester Zeit Entscheidungen getroffen und Aktionen vollzogen werden müssen, kann keine umfassende Demokratie – etwa eine *Abstimmung* der Mannschaft über Angriff oder Rückzug – funktionieren. Das versuchten die Szekler den zu den Truppen entsandten Vertrauensmännern klarzumachen, aber ihre Argumente wurden von den meist ideologisch geschulten Militärratsbeamten zurückgewiesen. So wurden Schulterklappen und Militärgruß in der Regel zwar beibehalten, aber die Vertrauensmänner schickten regelmäßig Lageberichte nach Budapest.<sup>40</sup>

Die Lage wurde durch das Problem der mangelhaften Truppenversorgung weiter verschärft. Es ist schwer zu entscheiden, inwieweit die allgemeine Wirtschaftslage oder die für manche Fälle nachweisbare Sabotage in Budapest für den stockenden Ausrüstungs- und Lebensmittelnachschub verantwortlich war. Dieser Mangel stärkte jedenfalls nicht das Vertrauen der Szekler in die Heeresleitung, und die Spannungen nahmen immer weiter zu. József Pogány bezeichnete die Szekler Division in einer Budapester Ansprache von Anfang Februar schon als konterrevolutionäre Truppe und die zu ihrer Aufstockung organisierte Anwerbung als konterrevolutionäre Betätigung.<sup>41</sup> Einige der angesprochenen Regimenter erörterten in einem Antwortschreiben in der Presse, dass sie zwar jegliche konterrevolutionäre Betätigung ablehnen würden, aber ihren Einsatz zur Landesverteidigung, der für sie das Wichtigste war, nur unter Aufrechterhaltung der Disziplin für möglich hielten.<sup>42</sup>

---

<sup>40</sup> Nagy: *Árulás*, 33–34.

<sup>41</sup> Ebenda, 35.

<sup>42</sup> Ebenda.

Die Ausrufung der Räterepublik weckte sowohl in der Szekler Division als auch in den Kreisen der ungarischen Öffentlichkeit positive Erwartungen, die um die territoriale Integrität besorgt waren. Von der neuen Staatsordnung erhoffte man sich eine effiziente Landesverteidigung, und die Aufstellung der Roten Armee schien diese Erwartungen tatsächlich zu erfüllen. Die Szekler erfuhren jedoch schon bald, dass das neue Regime ihren *Sonderweg* nicht mehr nur verbal ablehnte. Das Blatt „Vörös Újság“ (*Rote Zeitung*) widmete der Division einen langen Artikel und diffamierte die Szekler als Feinde.<sup>43</sup> Bei den Truppen trafen nach kurzer Zeit immer mehr Kommissare ein, die die Mannschaften gegen die Vorgesetzten aufwiegeln wollten. Dieses Vorhaben schlug jedoch meistens fehl, und in mehreren Fällen mussten Offiziere die Propagandisten aus den Händen der Mannschaften befreien. Die Stadtbevölkerung in der Ungarischen Tiefebene im Hinterland der Division, in denen einzelne Teile der Division etwa bei Großwardein, Großkarol (*Nagykároly, Carei*) und Sathmar, sympathisierte allerdings mit der Revolution. Mehrere Szekler Offiziere, die dienstlich durch diese Städte reisten oder sich dort aufhielten, wurden angegriffen, weshalb die Szekler gegen die sie angreifenden lokalen Direktorien vorgehen. Diese Fälle wurden von der Gegenseite als konterrevolutionäre Handlungen bezeichnet.<sup>44</sup>

Die Lage eskalierte nach kurzer Zeit und führte auf beiden Seiten zum unumkehrbaren Vertrauensbruch. Das Regiment Nr. 21 in Tschötsch, an einem Knotenpunkt der Front, wurde von der Heeresleitung der Roten Armee abgelöst und durch ein Eisenbahnerregiment aus Budapest ersetzt. In den Quellen werden auch internationale Bataillone genannt.<sup>45</sup> Die Angehörigen der neuen Truppe beschossen aus den Waggons heraus die Porzellanisolatoren der Hochspannungsleitungen sowie weidende Tiere. Nach der Ankunft verübten sie einen Raubüberfall auf eine Offizierskantine; später schossen sie Tag und Nacht ziellos herum und verschwendeten die ohnehin knappe Munition. Unter diesen Rahmenbedingungen begann zwei Tage später, am 16. April, die große rumänische Offensive an der gesamten Frontlinie.<sup>46</sup>

Die neuen Verteidiger von Tschötsch harrten im Gefecht nicht einmal kurz in ihren Stellungen aus, sondern ergriffen ohne Widerstand die Flucht,

<sup>43</sup> Nagy: Árulás, 36.

<sup>44</sup> Ebenda, 37.

<sup>45</sup> Ebenda, 40.

<sup>46</sup> Gottfried – Nagy: A Székely Hadosztály, 164–165.

und Großwardein blieb ohne Schutz. Das führte einerseits zur Unterbrechung der Verteidigungslinie, andererseits bestand die Gefahr der Einkesselung der gesamten Nordstrecke; als Option verblieb so nur der möglichst geordnete Rückzug. Einzelne Truppenteile zogen sich unter zahlreichen und an verschiedenen Orten mit den Rumänen ausgetragenen Gefechten in den Raum Mátészalka zurück. Kratochvil erkannte Anfang April, dass er endgültig zwischen zwei Lagern gefangen war, weshalb er einen verzweifelten und irrealen Versuch unternahm: Er wollte den lokalen Vertreter der Entente, General Gondrecourt, durch Boten dazu bewegen, die Rumänen aufzuhalten, bis es den Szeklern gelingen würde, Béla Kun zu stürzen. Die Entente war der Räterepublik zwar feindlich gesinnt, aber deren Sturz erhoffte sie sich nicht von den Truppen Kratochvils. Es erschwerte die Situation erheblich, dass die Boten ihren Auftrag infolge tragikomischer Verwicklungen nicht ausführen konnten, so dass Gondrecourts ablehnende Antwort Kratochvil erst im Kriegsgefangenenlager Kronstadt erreichte.<sup>47</sup>

Knapp eine Woche nach dem Beginn der rumänischen Großoffensive vereinigten sich die Hauptkräfte im Raum Mátészalka, und der ungleiche Kampf endete mit der Niederlage der Szekler. Für die Divisionsleitung boten sich mehrere Möglichkeiten. Eine bestand darin, die Division komplett in die Rote Armee zu integrieren, wogegen jedoch unzählige Argumente sprachen. Einerseits gab es an einigen Orten bereits bewaffnete Konflikte zwischen den Szeklern und den Rotarmisten. Andererseits befürchtete die als konterrevolutionär gebrandmarkte Divisionsführung zu Recht, dass man sie hinrichten würde. Gleichzeitig lehnte ein Großteil der Mannschaften – die ansonsten bereit gewesen wären, bis zum Schluss für ihre Heimat Siebenbürgen zu kämpfen –, den Dienst in Béla Kuns Armee ab. Wenig begeistert zeigten sich die Szekler auch von der Aussicht, bei einer Integration in die Rote Armee bestenfalls in einer Straf- und Erziehungskompanie zu landen, während ihren ursprünglichen Einheiten auf jeden Fall die Auflösung bevorstand.<sup>48</sup>

Eine zweite Alternative bestand in der Kapitulation vor den Rumänen, worüber bereits am 18. April Verhandlungen aufgenommen und durch die Niederlage bei Mátészalka beschleunigt wurden. So kam es am 25. April 1919 in Demecser (Komitat Szabolcs-Szatmár-Bereg) zur Unterzeichnung des entsprechenden Abkommens.<sup>49</sup> Zuvor hatte der Oberst seine Truppen befragt

<sup>47</sup> MNL VeML. A Székely Hadosztály Egyesület iratai. Visszaemlékezések. XIV. 10. IV. II. E. 9.

<sup>48</sup> *Gottfried – Nagy: A Székely Hadosztály*, 183.

<sup>49</sup> *Kratochvil: A Székely Hadosztály*, 60.

und sie nicht verpflichtet, dem Abkommen beizutreten; die Mehrheit entschied sich trotzdem, die Waffen niederzulegen. Zu dieser Entscheidung wird wahrscheinlich beigetragen haben, dass die Soldaten ihr Ziel aufgegeben hatten und sich erhofften, wenigstens frei in ihr Zuhause zurückzukehren. Es gab aber auch viele, die sich mit jenem Teil der Szekler, der nach dem Durchbruch bei Tschötsch nicht mehr zu den Hauptkräften stoßen konnte, der Roten Armee anschloss. Ein Teil dieser Soldaten spielte bei den späteren Erfolgen des Nordfeldzuges der revolutionären Armee eine herausragende Rolle. Die Geschichte der Division, die im November 1918 begonnen hatte, endete aber nicht mit dem Sturz der Räterepublik, denn viele ehemalige Soldaten Kratochvils dienten danach in der Nationalarmee.<sup>50</sup>

Die rumänische Seite verstieß gegen die Internierungsvereinbarung: Sie setzte die Szekler als Kriegsgefangene fest. Ein Großteil des Offizierskorps wurde nach Kronstadt, und die Mehrheit der Mannschaften ins rumänische Altreich (*Regat*) verbracht. Der ehemalige Kommandant erhielt noch 1921 Briefe von seinen dort inhaftierten Soldaten mit der Bitte, er solle sich für ihre Freilassung einsetzen. Gegen Kratochvil und einige Offizierskollegen wurde ein Strafprozess wegen staatsfeindlicher Handlungen gegen den rumänischen Staat eingeleitet. Die Anklage wurde schließlich – vielleicht wegen ihrer Absurdität, da Rumänien bis zum 4. Juni 1920 keinerlei Rechtsgrundlage dafür hatte, Siebenbürgen in Besitz zu nehmen – fallen gelassen. Gleichzeitig mit den letzten Soldaten erlangte auch Oberst Kratochvil seine Freiheit wieder.<sup>51</sup>

Der Vorstoß der rumänischen Armee verlief nicht überall ohne Brutalität. Der südlichste Teil der Verteidigungslinie Kratochvils lag im Raum des Beckens von Belényes. Dieses Gebiet war mehrheitlich von Rumänen bewohnt, nur wenige Dörfer hatten ihren ethnisch ungarischen Charakter bewahrt. Von diesen hatte Köröstarékány (*Tárcaia*) sowohl die größte Einwohnerzahl als auch den größten ungarischen Bevölkerungsanteil. Die hier lebenden Magyaren unterstützten die Verböczi-Kommandotruppe, die an der Frontlinie Widerstand leistete. Nach dem Zusammenbruch der Front bei Tschötsch konnte auch dieses Gebiet nicht mehr verteidigt werden. Nach dem Abzug der Verböczi-Truppe blieben die dort lebenden Magyaren sich selbst überlassen. Am 19. April erschienen irreguläre rumänische Einheiten im Ort, unter ihnen waren auch Männer aus der Umgebung. Sie plünderten das Dorf sowie

<sup>50</sup> Barna *Gottfried*: Kurucok és internáltak. In: Székelyföld 12 (2008) 1, 98–129.

<sup>51</sup> Szabolcs *Nagy*: Paranoiás Nagy-Románia? Kratochvil Károly, illetve más magyar tisztek, civilek a román hadbírótság előtt. In: Székelyföld 24 (2020) 6, 57–74.

das benachbarte Kisnyégerfalva (*Grădinari*) und töteten alle verbliebenen Magyaren, die sie zu Hause antrafen, besonders grausam. Dem Blutbad fielen über 90 Menschen zum Opfer.<sup>52</sup> Das Gedenken an die Toten war durch den rumänischen Staat bis zum Sturz des Ceaușescu-Regimes verboten; heute sind ihre Namen an einer Gedenkwand verewigt.

Ehemalige Angehörige der Szekler Division gründeten in der Zwischenkriegszeit einen Kameradschaftsverein (*Székely Hadosztály Egyesület*) mit dem Ziel, das Andenken an die Einheit aufrecht zu erhalten und den ehemaligen Soldaten Hilfe zu leisten. In jener Epoche entstand eine Reihe ähnlicher Organisationen ehemaliger Angehöriger einzelner Truppen des Ersten Weltkriegs, hauptsächlich von Honvéd Regimentern. Diese Vereine befassten sich vor allem mit der Anfertigung von Regimentschroniken, der Errichtung von Denkmälern und der Veranstaltung von Gedenkfeiern. Ihre Mitglieder waren in der Regel die in Ungarn lebenden Angehörigen des Offizierskorps der ehemaligen Regimenter, aber es wirkten auch Unteroffiziere und Mannschaftssoldaten mit. Im Hinblick auf die Mitgliederzahl und die Tätigkeit ist dabei der Kameradschaftsverein der Szekler Division besonders hervorzuheben. Dieser entfaltete ungewöhnlich breit gefächerte Aktivitäten und beschränkte sich nicht auf die reine Traditionspflege. Neben der Hilfe für ehemalige Soldaten durch finanzielle Unterstützung oder der Vermittlung von Arbeitsplätzen nahm sich der Verein der *Sache des Szeklertums* an und dehnte seine karitative Tätigkeit nach der Rückgliederung Nord- und Ostsiebenbürgens infolge des Zweiten Wiener Schiedsspruchs im August 1940 auf das Szeklerland aus. Er engagierte sich in der Propaganda für die revisionistische Bewegung und beteiligte sich – allen zeitgenössischen Stereotypen zum Trotz – an der Rettung von Juden. Weil auch ehemalige Reservisten zu den Mitgliedern oder Sympathisanten des Vereins gehörten, zeigte sich dessen Einfluss nicht nur im Militär, sondern auch auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Politik und der Kunst, deren höchste Vertreter auch an den Veranstaltungen des Vereins teilnahmen. Mit all dem trug der Verein dazu bei, dass die Szekler Division in der Zwischenkriegszeit allgemeine Bekanntheit erlangte, und Dokumente über ihren Werdegang in großer Zahl der Nachwelt überliefert wurden.<sup>53</sup>

<sup>52</sup> Attila Seres: *Köröstárkány fekete húsvétja az aradi magyar konzulátus jelentésében*. In: *Honismeret* 37 (2009) 4, 18–25.

<sup>53</sup> *Gottfried – Nagy: A Székely Hadosztály*, 211–213.

Motor der Vereinstätigkeit war – wie einst in der Division – der als Vorstand tätige Kratochvil. Károly Kratochvils<sup>54</sup> Vater war mährischer Abstammung, wurde in Güns (*Kőszeg*) geboren und kämpfte im ungarischen Freiheitskampf 1849 gegen das kaiserliche Heer, bis er in Kriegsgefangenschaft geriet. Wie viele andere Kriegsgefangene wurde er in das habsburgische Heer eingezogen, wo er dank seines Mutes und Talents auf der Rängeleiter immer höher stieg. Für sein heldenhaftes Verhalten in der Schlacht bei Monte Santa Croce, die 1859 während des Feldzuges Österreichs gegen Piemont stattfand, wurde er in den ungarischen Adel erhoben und erhielt – nach der ungarischen Entsprechung des Namens des Schlachtfeldes – den Namenszusatz *szentkeresztheyi*.

Károly Kratochvil wurde also in eine ungarische Adelsfamilie geboren. Seine Kindheit war wegen des häufigen Dienststellenwechsels des Vaters von wiederholten Umzügen geprägt. Aus dieser Zeit erinnerte er sich nach eigenen Angaben am liebsten an die Jahre in Kronstadt; in dieser Zeit dürfte seine Bindung zu Siebenbürgen wurzeln. Er trat in die Fußstapfen des Vaters und besuchte verschiedene Militärschulen, darunter die berühmte Militärakademie in Wiener Neustadt. An den Schulen und seinen ersten Offiziersdienststellen tat er sich durch ausgezeichnete geistige Fähigkeiten und einen fleißigen, pflichtbewussten Charakter hervor – Eigenschaften, die ihn zum idealen Offizier befähigten. Mit Anfang dreißig unterrichtete er schon an der Militärschule Fünfkirchen (*Pécs*), später an der Militärakademie Ludovika in Budapest. Seine Fähigkeiten blieben auch am kaiserlichen Hof nicht unentdeckt: 1909 wurde er zum Hauserzieher der beiden Söhne der ungarischen Habsburg-Linie Joseph Franz und Ladislaus ernannt. Die beiden Erzherzöge pflegten selbst nach langen Jahrzehnten ein sehr gutes Verhältnis zu ihrem ehemaligen Erzieher.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs ersuchte Kratochvil sofort um Veretzung an die Front. So kam er zum königlich-ungarischen Honvéd Infanterieregiment Nr. 4 nach Großwardein, das er bereits Ende 1914 befehligte. Unter seiner Führung diente das Regiment zunächst an der galizischen Front, dann bis 1918 auf einem der berühmtesten Schlachtfelder des Krieges, dem Plateau von Doberdo und den nahen Anhöhen an der italienischen Front. Kratochvils Soldaten waren auch als *Lehmmänner* bekannt und berühmt. Die

<sup>54</sup> Nachfolgende Daten zum Lebensweg Kratochvils bei Szabolcs Nagy: A „tiszteletbeli székely“. Kratochvil Károly közéleti tevékenysége Trianon után. In: Székelyföld 13 (2009) 1, 115–129.

Bezeichnung rührte daher, dass sie trotz aller misslichen Umstände, Entbeh- rungen und intensiven Feindesangriffe bis zuletzt in den Stellungen ausharr- ten, während ihnen eine dicke matschige Erdschicht an Haut und Kleidern klebte. Der Regimentskommandant war seinen Männern ebenbürtig: Er wurde für seinen persönlichen Mut mehrfach ausgezeichnet und Ende 1917 an die Spitze der königlich-ungarischen Honvéd Brigade Nr. 39 in Großwar- dein befördert. Zu ihr gehörte auch das Regiment Nr. 4, so dass er weiterhin Vorgesetzter seiner ehemaligen Regimentssoldaten blieb. Kratochvil war einer der wenigen Offiziere, die ihre Brigade nach dem Weltkrieg trotz der revolu- tionären Agitationen, der Entbehungen und des Schocks infolge der Nieder- lage in geschlossener Ordnung heimführten. Der Heimkehr folgte eine Peri- ode an der Spitze des Distriktkommandos Siebenbürgen beziehungsweise der Szekler Division. Nach seiner Entlassung aus der rumänischen Gefangen- schaft im Spätherbst 1920 ging Kratochvil nach Ungarn und setzte seine mi- litärische Laufbahn für kurze Zeit an der Spitze des Gemischten Brigade von Debrecen. Später wurde er Direktor des Kriegsgeschichtlichen Museums in Budapest.

In der Zwischenzeit widmete er einen bedeutenden Teil seines Talents, seiner Kraft und Zeit der territorialen Revision. Er hielt Vorträge, organisierte Vereine, spendete Flüchtlingen Geld und verhalf ihnen zu Wohnung und Arbeit. Nach seiner Pensionierung als Leiter des Kriegsgeschichtlichen Muse- ums konnte er sich vollständig der öffentlichen Tätigkeit widmen und wurde zu einem der aktivsten Gestalter der Revisionsbewegung. Er war mit den Politiker Pál Graf Teleki und István Graf Bethlen befreundet, unterhielt regel- mäßigen Kontakt zum Reichsverweser Miklós Horthy, die habsburgischen Erzherzöge betrachteten ihn als väterlichen Freund. Dank seines vielseitigen Talents und Interesses arbeitete Kratochvil im Vorstand vieler politischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Vereine mit. Beim Ausbruch des Zwei- ten Weltkriegs bot er dem Militär seine Dienste an, aber zu seiner Reaktivie- rung kam es nicht mehr. Extremistische Ideologien blieben ihm als diszipli- niertem Offizier stets fremd. Seine persönlichen negativen Erfahrungen mit der linksextremen Ideologie stammten aus seiner Dienstzeit als Kommandant der Szekler Division. Ebenso wenig Sympathie empfand er für den Rechtsex- tremismus. Ab 1944 wurde er von der politischen Führung immer intensiver attackiert, weil er sich bemühte, alle seine ehemaligen Soldaten jüdischer Abstammung vor dem Ghetto zu retten. Die erneute kommunistische Dikta-

tur erlebte er nicht mehr, er starb ein Jahr nach der Besetzung Ungarns durch die sowjetische Armee.

Mit der Auflösung des Kameradschaftsvereins der Szekler Division und dem Tod ihres ehemaligen Kommandanten verschwand die Szekler Division allmählich aus dem öffentlichen Bewusstsein. Vor dem politischen Umbruch 1989/1990 wurde sie in Ungarn – wenn überhaupt – vor allem negativ konnotiert. Erst seit 1990 kann das Thema objektiv erforscht werden. Die überwiegende Mehrheit der Quellen ist dank der Tätigkeit des Kameradschaftsvereins der Szekler Division sowie des Vereinsvorsitzenden Károly Kratochvil der Nachwelt überliefert.



*Balázs Ablonczy, Budapest*

## Nach hundert Jahren

Der Friedensvertrag von Trianon vom 4. Juni 1920

Der Friedensvertrag mit Ungarn, das vorletzte Opus des Pariser Vertragswerks, das den Ersten Weltkrieg abschloss, wurde vor 1920 im Palast Grand Trianon im Schlosspark von Versailles unterzeichnet. Um ihn zu verstehen und zu interpretieren, müssen wir weiter ausholen und am Ende des Weltkrieges ansetzen.<sup>1</sup> Die Ereigniskette, die zur Aufteilung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und damit des Königreichs Ungarn führte, ergab sich teils aus den strategischen Überlegungen der Entente-Mächte, teils aus den Gebietserwerbsabsichten der Nachbarstaaten der Monarchie (Königreich Rumänien, Serbien) beziehungsweise den Verselbständigungswünschen der im Vielvölkerstaat beheimateten Nationalitäten.

Die monarchiefeindlichen westlichen Großmächte besaßen zu Kriegsbeginn kein ausgereiftes Konzept für die Nachkriegszeit in Mitteleuropa. Nach dem Tod Franz Josephs I. am 21. November 1916 vollzog sich allmählich eine Wende in der Politik der Entente. Die vorsichtigen Versuche des neuen Herrschers Karl IV. (I.) zum Aushandeln eines Sonderfriedens im Jahre 1917 – die Sixtus-Affäre – und insbesondere deren Bekanntwerden zwangen das Habsburgerreich in eine untergeordnete Position gegenüber Deutschland.<sup>2</sup> Das daraufhin im Mai 1918 unterzeichnete Abkommen von Spa zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn sah eine sehr enge militärische und wirtschaftliche Zusammenarbeit vor; viele erkannten darin eine radikale Einschränkung des außenpolitischen Spielraums der Doppelmonarchie. Hinzu kamen die beiden Friedensschlüsse von Brest-Litowsk mit der unabhängig gewordenen Ukraine (9. Februar 1918) beziehungsweise dem bolschewisti-

---

<sup>1</sup> Für einen umfassenden Überblick Ignác Romsics: *Der Friedensvertrag von Trianon*. Herne 2005.

<sup>2</sup> Robert A. Kann: *Die Sixtusaffäre und die geheimen Friedensverhandlungen Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg*. Wien 1966.

schen Russland (3. März 1918) sowie der Friedensschluss von Bukarest mit dem geschlagenen Rumänien (7. Mai 1918), der den deutschen Einfluss auf weite Teile Osteuropas ausdehnte und die Verwirklichung einer kontinentalen Hegemonie näher rücken ließ. Eben dies zu verhindern, war für London und Paris ein hauptsächliches Kriegsziel gewesen. Im 14-Punkte-Programm, das der US-amerikanische Präsident Woodrow Wilson vom 8. Januar 1918 vorlegte, kam ein nachlassendes Engagement für die Aufrechterhaltung der Doppelmonarchie zum Ausdruck. Im mehrfach modifizierten Text ging es zwar nicht um deren Abschaffung. Im Hinblick auf die Nationalitäten wurde jedoch »die freieste Gelegenheit zu autonomer Entwicklung«<sup>3</sup> angestrebt. Diese Formulierung machte die Auflösung des dynastischen Staates in Mitteleuropa für viele mit einem Schlag *denkbar*.

Infolgedessen erkannten die Alliierten im Laufe des Jahres 1918 die im Exil entstandenen Nationalräte der Reihe nach als legitime Regierungen an und identifizierten sich mit den rumänischen, serbischen und tschechoslowakischen Kriegszielen sowie den territorialpolitischen Bestrebungen dieser Nationalitäten. Ein deutlicher Indikator für diesen Prozess war die Anerkennung des im Exil gebildeten Tschechoslowakischen Nationalrates als Regierung und Verbündeten: Frankreich war bereits im Juni 1918, die USA erst im September zu diesem Schritt bereit.

Inzwischen spielten sich in der Doppelmonarchie Vorgänge ab, die einem Zusammenbruch schon erschreckend nahekamen. Für die Politik war in der ersten Jahreshälfte 1918 die Meinung allgemein verbreitet, Österreich-Ungarn habe ihre Kriegsziele erreicht, es stehe vielleicht noch der Sieg gegen Italien aus. Alles, wofür die Doppelmonarchie 1914 in den Kampf gezogen war, wie die Bestrafung Serbiens, eine Hegemonie auf dem Balkan, die Schwächung Russlands und sogar die Maßregelung des abtrünnigen Rumäniens sei bereits verwirklicht worden. Die innere Lage sah bei weitem nicht so positiv aus: Wegen der Versorgungsschwierigkeiten und der Erschöpfung der Bevölkerung kam es bereits Anfang 1918 zu Hungeraufständen, Streiks und Demonstrationen, und im Hinterland mussten viele Aufstände rebellischer Militäreinheiten mit Waffen bekämpft werden.<sup>4</sup> In den Randgebieten trieben oft aus fahnenflüchtigen Soldaten bestehende Plünderbanden ihr Unwesen. Es über-

<sup>3</sup> *14-Punkte-Programm von US-Präsident Woodrow Wilson, 8. Januar 1918.* In: US-Botschaft und Konsulate in Deutschland. <https://de.usembassy.gov/de/> (11. März 2021).

<sup>4</sup> Pál Hatos: *Az elátkozott köztársaság. Az 1918-as összeomlás és forradalom története.* Budapest 2018, 19–80.

rascht also nicht, dass sich Ende Sommer 1918 mehr Soldaten im Hinterland aufhielten als an der Front. Die Teuerung beschleunigte sich in furchterregendem Tempo: Die Preise für Grundnahrungsmittel stiegen im Vergleich zum letzten Friedensjahr auf das 5- bis 10-fache an. Schlangen vor Geschäften gehörten zum Alltag, es gab immer mehr pflegebedürftige Verwundete, und im Herbst 1918 erschien die gefürchtete Pandemie durch die Spanische Grippe auch im Reich.<sup>5</sup>

Als die bulgarische Front im September 1918 zusammenbrach und Bulgarien um einen Waffenstillstand ersuchte, begann eine Schicksalswende. Der Herrscher Karl IV. (I.) erließ am 16. Oktober 1918 ein Manifest mit dem Aufruf zur Föderalisierung des Reiches. Dieses Konzept wurde von der ungarischen politischen Elite, die sich auf eine Personalunion bei gleichzeitiger Auflockerung der seit einem halben Jahrhundert bestehenden Beziehungen zu Österreich eingestellt hatte, beinahe einhellig abgelehnt. In der Zwischenzeit gab die einflussreichste Persönlichkeit der ungarischen Politik, der ehemalige Ministerpräsident István Tisza, am 17. Oktober im Ungarischen Parlament öffentlich zu, dass der Krieg verloren war. Von da an überschlugen sich die Ereignisse. Wie in anderen Regionen des Reiches, entstand auch in Ungarn ein Nationalrat, der nach dem Sieg der *Asternrevolution* (31. Oktober 1918) bestimmte legislative und exekutive Befugnisse gleichzeitig ausübte. Der Herrscher ernannte noch den der Unabhängigkeitsopposition verpflichteten Grafen Mihály Károlyi zum Ministerpräsidenten, auch als erster und letzter Präsident der am 16. November 1918 ausgerufenen Ungarischen Volksrepublik agierte. Parallel dazu brachten auch die Eliten der in Ungarn beheimateten Nationalitäten ihren Anspruch auf Selbstbestimmung zum Ausdruck: zunächst im Parlament, dann zwischen Oktober und Dezember 1918 auf Versammlungen in verschiedenen von Nationalitäten bewohnten Regionen: die Slowaken in Turz-Sankt Martin (*Turócszentmárton, Turčiansky Svätý Martin*), die Serben in Neusatz (*Újvidék, Novi Sad*), die Rumänen in Karlsburg/Weißenburg (*Gyulafehérvár, Alba Iulia*), die Siebenbürger Sachsen im Januar 1919 in Mediasch (*Medgyes, Mediaș*).<sup>6</sup> Im November 1918 brachen die serbischen, rumänischen und tschechoslowakischen Armeen auf und

<sup>5</sup> Zum Umgang mit der Spanischen Grippe in Budapest: Eleonóra Géra: A spanyolnátha Budapesten. In: Budapesti Negyed 2009/Sommer, 208–232.

<sup>6</sup> Zur rumänischen Nationalversammlung in Karlsburg: Balázs Ablonczy: Ismeretlen Trianon. Az összeomlás és a békeszerződés története, 1918–1921. Budapest 2020, 39–66.

besetzten zunächst die Randgebiete Ungarns, stießen dann weiter vor und befanden sich im Januar 1919 schon weit im Landesinneren.

Nach diesen Vorereignissen wurde am 18. Januar 1919 die Pariser Friedenskonferenz eröffnet, auf der Ungarn nicht vertreten war, die Nachfolgestaaten jedoch zugegen waren und sich für ihre territorialen Ziele einsetzen konnten. Ohne auf die Chronik der Revolutionen in Ungarn 1918/1919 ausführlich einzugehen, sollen hier drei wesentliche Feststellungen zur ungarischen Politik jener Periode skizziert werden:

1. Die wichtigsten Politiker sowohl der am 31. Oktober 1918 an die Macht gelangten Károlyi-Regierung als auch der daraus hervorgegangenen Volksrepublik gingen von der territorialen Integrität Ungarns aus. Sie akzeptierten zwar die Abspaltung Kroatiens, waren aber grundsätzlich auf die Erhaltung der Grenzen des historischen Königreichs Ungarn bedacht. Mitglieder der Regierung, in erster Linie Sozialdemokraten, sprachen sich für ethnische Grenzen aus und artikulierten diese Lösung als Ungarns Standpunkt, sie bildeten aber eine Minderheit. Die Regierung bemühte sich, die Sympathie der in Ungarn beheimateten Nationalitäten zu gewinnen; diesem Ziel dienten etwa die Autonomiegesetze sowie die Verhandlungen mit den Führungen der in Ungarn lebenden Rumänen in Arad im November 1918, denen schon eine territoriale Abspaltung mit Anschluss an das Königreich Rumänien vorschwebte.<sup>7</sup>
2. Nach der Kriegsniederlage bestand keine Chance mehr, die Grenzen des historischen Königreichs Ungarn unverändert zu erhalten. Für die Festlegung des Grenzverlaufs auf der Friedenskonferenz spielten allerdings die Absichten der Großmächte – nicht jene der Nationalitätenbewegungen – die entscheidende Rolle. Mehr als die Hälfte der auf den abgetrennten Gebieten siedelnden 3,3 Millionen Personen, die sich bei der Volkszählung 1910 als Magyaren bekannt hatten, lebte unmittelbar entlang der neuen Grenzen auf mehrheitlich ungarisch bewohnten Gebieten. Ihr Anschluss an Ungarn hätte die Tragweite der ungarischen Minderheitenproblematik grundlegend verändert.
3. Die Verantwortlichen der Károlyi-Regierung verfolgten die bedingungslos Entente-freundliche Außenpolitik eines vollkommen anpassungs- und ergebungswilligen Auftritts auf der Pariser Friedenskonferenz. Im Gegensatz dazu waren die Vertreter der Nachfolgestaaten bestrebt, noch vor der

---

<sup>7</sup> Peter Haslinger: Arad, November 1918. Oszkár Jászi und die Rumänen in Ungarn, 1900 bis 1918. Wien [u. a.] 1993.

Eröffnung der Friedenskonferenz vollendete Tatsachen zu schaffen und hierfür die von ihnen beanspruchten Gebiete zu okkupieren. Die tschechoslowakische Armee besetzte bereits Anfang Januar 1919 die Linie Preßburg – Komorn – Saag – Großsteffelsdorf – Kaschau (*Pozsony – Komárom – Ipolyság – Rimaszombat – Kassa, Bratislava – Komárno – Šahy – Košice*), und die jugoslawische stand schon im November 1918 auf den später ihnen zugesprochenen Gebieten – und sogar weit darüber hinaus. Sowohl der Sturz der Károlyi-Regierung als auch die kommunistische Machtergreifung mit der der Entstehung der Räterepublik am 21. März 1919 folgten aus der unsensiblen, die maßlosen Forderungen der Kleinstaaten unterstützenden Politik der Entente – vor allem Frankreichs –, außerdem daraus, dass die rumänische Armee die von der Entente selbst festgelegten Demarkationslinien immer wieder überschritt, also verletzte, was auch in Budapest zu einer politischen Krise führte.<sup>8</sup> In der zweiten *Vix-Note* – benannt nach Oberstleutnant Fernand Vix, dem Kommandanten der Entente-Mission in Budapest, der sie der ungarischen Regierung überreichte – verfügte die Pariser Friedenskonferenz im März 1919 die Errichtung einer neutralen Zone, welche die ungarische und rumänische Armee voneinander trennen sollte; diese Maßnahme nahm die späteren, in Trianon festgelegten Grenzen Ungarns vorweg. Die Regierung von Dénes Berinkey und der Präsident der Republik, Mihály Károlyi, waren daher gezwungen, am 21. März zurückzutreten und die Macht den Sozialdemokraten zu überlassen, die sich schließlich mit den Kommunisten verbündeten. Die so entstandene Räterepublik lehnte zwar die *Vix-Note* ab, der starke Mann des Proletarregimes, Béla Kun betonte aber mehrfach, dass er sich nicht für die territoriale Integrität Ungarns einsetze. Im März 1919 lagen die Pläne für die zukünftigen Grenzen Ungarns auf den unteren Expertenebenen der Pariser Friedenskonferenz schon im Entwurf vor. Sie enthielten im Großen und Ganzen die später umgesetzten Grenzverläufe – bis auf eine wichtige Ausnahme: Westungarn, das spätere Burgenland, gehörte in diesen Konzepten noch nicht zu Österreich. Die österreichische Regierung meldete erst im Sommer 1919 auf der Friedenskonferenz ihren Anspruch auf dieses Gebiet an, der schließlich im Friedensvertrag von Saint-Germain kodifiziert wurde. Das Ausmaß der Gebietsverluste wurde nicht von der kommunistischen Machtergreifung in Ungarn beeinflusst, allerdings spielte vermutlich die im Rahmen der Friedenskonferenz auf politischer Ebene spürbare Bolschewismuseindlichkeit eine Rolle dabei, dass die Entscheidungen bezüg-

<sup>8</sup> Ignác Romcsics: *Erdély elvesztése 1918–1947*. Budapest 2018, 142–180.

lich der zwischen März und August 1919 angesprochenen Grenzänderungen mehrheitlich zuungunsten Ungarns ausfielen – wie das heute zu Slowenien gehörende Mur-Gebiet und Westungarn. Dieser Aspekt lässt sich allerdings eher anhand von Tagebüchern und nachvollziehen, in den offiziellen Protokollen erscheint er nicht. In Paris war nämlich die Überzeugung weit verbreitet, dass es zwischen István Tisza, Mihály Károlyi und Béla Kun keine wesentlichen Unterschiede gebe, weil sie alle hinter verschiedenen ideologischen Masken letztendlich für ein integrires Ungarn kämpfen würden.

Die Zeitungen in Ungarn veröffentlichten schon während der Räterepublik, Mitte Juni 1919, die *Clemenceau-Note*, in welcher der französische Präsident der Friedenskonferenz der Regierung von Béla Kun die endgültigen Grenzen Ungarns mitteilte. Von diesem Augenblick an war es auch für die öffentliche Meinung kein Geheimnis, was dem Land bevorstand. Zunächst griff die Räterepublik die tschechoslowakische Armee im Rahmen eines Feldzugs von Mai bis Juni 1919 an und konnte sie aus dem Osten des ehemaligen Oberungarn verdrängen. Auf dem okkupierten Gebiet wurde die Slowakische Räterepublik ausgerufen, die jedoch nur einige Wochen existierte. Die Pariser Friedenskonferenz forderte Budapest zur Räumung des besetzten Gebietes auf und versprach im Gegenzug den Abzug der rumänischen Truppen jenseits der Theiß. Die Kun-Regierung zog ihre Truppen ab, aber als die rumänische Armee keinen Fußbreit zurückwich, versuchte sie das betreffende Gebiet im Juli 1919 militärisch zu erobern. Diese Theiß-Offensive scheiterte in nur wenigen Tagen, und die rumänische Armee ging zur Gegenoffensive über, was den Sturz der Räterepublik, die Abdankung des revolutionären Regierungsrates und die Flucht seiner Mitglieder zur Folge hatte. Die rumänische Armee marschierte am 4. August 1919 in Budapest, später auch im nördlichen Teil Transdanubiens ein. Auf den besetzten Gebieten amtierte – nach einem kurzen Intermezzo der Sozialdemokraten – eine rechte Regierung unter István Friedrich, dann Károly Huszár. Letztere wurde auch von der Pariser Friedenskonferenz anerkannt, da es größtenteils nach den Intentionen der Friedenskonferenz entstanden war und alle politischen Formationen von den Sozialdemokraten bis hin zur radikalen Rechten einschloss. Als erste von den seit Ende 1918 amtierenden ungarischen Regierungen erhielt dieses Kabinett eine Einladung nach Paris.

Die ungarischen Friedensvorbereitungen wurden nach dem Sturz der Räterepublik während der Amtszeit der Friedrich-Regierung unter der Leitung des Politikers und Geografen Pál Graf Teleki angestoßen. Als die ungarische

Friedensdelegation mit Albert Graf Apponyi an der Spitze am 7. Januar 1920 in Paris eintraf, waren auf der Konferenz bereits viele Entscheidungen gefallen. Die für alle späteren Verträge als Vorlage dienenden Friedensverträge mit Deutschland (Versailles, 28. Juni 1919), Österreich (Saint-Germain-en-Laye, 10. September 1919) und Bulgarien (Neuilly, 27. November 1919) waren bereits unterschrieben. Die Vereinigten Staaten hatten die Friedenskonferenz bereits verlassen, weil sie mit den Grundsätzen, die dort zur Geltung kamen, nicht einverstanden waren.

Die gemessen an den Umständen gut vorbereitete ungarische Friedensdelegation bestand aus 66 Personen. Ihre Mitglieder wurden bei strenger Überwachung im Hotel Château Madrid am Rande des Waldes von Boulogne nahe Paris untergebracht. Zur Übergabe der Friedensbedingungen kam es am 15. Januar 1920 im Pariser Außenministerium; deren Beantwortung erfolgte am darauffolgenden Tag im Namen der ungarischen Delegation durch Albert Apponyi vor den Hauptakteuren der Friedenskonferenz, dem französischen Ministerpräsidenten Georges Clemenceau und seinen britischen und italienischen Amtskollegen David Lloyd George und Francesco Nitti sowie den Botschaftern Japans und der USA.<sup>9</sup> Apponyi hob zwar in seiner Rede die historische Notwendigkeit des tausendjährigen ungarischen Staates hervor, aber letzten Endes signalisierte er seine Bereitschaft, das Ergebnis eines Plebiszits, das in den abzutretenden Gebieten veranstaltet werden sollte, anzuerkennen. In den als Reaktion auf den Friedensvertrag verfassten ungarischen Zusatzprotokollen wurde Apponyis Argumentation übernommen, und der Wunsch nach Plebisziten auf den Gebieten mit gemischter Bevölkerung sowie die Rückgliederung der jenseits der neuen Grenzen lebenden Magyaren wurden nachdrücklich betont. Die Vertreter der Entente hörten sich die Argumente an, und im Februar und März 1920 kam es sogar zu einer Diskussion über die an Ungarn gestellten Friedensbedingungen – hauptsächlich wegen der Zugehörigkeit der heute zur Slowakei gehörenden Großen Schüttinsel (*Csallóköz, Žitný ostrov*) mit rein ungarischer Bevölkerung. Aber die Delegationsvertreter entschieden sich schließlich dafür, die bereits getroffenen Entscheidungen unverändert zu belassen. Vermutlich wegen der laufenden geheimen Verhandlungen zwischen Ungarn und Frankreich (die ungarische Seite versprach großen französischen Kapitalgruppen wirtschaftliche Vorteile

<sup>9</sup> Zur Tätigkeit der ungarischen Friedensdelegation siehe die reichhaltige Quellensammlung *A magyar békeküldöttség naplója. Neuilly – Versailles – Budapest* (1920). Hg. Miklós Zeidler. Budapest 2017.

für den Fall günstiger Grenzänderungen) und der verhinderten Änderungsabsichten deutete der französische Ministerpräsident Alexandre Millerand der ungarischen Seite im Begleitbrief zur endgültigen Fassung des Friedensvertrags bestimmte Änderungen bei der Grenzziehung vor Ort als Zugeständnis an. Umgesetzt wurde davon lediglich so viel, dass Ungarn bis 1924 insgesamt 717 Quadratkilometer mehr zugesprochen wurden als im ursprünglichen Friedensvertrag festgelegt – aber die ungarische Seite konnte damit wohl kaum zufriedengestellt werden.

Die ungarische Delegation überlegte im April 1920, die Unterzeichnung des Friedensvertrags zu verweigern. Doch nach kurzer Zeit entschlossen sich die Mitglieder mehrheitlich für die Kooperation. Mit der Unterzeichnung des Dokuments wurden Arbeits- und Volkswohlfahrtsminister Ágost Benárd und Alfréd Drasche-Lázár, Staatssekretär des Außenministeriums, beauftragt. Sie trafen am 3. Juni 1920 in Paris ein und unterzeichneten den Friedensvertrag am 4. Juni nachmittags um 16.30 Uhr im Schloss Grand Trianon im Park des Palastes von Versailles, und zwar im Saal Galerie des Cotelles (benannt nach dem Kunstmaler Jean-Baptiste Cotelle, dessen Malereien die Wände schmücken). Bei dem Ereignis waren neben der kleinen ungarischen Delegation der König von Griechenland, der französische Ministerpräsident, leitende französische Diplomaten und Marschall Foch zugegen – die Briten und Italiener ließen sich nur durch Delegierte niedrigeren Ranges vertreten. Das Dokument wurde unter anderem auch von den Vertretern von Siam, Japan, Kuba, Panama und Griechenland im Namen ihrer Länder unterzeichnet. Der Vertrag wurde im November 1920 vom ungarischen Parlament ratifiziert und im Juli 1921 als Gesetz Nr. XXXIII/1921 in die ungarische Gesetzessammlung aufgenommen. Da sich die Vereinigten Staaten nicht offiziell am Vertrag beteiligt hatten, musste Ungarn am 29. August 1921 einen gesonderten Friedensvertrag mit den USA unterzeichnen.

Entsprechend den Bestimmungen des Friedensvertrags von Trianon<sup>10</sup> wurde aus dem Länderverband der heiligen Stephanskronen nicht nur Kroatien abgetrennt. Von der 282.000 Quadratkilometer großen Staatsfläche des Königreichs Ungarn blieben nur 93.075 Quadratkilometer unter ungarischer Hoheit, und die Bevölkerungszahl Ungarns ging von früher 18,2 auf 7,9 Millionen zurück. Ungarn verlor also zwei Drittel seiner früheren Staatsfläche

<sup>10</sup> *Traité de paix entre les Puissances alliées et associées et la Hongrie (Trianon, 4 juin 1920)*. In: DigiThèque de matériaux juridiques et politiques. Université de Perpignan. <https://mjp.univ-perp.fr/traites/1920trianon.htm> (12. März 2021).

und 57 Prozent seiner Bevölkerung. Von beinahe genau zehn Millionen Einwohnern, die sich bei der Volkszählung 1910 zur ungarischen Muttersprache bekannt hatten, wurden infolge des Friedensvertrags 3,3 Millionen Personen zu Staatsbürgern fremder Staaten. Ungarn musste sein Militär abrüsten: Der Personalbestand wurde auf 35.000 Mann beschränkt. Darüber hinaus mussten Kriegsreparationszahlungen geleistet werden. Im Zusammenhang mit dem Friedensvertrag ist es üblich, auf die Größenordnung der verlorenen Bodenschätze, Eisenbahnlinsen und Waldflächen hinzuweisen. Aus wirtschaftlicher Sicht fielen jedoch die Aufspaltung des in Jahrhunderten gewachsenen Binnenmarktes, der Schulbezirke und Verwaltungseinheiten sowie die Auflösung von kleinregionalen Kontaktnetzwerken viel stärker ins Gewicht. Bei der Betrachtung der Friedensverhandlungen entsteht der Eindruck, dass für die Grenzziehungen in erster Linie strategische Grundsätze den Ausschlag gaben: In Transdanubien waren es die Flüsse Drau und Donau als natürliche Hindernisse, östlich der Donau – insbesondere im Partium und im östlichen Oberungarn – vor allem der Verlauf der Eisenbahnlinsen. Die festgelegten Grenzen entstanden in der Regel als Kompromiss zwischen den von Entente-Experten gezeichneten Linien und den Forderungen der Nachfolgestaaten. Dabei war deutlich zu spüren, dass alle Nachfolgestaaten mit der Zeit auch die Besetzung weiterer, über die Trianon-Grenzen hinausgehender Gebiete für denkbar hielten. So wollte etwa der neue südslawische Staat Fünfkirchen (*Pécs*) und das Kohlrevier Baranya behalten, die Tschechoslowakei überlegte eine Verschiebung ihrer Südgrenze bis zum ungarischen nördlichen Mittelgebirge, während Rumänien gerne weitere Gebiete jenseits der Theiß in Besitz genommen hätte. Die Friedenskonferenz lehnte jedoch diese Forderungen ab und räumte nur geringere Zugeständnisse ein.<sup>11</sup>

Die territorialen Bestimmungen des Friedensvertrags wurden zwischen 1920 und 1924 an einigen Stellen geändert. Die bekannteste und die größte zusammenhängende Fläche betreffende Änderung erfolgte durch das Plebiszit von Ödenburg (*Sopron*) vom 14.–16. Dezember 1921, das durch den Widerstand der ortsansässigen Bürger und irregulärer ungarischer Militäreinheiten sowie infolge der Außenpolitik der Budapester Regierung zustande gekommen war. Im Ergebnis blieb die Stadt Ödenburg mit acht umliegenden

<sup>11</sup> Zu den Plänen der Nachfolgestaaten: *Románia és az erdélyi kérdés 1918–1920-ban. Dokumentumok*. Hg. Béni L. Balogh. Budapest 2020; *Csehszlovák iratok a magyar-szlovák államhatár kijelöléséhez*. Hg. Attila Simon. Budapest 2019; *Szerb dokumentumok a trianoni béke előkészítéséhez*. Hg. Árpád Hornyák. Budapest 2021 [im Druck].

Gemeinden bei Ungarn. Darüber hinaus kam es zu weiteren geringfügigen Änderungen des Grenzverlaufs nach lokalen Volksabstimmungen in Westungarn, beispielsweise in Szentpéterfa an der ungarisch-österreichischen Grenze, zur faktischen Anerkennung einer bewaffneten Gebietsbesetzung in Szomoróc (heute an der ungarisch-slowenischen Grenze) und zu einer Änderung an der ungarisch-tschechoslowakischen Grenze bei Somoskőújfalu, die von der Grenzbestimmungskommission nach langem Hin und Her bestätigt wurde.

Infolge des kriegsbedingten Zusammenbruchs und des Friedensvertrags trafen zwischen 1918 und 1924 vierhundert- bis fünfhunderttausend Flüchtlinge in Trianon-Ungarn ein. Es handelte sich mehrheitlich um Staats-, Stadt- oder Gemeindeangestellte, die mit ihren Familien nach Ungarn umsiedelten, überwiegend zur Mittelschicht gehörten und gut fünf Prozent der damaligen Bevölkerung Ungarns ausmachten. Sie stellten die Budapester Regierung vor eine gewaltige Herausforderung. Zur Regelung ihrer Lage wurde im Frühjahr 1920 das Landesflüchtlingsamt (*Országos Menekültügyi Hivatal*) gegründet, das Umschulungen organisierte, Notküchen betrieb und bei den Kleinwohnungsbauprojekten mitwirkte, welche die Lage der Flüchtlinge verbessern sollten.<sup>12</sup> Diese Hilfsmaßnahmen reichten aber kaum aus, um Hunderttausende Flüchtlinge zu integrieren. Bis Ende der 1920er Jahre war das Thema der Expatriierten trotzdem aus dem öffentlichen Diskurs verschwunden. Die Presse widmete ihnen und sogar den Waggonbewohnern, die das Flüchtlingschicksal emblematisch verkörperten, wenig Aufmerksamkeit; ihr Schicksal wurde weder in Spielfilmen noch in den Romanen des nationalen Literaturkanons behandelt, und es entstand keine Flüchtlingspartei. Der Revisionismus Trianon-Ungarns brauchte zwar die individuellen Leidensgeschichten, aber in der sich ab der zweiten Hälfte der 1920er Jahre entfaltenden irredentistischen Propaganda wurden keine Einzelgeschichten von Flüchtlingen thematisiert. Die Reaktionen der Politiker zeigten, dass die Regierung die große Masse unzufriedener Flüchtlinge als mögliche Komponente einer neuen revolutionären Welle betrachtete und angesichts ihrer Forderungen eine gesellschaftliche Unzufriedenheit befürchtete.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Emil *Petrichevich-Horváth*: *Jelentés az Országos Menekültügyi Hivatal négy évi működéséről*. Budapest 1924.

<sup>13</sup> Balázs *Ablonczy*: „It is an Unpatriotic Act to Flee“. The Refugee Experience after the Treaty of Trianon. Between State Practices and Neglect. In: *Hungarian Historical Review* 9 (2020) 1, 69–89.

Aus dem Gefühl der Demütigung wandte sich die Innen- und Außenpolitik der entstehenden Horthy-Ära einer Revision des Friedensvertrags von Trianon zu. Die ungarische Wirtschaft hatte sich um die Mitte der 1920er Jahre relativ schnell erholt und dem neuen Umfeld angepasst. Wirtschaftswachstum und Bruttoinlandprodukt erreichten 1928 das Niveau des letzten Vorkriegsjahres. Angesichts der verlorenen Gebiete und kulturellen Zentren sowie der Entrechtungen der ungarischen Minderheiten wurde die vollständige oder zumindest ethnisch basierte Gebietsrevision für weite Teile der Gesellschaft zur einzig gültigen außenpolitischen Maxime. Auf diese Weise war Weg zu den Gebietsrevisionen von 1938 und 1941 und zum Engagement Ungarns im Zweiten Weltkrieg vorgezeichnet.

Das Gefühl, durch den Friedensvertrag von Trianon gedemütigt worden zu sein, machte es der ungarischen öffentlichen Meinung von vornherein unmöglich, auch nur eine der im Friedensvertrag festgelegten territorialen Bestimmungen zu akzeptieren. Kroatien und Fiume (*Rijeka*) forderten nur die verbissensten ungarischen Nationalisten zurück, aber bezüglich der übrigen Gebiete war allgemein eine revisionistische Haltung kennzeichnend. Meinungsverschiedenheiten bestanden lediglich über die Reichweite einer Grenzrevision. Einige politische Akteure strebten eine vollständige Wiederangliederung aller verlorenen Gebiete an, andere eine entsprechend den ethnischen Gegebenheiten, also die Wiederangliederung der mehrheitlich von Magyaren bewohnten Gebiete. Für erstere Revisionsart trat eher die politische Rechte ein, die während der gesamten Zwischenkriegszeit an der Macht blieb, und für letztere eher die linksliberale Opposition. Doch gab es auf beiden Seiten des politischen Spektrums Ausnahmen. Der Revisionsgedanke war ein konstanter und bestimmender Faktor der ungarischen Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit, so dass die Gebietsrevision, die zwischen 1938 und 1941 mit Hilfe von Berlin und Rom in vier Schritten stattfand und Ungarn einen Gebiets- und Bevölkerungszuwachs von rund 80.000 Quadratkilometern und sechs Millionen Einwohnern brachte, sowohl von der Regierungspartei als auch von linken Politikern und Intellektuellen begrüßt wurde. Die Mehrheit der Landesbevölkerung betrachtete die seit dem Friedensvertrag von Trianon vergangene Zeit als ein zwei Jahrzehnte andauerndes Intermezzo, nach dem die natürliche Ordnung der Dinge wieder einkehren würde. Allerdings entpuppte sich diese Erwartung als trügerische Illusion, als Ungarn im Februar 1947 den Friedensvertrag von Paris, der an die Stelle des Vertrags von Trianon trat, unterzeichnen musste. Darin wurden die Angliederung von weiteren drei

Dörfern an die Tschechoslowakei sowie erhebliche Reparationsleistungen festgelegt und – anders als im Friedensvertrag von Trianon – keine Garantien für den Schutz der außerhalb der Staatsgrenzen lebenden ungarischen Minderheiten verankert.<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Ignác Romsics: *Kriegsziele und Nachkriegsordnung in Ostmitteleuropa. Der Pariser Friedensvertrag von 1947 mit Ungarn.* Aus dem Ungarischen von Tibor Schäfer. Herne 2009.

*Gábor Ujváry, Budapest*

## Kulturelle Folgen der Aufteilung Ungarns durch den Friedensvertrag von Trianon 1920

An dem mehr als vier Jahre dauernden ersten Weltbrand war Ungarn – im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg – von den Anfängen bis zur Einstellung der Kämpfe als Leidtragender beteiligt. Von dem Zusammenbruch im Herbst 1918 bis zum Friedensvertrag mit Ungarn vom 4. Juni 1920 (Friedensvertrag von Trianon) setzte sich der politische Krieg, der manchmal zu chaotischen oder sogar bürgerkriegsähnlichen Zuständen beziehungsweise zum mehrfachen rapiden Machtwechsel sowie einer beinahe vollständigen Auflösung der öffentlichen Ordnung führte, innerhalb des Landes fort. Infolge der Kriegsniederlage zerfiel die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie und verlor ihren Großmachtstatus in Europa. Die beiden früheren Teilstaaten büßten einen Großteil ihrer Staatsfläche und Bevölkerung ein, schrumpften zu unbedeutenden Gebilden zusammen und trugen alle denkbaren negativen Folgen davon. Zu letzteren gehörte der Umstand, dass ein Drittel der ungarischsprachigen Bevölkerung fortan jenseits der neuen Staatsgrenzen ansässig war.

Es ist eine alte Wahrheit, dass die staatliche Förderung der Bildungs- und Kultureinrichtungen<sup>1</sup> in politisch zugespitzten Situationen beziehungsweise im Krieg gekürzt wird. So geschah es auch in Ungarn ab Herbst 1914. Die Förderung der Sparte aus dem Staatsbudget ging, was ihren Realwert betraf, zwar nicht wesentlich zurück, aber ihr seit 1868 fast permanent steigender Anteil an dem infolge der Kriegsausgaben und der zunehmenden staatlichen Aufgaben erheblich angeschwollenen Staatsbudget zeigte einen starken, ja

---

<sup>1</sup> Der Begriff *Kultur* wird hier im weitestmöglichen Sinne verstanden: Er umfasst das Bildungswesen, das Netzwerk der öffentlichen Sammlungen sowie Wissenschaft und Kunst einschließlich der *hohen Kultur*. Der Autor ist der Ansicht, dass die mit der Staatsverwaltung zusammenhängenden Angelegenheiten der Kirchen, die bis zum und sogar einige Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges – wie es auch der Name zeigt – unter der Aufsicht des Ministeriums für Religion und öffentliche Bildung behandelt wurden, nicht zum Bereich der Kultur gehören.

sogar spektakulären Rückfall (1913: 5,54 Prozent; erstes Halbjahr 1914: 4,98 Prozent; 1914/1915: 1,85 Prozent; 1915/1916: 1,19 Prozent).<sup>2</sup> Zum Prestigeverlust kamen ab Herbst 1918 ein Zerfall des ungarischen kulturellen Lebens durch Zerstückelung auf einzelne Staaten und parallel zur Talfahrt der Wirtschaft eine immer hoffnungslosere Situation des kulturellen Netzwerkes im weiter schrumpfenden Land hinzu. Es war mehr als offensichtlich, dass die gesamte Kulturpolitik – wie alle anderen Bereiche – auf neuen Grundlagen wiederaufgebaut und den veränderten Bedingungen angepasst werden musste.

Infolge all dieser Faktoren war in der Zwischenkriegszeit auch das kulturelle Engagement des Staates – wie alle Fachpolitiken – vom Trianon-Trauma geprägt. Dabei vermochte neben der Wirtschaftspolitik gerade diese politische Sparte die positivste Antwort zu geben auf den Pessimismus und die Verzweiflung, welche die ganze Gesellschaft durchdrangen, und sie konnte mit zahlreichen Ergebnissen nachweisen, dass das verstümmelte Ungarn imstande ist, selbst mit hohen internationalen Maßstäben gemessen beachtenswerte kulturelle und wissenschaftliche Leistungen hervorzubringen. Gleichzeitig wurde die Sparte zu einem der wirkungsvollsten Befürworter der von der gesamten politischen Palette – von den Linksradiكالen bis hin zu den Rechtsextremen – geforderten Revision, bezeugte sie doch die kulturelle Verwurzelung der ungarischen Nation im Karpatenbecken sowie deren Ergebnisse.

Die ungarische Friedensdelegation wurde erst Ende 1919 zur Friedenskonferenz eingeladen. Die spätere revisionistische Argumentation und Propaganda erschienen andeutungsweise bereits in den diplomatischen Noten der ungarischen Delegation, die in der ersten Januarhälfte 1920 überreicht wurden. Sie wiederholten nicht nur einmal die These, dass »unsere kulturelle Überlegenheit daraus resultiert, dass wir uns nicht der östlichen, sondern der westlichen Christenheit und Kultur angeschlossen hatten und stets deren östlichstes Bollwerk waren beziehungsweise sind [...]. Bei der Beurteilung [...]« dieser Tatsache »wird uns oft vorgeworfen, dass wir unseren Nationalitäten an Bildung überlegen seien, weil wir ihnen die Bildung vorenthalten hätten«. Dabei »vergisst man, dass ein erheblicher Teil der Nationalitäten in

<sup>2</sup> *A magyar tudománypolitika alapvetése*. Hg. Zoltán Magyary. Budapest 1927, 13. Siehe auch Gábor Ujváry: Hallgattak a múzsák? Kulturális és tudománypolitika az I. világháborús Magyarországon. In: *Globalizáció, regionalizáció és nemzetállamiság*. Hg. János Simon. Budapest 2016, 247–259.

der jüngeren Zeit, zu 46,7 Prozent im 18. Jahrhundert, eingewandert war, und dass ein bedeutender Teil der Einwanderer aus nach Grund und Boden suchenden, ungebildeten Hirten- und Landarbeitern bestand, die die ungarische Kultur nur allmählich zu sich aufheben konnte. Doch dafür, wie hoch sie von dieser Kultur emporgehoben wurden, steht als klarer Beweis, dass sie den mit ihnen verwandten Nationalitäten der Nachbarstaaten in der Bildung, und zwar im Bereich der üblichen Messgrößen der Kultur wie Lesen oder Schreiben, weitaus überlegen sind.«<sup>3</sup>

Die besagten diplomatischen Noten sprachen auch die kulturellen Atroziäten an, die von den rumänischen Besatzungskräften in Ungarn ab November 1918 begangen wurden – so die Entlassung von schulischen und Universitätslehrkräften und von Intellektuellen, die den Treueid gegenüber der neuen Macht verweigerten, die Beschlagnahmung der nicht staatlichen öffentlichen Sammlungen und Theater, die Beschädigung oder Zerstörung ungarischer Gedenkstätten. »Die Usurpatoren der besetzten Gebiete«, hieß es in einer Beschwerde, »unternehmen alles in ihrer Macht Stehende, um das Nationalgefühl, die Sprache und die Sitten der durch Okkupation erworbenen und unterjochten Ungarn zu schänden und ihre heiligsten Bürger- und sogar Menschenrechte mit Füßen zu treten. Die Vereine und Kasinos der Ungarn wurden geschlossen. Ungarische Zeitungen dürfen erst nach strengster Zensur erscheinen, in den meisten Orten wurde ihr Erscheinen jedoch gänzlich verboten. Die ungarischen Schilder wurden nicht nur von den Straßen und öffentlichen Gebäuden entfernt: auch die sich als Ungarn bekennenden Händler usw. dürfen keine Firmenschilder mit ungarischen Aufschriften benutzen. Die ungarische Flagge wird in den Straßenkot getreten und auf demütigendste Art entehrt. Friedliche Bürger und Kinder werden tätlich angegriffen, weil sie ungarische Nationalsymbole oder auch nur -farben tragen, weil sie auf Straßen und öffentlichen Plätzen ungarisch sprechen oder ungarische Lieder singen.«<sup>4</sup>

Am Tag nach der Entgegennahme der Friedensbedingungen vom 15. Januar 1920 machte Albert Graf Apponyi, Leiter der ungarischen Delegation,

<sup>3</sup> *A magyar béketárgyalások. Jelentés a magyar békeküldöttség működéséről Neuilly s/S-ben 1920 januárus-március havában. II: Bemutakozó jegyzék.* Hg. Jenő Cholnoky. Budapest 1920, 11.

<sup>4</sup> Ebenda, 304. Dieser Band enthält zahlreiche weitere Hinweise auf eine kulturelle Überlegenheit der ungarischen Nation beziehungsweise auf die kulturellen Missbräuche ab Ende 1918, zum Beispiel: Note II (24, 104–107), VIII (154–160, 200–201, 229–231, 245–248), XI (303–304, 349–351), XII (391–392), XIII (416–419).

die Friedenskonferenz auf die als unakzeptabel erachteten Folgen der Verstümmelung Ungarns aufmerksam. Seine Worte vermochten jedoch – so überwältigend er auch argumentierte und so sehr er etwa den britischen Ministerpräsidenten Lloyd George verunsicherte – keine ernsthafte Wirkung mehr zu erzielen, zumal die ungarische Delegation – wie die der übrigen Verliererstaaten – nicht zum Verhandeln, sondern lediglich zum Hinnehmen der Bedingungen zur Friedenskonferenz eingeladen worden war. Trotzdem – oder eben deswegen – haben Apponyis Worte die ungarische öffentliche Meinung der Zwischenkriegszeit in außerordentlichem Maße beeinflusst. Eines der zentralen Elemente seiner Ansprache vom 16. Januar 1920 war, wie es in den zitierten Absätzen der zuvor schon vorgelegten diplomatischen Noten steht, die betonte kulturelle Überlegenheit. Apponyi sagte, die geplante Entscheidung sei »die Übertragung der nationalen Hegemonie auf Nationalitäten, die gegenwärtig meistens auf einer niedrigeren Kulturstufe stehen« als die Ungarn. Um diese Aussage zu untermauern, führte er folgende vielsagende Daten der Volkszählung von 1910 an: »Der Anteil der schreib- und lesekundigen Personen liegt unter den Ungarn nahe an 80 Prozent; unter den ungarländischen Deutschen bei 82 Prozent; unter den Rumänen bei 33 Prozent; unter den Serben einige Zehntel über 59 und erreicht beinahe 60 Prozent.« Er fügte hinzu, dass der Anteil der Ungarn an der Gesamtzahl der Bürger mit Abitur »84 Prozent beträgt, obwohl die Ungarn nur 54,5 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen; unter den Personen mit so einem Schulabschluss sind die Rumänen mit 4 Prozent und die Serben mit 1 Prozent vertreten, obwohl sie 16 Prozent beziehungsweise 2,5 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen«. Als Grund dafür gab Apponyi nicht irgendeine *Überwertigkeit* der Ungarn, sondern den Umstand an, »dass diese benachbarten Völker infolge unglücklicher Ereignisse in ihrer Geschichte der Familie der zivilisierten Nationen später beigetreten sind als wir«. Der ungarische Delegationsleiter erwähnte auch die Beeinträchtigungen, die Magyaren jenseits der neuen Staatsgrenzen zu erleiden hatten. Als zusammenfassend schlussfolgerte er: »[...] dass eine Minderheit mit geringerer kultureller Entwicklung oder eine sehr spärliche Minderheit Hegemonie besitzen soll und eine freiwillige Unterordnung und moralische Assimilation einer Nationalität, die einen höheren Grad der Kultur erreicht hatte, durchsetzen soll – das ist, meine Herren, eine organische Unmöglichkeit.«<sup>5</sup> Bekanntlich war es doch nicht unmöglich. Die von der ungarischen Seite vorgelegten Dokumente konnten an

<sup>5</sup> Ebenda, 277–278, 280.

den schon früher festgelegten und Ungarn gegenüber außerordentlich harten Friedensbedingungen nichts ändern.

Die ungarische Geschichtswissenschaft hat sich mit den kulturellen Bezügen von Trianon relativ wenig befasst, weil der Vertrag für diesen Bereich, von anderen Fachpolitiken abweichend, lediglich einige ausschließlich für den schulischen Gebrauch der Muttersprache definierte Vorschriften beziehungsweise für einen kleineren Teil der öffentlichen Sammlungen geltende Einschränkungen enthielt. Artikel 58 und 59 legten fest, dass die in Trianon-Ungarn verbliebenen »ethnischen, religiösen oder sprachlichen« Minderheiten »das Recht haben, humanitäre, religiöse oder soziale Anstalten, Schulen und andere Erziehungsanstalten auf eigene Kosten zu errichten, [...] mit dem Rechte, in denselben ihre Sprache frei zu gebrauchen und ihre Religion frei zu üben«, beziehungsweise dass die Kinder von Gemeinschaften nichtungarischer Muttersprache, die in größerer Anzahl in einem Raum lebten, »in den Volksschulen [...] in ihrer eigenen Sprache unterrichtet werden. Diese Bestimmung wird jedoch die ungarische Regierung nicht hindern, den Unterricht der ungarischen Sprache in den besagten Schulen zu einem Pflichtgegenstande zu machen«. <sup>6</sup> Der Muttersprachunterricht der Nationalitäten wurde in Ungarn allerdings nur teilweise umgesetzt, deshalb artikulierten die Leiter der mit über einer halben Million Menschen weitaus größten deutschen Volksgruppe zu Recht die daraus resultierenden Schwierigkeiten, die übrigens auch den ungarischen Sprachunterricht jenseits der Grenzen nachteilig beeinflussten. <sup>7</sup>

Im Artikel 77 des Friedensvertrags wurde die Überlassung der »Archive, Register, Pläne, Urkunden und Schriftstücke« der Verwaltung der abgetrennten Gebiete beziehungsweise – falls »einzelne dieser Schriftstücke [...] weggeschafft worden wären« – deren Rückgabe angeordnet. <sup>8</sup> Im Wesentlichen ging es in den Artikeln 175–178 um die Ausdehnung derselben Regelung auf das gesamte Netzwerk öffentlicher Sammlungen. Ungarn verpflichtete sich, »jeder einzelnen der alliierten und assoziierten Mächte alle Akten, Urkunden, Alter-

<sup>6</sup> *Friedensvertrag von Trianon. Friedensvertrag zwischen Ungarn und den alliierten und assoziierten Mächten* <http://www.versailles-vertrag.de/trianon/index.htm>. Teil III: Politische Bestimmungen über Europa. Abschnitt VI: Schutz der Minderheiten, Artikel 58–59. Zur Geschichte des Vertrags: Ignác Romsics: *Der Friedensvertrag von Trianon*. Herne 2005.

<sup>7</sup> Dazu ausführlicher Péter Donáth: *Iskola és politika. Az állami német nemzetiségi tanítóképzés magyarországi történetéhez 1919–1944*. Budapest <sup>2</sup>1998, hauptsächlich 15–40.

<sup>8</sup> *Friedensvertrag von Trianon. Friedensvertrag zwischen Ungarn und den alliierten und assoziierten Mächten*. Teil III: Politische Bestimmungen über Europa. Abschnitt IX: Allgemeine Bestimmungen, Artikel 77.

tümer und Kunstgegenstände sowie alles wissenschaftliche und bibliographische Material, das aus besetzten Gebieten weggebracht wurde, zurückzustellen, unbekümmert, ob es dem Staat, Provinz- oder Gemeindeverwaltungen, Spitälern, der Kirche oder anderen öffentlichen oder privaten Institutionen gehört« (Artikel 175). Es mussten auch die Gegenstände, die nach dem 1. Juni 1914 aus den »abgetretenen«, das heißt, von Ungarn abgetrennten Gebieten weggebracht worden waren, mit Ausnahme der von privaten Eigentümern gekauften Gegenstände zurückgegeben werden (Artikel 176). Gleiches galt auch für die Rückgabe jener Aufzeichnungen an die Entente-Staaten, die sich auf deren Gebiete bezogen oder in deren geistigem Eigentum standen, sofern sie nach dem 1. Januar 1868 oder – Italien betreffend – seit 1861 erworben worden waren. Gleichzeitig hatte auch Ungarn das Recht, »sich an die besagten Staaten und insbesondere an Österreich zu wenden, um unter den gleichen Bedingungen, wie sie oben angeführt sind«, mit ihnen die nötigen Vereinbarungen zu treffen (Artikel 177). Genauso verpflichteten sich die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns, Dokumente im Zusammenhang mit der Geschichte oder der Verwaltung des neuen Ungarns, die nicht weiter als 20 Jahre zurückreichten, zurückzustellen (Artikel 178).<sup>9</sup>

Die Regierung nutzte schließlich die im Artikel 177 zugesicherte Möglichkeit zum eigenen Vorteil, indem sie 1926 mit Österreich das in der Geschichte der internationalen Abkommen einzigartige „Archivabkommen von Baden“ abschloss, das seit dem 1. Januar 1927 auch gegenwärtig in Kraft ist. Österreich kodifizierte damit nicht nur die Institution der praktisch seit 1918 tätigen ungarischen Archivdelegation, sondern gab die Akten rein ungarischer Provenienz Ungarn zurück und erklärte – als wichtigste Bestimmung des Abkommens – die zwischen 1526 und 1918 entstandene immense Aktenmenge bezüglich der auch Ungarn umfassenden Tätigkeit der früheren zentralen Regierungsorgane, die im Haus-, Hof- und Staatsarchiv, im Kriegsarchiv und im Hofkammerarchiv aufbewahrt wurden, zum gemeinsamen geistigen Eigentum beider Staaten. Diese Archive unterstanden während der Monarchie den gemeinsamen Ministerien – dem gemeinsamen Außen-, Finanz- und Kriegsministerium –, somit hatten sie damals schon als *gemeinsame* Einrichtungen gegolten. Eine vollständige Erschließung und eingehende Erforschung der in ihnen aufbewahrten Dokumente mit ungarischen Bezügen wird auch zukünftigen Historikergenerationen noch reichlich Arbeit geben.

<sup>9</sup> Ebenda, Teil VIII: Wiedergutmachungen. Abschnitt II: Besondere Bestimmungen, Artikel 175–178.

Die Aufgabe der ungarischen Archivdelegierten, die mit ihren österreichischen Kollegen gleichberechtigt sind, also die gleichen Rechte besitzen, ist auch aus diesem Grund außerordentlich wichtig. Sie bekleiden gleichsam die letzten gemeinsamen Stellen der ehemaligen Doppelmonarchie: Sie sind Delegierte des ungarischen Staates, gehen aber in den drei soeben genannten Mitgliedseinrichtungen des unmittelbar dem österreichischen Bundeskanzleramt unterstehenden Österreichischen Staatsarchivs ihrer Arbeit nach.<sup>10</sup> Ihre Gehälter erhalten sie vom ungarischen Staat, ihre Arbeitsbedingungen werden vom österreichischen Staat sichergestellt. Deshalb legen sie den Amtseid in der Wiener ungarischen Botschaft vor dem ungarischen Botschafter im Ministerrang und einem Vertreter des österreichischen Bundeskanzleramtes im Rang eines Staatssekretärs ab, wobei sie schwören, die Gesetze beider zu wahren.<sup>11</sup> Auf sonderbare Weise besteht also die Doppelmonarchie – gerade infolge der Pariser Friedensverträge, mit denen sie abgeschafft wurde – in dieser Hinsicht fort.

Dem Badener Abkommen folgte der 1932 unterzeichnete Vertrag von Venedig über museale und bibliothekarische Bestände. Im Sinne dieser Vereinbarung bekam Ungarn sehr viele Kunstschätze und Bücher – wertvolle Kodizes wie etwa die „Gesta Hungarorum“ von Anonymus, die „Bilderchronik“ (*Képes Krónika*) und 16 authentische *Corvinen* – von Österreich zurück-erstattet, die 1933 im Rahmen einer repräsentativen Ausstellung im Ungarischen Nationalmuseum gezeigt wurden. Zahlreiche Objekte ebenfalls aus dem gemeinsamen geistigen Eigentum von Museen und Bibliotheken, so das wohl bekannteste, die Krone des Fürsten István Bocskai, blieben als Teil der zum Fideikommiss des kaiserlichen und königlichen Hauses gehörenden Sammlung in Wien, für die der ungarische Museumskommissar verantwortlich war. (Auch dieses Amt wurde vom Leiter der Archivdelegation bekleidet.)

<sup>10</sup> Im Jahre 2020 sind zwei Personen im Kriegsarchiv (militärische Archivdelegation) und eine Person in den beiden anderen Archiven (zivile Archivdelegation) tätig.

<sup>11</sup> *Das Institutionserbe der Monarchie. Das Fortleben der gemeinsamen Vergangenheit in den Archiven.* Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Sonderband 4. Wien 1998. Eine beispielhafte Quelledition zum Abkommen von Baden mit außerordentlich gründlicher Einführung: *A Monarchia levéltári öröksége. A badeni egyezmény létrejötte (1918–1926).* Hg. Imre Ress. Budapest 2008. Ein weiteres Grundlagenwerk ist die ausgezeichnete Einführung zum monumentalen Buch von István Fazekas: *A Haus-, Hof- und Staatsarchiv magyar vonatkozású iratai.* Budapest 2015, 9–93. Siehe auch Gábor Ujváry: *Kulturális hídfőállások. A külföldi intézetek, tanszékek és lektorátusok szerepe a magyar kulturális külpolitika történetében.* I: *Az első világháború előtti időszak és a berlini mintaintézetek.* II: *Bécs és a magyar kulturális külpolitika.* Budapest 2013, 2017, hier II, 52–54, 75–76, 108–115.

Im Gegensatz zum Archivabkommen geriet das Abkommen über Museumsbestände nach 1945 in Vergessenheit, so dass es leider außer Kraft trat.<sup>12</sup>

Die ungarische Kulturpolitik genoss aufgrund der Bestimmungen des Friedensvertrags beinahe vollen Freiraum. Diesem Umstand war es in erster Linie zu verdanken, dass sie zur Schlüsselpolitik wurde und von dem Staatsbudget – insbesondere in der Amtszeit des Ministers für Religion und Bildung Kuno Graf Klebelsberg (1922–1931) – eine stetig anwachsende Förderung erhielt, deren Anteil von 1927 bis zur Mitte des Zweiten Weltkrieges mehr als zehn Prozent erreichte.<sup>13</sup> Hier handelt es sich wieder um eine mittelbare Auswirkung des Trianon-Vertrags. Es fällt ins Auge, dass das Kulturbudget nach 1923, dem Beginn der Verhandlungen über die Völkerbundanleihen, welche die wirtschaftliche Konsolidation Ungarns in großem Maße förderten, beziehungsweise nach deren Aufnahme im Jahre 1924, zu steigen begann. Kuno Klebelsberg betonte vielmals, so 1922 in seiner Antrittsrede als Minister: »Das ungarische Vaterland kann heute in erster Linie nicht durch das Schwert, sondern durch die Kultur erhalten bleiben und wieder groß werden.«<sup>14</sup> Im April 1930 schrieb er: »[...] es steht uns ein einziger Weg offen, den zu schließen nicht einmal Trianons Einfallsreichtum ausreichte: der Weg des Geistes und der Kultur. [...] Das Ministerium für Bildung betrachten wir nun als Verteidigungsministerium, weil sich das entwaffnete Land in seiner exponierten Position nur behaupten kann, wenn die gebildeten Nationen der Welt immer mehr in ihrer Überzeugung gestärkt werden, dass einem edlen und gebildeten Volk eine große historische Ungerechtigkeit widerfahren ist.«<sup>15</sup>

<sup>12</sup> Die Geschichte des Abkommens ist derzeit noch unbearbeitet. Zum Abkommen: *A bécsi gyűjteményekből Magyarországnak jutott tárgyak kiállítása a Magyar Nemzeti Múzeumban*. Budapest 1933; *Ujváry: Kulturális hídfőállások*, II, 115–119 (mit einer Auflistung der Archivquellen). Kurz erwähnt von Gyula Miskolczi (der auch das Amt des Museumsdelegierten innehatte): *Dokumentumok Magyarország nemzetközi kulturális kapcsolatainak történetéből 1945–1948*. Hg. Antal Gönyei. Budapest 1988, 404–405. Zur Vorgeschichte: Péter Prohászka: *Ami a bécsi gyűjteményekben maradt*. I: *Adatok a Monarchia közös vagyonáról folyó osztrák-magyar tárgyalásokhoz*. In: *Ars Hungarica* 38 (2012) 1, 223–248; László Siklóssy: *Műkincseink vándorútja Bécsbe*. Budapest 1919.

<sup>13</sup> Prozentuale Anteile der auf das Ministerium für Religion und Bildung entfallenden Ausgaben am Staatsbudget 1920/1921: 3,23, 1921/1922: 4,16, 1922/1923: 4,54, 1923/1924: 7,27; 1924/1925: 9,15; 1925/1926: 9,05; 1926/1927: 9,3. *A magyar tudománypolitika alapvetése* 13–14. Siehe noch die Rubrik „Staatliches und Munizipalleben“ (*Állami és törvényhatósági élet*) in den Jahrgängen des statistischen Handbuchs: *Magyar statisztikai zsebkönyv*. I–XII: 1930–1943. Hg. Központi Statisztikai Hivatal. Budapest 1933–1944.

<sup>14</sup> *Gróf Klebelsberg Kuno beszédei, cikkei és törvényjavaslatai 1916–1926*. Budapest 1927, 604.

<sup>15</sup> *Kuno Klebelsberg: Világválságban*. Budapest [O. J., 1931], 181–182. In der Fassung vom Februar 1925 heißt es: »Ich will es der Öffentlichkeit bewusst machen, dass das Kultusmini-

Dieser Ansatz zeigt gewisse Parallelen zu der Idee Johann Gottlieb Fichtes, die der Geistesvater des modernen deutschen Nationalismus in dem von Franzosen besetzten Berlin – in einer historischen Situation, die jener Ungarns um 1920 teilweise ähnlich ist –, in der elften Rede seiner Vortragsreihe „Reden an die deutsche Nation“ (1807/1808) erörterte: »Unsere Verfassungen wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendung unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urtheilsspruch, und die Ausübung derselben, wird man uns zuweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Bloss an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so lasst uns dieses ergreifen! Es ist zu erwarten, dass man in demselben uns ungestört lassen werde. [...] es allein die Erziehung sey, die uns retten könne von allen Uebeln, die uns drücken.«<sup>16</sup>

Die Rolle der Kulturpolitik bei der Konsolidierung des aus dem Trianon-Trauma aufsteigenden Ungarn wurde auch von einem weiteren Deutschen, dem namhaften und scharfäugigen Gelehrtenpolitiker und preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker – einem der Begründer der modernen Orientalistik und Vertreter der internationalen Wissenschaftspolitik der Zwischenkriegszeit – erkannt. Becker fasste seine Erfahrungen nach einem einwöchigen offiziellen Ungarn-Aufenthalt im Jahre 1926 in einem 27 Seiten umfassenden Bericht zusammen. Er betonte, dass von der ungarischen Regierung »[...] mit viel Klugheit und Umsicht alles getan wird, die fürchterlichen Auswirkungen des Trianonvertrages [...] zu überwinden und die Basis für Ungarns Wiedergeburt zu legen. Dies geschieht vor allem durch eine ganz klar durchdachte und systematisch aufgebaute Kulturpolitik. [...] Aber auch sonst werden die kulturellen Belange mit Vorzug behandelt und unwahrscheinlich hohe Beträge für wissenschaftliche Ausbildung in den Etat gesetzt«.<sup>17</sup>

---

sterium in dem infolge des Friedens von Trianon entwaffneten Ungarn eigentlich auch ein Verteidigungsministerium ist. Ein Verteidigungsministerium in dem Sinne, dass wir nun mit den Waffen des Geistes, der Bildung unser Vaterland verteidigen müssen, und mit diesen Instrumenten müssen wir den Nationen der Welt gegenüber immer wieder unter Beweis stellen, dass das ungarische Volk auch im zweiten Jahrtausend seiner wechselvollen Geschichte lebensfähig und kräftig ist, und dass es ein großes historisches Unrecht ist, ihm weh zu tun.« *Gróf Klebelsberg Kuno beszédei* 516.

<sup>16</sup> Johann Gottlieb Fichte's sämtliche Werke. VII. Hg. J. H. Fichte. Berlin 1846, 433.

<sup>17</sup> Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin. VI HA, Nachlass C. H. Becker. Nr. 1808: Aufzeichnungen über eine amtliche Reise nach Ungarn [Mai–Juni 1926].

Es untermauert Beckers Ausführungen, dass in der Zeit ihrer Entstehung der namhafte ungarische Wissenschaftsorganisator und Verwaltungswissenschaftler Zoltán Magyary mit Freude berichtete: »Die staatlichen kulturellen Ausgaben Trianon-Ungarns machen im Budgetjahr 1926/1927 81,23 Prozent der kulturellen Ausgaben Großungarns im Jahre 1913 aus.« Dieses Verhältnis kann im Vergleich zur Staatsfläche und Bevölkerungszahl Trianon-Ungarns (gerundet: 32,7 beziehungsweise 41,6 Prozent) und in Anbetracht dessen, dass von den staatlichen Ausgaben und Einnahmen der Vorkriegszeit 45,733 Prozent auf Trianon-Ungarn entfielen, als außerordentlich hohe Summe betrachtet werden.<sup>18</sup>

Gehen wir jedoch nicht von den Ergebnissen, die sich ab der Mitte der 1920er Jahre bemerkbar machten, an das Thema heran, so steht fest, dass die durch Trianon verursachten Verluste in den Bereichen Unterrichtswesen, öffentliche Bildung und Sammlungen, Kunst und (Bau-)Denkmäler schmerzhaft waren und nur schwierig ausgeglichen werden konnten. Noch stärker betroffen waren die Gedenktafeln und öffentlichen Statuen: Ein bedeutender Teil von diesen wurde in den Nachfolgestaaten im Zeichen einer Erinnerungspolitik, die einer auf Abgrenzung gegenüber der ungarischen Nation basierenden Selbstdefinition diene, zum Untergang verdammt.<sup>19</sup> Die überwiegende Mehrheit und gleichzeitig der wertvollste Teil der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen ungarischen Denkmäler befand sich nun jenseits der Staatsgrenzen, hauptsächlich in Oberungarn und Siebenbürgen, wo sie größtenteils ebenfalls der Vergangenheitsinterpretation der neuen Mächte zum Opfer fielen.

Einen immensen und bis heute nicht vollständig erfassten Schaden verursachte die Abtrennung von Städten, die ein bedeutendes Netzwerk ungarischer Kultur- und Bildungseinrichtungen, öffentlicher Sammlungen und ziviler Organisationen besaßen. Von seinen 1910 vorhandenen fünf vollfunktionalen regionalen Zentren verlor Ungarn vier<sup>20</sup> – Preßburg (*Pozsony, Bratislava*), Kaschau (*Kassa, Košice*), Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) und Temeschwar (*Temesvár, Timișoara*) – sowie drei von sechs teilfunktionalen

<sup>18</sup> *A magyar tudománypolitika alapvetése* 15.

<sup>19</sup> Jenő *Murádin*: A megsebzett szobor. Elpusztult vagy megsérült erdélyi magyar emlékművek repertórium. Kolozsvár 2008; Ferenc *Olay*: A magyar művelődés kálváriája az elszakított területeken 1918–1928. A magyar kultúra válságos évei 1919–1927. Budapest <sup>2</sup>1930, 227–314; Gábor *Ujváry*: A múltat végképp eltörölni? Megrongált vagy elpusztított Kárpát-medencei magyar emlékművek 1918 ősze után. In: *Rubicon* 31 (2020) 8, 72–81.

<sup>20</sup> Fünf von sechs, wenn Agram (*Zagreb*) hinzugezählt wird.

regionalen Zentren (Arad [*Arad*], Kronstadt [*Brassó, Braşov*], Großwardein [*Nagyvárad, Oradea*]). Klausenburg und Kronstadt ausgenommen lagen diese nahe der neuen Staatsgrenze und waren mehrheitlich von Magyaren (Kaschau, Klausenburg und Großwardein sowie Arad und Kronstadt mit relativer Mehrheit) – beziehungsweise mehrheitlich von Deutschen und Magyaren bewohnt (Preßburg und Temeschwar). Weitere bedeutende *Grenzbürgen* der ungarischen Kultur waren jenseits der neuen Staatsgrenzen neben anderen Komorn (*Komárom, Komarno*), Ungwar (*Ungvár, Užhorod*), Sathmar (*Szatmárnémeti, Satu Mare*), Maria Theresianopel (*Szabadka, Subotica*) und viele andere. Den in Ungarn verbliebenen regionalen Zentren Debrecen (vollfunktional) sowie Raab (*Győr*), Fünfkirchen (*Pécs*) und Szeged (teilstfunktional) kam nach wie vor eine wichtige Rolle zu. Sie wurden – außer Raab – zu Universitätsstädten, die Religions- und Bildungsminister Kuno Klebelsberg als Gegengewicht zum *wasserköpfigen* Landeszentrum Budapest zu *Zentren von Kulturregionen* entwickeln wollte.<sup>21</sup>

Neben der Vielzahl kultureller Verluste sei beachtet, dass Restungarn durch Trianon im Hinblick auf die kulturellen Kennwerte wesentlich entwickeltere Gegenden erhielt als die abgetrennten Gebiete. Es gab aber auch hier Ausnahmen, und zwar – über die erwähnten regionalen Zentren und ihre engeren Einzugsgebiete hinaus – Westungarn, der Südwesten Oberungarns, der Westrand des Partium, das siebenbürgische Sachsenland, die Zips oder das wirtschaftlich zwar rückständige, aber aus kultureller Sicht überdurchschnittlich gut positionierte Szeklerland. Aus der Sicht der Kulturpolitik und des institutionellen Netzwerks kann unter den scheinbar positiven Umständen genannt werden, dass Ungarn nach Trianon einen höheren Urbanisierungsgrad aufwies als früher: Zwei Drittel der Stadtbewohner vor 1918 blieben im neuen Staat, in dem gleichzeitig auch die Industrialisierung immer mehr voranschritt. Der letztgenannte Faktor war in erster Linie für die Wirtschaftsentwicklung, teilweise auch wegen der Verstärkung der Facharbeiterschicht als Kulturverbraucher wesentlich. Ungarn, das nun das erste Mal seit 1526 vollständige staatliche Autonomie besaß, verwandelte sich – ebenso wie Österreich – aus einem Vielvölkerreich in einen homogenen Nationalstaat der Region, während die Nachfolgestaaten Minderheitenprobleme zu bewältigen hatten, die sich zumeist aus der gewichtigen Präsenz der ungarischen Volks-

<sup>21</sup> László Sebők: Szétdarabolt vonzáskörzetek. A városhierarchia változásai. In: *Rubicon* 31 (2020) 6–7, 158–162; Attila Szabó: Klebelsberg Kuno kultúrgeográfiai stratégiája a területi revízió szolgálatában. In: *Tér és Társadalom* 25 (2011) 2, 223–236.

gruppe ergaben. In Ungarn ging das proportionale Verhältnis der Nationalitäten zu Beginn der 1920er Jahre auf unter zehn Prozent zurück, was die Aufgaben der Kulturpolitik erheblich vereinfachte.<sup>22</sup>

Im Vergleich zwischen dem früheren und dem neuen Staatsgebiet zeigte der Analphabetismus in der Bevölkerung über sechs Jahre einen beträchtlichen Rückgang von 33,3 Prozent im Jahre 1910 auf 15,2 Prozent im Jahre 1920, während der Anteil der Bürger mit unterem, mittlerem oder Hochschulabschluss sowie der Anteil der Intellektuellen als Träger der hohen Kultur bedeutend anstiegen. Letztere Kennzahl hatte sich – wie die der Lese- und Schreibkundigen – im Vergleich mit dem Stand 1910 beinahe verdoppelt. Und die Anzahl der Universitäts- und Hochschulstudenten überschritt in dem auf nur ein Drittel seiner früheren Fläche geschrumpften Staat die Vorkriegszahlen.<sup>23</sup>

Die bereits im österreichisch-ungarischen Dualismus häufig behauptete *kulturelle Überlegenheit* des Magyarentums im Karpatenbecken beziehungsweise der höhere kulturelle Status Trianon-Ungarns im Kontext des historischen Staates wurden nach Weltkriegsende von der Propaganda für ungarische Interessen ausgenutzt. Die günstigen Zahlen verminderten einigermaßen die von Trianon verursachten kulturellen Schäden, die in den 1920er Jahren genau erfasst wurden.<sup>24</sup> Doch bei Berücksichtigung der öffentlichen Bildungseinrichtungen und Sammlungen im Ungarn vor 1918 sowie jener Orte, an denen renommierte Persönlichkeiten der ungarischen Bildungsgeschichte tätig gewesen waren, zeigten sich die wahren Ausmaße der Verluste. Daher wurden die Aspekte, welche die Nachteile Trianons minderten, auf ganz andere Weise, als Nachweis für die Vorzüglichkeit der ungarischen Nation und die unerhörte Ungerechtigkeit des Friedensvertrags interpretiert. Darauf wurde jedoch kaum hingewiesen, dass das ungarische Geistesleben der Nachkriegszeit etliche ungarische Künstler und Wissenschaftler entbehren musste,

<sup>22</sup> Loránt *Tilkovszky*: *Nemzetiségi politika Magyarországon a 20. században*. Debrecen 1998, hauptsächlich 39–51.

<sup>23</sup> *Az 1920. évi népszámlálás. VI: Végeredmények összefoglalása*. Hg. M. Kir. Központi Statisztikai Hivatal. Budapest 1929, 38–42, 58–65, 66–68. Siehe auch *A számontartott nemzet. A Trianon előtti és utáni évtizedek Magyarországának statisztikai térképeken*. Hgg. Dávid Rózsa, Barna Rovács. Budapest 2020, 212. Der ausgezeichnete Band enthält leider keine Statistiken zum kulturellen Leben.

<sup>24</sup> László *Buday*: *A megcsönkített Magyarország*. Budapest 1921; L. *Buday*: *Magyarország küzdelmes évei. A megcsönkített Magyarország újradolgozott második kiadása*. Budapest 1923; Ferenc *Olay*: *A magyar kultúra válságos évei 1919–1927*. Budapest 1927; *Olay*: *A magyar művelődés; A magyar tudománypolitika alapvetése*.

die in erster Linie wegen ihres Engagements während der Revolutionen 1918 und 1919 emigriert waren und später in Westeuropa oder in Übersee oft ein hohes Ansehen erwarben.<sup>25</sup>

Durch Trianon behielt Ungarn – im Großen und Ganzen proportional zur Bevölkerungsverminderung – 41,1 Prozent der Kindergärten, 41,4 Prozent der Kindergärtnerinnen und 45 Prozent der Kindergartenkinder, 38 Prozent der Volksschulen, 45,6 Prozent der Volksschullehrer und 43,6 Prozent der Schüler. Dagegen blieben von den staatlichen Schulen, die während des Dualismus größtenteils auf Gebieten mit Nationalitätenbevölkerung in der Hoffnung erbaut worden waren, den Prozess der Assimilation in die ungarische Nation zu fördern, lediglich 28 Prozent erhalten. Daraus erwuchs ein ernsthafter Nachteil, denn diese Schulen waren in der Regel besser ausgestattet als die – hauptsächlich von den Kirchen getragenen – nichtstaatlichen Schulen.

Bei den höheren Bildungsstufen fielen die Anteile schon günstiger aus. Um nur einige Schultypen hervorzuheben: Von den Gewerbeschulen blieben 48,8 Prozent, von deren Lehrern 59,8 Prozent und Schülern 71,7 Prozent in Trianon-Ungarn. Die gleichen Kennzahlen zeigen bei den *Bürgerschulen* (Einrichtungen: 45,1 Prozent, Lehrer: 50,9 Prozent, Schüler: 55 Prozent) und den Mittelschulen für Jungen (Einrichtungen: 47,1 Prozent, Lehrer: 48,5 Prozent, Schüler: 51,9 Prozent) einen Verlust von rund 50 Prozent, bei den Schülern noch weniger. Vier Fünftel der Schüler der Bürger- und Mittelschulen hatten schon vor 1918 Ungarisch als Muttersprache, und im Hochschulwesen lag diese Zahl noch höher.<sup>26</sup>

Unmittelbar nach Weltkriegsende wurde beinahe das gesamte Universitäts- und Hochschulnetzwerk in den abgetrennten Gebieten auf das Staatsgebiet Trianon-Ungarns hinübergerettet. Dies erfolgte jedoch nicht freiwillig, sondern zwangsweise, wegen tiefgreifender Behinderungen des ungarischsprachigen Unterrichts unter neuer Staatshoheit. Zwei von den vier ungarischen Universitäten waren betroffen: Die 1872 gegründete Universität in Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) geriet unter rumänische, die 1912 errichtete Universität in Preßburg (*Pozsony, Bratislava*), die ihre Tätigkeit kaum erst

<sup>25</sup> Eine ausgezeichnete Zusammenfassung dazu: Tibor Frank: *Kettős kivándorlás*. Budapest – Berlin – New York 1919–1945. Budapest 2015. Englische Erstauflage: T. Frank: *Double exile. Migration of Jewish-Hungarian professionals through Germany to the United States, 1919–1945*. Bern 2009.

<sup>26</sup> *Buday*: A megcsonkított Magyarország, 242–249; *Buday*: Magyarország küzdelmes évei, 191–196; *Dezső Elekes*: Trianon mérlege. 6. Kultúra. In: Magyar Statisztikai Szemle 61 (1938) 4, 358–367, hier 367; *Olay*: A magyar kultúra, 96–100.

begonnen hatte, unter tschechoslowakische Oberhoheit; schon bald wurden – trotz aller früheren Versprechen – Rumänisch beziehungsweise Tschechisch als Unterrichtssprache eingeführt. Die beiden Universitäten flüchteten im September 1919 beinahe mit der gesamten Studentenschaft und dem ganzen Lehrkörper nach Budapest und arbeiteten unter Wahrung ihrer Rechtskontinuität und unter den alten Namen Franz-Joseph- beziehungsweise Elisabeth-Universität ab dem akademischen Jahr 1921/1922 in Szeged beziehungsweise ab 1923/1924 in Fünfkirchen weiter. Die Rechtskontinuität wurde in der Hoffnung, dass der Friedensvertrag von Trianon nur ein Provisorium sei, so ernst genommen, dass die Szegeder Universität 1940, als Klausenburg infolge des Zweiten Wiener Schiedsspruchs zu Ungarn zurückkehrte, formal nach Klausenburg übersiedelte, und die nach Miklós Horthy benannte Szegeder Universität de jure erst anschließend, durch Gesetzartikel XXVIII/1940 zustande kam. Die Studenten der traditionsreichen Hochschule für Forstwirtschaft und Bergbau in Schemnitz (*Selmecbánya, Banská Štiavnica*), die an die Tschechoslowakei gefallen war, trafen bereits Mitte Dezember 1918 auf dem ungarischen Staatsgebiet ein; im Gegensatz zu den beiden vorgenannten Universitäten wurden hier auch die Sammlungen und technischen Ausrüstungen der Hochschule nach Ungarn verbracht. Die Dozenten folgten ihnen bis Ende Februar 1919. Nach einem Zwischenaufenthalt von nur wenigen Wochen in Budapest setzte die Hochschule ihre Arbeit ab März 1919 in Ödenburg (*Sopron*) fort. Die ersten Vorlesungen des akademischen Jahres fanden am 28. April 1919 – schon während der Räterepublik – statt.<sup>27</sup>

Der christlich-soziale Kultusminister József Vass begründete das Gesetz XXV/1921 über die provisorische Unterbringung der aus Klausenburg und Preßburg geflüchteten Universitäten mit der Hoffnung auf eine »Wiederherstellung der früheren Grenzen« und eine »Wiedervereinigung der Nation«. Er nahm damit auch Klebelsbergs Ideen vorweg: »Weil wir jedoch gegenwärtig nur mit friedlichen Mitteln, mit der Waffe der Kultur für dieses heilige Ziel erfolgreich kämpfen können, müssen wir jedes Instrument ergreifen, um unsere kulturelle Überlegenheit gegenüber unseren feindlichen Nachbarn beizubehalten, den Fortbestand unserer Brüder und Schwestern jenseits der Grenzen auf diesem kulturellen Niveau zu fördern und in ihnen die beharrliche Liebe zur ungarischen Nationalkultur wach zu halten. Diesem Zweck dienen vor allem die Entwicklung der ungarischen Wissenschaftlichkeit und die Er-

<sup>27</sup> Gábor Ujváry: A magyar felsőoktatás átalakítása, 1918–1919. In: *Trianon és a magyar felsőoktatás*. II. Hg. G. Ujváry. Budapest 2019, 7–51, hier hauptsächlich 14–15.

haltung der ungarischen Universitäten als Zentren der wissenschaftlichen Tätigkeit.«<sup>28</sup>

Die in fremde Hände geratenen ungarischen Hochschuleinrichtungen hörten 1919/1920 zu bestehen auf. Dieses Schicksal wurde zwei Wirtschaftsakademien (Kaschau, Klausenburg), zwei Rechtsakademien (Kaschau, Großwardein) sowie der Exportakademie in Fiume (*Rijeka*) und der Handelsakademie in Klausenburg zuteil. Die evangelische Rechtsakademie von Preschau (*Eperjes, Prešov*) zog im Februar 1919 nach Miskolc, die reformierte Rechtsakademie von Maramureshsiget (*Máramarossziget, Sighetu Marmației*) im Juli 1921 nach Hódmezővásárhely um. Ein Teil der von wenigen Studenten besuchten theologischen Hochschulen durfte jedoch in den Nachfolgestaaten in neuem staatlichem Rahmen weiterarbeiten.<sup>29</sup>

Mit Trianon und dem Hochschulwesen hängen auch zwei Maßnahmen des ebenfalls christlich-sozialen István Haller aus dem Jahre 1920 zusammen, nämlich die Errichtung der Ökonomischen Fakultät (Verordnungen 272 und 273/1920.M.E.) und die Einführung des *Numerus clausus* (Gesetzartikel XXV/1920). Bei der erstgenannten Maßnahme handelte es sich um die Verwirklichung eines zwei Jahrzehnte langen Vorhabens.<sup>30</sup> Die zweitgenannte stellte eine notwendige Maßnahme dar, die aber – von der ursprünglichen Absicht abweichend – in erster Linie die jüdischen Jugendlichen betraf und ihren Anteil unter den Studierenden erheblich verringerte.

Der *Numerus clausus* löste in der ganzen Ära – und löst heute noch – heftige Diskussionen aus, obwohl seine Verabschiedung damals durch das Zusammenwirken zahlreicher Faktoren beeinflusst wurde. Die wichtigsten waren: 1. Zustrom der Kriegsjahrgänge an Universitäten und Hochschulen und die zwangsweise Konzentrierung beinahe des ganzen früheren ungarischen Hochschulwesens in Trianon-Ungarn – hauptsächlich in Budapest –, die eine Einschränkung der abrupt angewachsenen Studentenzahlen erforderte; 2. virulenter Antisemitismus nach der Räterepublik, vor allem im Kreise der Studierenden und der Intellektuellen (vor dem Hintergrund, dass ein überwiegender Teil der Anführer der Räterepublik jüdischer Abstammung war); 3. ab Anfang des 20. Jahrhunderts sprunghafter, auf die bürgerli-

<sup>28</sup> 1921. évi XXV. törvénycikk indokolása a kolozsvári és pozsonyi m. kir. tudományegyetem ideiglenes áthelyezéséről. Általános indokolás. Siehe <https://net.jogtar.hu/ezer-ev-torveny?docid=92100025.TVI&searchUrl=/ezer-ev-torvenyei%3Fpagenum%3D47> (16. Februar 2021).

<sup>29</sup> Ujváry: A magyar felsőoktatás átalakítása, hauptsächlich 14–15, 45–51.

<sup>30</sup> Gábor Ujváry: A Közgazdaságtudományi Kar megalapítása és a két világháború közötti magyar egyetempolitika. In: *Gerundium* 11 (2020) 3–4, 104–122.

che Gesellschaftsentwicklung Ungarns zurückführbarer Anstieg des Anteils israelitischer Studierender auf eine rund sechsfache Überrepräsentanz. Der Gesetzentwurf verschob sich hauptsächlich wegen der beiden letztgenannten Faktoren in antisemitische Richtung. Die Notwendigkeit des Numerus clausus wurde durch die spätere Entwicklung bestätigt – hier sei auf die zunehmend angespannte Problematik der Arbeitslosigkeit im Kreise der Intellektuellen in den 1930er Jahren hingewiesen, ebenso auf den Umstand, dass ein Numerus clausus bei Hochschulzulassungen in Ungarn und in vielen Staaten der Welt auch derzeit praktiziert wird. Daher kann und muss nicht die damalige Entscheidung des ungarischen Gesetzgebers an sich, sondern deren antisemitischer Charakter zur Diskussion stehen. Außerdem muss geprüft werden, inwieweit das Numerus-clausus-Gesetz, das sowohl für die internationale Beurteilung Ungarns als auch für die Möglichkeiten einer muttersprachlichen Ausbildung von Magyaren jenseits der Staatsgrenzen ernsthafte Nachteile nach sich zog, zur Vertiefung und weitgehenden Verschärfung des schon seit längerem bestehenden ideologischen Gegensatzes zwischen *Konservativen* und *Progressiven* beitrug, der ab den 1930er Jahren hauptsächlich mit dem dichotomischen Begriffspaar *volkstümlich versus urban* beschrieben wurde.<sup>31</sup>

Nach 1918 befand sich etwas mehr als die Hälfte der ungarischen öffentlichen Sammlungen im Ausland, deren bedeutendsten in den regionalen Zentren und Städten, vor allem in den Komitatszentren. Gleichzeitig blieben die großen Landessammlungen mit den wertvollsten Inventaren, da sie ihren Sitz in Budapest hatten, in Ungarn. Die Mehrheit der ungarischen Museen war als Zivilinitiative entstanden und wurde nicht vom Staat getragen. Dessen ungeachtet wurden in den Nachfolgestaaten in der Regel auch die von Körperschaften getragenen oder privaten Sammlungen beschlagnahmt und enteignet. Am bekanntesten war der Fall des 1859 gegründeten Siebenbürgischen Museumsvereins in Klausenburg (*Erdélyi Múzeum-Egyesület*).<sup>32</sup>

Eine Reihe von Komitats-, Stadt-, Kirchen- und Adelsarchiven, die für die Aufarbeitung der Geschichte Ungarns vor 1918 unentbehrlich sind, gelangten

<sup>31</sup> Ausführlicher zum Thema siehe die datenreiche, aber tendenziöse Monografie, deren Quellen dem eigenen Konzept angepasst sind: Mária M. Kovács: *Törvénytől sújtva. A numerus clausus Magyarországon, 1920–1945*. Budapest 2012. Differenziertere Analysen: *Trianon és a magyar felsőoktatás*. I. Hg. Gábor Ujváry. Budapest 2018 (Beiträge von Krisztina Batalka, Péter Debreceni, Máté Gali, György Haraszti, Gábor Hollósi, András Joó, László Orosz und László Bernát Veszprémy); *Trianon és a magyar felsőoktatás* II. (Beiträge von Krisztina Batalka, Zoltán Dévavári, Máté Gali, András Joó und Dávid Ligeti).

<sup>32</sup> *A magyar tudománypolitika alapvetése* 304–305, 310–311, 318.

in den Besitz der Nachfolgestaaten.<sup>33</sup> Gleiches geschah mit mehr als der Hälfte der Volksbibliotheken. Zum Teil infolge des früheren *Budapestzentrismus* war die Lage bei den größeren öffentlichen beziehungsweise wissenschaftlichen Bibliotheken günstiger: 56 Prozent der Bestände verblieben bei Trianon-Ungarn.<sup>34</sup> Hierbei handelt es sich allerdings nur um annähernde Schätzungen. Dezső Elekes machte 1938 darauf aufmerksam, dass »Ungarn auch trotz der zentralen Rolle Budapests in der öffentlichen Bildung sehr bedeutende Verluste an Museen, Bibliotheken und anderen Kulturwerten erlitten hat, deren Umfang statistisch noch nicht hinreichend erfasst werden kann«. Elekes betonte das in dem Zusammenhang, dass »wir einer privaten Statistik zufolge 51 von 115 Theatern in Großungarn durch Trianon verloren haben«. Gleichzeitig erwähnte er auch, »dass im Ungarn der Friedenszeit in den letzten Vorkriegsjahren jährlich rund zweitausend neu erschienene Bücher registriert wurden, 1920 waren es in Trianon-Ungarn eineinhalbtausend, aber die Statistik rechnete schon in den darauffolgenden Jahren mit rund zweitausend Neuerscheinungen. Bezüglich der Periodika ging aus den verarbeiteten Daten der einschlägigen Reihe „Ungarische Bibliografie“ (*Magyar Könyvészet*) zum Jahr 1914 hervor, dass 1.256 von insgesamt 1.808 Zeitungen Großungarns, also 70 Prozent, auf dem heutigen Gebiet Ungarns erschienen waren.«<sup>35</sup> Darüber hinaus beschränkten die neuen Staaten auch die Tätigkeit zahlreicher ungarischer wissenschaftlicher und öffentlicher Bildungsvereine ein, ebenso die Einfuhr von Büchern, die in Ungarn herausgegeben wurden.<sup>36</sup> Dennoch gelang es ihnen nicht, die Presse der ungarischen Minderheiten nachhaltig zu blockieren, und zwar vornehmlich aus dem Grund, dass die Magyaren in den Nachbarstaaten mehrheitlich in den Städten siedelten, wo ein Großteil der Leserschaft periodischer Literatur lebte.

Insgesamt sei festgestellt, dass trotz der gewaltigen, schwer ermessbaren kulturellen Schäden und des individuellen wie gemeinschaftlichen Traumas

<sup>33</sup> Eine Ausnahme war in dieser Hinsicht das bereits erwähnte, außerordentlich wertvolle Dokumentenmaterial in den Wiener Sammlungen der einstigen Zentralarchive, das seit 1927 im gemeinsamen geistigen Eigentum Österreichs und Ungarns als Fundgrube für die Erforschung der Geschichte Ungarns zwischen 1526 und 1918 gilt.

<sup>34</sup> Pál Gulyás: *A könyv sorsa Magyarországon a középkortól a trianoni békéig*. XI–XII. In: *Néptanítók Lapja* 59 (1926) 17–18, 11–12; *Olay: A magyar kultúra, 185–196*; *Olay: A magyar művelődés, 222–223*.

<sup>35</sup> *Elekes: Trianon mérlege, 367*.

<sup>36</sup> Ebenda. Ausführlicher zu den Theatern, wissenschaftlichen und öffentlichen Bildungsvereinen, zur Presse, zum Verlagswesen und Buchhandel jenseits Ungarns (ohne genaue Datangaben): *Olay: A magyar kultúra, 260–292*; *Olay: A magyar művelődés, 315–401*.

des Zusammenbruch und der Aufteilung ein Großteil der geistigen Kraft Altungarns in dem durch Trianon zusammengeschrumpften Staat konzentrierte. Gleichzeitig muss betont werden, dass sich hinter den scheinbaren Gewinnen stets schwere Verluste verbargen. Der Friedensvertrag wurde von einem Staat unterzeichnet, der wirtschaftlich in Trümmern lag und für lebensunfähig gehalten wurde, der seine Unabhängigkeit mit dem völkerrechtlichen Akt zwar wiedererlangt, sie aber in einer fast vollständigen außenpolitischen Isolation zu behaupten hatte. Das kulturelle und wissenschaftliche Netzwerk war als Eigentum verschiedener Träger zerfallen, der Realwert der Gehälter der dort Beschäftigten fiel infolge der Geldentwertung und des Überangebots an Intellektuellen auf dem Arbeitsmarkt auf weniger als ein Fünftel zurück,<sup>37</sup> und das Budget der staatlichen Einrichtungen, die zur Kultursparte gehörten, machte einen noch geringeren Bruchteil des Vorkriegsbudgets aus.<sup>38</sup>

Der Anteil der öffentlichen Angestellten und Intellektuellen stieg vor allem wegen der aus den Nachfolgestaaten nach Ungarn geflüchteten Personen an, weil diese Schicht unter den 400.000–450.000 »Repatriierten« oder »Optanten« stark überrepräsentiert war.<sup>39</sup> Was für Trianon-Ungarn auf den ersten Blick weitgehend nützlich schien, fügte den Magyaren jenseits der Staatsgrenzen, das auch von den außerordentlichen Erschwernissen des Muttersprachenunterrichts für Jugendliche hart betroffen war, einen schweren Verlust zu, da es dadurch einen nicht geringen Teil seiner geistigen Führungsschicht einbüßte. Um die Widersprüche noch stärker herauszustellen: Die nach Ungarn geflüchteten Intellektuellen, die ihr Hab und Gut teilweise in der Heimat zurückgelassen hatten, waren mehrheitlich staatliche Angestellte, so dass der ungarische Staat für ihre Unterbringung und Rente aufkommen musste (oder hätte aufkommen müssen). Die Verantwortung kam also jenem ungarischen Staat zu, der nach dem verlorenen Weltkrieg, den erzwungenen

<sup>37</sup> Jenő Dálnoki-Kováts: A megélhetés drágulása a háború kitörése óta. In: *Közgazdasági Szemle* 45 (1921) 5–6, 264–292; J. Dálnoki-Kováts: Drágulás és életszínvonal. In: *Közgazdaság és Pénzügy* 3 (1927) 1–10, 165–171.

<sup>38</sup> Ein Beispiel dazu: »In den Jahren nach dem Zusammenbruch gingen die bedeutenden Finanzergebnisse, die Imre Szalay [Direktor des Nationalmuseums] mit zielbewusster Arbeit in zwei Jahren errungen hatte, durch die Geldentwertung vollständig verloren. Das Sachkostenbudget des Nationalmuseums ist auf 8 Prozent des letzten Budgets der Friedenszeit zusammengeschrumpft [...].« *A Magyar Nemzeti Múzeum öt éve. Jelentés az intézet 1924–1928. évi állapotáról és működéséről*. Hg. Bálint Hóman. Budapest 1929, 10.

<sup>39</sup> István Dékány: *Trianoni árvák*. Budapest 2018, vor allem 191–210, 275–296, sowie die Namensliste der Flüchtlinge auf der CD-Beilage. Letztere ist zugänglich unter <http://trianon100.hu/menekultek> (16. Februar 2021).

Gebietsabtretungen, den Revolutionen und der Besetzung beziehungsweise Plünderung des verbliebenen Reststaates durch rumänische und serbische Truppen selbst am Rande des wirtschaftlichen Zusammenbruchs stand. Die Okkupationen verursachten während der rumänischen Besetzung, die im Sommer 1919 beinahe im ganzen Land und bis April 1920 im gesamten Gebiet jenseits der Theiß anhielt, sowie in Südungarn mit dem Zentrum Fünfkirchen, das erst im August 1921 von der serbischen Oberhoheit befreit werden konnte, auch in kultureller Hinsicht enorme Verwüstungen.<sup>40</sup>

Schon allein die Zerstückelung des ungarischen Geisteslebens kam einer Tragödie gleich. Die Leiter der Kulturpolitik mussten nach 1919 zahlreiche Schwierigkeiten bewältigen, die bis dahin ungewohnt, ja geradezu undenkbar gewesen waren. Aus diesem Grund blieb die Zwischenkriegszeit von der Propaganda einer Revision des Friedensvertrags von Trianon, der als Ursprung allen Übels betrachtet wurde, geprägt. Es wurden teilweise deswegen Programme ins Leben gerufen, die zur Erhaltung der zweifelsohne günstigeren kulturellen Kennziffern der ungarischen Nation gegenüber den übrigen Nationalitäten im Karpatenbecken – mit Ausnahme der deutschen Volksgruppe – dienten. Das bedeutete gleichzeitig, dass eine Priorität der Kulturpolitik angestrebt wurde – und zwar, wie gezeigt, nicht ohne Erfolg –, weil sie als Voraussetzung für eine erfolgreiche Konsolidierung angesehen wurde.

Diese Bestrebung schien umso mehr begründet, als ständige Geldsorgen im gesamten Bildungssystem, bei den öffentlichen Sammlungen und sogar in der wichtigsten Institution der Wissenschaftlichkeit, der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, zum Alltag gehörten. Dabei hatte das Hochschulwesen obendrein mit dem Problem umzugehen, dass beinahe das vollständige, einst auf das historische Ungarn dimensionierte Institutionssystem sich nun in Trianon-Ungarn befand. Das größtenteils in Staatspapieren und Pfandbriefen angelegte Vermögen der Akademie der Wissenschaften war entwertet und reichte nicht einmal für die Aufrechterhaltung ihres Apparats aus, so dass die Tätigkeit der Institution schließlich nur durch jährliche Hilfszuwendungen aus dem Staatsbudget sichergestellt werden konnte (Gesetzartikel I/1923).

Ein Umdenken musste also auch in der Politik erfolgen. Eine neue Strategie und ein neues Programm mussten erarbeitet werden, was Kuno Klebelsberg – einer der hervorragendsten ungarischen Religions- und Bildungsmit-

---

<sup>40</sup> Dezső Laky: Csonka-Magyarország megszállásának gazdasági kárai. Budapest 1923, 390–393, 456–457; Ferenc Olay: Csonkamagyarország ellenséges megszállása és kulturális káraink. Budapest 1929.

nister aller Zeiten – als Verkünder der Idee der kulturellen Überlegenheit, die er ab 1928 als »Neonationalismus« bezeichnete,<sup>41</sup> in die Tat umsetzte. Allerdings war Klebelsberg, der die Sparte neun Jahre lang leitete, kein origineller Denker. Vielmehr passte er mit ausgezeichnetem Instinkt die Ideen Anderer der jeweiligen Situation an. Er war imstande, sogar den Ministerpräsidenten István Graf Bethlen und Reichsverweser Miklós Horthy für sein solcherart aufgebautes Konzept zu gewinnen. Diese Eigenschaft lässt bei ihm Staatsmannstugenden vermuten. Neben den Vorstellungen der deutschen Kulturpolitik akzeptierte und befolgte er auch die Denkweise ungarischer Wissenschaftler und Kulturpolitiker – aber immerhin nur teilweise und stets den jeweiligen Umständen angepasst. Mehrere von ihnen reflektierten unmittelbar auf Trianon.<sup>42</sup>

Der als Berater für öffentliche Sammlungen und später als Klebelsbergs Nachfolger bekannte Mittelalterhistoriker Bálint Hóman erarbeitete bereits 1920 einen ausführlichen Aktionsplan für die »Sicherstellung der Entwicklungsfähigkeit der ungarischen Wissenschaft«, die für »die wichtigste Voraussetzung dafür« hielt, dass »auf sich angewiesene, von Feinden umgebene Ungarn in Zukunft behauptet und dass sich unsere Kultur entwickelt«.<sup>43</sup> Der namhafte Kulturphilosoph Gyula Kornis, der Klebelsberg auf dem Gebiet des öffentlichen Bildungswesens unterstützte und ihm später auch als Staatssekretär beistand, hielt 1921 – mit einer nicht weniger gründlich Argumentation – fest: »Je mehr ein Staat ein Kulturstaat ist, desto [...] entwickelter ist er.«<sup>44</sup> Zoltán Magyary, einer der engsten Mitarbeiter und wissenschaftspolitischen Experten Klebelsbergs, betonte wie sein Vorgesetzter in zahlreichen Schriften, dass »nun den im Land belassenen acht Millionen Ungarn die Aufgabe zufällt, das kulturelle Ansehen und die kulturelle Selbständigkeit, das und die sich 12 Millionen Ungarn dank der Kraft eines Landes mit 21 Millionen Einwohnern

<sup>41</sup> Nach Klebelsberg hatten die beiden Grundelemente *alten* ungarischen Nationalismus, der Widerstand gegen Germanisierungsbestrebungen und die Bemühung um Magyarisierung der Nationalitäten, mit dem Zusammenbruch 1918–1920 ihre Gültigkeit verloren. Aus diesem Grund »müssen den alten Empfindungen neue Ziele gesetzt werden. [...] So kann ich nur über zwei andere Ziele des ungarischen Nationalismus reden: wir wollen eine gebildete Nation in Wohlstand sein, also gewichtiger als die umliegenden Völker«. Kuno *Klebelsberg*: Neonationalismus. Budapest 1928, 123–124.

<sup>42</sup> Gábor *Ujváry*: „Egy európai formátumú államférfi“. Klebelsberg Kuno (1875–1932). Pécs/Budapest 2014.

<sup>43</sup> Bálint *Hóman*: A nemzeti tudományosság jövője. In: Budapesti Szemle 181 (1920) 517–519, 127–161, hier 131.

<sup>44</sup> Gyula *Kornis*: Kultúrpolitikánk irányelvei. In: Ders.: Kultúra és politika. Tanulmányok. Budapest 1928, 1–41, hier 1.

erkämpfen konnten, aus eigener verminderter Kraft aufrecht zu erhalten und sogar weiterzuentwickeln.«<sup>45</sup>

Die Konzepte von Hóman, Kornis und Magyary wurden später von Klebelsberg in seinen politischen Äußerungen und Gesetzentwürfen umfänglich berücksichtigt und verwendet. Außer den Genannten erhielt Klebelsberg vom hervorragenden ungarischen Kulturdiplomaten und Philologen Róbert Gragger bei der Organisierung der ungarischen Kulturinstitute im Ausland sowie vom renommierten Kunsthistoriker Tibor Gerevich in Angelegenheiten der Kunst wertvolle Hilfe. Beide Experten wurden in ihrer Tätigkeit durch das Trianon-Trauma stark beeinflusst. Gragger erwog im Zusammenhang mit der Verstärkung des 1917 gegründeten Ungarischen Institutes an der Universität Berlin und später mit der Errichtung des Collegium Hungaricum in Berlin (1923) die Möglichkeiten der ungarischen kulturellen Außenpolitik.<sup>46</sup> Gerevich versuchte währenddessen durch die Rettung der Arnold Ipolyi-Sammlung aus Großwardein<sup>47</sup> nach Ungarn (Januar 1919), ab Ende 1918 durch die Vorbereitung der Wiener Verhandlungen über den Erwerb von Museums- und Bibliotheksbeständen mit ungarischen Bezügen und später durch aktive Mitwirkung bei den Verhandlungen zur Minderung der im kulturellen Bereich erlittenen Verluste einen Beitrag zu leisten.<sup>48</sup> Außerdem waren Historiker bemüht, Klebelsbergs Bemühungen um die Erneuerung und Verstärkung der ungarischen Geschichtswissenschaft zu unterstützen. Neben dem bereits erwähnten Hóman seien Dávid Angyal, Sándor Domanovszky, Ferenc Eckhart, Árpád Károlyi und Gyula Szekfű hervorgehoben.<sup>49</sup>

Neben dem Trianon-Trauma, das zur vollständigen Erneuerung der Kulturpolitik anregte, trugen also auch die hervorragenden personellen Gegebenheiten dazu bei, dass diese vom Geiste der konservativen Reform geprägte Fachpolitik, die auf ungewöhnliche Herausforderungen positive Antworten

<sup>45</sup> Zoltán Magyary: Nyolc év a magyar tudományos élet kormányzatában. In: Ders.: A magyar tudományos nagyzem megszervezése. Pécs 1931, 5–11, hier 5.

<sup>46</sup> Ujváry: Kulturális hídfőállások, I, 125–141.

<sup>47</sup> Die später die Sammlung des Christlichen Museums in Gran (*Esztergom*) erheblich bereicherte.

<sup>48</sup> Gábor Ujváry: Két dudás egy csárdában. Hóman Bálint és Gerevich Tibor barátságának első éve. In: Történeti ártérkékelés. Hóman Bálint, a történész és a politikus. Hg. G. Ujváry. Budapest 2011, 165–201, vor allem 176–179. Vgl. István Bardoly: „Teljes győzelem, az egész gyűjtemény a miénk“. Gerevich Tibor és az esztergomi Keresztény Múzeum. In: Enigma 16 (2009) 60, 59–71; Csilla Markója: Gerevich Tibor görbe tükrökben. In: Enigma 16 (2009) 60, 5–44.

<sup>49</sup> Ujváry: Kulturális hídfőállások, II, vor allem 57–79.

zu geben vermochte, bei der Wiederaufrichtung Ungarns in den 1920er Jahren eine Schlüsselrolle spielte. Dass die Zwischenkriegszeit als eine der goldenen Epochen der ungarischen Kultur angesehen werden kann, ist den in ungewohnter zeitlicher und räumlicher Konzentration tätigen Kultur- und Kunstschaffenden der Zeit zu verdanken.

Das geistige Leben gestaltete sich besonders vielfältig. Darin durften – die offene kommunistische Propaganda ausgenommen – Strömungen aller Art zur Geltung kommen und miteinander diskutieren. Die wichtigsten unter diesen waren das aus der vorausgehenden Epoche überlieferte freiheitliche Denken, der Liberalismus, der Neokonservatismus und die für ein *drittes Ungarn* eintretende, nach dem *dritten Weg* suchende Richtung, die – etwas vereinfachend bezeichnete – *volkstümliche Bewegung* (*népi mozgalom*).<sup>50</sup> Auf die Kunstszene hatte die Kulturpolitik lediglich einen mittelbaren Einfluss, zumal deren Institutionen – im Gegensatz zu der Ära nach 1947 oder zur gegenwärtigen Situation – größtenteils nicht mit staatlicher Unterstützung und nicht unter staatlicher Aufsicht tätig waren. (Zum Kompetenzbereich des Kultusministeriums gehörten nur nationale Institutionen wie etwa die Staatsoper oder das Nationaltheater.) Das Buchverlagswesen, die Presse, die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften waren von Vielfalt und einer zumeist fruchtbaren Rivalisierung verschiedener *Schulen* gekennzeichnet. Es ist leicht möglich, dass weder zuvor noch danach so viele großartige ungarische Schriftsteller, Dichter, Komponisten, Musiker, Schauspieler, bildende Künstler und Kunstgewerber oder gar Journalisten und Historiker nebeneinander arbeiteten wie damals, und zwar zumeist unter gegenseitiger Reflexion und unter Beachtung westeuropäischer Strömungen. Insofern spielten nach Trianon Kunst und Wissenschaft eine helfende Rolle bei der Trauerverarbeitung. Der aus dem Trauma folgende Selbstbestätigungsdrang, die vielfach verkündete und auch umgesetzte Priorität der Kulturpolitik sicherte die internationale Konkurrenzfähigkeit der ungarischen Kultur und stellte deren Lebens- und Entwicklungswillen unter Beweis.

<sup>50</sup> Mihály Szegedy-Maszák: „Három Magyarország“ kultúrája (1919–1944). In: A magyarságtudomány kézikönyve. Hg. László Kósa. Budapest 1991, 670–704.

*István Gergely Szűts, Veszprém*

## Der Ausbau des Exportnetzwerks einer ungarischen Firma auf der Leipziger Mustermesse 1930

Die Herender Porzellanmanufaktur AG (*Herendi Porcelángyár Rt.*) nahm erstmals im Frühjahr 1930 an der Leipziger Mustermesse teil. Diese Nachricht an sich dürfte vielleicht nur eine einzige Zeile in einer Unternehmensgeschichte ausmachen. Warum sollte sich denn jemand ausführlicher damit beschäftigen, und welche Informationen vermittelt dieses Datum beziehungsweise ein Ereignis dieser Art?

In der Geschichte der internationalen Messen haben in der Regel die größten und renommiertesten Aussteller, allgemein bekannte und gefeierte Besucher sowie die Zahl und der Gesamtwert der Geschäftsabschlüsse einen Nachrichtenwert. Es wird kaum danach gefragt, wann und warum sich ein bestimmtes Unternehmen für die Teilnahme an einer Messe entscheidet, wie es seine Messepräsenz organisiert, welche Kontaktnetzwerke es nutzt und welchen Profit es mit all dem erzielt. Die Herender Porzellanmanufaktur kann aus dieser Sicht umso mehr als ideales Beispiel herangezogen werden, als die Gründe für ihren Messeauftritt in Leipzig und die damit verbundenen Abläufe anhand des Dokumentenmaterials gut rekonstruierbar sind.<sup>1</sup>

### Wieso Leipzig, warum gerade 1930?

Die Messen, ab dem 19. Jahrhundert die Mustermessen und Ausstellungen, etablierten sich als die wichtigsten Schauplätze des europäischen und globalen Handels. Das traf insbesondere auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts zu, als die meisten europäischen Groß- und Hauptstädte eigene Mustermessen veranstalteten. Unter diesen nahm Leipzig mit seiner beinahe 700-jähri-

---

<sup>1</sup> A Lipcsei Nemzetközi Vásárral kapcsolatos iratok, 1929–1942. Magyar Nemzeti Levéltár Veszprém Megyei Levéltára, Veszprém [im Weiteren: MNL VeML]. XI. 46. c. dd., 41.

gen Messtradition eine besondere Position ein. So war es kein Zufall, dass die sächsische Stadt auch für die 1906 erstmals veranstaltete Budapester Internationale Messe (*Budapesti Nemzetközi Vásár*) als Vorbild diente.

Das Herender Unternehmen war seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahezu ständiger Teilnehmer der Weltausstellungen, präsentierte sich jedoch erst ab Mitte der 1920er Jahre auf Fachmessen. Der Grund dafür war die 1924 vollzogene strukturelle Umwandlung des Einzelunternehmens in eine Aktiengesellschaft, weshalb die Firma mit einer vollständig neuen Unternehmensleitungs- und Managementphilosophie weiterarbeitete.<sup>2</sup>

Infolge des Zerfalls der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hatten sich die Möglichkeiten des überwiegend mit Importrohstoffen arbeitenden und für den Export produzierenden Unternehmens verändert. Auf dem gemeinsamen Markt der Monarchie hatte es den für die Produktion benötigten Feldspat und Kaolin aus Böhmen leicht beschaffen und seine Produkte mit Hilfe der Wiener Händler vertreiben können.<sup>3</sup> Nach der Entstehung der neuen, Ungarn gegenüber teilweise feindlich gesinnten Nationalstaaten hörten diese Kanäle eine Zeitlang auf zu bestehen oder spielten nur noch eine geringere Rolle.

Der europäische Porzellanmarkt erholte sich erst um die Mitte der 1920er Jahre allmählich wieder. Neben der traditionell bedeutenden deutschen Porzellanindustrie erlebten die französische und – nunmehr im Rahmen des eigenen Staates – die neue böhmische Produktion einen großen Aufschwung.<sup>4</sup> Zugleich nahm das Ausgeliefertsein des importabhängigen ungarischen Unternehmens ab 1927 wegen der Streiks in den deutschen und tschechoslowakischen Kaolingruben und Porzellanfabriken sowie aufgrund der Handelskartelle zu.<sup>5</sup>

Aus der Untersuchung der Außenhandelsposition der ungarischen Branche wird deutlich, dass die Einfuhr bis Ende des Jahrzehnts überwiegend aus

<sup>2</sup> Ausführlicher zu den Veränderungen der Eigentümerstruktur der Firma und des Unternehmensmanagementsystems: István Gergely Szűts: *A Herendi Porcelángyár története a 20. század első felében*. Budapest 2017 [Dissertation Péter-Pázmány-Katholische Universität].

<sup>3</sup> István Gergely Szűts: *Zu den deutsch-ungarischen porzellanindustriellen Kontakten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. In: *Ungarn Jahrbuch* 32 (2014/2015) 169–176.

<sup>4</sup> Die Hyperinflation in Deutschland erreichte 1923 ihren Höhepunkt, aber in der Porzellanindustrie kam es bereits im darauffolgenden Jahr zu einer bedeutenden Verbesserung, die bis 1932 eine Konjunktur mit geringeren Schwankungen ergab. Andrea Hanold: *Geschichte der Porzellanindustrie in Schönwald*. Selb 2010, 12.

<sup>5</sup> Sabine Zehentmeier: *Leben und Arbeiten der Porzelliner in Nordostbayern (1870–1933)*. Hohenberg an der Eger 2001.

der Tschechoslowakei erfolgte, während ab 1929 der Import aus Deutschland erheblich anstieg. Genauso entscheidend war das Jahr 1929 für den Export, der vor allem im Vergleich mit Rumänien einen fulminanten Zuwachs auf das Siebzehnfache des Vorjahreswertes brachte.<sup>6</sup> Anhand der Exportstatistiken kann festgestellt werden, dass die ungarischen Unternehmen abhängig von den internationalen Handelsverträgen waren und äußerst geringe Absatzmöglichkeiten im Ausland hatten. In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts verschlechterte sich die Lage noch mehr: 1928 fiel der Export auf ein Fünftel des Jahres 1925.<sup>7</sup>

Herends Absatzmöglichkeiten wurden auch dadurch beeinträchtigt, dass in der ersten Hälfte des Jahrzehnts gleich zwei bedeutende Wiener Manufakturen die Produktion aufnahmen.<sup>8</sup> In diesem internationalen Umfeld hatte es das import- und exportabhängige Herender Unternehmen, das sich gerade in einer Umwandlungsphase befand, besonders schwer. Es war kein Zufall, dass man bestrebt war, das internationale Kontaktnetzwerk unabhängig von den Handelsverträgen weiter auszubauen. Hierfür kam neben den weiterhin priorisierten Wiener, Pariser und Brüsseler Märkten eine Mustermesse als schnellste und vielversprechendste Plattform in Frage, die innerhalb kurzer Zeit Begegnungen mit den meisten Händlern ermöglichte. Und diese Messe war eindeutig die Leipziger.

Bei der Leipziger Mustermesse handelte es sich um ein professionelles Unternehmen, das seine Dynamik und seinen Erfolg der jahrhundertelangen Routine und der ständigen Innovation verdankte. Das stadteigene Unternehmen hatte selbst in den Zwanzigerjahren durchschnittlich 250 Mitarbeiter, die

---

<sup>6</sup> Während 1929 der Exportwert von Haushalts-, Tisch- und Sanitärporzellan 2.000 Pengő betrug, belief er sich 1930 schon auf 33.735 Pengő. *Magyarország 1931. évi külkereskedelmi forgalma*. In: Magyar Statisztikai Közlemények. LXXXII. Hg. Központi Statisztikai Hivatal. Budapest 1932, 254.

<sup>7</sup> *Magyarország 1928. évi külkereskedelmi forgalma*. In: Magyar Statisztikai Közlemények. LXXX. Hg. Központi Statisztikai Hivatal. Budapest 1930, 260.

<sup>8</sup> In Wien wurde 1922 der frühere traditionsreiche Porzellanhersteller mit dem Namen Wiener Porzellanmanufaktur Augarten wiedergegründet. Weil die Kaiserstadt dank der Monarchie in erster Linie wegen der privaten Auftraggeber als wichtiger Absatzmarkt galt, gefährdete die Neugründung der Augarten-Manufaktur auch die Positionen von Herend. Es gab weiter Anlass für Besorgnisse, als die Manufaktur versuchte, gefragte Künstler der Wiener Werkstätte als Designer für die Produktion zu gewinnen. Einige Monate später traf die Nachricht über die Gründung eines weiteren Unternehmens ein: Unter der Mehrheitsbeteiligung des Österreichischen Credit-Instituts für öffentliche Unternehmungen und Arbeiten AG kam die Wiener Kunstkeramik und Porzellanmanufaktur AG (Keramos) zustande, die sich neben der Herstellung mit dem Vertrieb von Fayence und Porzellanprodukten beschäftigte. Szűts: A Herendi Porcelángyár.

ganzjährig an der Vorbereitung und Abwicklung der jährlich zweimal stattfindenden Großmessen arbeiteten.<sup>9</sup> 1921 wurde der Messeveranstalter, das Messamt, in eine Körperschaft öffentlichen Rechts umgewandelt; 1926 erhielt er den neuen Namen Leipziger Messeamt. Eine gravierende Veränderung trat mit der faktischen Verstaatlichung der Messe 1934 ein, als das Messeamt dem Reichspropagandaministerium unterstellt wurde. 1940 wurde es in Reichsmesseamt umbenannt.<sup>10</sup>

Ungarische Firmen erschienen um die Mitte der 1920er Jahre dank der immer intensiveren ungarisch-deutschen Handelsbeziehungen wieder in Leipzig. Die Firmen, die Interesse für die Messe zeigten, wurden von der im August 1920 gegründeten Ungarisch-Deutschen Handelskammer<sup>11</sup> sowie, auf deutscher Seite, vom Ungarn-Beauftragten der Messe unterstützt. Die Mehrheit der ungarischen Aussteller setzte sich in diesem Jahrzehnt aus Keramik- und Dekorationsartikelherstellern sowie Unternehmen des Haus- und Textilgewerbes zusammen; in den dreißiger Jahren prägten nunmehr die auch staatlich priorisierten und geförderten Hersteller von Baustoffen, Chemikalien und technischen Produkten die ungarische Präsenz in Leipzig.

Nun wollen wir uns der zweiten Frage zuwenden: Warum gerade 1930? Die Antwort geben uns ein erneuter Richtungswechsel und der Auftritt eines neuen Schlüsselakteurs. Wegen der finanziellen Schwierigkeiten der letzten fünf Jahre und der ausbleibenden Ergebnisse der Vertriebsnetze entschied sich der Vorstand für die Schaffung einer neuen Formensprache und die Einführung einer neuartigen Sichtweise im Handel. Hierfür wurden am 27. Mai 1929 Ede Telcs<sup>12</sup> zum künstlerischen Leiter und der europaweit bekannte

<sup>9</sup> Arnd Müller: Geschichte der Baumesse in Leipzig. Lebenswerk von Dr. Albert Müller, Gründer und Vorsitzender. Leipzig 2017.

<sup>10</sup> Marion Bähr: Quellen zur Messegeschichte. Die Fotosammlung des Leipziger Messeamtes 1916–1945 im Staatsarchiv Leipzig. In: Sächsisches Archivblatt. Mitteilungen des Sächsischen Staatsarchivs 2010/2, 2–4.

<sup>11</sup> István Németh: A Wilhelmstrasse és Magyarorszá. Az 1920-as évek. I. In: Valóság 60 (2017) 6, 44–80, hier 63.

<sup>12</sup> Ede Telcs (1872 Baja – 1948 Budapest) besuchte die Grundschule und das Gymnasium in Maria-Theresiopel (*Szabadka, Subotica*) und war anschließend Bildhauerlehrling in Budapest. Er besuchte auch eine Stuckateurschule, unterbrach aber die Ausbildung und kehrte nach Hause zurück. Mit 16 Jahren fuhr er nach Wien und schloss sich Edmund von Hoffmans Atelier an; später studierte er an der Wiener Kunstakademie. Mit 23 Jahren zog er nach Budapest um, wo er eine Stelle im Atelier von György Zala bekam. Seine Werke wurden mehrmals international ausgezeichnet; sein Werk „Die beiden Bornemissa“ zum Beispiel kaufte Kaiser und König Franz Joseph I. Nach einer schweren Erkrankung gegen Ende des Ersten Weltkriegs siedelte er mit seiner Familie 1920 nach Holland um und übernahm

Emil Tóvárosi Fischer<sup>13</sup> zum Vorstandsmitglied und Handelsberater bestellt. Letzterer hatte sich um die Vertriebskanäle der (neuen) Produkte zu kümmern. Als bekannteste Persönlichkeit des ungarischen Glas- und Porzellanergewerbes beziehungsweise -handels besaß Fischer ein nahezu unerschöpfliches und komplexes Kontaktnetzwerk. Er kannte sowohl Herstellung als auch Handel sehr genau, betrieb er doch seit der Jahrhundertwende eine Porzellanmanufaktur und eine Porzellanhandlung in der ungarischen Hauptstadt. Darüber hinaus wirkte Fischer von 1906 an als einer der Koordinatoren und von 1913 bis 1930 als Direktor der Budapester Internationalen Messe, außerdem arbeitete er in zahlreichen internationalen Fachverbänden als Leiter oder Ehrenmitglied mit. Der damals 69-jährige Emil Fischer stürzte sich mit enormer Tatkraft in die Arbeit. Sein erster Vorschlag war die Präsenz auf der ihm wohlbekannten und von ihm bewunderten Leipziger Mustermesse.<sup>14</sup>

## Die Vorbereitungen

Die Herender Porzellanmanufaktur AG stellte sich also auf der Frühjahrsmesse zwischen dem 1. und 6. März 1930 erstmals in Leipzig vor; die Vorbereitungsarbeiten hatten jedoch schon ein Jahr zuvor begonnen. Es lohnt sich, zu untersuchen, wie die Unternehmensleitung die organisatorische Vorbereitung in Angriff nahm, welche internationalen Beziehungen, Ziele und Erwartungen sie hatte, wie sich diese mit der Zeit veränderten und wie die Kontakte für den bestmöglichen Erfolg der Messepräsenz mobilisiert und eingesetzt werden konnten.

---

dort die künstlerische Leitung einer Silberschmiedefirma. 1924 kehrte er nach Ungarn zurück.

<sup>13</sup> Emil Tóvárosi Fischer (1860–1937) absolvierte seine Berufsausbildung teilweise im Ausland. Nach dem Abschluss der Fachschule für keramische Industrie in Teplitz 1881 kehrte er nach Ungarn zurück und übernahm 1893 die von seinem Vater gegründete Budapester Glas- und Porzellanwarenhandlung. 1911 errichtete er eine eigene Fabrik mit dem Namen Fischer Keramikfabrik (*Fischer-féle Kerámiagyár Rt.*) Einen besonderen Geschäftserfolg brachte ihm der Kauf eines Hauses im 4. Budapester Stadtbezirk, in der Bécsi-Straße 1 ein, in dem er seinen immer bekannteren Laden einrichtete. Das seit der Jahrhundertwende erfolgreiche Unternehmen hörte zwar 1914 auf, zu bestehen, aber Fischer blieb mit neuen Partnern weiterhin ein bestimmender Mitgestalter der ungarischen Porzellanbranche – einschließlich Herstellung und Handel. 1920 gründete er eine neue Fabrik unter der Schirmherrschaft von Erzherzog Joseph Franz, die bis 1929 bestand. Anschließend bekleidete Fischer bis zu seinem Tod die Stelle des technischen Beraters bei der Herender Porzellanmanufaktur AG.

<sup>14</sup> *Fischer Emil halála.* In: Magyar Gyáripár 28 (1937) 2, 1. Februar, 11–12.

Die Leipziger Messe stand theoretisch jedem Industrieunternehmen offen. Doch wegen der Vielzahl regelmäßiger Aussteller und der beschränkt verfügbaren Infrastruktur erhielten jedes Jahr nur wenige neue Firmen eine Gelegenheit zur Selbstpräsentation. Im Normalfall wären nicht einmal persönliche Kontakte nötig gewesen, es wurde ja alles über den ungarischen Messevertreter abgewickelt, falls der Bewerber, der die anfallenden Kosten zu tragen bereit war, vom Messeamt zugelassen wurde. Die Unternehmensleitung der Porzellanfabrik und die Mehrheit der Vorstandsmitglieder besaßen zwar breit gefächerte internationale Beziehungen, die führten allerdings nach Wien, London und Paris.

Die Schlüsselfigur war in diesem Fall ein erfahrener Kenner des internationalen Handels, der erwähnte Emil Tóvárosi Fischer. Berufsbedingt besuchte Fischer die Leipziger und andere europäische Messen schon seit mindestens dreißig Jahren und stellte dort sogar selbst aus, während er als Direktor die Budapester Messe leitete. Seine Person wäre also schon an sich ein Eintrittsgarant zur Messe gewesen, aber er und der Vorstand wollten das Bestmögliche aus dem Messeauftritt herausholen. Hierfür sprachen sie neben dem Messeamt und dessen Vertreter in Ungarn auch das ungarische Honorarkonsulat in Leipzig an. Die Auslandsvertretungen hatten den Handel schon während der Österreichisch-Ungarischen Monarchie unterstützt,<sup>15</sup> und das selbständige Ungarn dachte den Botschaften und Konsulaten nach dem ersten Weltkrieg eine ähnliche Rolle zu.

Ungarn errichtete 1923 ein Honorarkonsulat in Leipzig<sup>16</sup>, mit dessen Leitung Dr. Albert Rössing<sup>17</sup> betraut wurde. Als Vizekonsul stand ihm Ede Kneffel<sup>18</sup> bei, der gleichzeitig den Posten des Vorsitzenden des um die Jahrhundertwende gegründeten Hungaria-Verbandes der Ungarn in Leipzig (*Lipcsei*

<sup>15</sup> Camillo *Tschinkel*: *Kereskedő és konzul. Osztrák-magyar konzulátusok igénybevételére kereskedelmi ügyekben*. Budapest 1906.

<sup>16</sup> Reichsverweser Miklós Horthy ernannte Albert Rössing am 7. April 1923 zum Honorarkonsul und Ede Kneffel zum Honorarvizekonsul. *Hivatalos rész*. In: *Budapesti Közlöny* 24. April 1923, Nr. 92, 1.

<sup>17</sup> Der deutsche Staatsbürger Albert Rössing praktizierte in mehreren Städten Sachsens als Arzt und wirkte darüber hinaus auch im öffentlichen Leben aktiv mit: Ab 1911 war er zum Beispiel Vorstandsmitglied der Filiale der Deutschen Bank in Chemnitz.

<sup>18</sup> Ede Kneffel wurde 1880 in Maria-Theresiopel geboren und lebte mit seiner Familie in Kiskunfélegyháza, wo der Vater eine Gaststätte führte. Er zog Anfang der 1910er Jahre nach Leipzig um, wo ihm 1917 das Königlich-Preußische Verdienstkreuz verliehen wurde. 1924 stieg er als Hauptmann a. D. in die Arbeit des ungarischen Honorarkonsulats ein. Als Finanzexperte kannte er sich vor allem im Genossenschaftssystem aus. Eben deshalb wurde er um die Mitte der 1920er Jahre von der Zentralen Gewerbe-genossenschaft Ungarns (*Ipa-*

*Magyarok Hungária Szövetség*) bekleidete. Dieser Verein bemühte sich, nicht nur das kulturelle Leben der dort lebenden Ungarn, sondern nach dem Weltkrieg auch die Wirtschaftsbeziehungen der beiden Staaten zu fördern. So wurde etwa im März 1924 vor dem traditionellen ungarischen Abend ein informelles deutsch-ungarisches Handelstreffen veranstaltet. Die ungarischen Abende im März spielten eine wichtige Rolle im Kulturleben der Stadt, und neben den ungarischen Teilnehmern befanden sich in der Regel auch Vertreter des Rathauses und des Messamtes sowie in Leipzig residierende Diplomaten unter den Gästen. Außerdem wurden traditionell die zur Messe angereisten ungarischen Industriellen und Händler eingeladen.

Anhand der Erfahrungen aus den vorangegangenen Jahren machten die Leipziger Ungarn auf diesem Handelstreffen mehrere Vorschläge, damit sich möglichst viele ungarische Firmen auf der internationalen Messe präsentieren konnten.<sup>19</sup> Als Beispiel wurde angeführt, dass die Nachfolgestaaten viel stärker auf der Mustermesse vertreten waren, unter anderem hätten sie bereits ein selbständiges tschechoslowakisches und rumänisches Messehaus errichtet. Der Vereinsvorsitzende und ungarische Honorarvizekonsul Kneffel stellte noch an dem Tag einen Ausschuss zusammen, in dessen Vorstand auch Emil Tóvárosi Fischer berufen wurde. Bei dem Treffen waren auch Oberbürgermeister Karl Rothe und ein Messevertreter zugegen, die ihre Unterstützung für die ungarischen Vorhaben zusicherten. Es zeigt die Agilität des Honorarkonsulats, dass drei Jahre später über die Errichtung einer Vinothek zur Bekanntmachung und Exportsteigerung ungarischer Weine verhandelt wurde.<sup>20</sup> Letztendlich wurden jedoch die Pläne nicht verwirklicht. Honorarvizekonsul Kneffel meinte es dessen ungeachtet ernst mit der Förderung des Außenhan-

---

*rosok Országos Központi Szövetkezete*) als Berater und deutsch-ungarischer Ansprechpartner hinzugezogen. Kneffel verstarb 1943 in Budapest.

<sup>19</sup> Ede Kneffel schlug als ungarischer Honorarvizekonsul in Leipzig den Bau eines Ungarischen Messehauses als wichtigste Aufgabe der nächsten Jahre vor. Österreich, die Tschechoslowakei und Rumänien hatten nämlich schon jeweils ein eigenes Messehaus, was für die messebezogenen diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen besonders vorteilhaft war. Der Direktor des Messamtes und Oberbürgermeister Karl Rothe versicherten den Ungarn ihre Unterstützung. Der Großhändler und langjährige Aussteller Antal Bárczi war der Ansicht, dass ohne die Unterstützung des ungarischen Staates nur wenig Aussicht auf einen ständigen Ausstellerstand für Ungarn in Leipzig bestehe. Für all diese Zwecke wurde auf Initiative von Honorarkonsul Rössing ein Ausschuss, bestehend aus den Großhändlern Emil Tóvárosi Fischer, György László und Antal Bárczi sowie Ede Kneffel und Diplomingenieur Johann Loesche aus Leipzig, aufgestellt. In: *Napi Hírek* 8. März 1924, 3–4.

<sup>20</sup> A. M.: *Külföldi kereslet magyar termények és cikkek iránt*. In: *Közgazdasági Értesítő* 20. Januar 1927, 12.

dels. Zu diesem Zweck hielt er im Oktober 1923 einen Vortrag in Budapest über den internationalen Warenaustausch und die ungarische Volkswirtschaft.<sup>21</sup>

## Die Vertreter

Schon während der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hatten Personen die Leipziger Mustermesse in Wien, Budapest und Prag vertreten. Nach dem Ersten Weltkrieg kam es allerdings zu Veränderungen in diesem Personenkreis: ab Herbst 1918 wurde Ottó Guhrauer als neuer Budapester Ansprechpartner eingesetzt.<sup>22</sup> Die aus Schlesien stammende deutschsprachige Familie Guhrauer gehörte um die Jahrhundertwende zu den aktiven Mitgliedern der Budapester evangelischen Gemeinde. Der Maschinenbauingenieur Ottó Guhrauer hatte hervorragende, jahrzehntealte Berufskontakte nicht nur innerhalb der Monarchie, sondern in erster Linie nach Deutschland unterhalten. Um die Jahrhundertwende war er Miteigentümer des Maschinenreparaturwerks Lenhardt & Guhrauer in Budapest, meldete mehrere Patente an und exportierte einen bedeutenden Teil der Firmenprodukte nach Deutschland. Guhrauer hatte durch seine familiären und Geschäftsbeziehungen breite Kontakte vor allem in Berlin und Köln.

Es ist derzeit nicht bekannt, welche Kontakte dazu beigetragen haben, dass Guhrauer im Herbst 1918 zum Vertreter der Leipziger Messe in Ungarn auserkoren wurde. Diese Position stärkte selbstverständlich seine Kontakte in Deutschland, so dass Guhrauer zwei Jahre später zum Budapester Prokuristen der in Köln ansässigen Firma Schuchardt & Schütte AG, die sich mit der Herstellung von Werkzeugen für Metallbearbeitung und Maschinenbauartikeln beschäftigte, bestellt wurde. Neben seiner Arbeit als Maschinenbauingenieur wandte er sich im Herbst 1918 einem neuen Betätigungsfeld zu, nämlich der Programmveranstaltung. Die entsprechende Vorgehensweise musste er sich allerdings nicht selbst ausdenken, denn er organisierte die Ausreise der Aussteller nach dem professionell ausgearbeiteten Protokoll des Messeamtes.

<sup>21</sup> *Egyesületi és társadalmi hírek*. In: *Nemzeti Újság* 5 (1923) 238, 21. Oktober, 8.

<sup>22</sup> Ottó Guhrauer wurde 1868 im schlesischen Gniefgau (*Goslawice*) geboren. 1889 erwarb er ein Diplom als Maschinenbauingenieur an der Technischen Hochschule München. Damals wohnte er noch in Berlin; er dürfte in den 1890er Jahren nach Budapest umgesiedelt sein. Zwischen 1918 und 1937 war er Vertreter der Leipziger Mustermesse in Ungarn. Seine Aufgaben wurden 1937 von Walter Gessel übernommen. Guhrauer emigrierte 1949 nach Buenos Aires.

Die Herender Porzellanmanufaktur AG wurde nicht nur von Guhrauer, sondern auch von den Mitgliedern der bereits beschriebenen ungarischen Gemeinschaft in Leipzig unterstützt, und zwar vor allem von Honorarvizekonsul Ede Kneffel, der eine indirekte Verbindung zur ungarischen Porzellanmanufaktur aufgebaut hatte. Kneffel leitete nämlich unter anderem gemeinsam mit dem 1926 zum Vorstandsvorsitzenden der Herender Porzellanmanufaktur AG gewählten János Graf Hadik<sup>23</sup> die zwei Jahre zuvor gegründete Zentrale Gewerbe-genossenschaft Ungarns (*Iparosok Országos Központi Szövetkezete, IOKSz*).<sup>24</sup> Die vom ungarischen Staat errichtete Genossenschaft spielte eine wichtige Rolle dabei, dass das in eine Aktiengesellschaft umgewandelte Unternehmen seine Liquidität bewahren konnte. Im besagten Jahr beschloss nämlich die IOKSz die Bereitstellung eines umfangreichen Rahmenkredits, durch den die Aktiengesellschaft ihren Umlaufkapitalbedarf decken konnte. Dank dieser Maßnahme wurde das Grundkapital im Herbst 1926 auf 500 Millionen ungarische Kronen erhöht und nach der Währungsreform mit 250.000 Pengő festgesetzt.<sup>25</sup> Kneffel war demnach als Förderer und Investor selbst am Erfolg der Porzellanmanufaktur interessiert. Außer Kneffel sei der Konsularbeamte Zoltán Hüttner<sup>26</sup> erwähnt, der die anfallenden Vorbereitungsarbeiten in Leipzig erledigte.

Die einjährige Vorbereitungszeit mag heute vielleicht schon übertrieben scheinen, aber die Firmenleitung wollte auf professionelle Art und Weise unter den großen deutschen und tschechischen Konkurrenten in Leipzig auftreten. Daher war es von strategischer Bedeutung, in welchem Kaufhof bezie-

---

<sup>23</sup> János Hadik (1863–1933) besuchte die Grundschule in Kaschau (*Kassa, Košice*), anschließend schlug er auf der Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt die militärische Laufbahn ein und diente dann im Heer der Monarchie, bis er 1893 als Oberleutnant seine Außerdienststellung beantragte. 1894 begann seine politische Laufbahn, als er infolge seines erblichen Rechtes Mitglied des Oberhauses wurde. 1901 erwarb er als Kandidat der Freiheitlichen Partei (*Szabadelvű Párt*) ein Mandat im Wahlbezirk Abaujszín, 1904 verließ er die Partei. 1906–1910 arbeitete er als Staatssekretär der Wekerle-Regierung im Innenministerium. Zwischen 1910 und 1912 übernahm er kein Mandat, dann amtierte er 1913–1918 als Vizevorsitzender der reorganisierten Verfassungspartei (*Országos Alkotmánypárt*), vom 29. bis 31. Oktober 1918 als Ministerpräsident, ohne jedoch eine Regierung gründen zu können. Anschließend zog er sich aus der Politik zurück und betätigte sich im Wirtschafts- und Genossenschaftsbereich.

<sup>24</sup> Die Zentrale Gewerbe-genossenschaft Ungarns wurde von der ungarischen Regierung 1924 aufgrund des Gesetzesartikels Nr. XVIII zur Unterstützung der Gewerbe-genossenschaften gegründet.

<sup>25</sup> A vállalat üzletmenetének revíziói. MNL VeML XI. 46. c. aa., 21.

<sup>26</sup> Zoltán Hüttner wurde 1903 in Neusohl (*Besztercebánya, Banská Bystrica*) geboren, sein Todesdatum ist nicht bekannt.

hungsweise an welchem der mehreren tausend Messestände sich die Firma präsentieren konnte. Die bloße Teilnahme an der Messe hätte nämlich kaum etwas genutzt, wenn die Firma nicht an einem der besten Standorte nahe der Stadt und den Verkehrsknoten, an einem vielbesuchten und bevorzugten Ort präsent sein konnte. Fischer kannte zwar die Mustermesse hervorragend, aber wegen seines fortgeschrittenen Alters und vollen Terminkalenders wurde diese Aufgabe dem Konsularbeamten Hüttner zugewiesen. Im Mai 1929 begann er mit der Suche nach einem geeigneten Standort. Doch der geschäftsführende Direktor bat ihn schon in seinem ersten Antwortbrief, kein Straßenschaukenster, sondern eine kleinere Box in einem der renommierten Handelshäuser zu besorgen.

Die organisatorische Arbeit wurde dadurch erschwert – und im Lichte dieses Umstandes scheint die einjährige Vorbereitungszeit angemessen –, dass es sich erst am Ende der vorherigen Halbjahresmesse herausstellte, welche Boxen frei würden, ob es Firmen geben würde, die auf der nächsten Messe keinen Standort mehr mieten wollten, und welchen Bewerberfirmen die freigebliebenen Ausstellungsstände zugeteilt werden würden. Sowohl Hüttner als auch Fischer waren der Meinung, dass ein Stand in einem Handelshaus angemietet werden sollte, in dem überwiegend renommierte Porzellan- und Keramikhersteller ausstellten, denn auf diese Weise würden die Geschäftsvertreter und Händler die Firma mit Sicherheit finden. Neben dem geeigneten Standort stellte die Gestaltung des Innenraumes einen nicht minder wichtigen Aspekt dar.<sup>27</sup> Eine interessante Installation, ein individuell gestalteter Gegenstand oder ein visuelles Werbeelement konnten die Interessenten, die in der Stadt unterwegs waren und Hunderte von Ständen besuchten, zum Stehenbleiben veranlassen. Genauso wichtig waren die innere Gestaltung des Standes und der erste Eindruck, den die Porzellanhändler hatten, die der Einladung gefolgt waren. Die Innengestaltung und die Installation übernahm die Leipziger Firma Ernst Jaeckel, die über das Honorar hinaus einen weiteren Betrag von 347 Pengő als Miete für die Einrichtungsgegenstände ausgezahlt bekam.

All diese Vorbereitungen waren notwendig, zumal im Vorjahr, auf der Herbstmesse 1929, etwa zehntausend Firmen aus achtundzwanzig Ländern ihre Produkte den rund 185.000 Geschäftsleuten und Interessenten angeboten hatten. Zwei Drittel der Händler und Besucher waren Deutsche; außer ihnen waren Interessenten aus den USA (2031) und Asien (450) in größter

---

<sup>27</sup> *András Ferkai*: Az árumintavásár és a modern építészet. In: *Opus Mixtum* 1 (2012) 98–111.

Zahl anwesend. Neben den deutschen Firmen kamen zwei Drittel der Aussteller aus der Tschechoslowakei und aus Österreich.<sup>28</sup> Allein in der Glas-, Porzellan- und Keramikbranche warteten 730 Firmen mit ihren neuesten Produkten auf,<sup>29</sup> darunter traditionsreiche und international anerkannte Unternehmen wie Meißen, Nymphenburg, Rosenthal und Hutschenreuther. Diese deutschen Großunternehmen mit mehreren hundert Mitarbeitern präsentierten sich seit Jahrzehnten auf der Mustermesse, ihre finanzielle Lage und ihre Möglichkeiten waren mit denen der ungarischen Porzellanmanufaktur nicht zu vergleichen. 1928 arbeiteten durchschnittlich 100.000 Personen in der deutschen Porzellanindustrie, und die Gesamtproduktion der Sparte belief sich auf einen Wert von rund 200 Millionen Mark.<sup>30</sup> In den wenigen Porzellanmanufakturen Ungarns hingegen arbeiteten damals durchschnittlich 1.500 bis 2.000 Beschäftigte, und der Gesamtwert der Produktion betrug umgerechnet kaum zwei Millionen Mark. Ein Unterschied bestand auch darin, dass die deutschen und tschechischen Großunternehmen schon damals Fachkräfte für Imageplanung, Werbung und Vertrieb hatten.<sup>31</sup>

Um diese Nachteile zu verringern, startete das Management des Herender Unternehmens in den Monaten vor der Mustermesse nie dagewesene Marketingaktivitäten. Es schaltete bereits im Herbst 1929 mehrere Werbeanzeigen in der bekanntesten Fachzeitschrift der Branche, der in Bamberg herausgegebenen „Schaulade“, dann im Februar 1930 in der Wiener „Fachzeitung für Glas, Porzellan, Haus- und Küchengeräte“ sowie in der Berliner „Keramischen Rundschau“.<sup>32</sup> Außerdem erschienen die Firmendaten samt einer Anzeige im offiziellen Namensverzeichnis der Messe, dem *Mess-Adress-Buch*, und zwar mit bewusster Terminierung: Der Inhalt und die Bilderwelt der einige Wochen vor der Messe erschienenen Werbeanzeige konnten den Leipzig besuchenden Interessenten noch frisch in Erinnerung bleiben. Die deutschsprachige Werbeanzeige betonte, dass die weltberühmte Firma erstmals in Leipzig debütierte; die zweite akzentuierte Komponente der Werbung war der Name des Direktors. Die Firma gab nämlich nicht den jungen und weniger

<sup>28</sup> Heinrich G. Neudhart: Wiener Internationale Messe. Vorgeschichte, Anfänge und Entwicklung bis zur kriegsbedingten Einstellung 1942. Köln 2011, 76.

<sup>29</sup> *Leipziger Messamt* 17. Juni 1929, 3.

<sup>30</sup> Die hergestellte Warenmenge bestand zu 75 Prozent aus Haushalts- und zu 25 Prozent aus technischem Porzellan. August Hans Brey: Das Porzellan- und Glasgeschäft heute und morgen. Bamberg 1928, 8.

<sup>31</sup> Ludwig Eiber: Arbeiter unter NS-Herrschaft. Textil- und Porzellanarbeiter im nordöstlichen Oberfranken 1933-1939. München 1979.

<sup>32</sup> *Keramische Rundschau* 2. und 9. März 1930.

bekannten Geschäftsführer Gyula Gulden<sup>33</sup> an, sondern das auch im internationalen Umfeld anerkannte Vorstandsmitglied Emil Tóvárosi Fischer als Direktor und Ansprechpartner.

Die Manufaktur wollte in den Wochen vor der Messe nicht nur in der Presse, sondern auch im physischen Raum Leipzigs präsent sein. Zoltán Hüttner erhielt den Auftrag, nach einer Möglichkeit zu suchen, um Gegenstände und Werbemittel in der Auslage oder im Innenraum eines stark frequentierten Dekorations- oder Süßwarenladens auszustellen. Hüttner gelang es schließlich, im Innenstadtladen der Schokoladenfabrik Suchard einige Herender Porzellanartikel als Schaufensterrequisiten unterzubringen – selbstverständlich gegen Zahlung einer Miete. Hüttner betrachtete das als großen Erfolg, da die Schaufenster und Innenräume der Geschäfte in der Innenstadt zumeist schon für Jahre im Voraus für die großen deutschen Porzellanhersteller reserviert waren.

Das Management in Herend gab im Halbjahr vor der Messe insgesamt 257 Pengő für Werbezwecke aus – beinahe halb so viel wie für die Miete und Einrichtung des Messestandes. Neben dem geeigneten Ausstellungsstandort, dem richtig gewählten Image und der Werbung in der Presse und vor Ort bemühte sich die Firma, potentielle Händler aus Europa und Übersee gezielt anzusprechen. Anhand der Namensverzeichnisse Fischers – einer Art *Datenbank* – wurden sowohl persönlich von Emil Fischer als Privatperson als auch offiziell von der Porzellanmanufaktur zahllose Einladungen an potentielle Händler und Auftraggeber abgeschickt.

Fischer war nicht nur als Porzellanhändler und Fabrikant, sondern auch als Akquisiteur europaweit bekannt. Er reiste sehr viel, war ständiger Gast auf größeren Messen und kannte auch die Handelsorganisationen der jeweiligen Länder gut. Er wurde zwar erst Ende Mai formell in den Vorstand der Heren-

<sup>33</sup> Gyula Gulden (1898, Budapest – 1979, Syracuse, USA) war Sohn eines deutschen Vaters und einer britischen Mutter. Er absolvierte ein Jurastudium sowie die Handelsakademie in Budapest, trat 1923 in die Herender Porzellanmanufaktur AG ein, wurde 1926 Geschäftsführender Direktor und besaß um die Mitte der 1930er Jahre bereits die Mehrheit der Aktien. Unter seiner Leitung schaffte es das Herender Porzellan nach Nord- und Südamerika, Asien, Afrika und Australien. Gulden wurde 1938 Honorarkonsul Portugals, 1944 wirkte er aktiv bei der Rettung verfolgter jüdischer Personen aus Budapest mit. Um die offizielle Ausreise der unter portugiesischem Schutz stehenden Personen in die Schweiz vorzubereiten, reiste er im Dezember 1944 in die Alpenrepublik und kehrte nicht mehr nach Ungarn zurück. 1948 emigrierte er mit seiner Familie in die USA. Zu Guldens Leben und Tätigkeit als Unternehmenschef ausführlich: István Gergely *Szűts*: Üzlet és diplomácia. A Gulden Gyula vezette Herendi Porcelánmanufaktúra. Veszprém 2017.

der Porzellanmanufaktur AG berufen, informell war man jedoch schon viel früher an ihn als führenden Handelsfachmann herangetreten. Aufgrund seiner jahrzehntelangen Erfahrungen mit europäischen Messen und Ausstellungen schlug Fischer schon am Jahresanfang vor, dass die Firma und die Marke unbedingt im darauffolgenden Jahr in Leipzig debütieren sollten. Hierfür setzte er sein ganzes Wissen, Können und alle seine Kontakte ein, um der Firma, die sich durch seinen Großvater erstmals einen Namen erworben hatte, zu helfen. Fischer betrieb jedoch nicht nur für Herend gezielte Werbung, sondern auch für andere zu seinem Interessenbereich gehörende Unternehmen wie etwa die Budapester Internationale Messe. Ab 1925 wurde die ungarische Messe mit einem großen Reklameschild auf dem Leipziger Marktplatz beworben,<sup>34</sup> und auch das Honorarkonsulat bemühte sich, die deutschen Firmen auf die *kleine Schwester* der Leipziger Mustermesse aufmerksam zu machen. Neben der Werbeinschrift an der monumentalen Werbetafel des zentral gelegenen Platzes wehte 1929 die ungarische Flagge an der Fassade des Hotel Astoria, und Frauen in ungarischer Volkstracht verteilten Prospekte der Budapester Internationalen Messe.<sup>35</sup>

Fischer nahm im März 1929 wie gewohnt an der Leipziger Messe teil, und das offizielle Messeblatt brachte ein kurzes Interview mit ihm auf der Titelseite.<sup>36</sup> Auf die Reise nahm er aber auch schon den Geschäftsführenden Direktor Gyula Gulden mit, um ihn dem Management der Messe und den besten Großhändlern vorzustellen und ihm persönliche Eindrücke über die Atmosphäre der Mustermesse zu vermitteln. Nach ihrer Rückkehr trafen der Oberbürgermeister von Leipzig und der Direktor des Messeamtes zu einem Besuch in Budapest ein, um die auch als *Leipzig des Balkans* apostrophierte Budapester Internationale Messe unter Direktor Fischers Führung zu besichtigen.<sup>37</sup>

Zwei Monate später empfing Fischer eine fünfunddreißigköpfige deutsche Handelsdelegation in seinem Geschäft in der Bécsi Straße und fügte auch einen Besuch im Musterlager der Herender Manufaktur in der Váci Straße ins Programm ein. Für die von der Budapester Industrie- und Handelskammer organisierte, feierlich-gesellige Abendveranstaltung gab er Geschäftsführer Gyula Gulden ein Referat in Auftrag, bei dem sich eine günstige Gelegenheit bot, die hauptsächlich im Bereich Porzellan tätigen Kaufleute kennenzuler-

<sup>34</sup> Sächsisches Staatsarchiv, Dresden. 02. Königreich und Freistaat Sachsen. 20202 Leipziger Messeamt 1835–1961. I. Fol. 03563.

<sup>35</sup> *Magyarország a Lipcsei Vásáron*. In: *Esti Kurír* 7 (1929) 55, 7. März, 11.

<sup>36</sup> *Leipziger Weltmesse* 6. März 1929, 4.

<sup>37</sup> „Budapest lesz a Balkán Lipcséje?“ In: *Az Est* 20 (1929) 102, 7. Mai, 6.

nen.<sup>38</sup> Im März 1930 konnte also Herend in Leipzig so debütieren, dass die Produkte und die Leiter des Unternehmens sowohl der Messeleitung als auch den bedeutenden internationalen Händlern schon bekannt waren.

## Die Mustermesse

Geschäftsführer Gyula Gulden und technischer Direktor György István<sup>39</sup> trafen am Vortag der Messeeröffnung, die am 1. März stattfand, in Leipzig ein. Emil Tóvárosi Fischer reiste aus dienstlichen Gründen erst zwei Tage später mit der Delegation der Hauptstadt und der Budapester Industrie- und Handelskammer nach Leipzig. Weil die hauptstädtische Delegation auf Studienreise war und ihre Ankunft erst verspätet angemeldet hatte, und da es keine freien Hotelzimmer mehr in der ganzen Stadt gab, wurden die Gäste von Oberbürgermeister Rothe bei vornehmen Leipziger Familien untergebracht. Das galt allerdings nicht als Besonderheit, zumal es in Leipzig üblich war, während der Messe Privatunterkünfte in Anspruch zu nehmen. Die Budapester Delegation wurde am darauffolgenden Abend von dem Oberbürgermeister und Vertretern der leitenden Gremien der Stadt zu einem geselligen Abendessen im Rathaus empfangen.

Die aus drei Kisten bestehende Lieferung mit Tafelservice und Ziergegenständen für die Ausstellung war bereits am 25. Januar am Leipziger Hauptbahnhof eingetroffen und wurde noch am selben Tag von der zuvor beauftragten lokalen Otto Jaeger Spedition zum Ausstellungsstandort gebracht. Der Transport über Wien kostete das Unternehmen den außerordentlich hohen Betrag von 167 Pengő, einschließlich Zölle.

Nach langwierigen Verhandlungen konnte die Herender Manufaktur noch im Dezember die Box Nr. 215 im 2. Stock der vierstöckigen Mädlerpassage anmieten. Der traditionsreiche Kaufhof mitten im Stadtzentrum erwies sich als ausgezeichnete Wahl, denn er beherbergte seit der Nachkriegszeit neben Porzellanausstellern auch die bekanntesten Unternehmen der Wein-

<sup>38</sup> Tóvárosi Fischer Emil igazgatósági tag és porcelángyáros iratai. MNL VeML XI. 46. c. aa. VIII, 10.

<sup>39</sup> István György (Izidor Grün) wurde 1899 in Neumarkt (*Marosvásárhely, Târgu Mureș*) geboren. Zwischen 1920 und 1923 studierte er an der renommierten Deutschen Technischen Hochschule Brünn (*Brno*) und erwarb dort ein Diplom als Chemieingenieur. Auf Anregung seines Onkels Jenő Farkasházy nahm er am 1. März 1924 eine Stelle in der Porzellanmanufaktur an, wo er zunächst die Aufgaben des Betriebsleitenden Ingenieurs, nach dem Tode seines Verwandten bis 1931 die des Technischen Direktors wahrnahm.

herstellung und Lederverarbeitung. Es steht fest, dass eine kleine ausländische Porzellanmanufaktur ohne entsprechende Kontakte wohl kaum die Möglichkeit gehabt hätte, an diesem illustren Ort auszustellen. Dafür spricht auch der Umstand, dass Zoltán Hüttner im Frühjahr 1929 aufgrund lokaler Erfahrungen zunächst in einer kleineren, innenstadtnahen Straße nach einem geeigneten Ausstellungsraum gesucht hatte.

Die Mädlpassage bot in jedem Stockwerk jeweils rund fünfzig Ausstellern unterschiedlich große Ausstellungsflächen an. Die Herender Manufaktur mietete eine winzige, 20 Quadratmeter große Nische an einem gut gelegenen Platz, in der Nähe eines Durchgangsflurs. Die Nische fungierte gleichzeitig als Ausstellungs- und Verhandlungsraum: Im hinteren Teil des halb geschlossenen Raumes stand ein Tisch mit drei bequemen Sesseln für Geschäftsverhandlungen.

In der Mädlpassage verkehrten Zehntausende Besucher während der Messe, und neben den schon vorab angebrachten Werbungen erhöhten auch Emil Fischers Bekanntheit und Begegnungen die Zahl der Besucher der Ausstellung der Herender Manufaktur. Gyula Guldens Aufzeichnungen zufolge besuchten außer interessierten Laien täglich fünf bis zehn Händler, Vertreter der Konkurrenz sowie Landsleute aus Ungarn die winzige Ausstellernische. Auch saßen die Vertreter des Unternehmens nicht den ganzen Tag in ihrer Nische, sondern besichtigten selbst die Ausstellung, um vor allem nach neuen Produkten und Preisen der Mitbewerber Ausschau zu halten. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, empfangen die anderen Unternehmen die interessierten Geschäftsleute und Laien in viel größeren und professionell eingerichteten Ausstellungsräumen.<sup>40</sup>

Neben der Herender Manufaktur ließen sich weitere 28 ungarische Firmen auf der Frühjahrmesse 1930 vertreten. Diese Zahl stellte eine kaum wahrnehmbare Größe unter den rund zehntausend Ausstellern dar. Trotzdem ließ das Messeamt – wie auch in den vorangehenden Jahrzehnten – ungarischsprachige Prospekte drucken. Obwohl sich die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise in den meisten Branchen erst in den darauffolgenden Jahren bemerkbar machten, ging die Zahl der ungarischen Aussteller schon ab Herbst 1929 zurück.<sup>41</sup>

<sup>40</sup> Rainer Behrends: Ein Königliches Palais in Leipzig. In: Leipziger Blätter 2008/53, 58–61.

<sup>41</sup> Herbst 1929: 32 ungarische Aussteller und 1.240 ungarische Besucher; im Frühjahr 1930 haben sich 29 Firmen und 448 Personen, im Herbst 1930 24 Firmen und 1.063 Personen beim Messeamt angemeldet. Anzahl der Ausstellerfirmen je nach Branche: Leuchtkörper: 1; Chemikalien, Kosmetikartikel und Pharmaprodukte: 2; Glas- und Porzellanwaren: 2; Haus-

## Kontakt- und Geschäftsergebnisse

Die konkreten, in Geld messbaren Erträge einer Messepräsenz lassen sich nur sehr schwer anhand der Jahresbilanzen eines Unternehmens ermitteln. Bei diesen Messen ging es nämlich in erster Linie nicht um den direkten Verkauf vor Ort, sondern darum, Kontakte zu knüpfen und längerfristige Kooperationen zu begründen. In der gründlichen Dokumentation der Herender Porzellanmanufaktur finden sich aber Angaben sowohl zum Kontaktaufbau als auch zu den Aufträgen, die vor Ort eingegangen sind.

In dem in einem kleinen Ausstellungsraum eingerichteten Interieur ging es also nicht um den direkten Verkauf, sondern in erster Linie um die Akquisition von Bestellungen. Die Präsenz auf der Mustermesse brachte neben den Bestellungen auch zahlreiche andere, nicht in Geld messbare Erträge ein. So boten etwa die Redakteure der Zeitschriften „Schaulade“ und „Porzellan- und Glashandlung“ eine unentgeltliche Veröffentlichung an, manche Firmen luden die Herender zu einem Besuch im Firmensitz ein, andere boten sich als Wiederverkäufer oder Markenvertreter an. Als Gemeinsamkeit erwies sich dabei, dass sie alle den Wunsch äußerten, die Vertreter des Unternehmens mögen ihnen fremdsprachige Prospekte per Post zukommen lassen.<sup>42</sup>

Darüber hinaus liefert eine Aufzeichnung auch Angaben zu den Auftraggeberfirmen. Demnach bestellten lediglich elf Händler – darunter einer aus Budapest – vor Ort Produkte. Unter den Auftraggebern sind zwei schweizerische Firmen sowie je eine österreichische, deutsche, französische, tschechische, italienische, jugoslawische und rumänische Firma mit insgesamt 5.569 Pengő aufgeführt. Die wertmäßig größte Bestellung stammte vom Mailänder Händler Richard Gouri; im darauffolgenden Jahr war er interessanterweise der Einzige von den elf Händlern, mit dem der Geschäftskontakt keine Fortsetzung fand. Obwohl man mit der Anzahl und dem Volumen der Bestellungen nicht ganz zufrieden war, blieben die Kontakte zu den in Leipzig kennengelernten Händlern langfristig, bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges bestehen.

---

halts- und Küchenartikel, Metallwaren: 2; Kunst und Kunstgewerbe: 2; Kurzwaren und Dekorationsartikel: 2; Papierwaren, Bilder, Bücher: 3; Textilwaren: 18; Bau- und Sanitärartikel: 1; Spielwaren: 1; Elektrotechnik: 1. *Magyarország és a Lipcsei Vásár*. In: Új Budapest 22. August 1931, 5.

<sup>42</sup> Anhand der im Dokumentenarchiv des Unternehmens erhaltenen handschriftlichen Aufzeichnungen sind fünfzehn Angebote dieser Art während der Messe eingegangen. A Lipcsei Nemzetközi Vásárral kapcsolatos iratok, 1929–1942. MNL VeML XI. 46. c. dd., 41.

Die Ergebnisse des gesamten Geschäftsjahres betrachtet, stieg der Exportumsatzerlös 1931 auf das Anderthalbfache an.<sup>43</sup> Die Auswirkungen der Wirtschaftskrise auf die europäische Branche erreichten jedoch auch bei Herend erst 1933 den Gipfel<sup>44</sup> und brachten einen erheblichen Einbruch der Auslandsumsätze einherging.

Emil Tóvárosi Fischer bewertete nach seiner Rückkehr die internationalen und ungarischen Bezüge der Messe.<sup>45</sup> Gegenüber den Vorjahren waren vermutlich wegen der Wirtschaftskrise und der zur Krisenbekämpfung getroffenen Maßnahmen – in erster Linie wegen der steigenden Schutzzölle – sowie infolge des Rückgangs der Nachfrage nach Luxusartikeln wesentlich weniger Händler aus Übersee auf der Messe. Die Zahl der interessierten italienischen Händler war dagegen spektakulär gestiegen. Diese Trends zeigten sich auch in den Exportumsätzen der Herender Manufaktur: Der Wert der in die Vereinigten Staaten von Amerika verkauften Produkte fiel zum Beispiel von 9.882 Pengő (1928) auf 596 Pengő im Jahre 1929 zurück, und auch 1930 brachten die Verkäufe nach Übersee nur insgesamt 975 Pengő ein. Dagegen verdoppelte sich der italienische Absatz 1930 gegenüber dem Vorjahreswert.<sup>46</sup> Hierzu trug zweifelsohne auch der italienisch-ungarische Handelsvertrag von 1927 bei,<sup>47</sup> weil die Zahl der italienischen Anfragen an Herend nicht nur vor Ort in Leipzig, sondern auch direkt zunahm.

Sowohl Herend als auch die Leipziger Messe bekamen die Auswirkungen der Wirtschaftskrise auf die Branche zu spüren, so dass der Umsatz sowie die Zahl der Messeaussteller erst nach 1934 wieder zu steigen begann. Obwohl der Aufwand die 1930 geplanten Werte möglicherweise überschritt, und die Zahl der Interessenten hinter den Erwartungen zurückgeblieben war, blieb die Leipziger bis 1942 die wichtigste Mustermesse für das Herender Unternehmen – allerdings in erster Linie nicht aufgrund der eingegangenen Bestellungen, sondern wegen der dort geknüpften Geschäfts- und mitunter auch Freundschaftskontakte. Zwischen Gyula Gulden und Ernst Jaeger zum Bei-

<sup>43</sup> 1929 wurden Porzellanwaren im Wert von 33.475 Pengő, 1930 im Wert von 56.414 Pengő im Ausland abgesetzt. Gyáripari statisztikák, 1923–1946. MNL VeML XI. 46. c. ee., 10.

<sup>44</sup> *Eiber: Arbeiter*, 545–557.

<sup>45</sup> *Tóvárosi Fischer Emil a Lipcsei Vásárról*. In: *Közgazdasági Értesítő* 25 (1930) 11, 15. März, 23.

<sup>46</sup> 1929 wurden Porzellanwaren im Wert von 3.095 Pengő, 1930 von 6.970 Pengő im Ausland abgesetzt. Gyáripari statisztikák, 1923–1946. MNL VeML XI. 46. c. ee., 10.

<sup>47</sup> Der italienisch-ungarische Freundschaftsvertrag vom 5. April 1927, der mit dem Gesetzesartikel Nr. XXVIII in Kraft trat, regelte auch die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Staaten.

spiel, der für die Innenarchitektur des Ausstellungsraumes zuständig war, entstand eine so gute Beziehung, dass Gulden 1935 sogar zur Hochzeit von Jaegers Tochter eingeladen wurde. Die in Leipzig geknüpften Kontakte sowie die wirtschaftspolitischen Entscheidungen beider Länder trugen dazu bei, dass die Herender Porzellanmanufaktur AG ab der zweiten Hälfte der 1930er Jahre ihre Präsenz auf dem von großen deutschen Unternehmen beherrschten europäischen und selbst auf dem deutschen Markt erheblich verstärken konnte.<sup>48</sup>

Die Vorgänge, die zur Präsenz auf der Mustermesse führten, belegen, dass formelle und informelle Beziehungen und Kontaktnetzwerke schon vor beinahe hundert Jahren eine unschätzbare Rolle im Geschäftsleben spielten.

---

<sup>48</sup> Der Gesamtwert der nach Deutschland exportierten Produkte zeigte 1941 im Vergleich zu 1937 – in erster Linie infolge der internationalen politischen Entwicklungen – einen exorbitanten Zuwachs auf mehr als das Sechshundertfache. Demgegenüber waren die traditionellen Märkte in Westeuropa und Übersee kriegsbedingt vollständig lahmgelegt. Gyáripari statisztikák, 1923–1946. MNL VeML XI. 46. c. ee., 10.

Rita Kiss, Schwabhausen

## Ungarnflüchtlinge im Freistaat Bayern nach 1956\*

Am 16. November 1956 kamen die ersten 250 Ungarnflüchtlinge im bayerischen Grenzdurchgangslager Piding bei Bad Reichenhall an. Mit großer Begeisterung wurden die Männer, Frauen und Kinder, die infolge des Ungarn-Aufstandes<sup>1</sup> geflohen waren, von Vertretern des Bayerischen Innen- und Arbeitsministeriums, Geistlichen beider Konfessionen, Ärzten, der Lagerleitung, Helfern des Roten Kreuzes sowie Abgesandten des ungarischen Komitees des Nachkriegsexils in Empfang genommen, nicht zu vergessen die zahlreichen Journalisten und Kameramänner der Pressagenturen. Walter Stain, bayerischer Arbeitsminister, hieß die Ungarn als Gäste der Bundesrepublik und des Landes Bayern herzlich willkommen. »Dasselbe Bild, das wir nun schon von den zahlreichen Transporten Ausgewiesener und Flüchtender kennen: bescheidenes neben gutem Gepäck, verhärmte neben strahlenden Gesichtern, Männer, überwiegend jung, Frauen, Halbwüchsige, Kinder«, berichtete das „Reichenhaller Tagblatt“.<sup>2</sup>

Wer waren diese Menschen? Warum und wie kamen sie nach Bayern? Wie reagierte die Bevölkerung vor Ort, Staat und Politik auf ihre Aufnahme? Was hat ihre Eingliederung in Bayern gefördert beziehungsweise erschwert?

---

\* Ausschnitt aus der Doktorarbeit der Autorin. Die Disputation fand am 2. Juli 2020 am Lehrstuhl für Bayerische Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Neuzeit am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität bei Prof. Dr. Ferdinand Kramer statt. Die Drucklegung der Dissertation als Band 56 der „Studia Hungarica“ ist in Vorbereitung.

<sup>1</sup> Péter Kende: Ungarn 1956. Sozialistischer Volksaufstand – nationaler Befreiungskampf – oder antitotalitäre Revolution? In: Der Ungarnaufstand. Das Jahr 1956 in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wissenschaftliches Kolloquium anlässlich des 50. Jahrestages der Revolution 1956 in Ungarn, Heidelberg, 12. Oktober 2006. Hgg. P. Kende, Eike Wolgast. Budapest 2007, 15–28.

<sup>2</sup> *Aus der Hölle in die Freiheit.* In: Reichenhaller Tagblatt 116 (1956) 184, 17. November, 1.

1956 führte der Aufstand der Ungarn gegen das kommunistische Regime zu einer Krise im Zeitalter des Kalten Krieges. Zeitgleich verschärfen sich die internationalen Spannungen unter den Supermächten wegen des Suez-Konflikts. Beide Ereignisse weckten die Angst vor einem erneuten Weltkrieg und verstärkten die antikommunistische Stimmung in Bayern wie im Westen allgemein. Der Ungarn-Aufstand löste einen Flüchtlingsstrom in die benachbarten Länder, nach Österreich und in weit geringerem Umfang nach Jugoslawien, aus. Den Ungarnflüchtlingen, die als *Helden des Freiheitskampfes* gefeiert wurden, brachte man Sympathie entgegen. Die *ungarische Tragödie*, über die Tageszeitungen und Radiosender ausführlich berichteten, rief weltweit Solidarität hervor. Niemand rechnete aber damit, dass die Zahl der aus Ungarn Geflüchteten die 200.000er Marke erreichen würde. Die Erstasylländer konnten die plötzliche Aufnahme tausender Menschen nicht bewältigen, so dass sie internationale Hilfe brauchten. Weltweit bekundeten Staaten ihre Bereitschaft, eine bestimmte Anzahl Flüchtlinge aufzunehmen – darunter auch die Bundesrepublik Deutschland, die 14.500 Ungarn die Einreise ermöglichte. Der Freistaat Bayern spielte eine zentrale Rolle bei der Aufnahme und Weiterleitung der Flüchtlinge. Als unmittelbarer Nachbar Österreichs fungierte Bayern vor allem als Transitland: Etwa 90.000 Ungarnflüchtlinge überschritten die österreichisch-bayerische Grenze und wurden in andere deutsche Länder beziehungsweise Staaten der westlichen Welt weitergeleitet. Fünf Durchgangslager standen für die Ungarn zur Verfügung: Bocholt in Nordrhein-Westfalen, Friedland in Niedersachsen, Piding bei Bad Reichenhall in Oberbayern, Schalding bei Passau in Niederbayern und Voggendorf bei Feuchtwangen in Mittelfranken. Dass drei der fünf Hauptaufnahmestellen in Bayern lagen, zeigt, dass der Freistaat maßgeblich am Empfang der Ungarnflüchtlinge und an deren Verteilung in andere Länder der Bundesrepublik Deutschland beteiligt war. Aber auch als Aufnahmeland bot der Freistaat für 1.541 Ungarn eine neue Heimat (siehe *Tabelle 1*).

## Forschungslage

Unmittelbar nach dem Ungarn-Aufstand bezeichnete das nach János Kádár (1912–1989)<sup>3</sup> benannte Regime die Ereignisse als *Konterrevolution* und tabu-

<sup>3</sup> War seit 1945 Mitglied des Politbüros, von 1948 bis 1950 Innenminister. Nach seiner Amtsenthebung wurde er aus der Partei ausgeschlossen, 1954 jedoch rehabilitiert. 1956 war er Mitglied der Regierung von Imre Nagy, bildete aber im November 1956 eine Gegenregie-

isierte das Thema. Die Geschehnisse öffentlich als *Revolution* zu bezeichnen, wurde geahndet. Aufständische mussten mit Bestrafung rechnen. Die Kádár-Regierung bezeichnete die Flucht aus Ungarn als unberechtigten Grenzübertritt, der eine strafbare Handlung darstelle.<sup>4</sup> In der Alltagssprache verwendete man das Verb *dissidieren* für das Verlassen der Heimat, und das Nomen *Dissident* für Personen, die aus der Heimat geflüchtet waren.<sup>5</sup>

Außerhalb Ungarns wurden bereits in den 1960er Jahren die ersten Untersuchungen über die ungarischen Exilanten durchgeführt, die auf Umfragen sowie Interviews basierten und die erste Phase der Integration unmittelbar nach der Ankunft im Zielland beschrieben.<sup>6</sup> In den 1980er Jahren rückten Sicherheitsprobleme an der österreichisch-ungarischen Grenze sowie der erste österreichische Bundesheereinsatz, der die Gefahr einer Eskalation des Ost-West-Konflikts in sich barg, in den Mittelpunkt der Forschungen.<sup>7</sup> Die Exil-Ungarn Gyula Borbándi und Kázmér Nagy stellten die ungarischen Exil-

---

rung und bat um sowjetische militärische Intervention. 1956–1988 war er Generalsekretär der Staatspartei, 1956–1958 und 1961–1965 zudem Ministerpräsident.

<sup>4</sup> Obwohl die ungarische Regierung im Dezember 1956 jenen Personen eine Amnestie zusicherte, die bis zum 31. März 1957 freiwillig nach Ungarn zurückkehrten, kamen nicht alle Heimkehrer ohne Strafe davon. Vgl. Tiphaine Robert: Mindennek ellenére. Az 1956-os menekültek hazatelepülése (1956–1961). In: Múltunk 61 (2016) 3, 91–122.

<sup>5</sup> Paul Lendvai: Leben eines Grenzgängers. Erinnerungen. Aufgezeichnet im Gespräch mit Zsófia Miháncsik. Wien 2013, 11.

<sup>6</sup> In der Bundesrepublik Deutschland: Gerhard Sebode: Ungarische Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Untersuchung an 150 ungarischen Flüchtlingen des Jahres 1956 über ihr Denken und Fühlen und ihre soziale Einordnung. Göttingen 1963 [Dissertation an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau].

<sup>7</sup> Pia Bayer – Christine Mößner: Vom Traum zum Trauma. Ungarnaufstand 1956. Begleitband zur Ausstellung. Hg. Amt der Burgenländischen Landesregierung Abteilung 7 – Landesmuseum. Eisenstadt 2006; Rainer Eger: Krisen an Österreichs Grenzen. Das Verhalten Österreichs während des Ungarnaufstandes 1956 und der tschechoslowakischen Krise 1968. Ein Vergleich. Wien/München 1981; Wolfgang Etschmann – Tamara Scheer – Erwin A. Schmidl: An der Grenze. Der erste Einrückungstermin des Bundesheeres und der Einsatz während der Ungarnkrise 1956. Graz 2006; Winfried Heinemann: Das internationale Krisenjahr 1956. Polen, Ungarn, Suez. München 1999; Manfred Rauchensteiner: Spätherbst neunzehnhundertsechsfünfzig. Die Neutralität auf dem Prüfstand. Wien 1981; Erwin A. Schmidl: Die erste Bewährung: Das österreichische Bundesheer im Einsatz an der ungarischen Grenze 1956. In: Die Ungarnkrise 1956 und Österreich. Hg. Erwin A. Schmidl. Wien [u. a.] 2003, 253–274; Katalin Soós: 1956 és Ausztria. Szeged 1999; Helmut Wohnout: Die Haltung der österreichischen Bundesregierung zu den Ereignissen in Ungarn im Herbst 1956. In: Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien 2015/2016. Hg. Mitteleuropazentrum an der Andrassy Universität Budapest. Wien 2017, 97–106.

gruppen auf der ganzen Welt und ihre politischen Aktivitäten in den Vordergrund ihrer Studien.<sup>8</sup>

Erst die politische Wende 1989/1990 ermöglichte eine systematische Quellenbearbeitung. Das ungarische Parlament, das nach vierzig Jahren 1990 zum ersten Mal wieder frei gewählt worden war, erklärte den 23. Oktober, den Tag, an dem der Aufstand 1956 ausgebrochen war und 1989 die freie Ungarische Republik 1989 ausgerufen wurde, zum Nationalfeiertag. Somit wurde ein Neubeginn für die Aufarbeitung der Vergangenheit und eine Grundlage für die Erinnerungskultur geschaffen. Neben der politischen Geschichte des Volksaufstandes gelangten immer mehr Akteurinnen und Akteure<sup>9</sup> in den Fokus der Forschung. Während anfangs in erster Linie Amtsträger und politisch Aktive beziehungsweise am Aufstand Beteiligte im Mittelpunkt gestanden waren, stieg das Interesse nach und nach auch an den Abertausenden Geflüchteten und deren Lebenswegen, die in 18 europäischen und 22 außereuropäischen Staaten eine neue Heimat fanden.<sup>10</sup> Länderspezifische Studien über die Ungarnflüchtlinge wurden in Österreich, Liechtenstein, Frankreich, Niederlanden in den Vereinigten Staaten von Amerika, in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland veröffentlicht. Das Forschungsinteresse richtet sich auf eine Vielzahl von Themen, so auf Flucht, internationale Flüchtlingshilfe, Eingliederung in den Aufnahmestaaten, Rückkehr in die alte Heimat, Zeitzeugenberichte und Biografien.

Die ungarische Flucht 1956 wird als grenzüberschreitende Migrationsbewegung in die Geschichte der Migrationswellen nach 1945 eingeordnet. Das Thema *Integration in Bayern* ist bereits mehrfach untersucht worden. Einerseits stand die Integration der Heimatvertriebenen im Mittelpunkt, andererseits wurde die Eingliederung der Gastarbeiter thematisiert. Die Ungarnflüchtlinge jedoch, die elf Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, als Integration der Heimatvertriebenen weitgehend abgeschlossen war, und vor der großangelegten Anwerbung von Gastarbeitern kamen, sind bislang auf geringes Forschungsinteresse gestoßen. Allein der Aufsatz des Kreisheimatpflegers Mi-

<sup>8</sup> Gyula Borbándi: *A magyar emigráció életrajza 1945–1985*. Bern 1985. Zweite Ausgabe in zwei Bänden: I–II. Budapest <sup>2</sup>1989; Kázmér Nagy: *Elveszett alkotmány. A magyar politikai emigráció 1945–1975*. Budapest 1984.

<sup>9</sup> Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Folgenden auf die gleichzeitige Verwendung weiblicher und männlicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für beide Geschlechter.

<sup>10</sup> Georg Kastner: *Die Ungarnflüchtlinge und die UNO*. In: *Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien 2015/2016*. Hg. Mitteleuropazentrum an der Andrassy Universität Budapest. Wien 2017, 75–96, hier 88.

chael Schmidberger schildert am Beispiel des Zeitzeugen Pál Takács die Integration eines ungarischen Flüchtlings im Landkreis Aichach-Friedberg.<sup>11</sup> Außerdem liegt eine Masterarbeit zur *Ungarnhilfe* in Passau vor.<sup>12</sup> Die Magisterarbeit der Autorin beschreibt die Lebensgeschichte derjenigen Ungarn, die 1944 und 1945 wegen des Zweiten Weltkriegs Ungarn verließen und das Kriegsende in Bayern erlebten. Diese ungarischen Flüchtlinge bezeichnete man als *Altflüchtlinge* im Gegensatz zu den ungarischen *Neuflüchtlingen* 1956.<sup>13</sup>

Die Dissertation der Autorin handelt wiederum von einer Gruppe Ungarn, die 1956 ihre Heimat verließen und sich in Bayern niederließen. Diese Akteure verbindet das gemeinsame Schicksal: die Flucht aus Ungarn und der Neuanfang im Freistaat Bayern. Der methodische Ansatz der Kollektivbiografie (Prosopografie) bietet die Möglichkeit, Lebensläufe von sozialen oder politischen Gruppen zu beschreiben und auszuwerten.<sup>14</sup> Ungarnflüchtlinge, die 1956 volljährig waren, sind nunmehr über 80 Jahre alt. Sie in die Arbeit einzubeziehen, bietet einen Zugang zur Zeitgeschichte, die nicht unumstritten ist.<sup>15</sup> Obwohl Zeitzeugen aus einer rückblickenden Perspektive erzählen, und das Erlebte subjektiv ist, gewinnen Interviews mit Zeitzeugen und deren Befragungen immer mehr an Bedeutung. Zeitzeugenbefragungen und mit Ungarnflüchtlingen geführte narrative Interviews sind bereits veröffentlicht worden.<sup>16</sup> Aus diesem Grund wurden Hintergrundgespräche bevorzugt, die

---

<sup>11</sup> Michael Schmidberger: Der Volksaufstand in Ungarn 1956 in Erinnerung des Zeitzeugen Paul Takacs und seine Flucht nach Bayern. In: Altbayern in Schwaben. Hg. Landratsamt Aichach-Friedberg. Jahrbuch für Geschichte und Kultur 2005/2006, 172–189.

<sup>12</sup> Sigrid Donaubauer: Die Ungarnhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Passau e. V. 1956–1958. Passau 2013 [Masterarbeit, Universität Passau, Department für Katholische Theologie].

<sup>13</sup> Rita Kiss: Magyarok Németországban (1945–1950). A „negyvenötös“ bajorországi magyar emigráció. Budapest 2003 [Masterarbeit, Eötvös-Loránd-Universität]. Stark gekürzte und überarbeitete Fassung: R. Kiss: Magyarok in Deutschland (1945–1950). Die 1945er ungarischen Emigranten in Bayern. In: Ungarn-Jahrbuch 34 (2018) 125–143.

<sup>14</sup> Diese Forschungsmethode geht auf Lawrence Stone zurück, der Kollektivbiografie als »Untersuchung der allgemeinen Merkmale des Werdegangs einer Gruppe von handelnden Personen der Geschichte durch ein zusammenfassendes Studium ihrer Lebensläufe« definiert. Lawrence Stone: Prosopographie – englische Erfahrungen. In: Quantifizierung der Geschichtswissenschaft. Hg. Konrad H. Jarausch. Düsseldorf 1976, 64–96. Hier zitiert nach Alexander Gallus: Biographik und Zeitgeschichte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 2005/1–2, 40–46, hier 43.

<sup>15</sup> Vgl. Hans Günter Hockerts: Zugänge zur Zeitgeschichte. Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft. In: NS-Diktatur, DDR, Bundesrepublik. Drei Zeitgeschichten des vereinigten Deutschland. Hgg. Theresa Bauer, Wienfried Süß. Neuried 2000, 13–46.

<sup>16</sup> Zoltán Nagymihály: A magyar csoda története. Beszélgetések németországi 56-os magyarokkal. Hg. Bund Ungarischer Organisationen in Deutschland e. V. Târgu-Mureş 2014;

Einsicht in Ego-Dokumente – Fotoalben, Briefe, Redemanuskripte, selbst verfasste Lebensrückblicke – boten.<sup>17</sup>

Angelehnt an die historische Migrationsforschung, die Bewegungen von Menschen über Grenzen hinweg und Begegnungen ihrer Kulturen untersucht, die keine Ausnahme, sondern die Regel in der Menschheitsgeschichte waren, wurde die Migration als Prozess analysiert.<sup>18</sup> Bei der Untersuchung der Fluchtgründe, Fluchtwege sowie der Aufnahme und Eingliederung der Ungarn in Bayern darf weder die Aufnahmegesellschaft noch die Gruppe der Ankommenden als homogene Gesellschaft verstanden werden. Die Integration kann nicht als einfacher Übertritt in eine andere Kultur dargestellt werden, da das Phänomen komplex und vielschichtig ist und einen langwierigen, oftmals generationsübergreifenden Prozess darstellt, der nicht zwangsläufig mit einer völligen Assimilation endet.<sup>19</sup>

Den Anfang dieser Studie markiert das Jahr 1956. Das Verlassen Ungarns und die Aufnahme in Bayern könnten als punktuelle Ereignisse betrachtet werden. Doch dahinter verbergen sich mittel- oder langfristige Entscheidungs- und Handlungsabläufe. Mit der Ankunft fing die Zeit des Neubeginns im Aufnahmeland an und damit die soziokulturelle, berufliche und mentale Integration. Wie lange die Eingliederung dauerte, und wann ein Neuankömmling eingegliedert war, gestaltete sich individuell. Daher enden untenstehende Untersuchungen mit der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Ungarn im Jahre 1973.

---

*Ungarnaufstand 1956. Zeitzeugen und Revolutionäre blicken nach 50 Jahren zurück.* Hg. Miklós Török. Târgu-Mureş 2006.

<sup>17</sup> Mit der *Oral History* Methode geführte Gespräche zeigten, dass die Befragten dem bereits gedruckten Text treu blieben. Deswegen wurden keine weiteren narrativen Interviews mit ehemaligen ungarischen Flüchtlingen durchgeführt, sondern stattdessen die veröffentlichten Interviewtexte herangezogen. Die Ausnahme bildet das Interview mit Peter Kepser, der als deutscher Student an der Ungarnhilfe teilnahm.

<sup>18</sup> *Deutsche im Ausland, Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart.* Hg. Klaus J. Bade. München <sup>3</sup>1993, 9. Vgl. *Normalfall Migration.* Hgg. Klaus J. Bade, Jochen Oltmer. Bonn 2004. Auch der Ethnologe Andreas Ackermann konstatierte, dass »Migration (und Multikulturalität) weitaus häufiger den Normalfall als die Ausnahme darstellen«. Andreas Ackermann: Ethnologische Migrationsforschung. Ein Überblick. In: Kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 10 (1997) 1–28, hier 21.

<sup>19</sup> Ackermann: Migrationsforschung; Dirk Hoerder – Jan Lucassen – Leo Lucassen: Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung. In: Enzyklopädie Migration. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Hgg. Klaus Bade [u. a.]. Paderborn [u. a.] <sup>3</sup>2010, 28–53.

## Quellenlage

Bei der Untersuchung des Eingliederungsprozesses der Ungarnflüchtlinge im Bayern der ausgehenden 1950er Jahre stehen unterschiedliche staatliche und nichtstaatliche Akteure im Mittelpunkt, die bei Aufnahme, Verteilung und Unterbringung der betreffenden Personen Entscheidungen trafen oder daran beteiligt waren. Erfolg oder Misserfolg der Integration hingen weitgehend von den im Verwaltungsschriftgut überlieferten Entscheidungen von Bund, Land und Kommunen ab. Die Komplexität der Aufgabe zeigt sich in der Vielzahl der Bundes- und Landesministerien, die mit der Aufnahme und Eingliederung der Ungarn beschäftigt waren.<sup>20</sup>

Mit Hilfe der Aktenbestände der Landesarbeitsämter Süd- und Nordbayern sowie der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung konnte die Arbeitsvermittlung von ungarischen Flüchtlingen eruiert werden.<sup>21</sup> Statistische Erhebungen unterstützten die Analyse, die einen Vergleich mit anderen in Bayern lebenden Ausländern ermöglichten, sowie private Angaben zu Familienstand, Geschlecht, Altersstruktur und berufliche Qualifikation über die Ungarn erfassten.<sup>22</sup> Aus der Hilfs- und Einsatzbereitschaft der bayerischen Bevölkerung entstand ein umfangreiches Material über die Ungarnhilfe. Die Rolle der Kirchen bei der Betreuung der Ungarn ließ sich im Rahmen ihrer seelsorgerischen und karitativen Tätigkeit nachzeichnen. Die bereits in Bayern lebenden Ungarn konnten durch die muttersprachliche Flüchtlingsseelsorge, die *Ungarnseelsorge*, in die Flüchtlingsbetreuung einbezogen werden.<sup>23</sup>

<sup>20</sup> Gesichtet wurden die Akten des Bundeskanzleramtes, des Bundesministeriums des Innern, des Bundesministeriums für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, der Bundesanstalt für Arbeit, des Auswärtigen Amtes, der Bayerischen Staatskanzlei, des Bayerischen Staatsministeriums des Inneren, des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und soziale Fürsorge und des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus.

<sup>21</sup> Aussagekräftig waren die Unterlagen der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung im Bundesarchiv Koblenz [im Weiteren: BArch] und des Landesarbeitsamtes Südbayern im Staatsarchiv München [im Weiteren: StAM].

<sup>22</sup> Zur Zahl der Ausländer in Bayern wurden die statistischen Erhebungen des Bayerischen Statistischen Landesamtes verwendet. Zur Zahl der Arbeitslosen wurden die Veröffentlichungen der Amtlichen Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und die statistischen Erhebungen der Bundesstelle für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge in Nürnberg im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes [im Weiteren: PAAA B 12] gesichtet.

<sup>23</sup> Konsultiert wurden Artikel des Passauer Bistumsblatts 1956/1957, Akten der Caritas-Ungarnhilfe der Diözesancaritasverbände, Aufzeichnungen des Archivs des Bistums Passau,

Um festzustellen, wie einheimische Bayern mit den Ungarn umgingen, wie sie einander wahrnahmen, wurden Orte erfasst, an denen sich Ungarn und Bayern trafen: Das bayerische Durchgangslager Piding, wo die meisten Ungarnflüchtlinge ankamen, und Unterkünfte, wie das Wohnlager Wagenried, Bahnhöfe, an denen die Ungarn für kurze Zeit versorgt wurden. Helfer verschiedener Hilfsorganisationen, Vertreter von Ministerien, Geistliche, Reporter oder Sympathisanten, die im direkten Kontakt mit den Neuankömmlingen standen, überlieferten ihre Eindrücke in Form von Berichten, Briefen und Aufzeichnungen, die eine Analyse ihrer Eindrücke, Meinungen und Handlungsmotiven ermöglichten.<sup>24</sup> Anhand der ungarischen Exilpresse wurde die Wahrnehmung der in Bayern ankommenden Ungarn beschrieben.<sup>25</sup>

Was die bayerische Bevölkerung vor Ort über die Ereignisse in Ungarn erfuhr und wie sie auf die Aufnahme der Ungarnflüchtlinge in den ausgehenden 1950er Jahren reagierte, spiegelt sich in der zeitgenössischen Tages- und Wochenpresse wider. Informationen über innen- und außenpolitische Ereignisse waren auch den Berichten des Bayerischen Rundfunks zu entnehmen. Nachdem im Bayern der 1950er Jahre der Hörfunk als führendes Informationsmedium gegolten hatte, übernahm in den 1960er das Fernsehen diese Rolle. Außerdem beeinflussten Kinofilme und Operettenvorführungen mit der Thematik *Ungarn* die Wahrnehmung beziehungsweise Stereotypenbildung bei der bayerischen Bevölkerung. Dies gilt auch für die zeitgenössischen bayerischen Zeitungen, da ihre Artikel nicht nur informierten, sondern auch

---

Generalvikariatsakten und Seelsorgeberichte des Archivs der Erzdiözese München und Freising sowie des Erzbistums Bamberg, Aufzeichnungen des Caritasverbandes der Erzdiözese München und Freising, der Jahresbericht des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland 1956/1957 und die Ausgaben des Evangelischen Pressedienstes Bayern.

<sup>24</sup> Als Beispiele seien hier die Berichte der Caritas und des Bayerischen Roten Kreuzes, der Jahresbericht der Katholischen Bahnhofsmission, das Interview mit Bundesvertriebenenminister Theodor Oberländer und der Brief des bayerischen Ministerpräsidenten Wilhelm Hoegner an Bundeskanzler Konrad Adenauer genannt.

<sup>25</sup> Das „Archiv der ungarischen Exilpresse“ wurde aus dem Besitz des Ungarischen Instituts München, das diese Sammlung in den 1960er Jahren angelegt hatte, 2002 dem Budapester Petöfi Literaturmuseum (*Petőfi Irodalmi Múzeum*) übereignet. Das Schriftgut besteht unter anderem aus vollständigen Reihen der in den ersten Nachkriegsjahren von ungarischen Exilanten in Bayern herausgegebenen Zeitungen und Zeitschriften. Von besonderem Belang waren die in München erschienenen Ausgaben der „Új Hungária“ (*Neue Hungaria*) und ihrer Beilage „Új Magyar Élet“ (*Neues Ungarisches Leben*). Zsolt K. Lengyel: Die Bibliothek des Ungarischen Instituts München. Neuere Entwicklung und Entfaltungsperspektiven. In: Bibliotheksforum Bayern BFB 34 (2006) 255–267, hier 262–263; <https://pim.hu/hu/muzeum/gyujtemenyek/periodikagyujtemeny> (15. April 2021).

zur Meinungsbildung beitragen. Journalisten und Reporter traten als Akteure auf und prägten durch ihre Berichterstattung positive oder negative Denkwesen über das Ungarnland und die Ungarn selbst, indem sie nicht nur Tatsachen über Geschehnisse vermittelten, sondern auch die Meinung der Menschen formten. Die Wortwahl der Tagespresse im Zusammenhang mit dem Aufstand 1956 sowie den Ungarnflüchtlingen spiegelt das Denken der Zeitgenossen über die Ungarn wider.<sup>26</sup>

Die bayerischen Tages- und Wochenzeitungen berichteten am 24. Oktober 1956, einen Tag nach Ausbruch, über den Aufstand in Ungarn. Dieser war bis zu seiner Niederschlagung am 4. November 1956 täglich in den Schlagzeilen der bayerischen Printmedien. Danach rückte die Fluchtwelle der Ungarn in den Vordergrund. Anfänglich wurde vor allem über die Flüchtlingsaufnahme in Österreich sowie über die Hilfe für Ungarn berichtet. Nachdem die ersten Ungarn am 16. November 1956 in Piding bei Bad Reichenhall angekommen waren, rückte die bundesdeutsche Flüchtlingsaufnahme in den Fokus der bayerischen Presse. 1957 ließ die Intensität der Berichterstattung deutlich nach, und ab der zweiten Jahreshälfte 1957 fand das *Ungarnthema* nur noch selten Erwähnung. Eine Ausnahme stellten Jubiläen, Jahrestage und besondere Vorkommnisse dar.

In Bayern reisten nicht nur jene Ungarnflüchtlinge ein, die in der Bundesrepublik Deutschland Aufnahme fanden, sondern auch diejenigen, deren Ziel ein anderer westeuropäischer oder ein außereuropäischer Staat war. Die durchreisenden und niedergelassenen Ungarn wurden in Statistiken erfasst, wobei sich hinter jeder Zahl ein Individuum verbarg.<sup>27</sup> Die Gegenüberstel-

<sup>26</sup> Für die Presseberichterstattung wurden Ausgaben der für Bayern relevanten Organe „Süddeutsche Zeitung“, „Bayerische Staatszeitung“ und „Münchener Merkur“, außerdem „Der Spiegel“ gesichtet. Ebenfalls ausgewertet wurde die Lokalpresse, unter anderen die „Passauer Neue Presse“, das „Passauer Bistumsblatt“, das „Reichenhaller Tagblatt“ sowie die Dachauer und „Amberger Nachrichten“. Die Auswahl richtete sich nach der Frage, wo beziehungsweise an welchen Orten sich Ungarn und Bayern begegneten. Da die Ungarn über die Durchgangslager Piding bei Bad Reichenhall und Schalding bei Passau einreisten, war die Berichterstattung hier besonders intensiv. Dies galt auch für Dachau, wo sich eines der zentralen Wohnlager für Ungarn befand. Die ungarische Schule war in Burg Kastl untergebracht, aus diesem Grund wurden auch die Artikel der Amberger und Neumarkter Zeitungen herangezogen.

<sup>27</sup> Die Bayerische Grenzpolizei dokumentierte vom 24. Oktober 1956 bis zum 2. August 1957 die Grenzübertritte der Ungarn: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München [im Weiteren: BayHStA]. MINN 97301. Ebenso informiert eine lange geheim gehaltene Aufzeichnung des ungarischen Zentralen Statistischen Landesamtes (*Központi Statisztikai Hivatal*) über die Anzahl der ungarischen Personen, die Ungarn zwischen dem 30. Oktober 1956 und dem 30. April 1957 verließen. Des Weiteren gibt es eine Fülle von statistischem Datenmaterial, so

lung von anonymen Daten und persönlichen Alltagserfahrungen ermöglicht die Betrachtung des typischen Lebenslaufs eines Ungarnflüchtlings.

## Aus Ungarn nach Bayern

Am 7. November 1956 entschied sich die deutsche Bundesregierung für die sofortige Übernahme von *vorerst* 3.000 ungarischen Flüchtlingen. Bereits am 22. November erhöhte sie die Quote auf 10.000 Personen, ohne eine Höchstgrenze festzulegen.<sup>28</sup> Die Bundesrepublik Deutschland gewährte letztendlich 14.500 Ungarn politisches Asyl ohne kompliziertes Aufnahmeverfahren. Eine deutsche Aufnahmekommission des Bundesinnenministeriums registrierte die Ungarn in Österreich, wobei sie ihre persönlichen Fluchtgründe *nicht* darlegen mussten und auch die Teilnahme am Ungarnaufstand kein erforderliches Kriterium darstellte.<sup>29</sup> Soweit es die Aufnahmequote zuließ, konnte jeder *frei* den Staat seiner neuen Heimat wählen. Nahezu alle Flüchtlinge kamen freiwillig in die Bundesrepublik Deutschland oder nach Bayern. Allein eine ausgeschöpfte Quote konnte die anfänglich unzähligen Möglichkeiten einer Weiterreise aus Österreich und Jugoslawien, den Erstaufnahmeländern, in ein Zielland begrenzen und Wünsche beeinflussen. Eine rasche Ausreise brachte zwar eine Entlastung dieser Erstasylländer, der Zeitdruck verursachte aber häufig unüberlegte Entscheidungen. Da viele Flüchtlinge illusorische oder gar keine Vorstellungen vom Leben jenseits des *Eisernen Vorhangs* hatten und sich von Hörensagen und Gerüchten beeinflussen ließen, wurde die Wahl der neuen Heimat meist intuitiv und überstürzt getroffen, was unweigerlich zu Enttäuschungen führte.<sup>30</sup>

---

von UNHCR (*United Nations High Commissioner for Refugees*), dem österreichischen Bundesministerium für Inneres, der Liga der Rotkreuz-Gesellschaften sowie der zeitgenössischen internationalen Presse. *Kastner*: Die Ungarnflüchtlinge untersuchte die Rolle der Vereinten Nationen und ihrer Organisationen bei der Handhabung des ungarischen Flüchtlingsproblems. Dabei versuchte er, im Dschungel der statistischen Daten über die Flüchtlingszahlen eine klare Linie zu ziehen.

<sup>28</sup> Sondersitzung der Bundesregierung am 7. November 1956 und 160. Kabinettsitzung der Bundesregierung am 22. November 1956. *Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung*. IX. Hg. Friedrich P. Kahlenberg. München 1998, 695, 773.

<sup>29</sup> Am 11. November 1956 nahm die Aufnahmekommission ihre Tätigkeit im österreichisch-ungarischen Grenzgebiet auf und blieb durch die deutsche Botschaft in Wien in ständigem Kontakt mit dem Auswärtigen Amt in Bonn. Briefwechsel zwischen der Wiener deutschen Botschaft und dem Bonner Auswärtigen Amt: PAAA B 12, Bd. 550b.

<sup>30</sup> Es kam vor, dass ein Zug an einem österreichischen Provinzbahnhof direkt nach Westeuropa abfuhr, wie der evangelische Ungarnseelsorger des österreichischen Flüchtlingslagers

Aus der Analyse der Bewegungen an der österreichisch-bayerischen Grenze geht hervor, dass Bayern als Transitland eine maßgebliche Rolle spielte. Wegen der geografischen Lage als unmittelbarer Nachbar Österreichs leitete Bayern fast 90.000 Ungarn weiter.<sup>31</sup> Laut Ausführungen der Bayerischen Grenzpolizei reisten 12.716 Ungarn zumeist in Gruppen (11.971) und vergleichsweise selten als Einzelreisende (745) ins Bundesgebiet ein. Zusätzlich passierten fast 76.000 Ungarn die österreichisch-bayerische Grenze, die in zehn europäische sowie sechs außereuropäische Länder weiterreisten.<sup>32</sup> Eine einzigartige Möglichkeit bot die Aktion *Save Haven* (*Sicherer Hafen*), mit der vom 10. Dezember 1956 bis zum 2. Juli 1957 insgesamt 15.311 Ungarnflüchtlinge vom Flugplatz München-Neubiberg und vom Flughafen München Riem in die USA, nach Kanada, Neuseeland und Norwegen ausgeflogen wurden. Diese Maßnahme war in der Geschichte der Luftfahrt die größte zivile Übersiedlung von Menschen über eine so große Entfernung. Aus München starteten täglich acht viermotorige Militärmaschinen und Charterflugzeuge, die in einem 23-Stunden-Flug bis zu zehntausend Ungarn nach Amerika brachten.<sup>33</sup> Die Ungarn wurden dort vorerst im Armeelager Camp Kilmer aufgenommen.<sup>34</sup>

---

Traiskirchen, István Szépfalusi, notierte: »[...] von der Haltestelle Traiskirchen fährt der nächste Zug der Badner Bahn (örtliche Eisenbahngesellschaft) in zwei Stunden in die Niederlande ab. 800 freie Plätze [...]«. Das Beispiel zeigt, wie spontan und unkompliziert die Weiterreise aus Österreich möglich war. István Szépfalusi: A legújabb felismerések az 1956/57-es magyar menekülthullámról. In: Limes. Tudományos Szemle 11 (1998) 1, 113–122, hier 116.

<sup>31</sup> Einen Überblick über die Zahl der Ungarnflüchtlinge, die die österreichisch-bayerische Grenze überschritten hatten, stellte die Verfasserin dieser Arbeit anhand der Unterlagen des Bayerischen Staatsministerium des Innern – BayHStA MINN 97301 – zusammen. Die Aufzeichnungen wurden vom 24. Oktober 1956 bis März 1957 zweimal monatlich, dann bis zum 2. August 1957 einmal pro Monat angefertigt und dem Staatsministerium des Innern, dem Staatsministerium für Arbeit und soziale Fürsorge, dem Bayerischen Landesamt für Verfassungsschutz (München) und der Passkontrolldirektion Koblenz übermittelt.

<sup>32</sup> Präsidium der Bayerischen Grenzpolizei an das Bayerische Staatsministerium des Innern, das Bayerische Staatsministerium für Arbeit und soziale Fürsorge, das Bayerische Landesamt für Verfassungsschutz und die Passkontrolldirektion Koblenz. 2. und 15. Januar, 8. und 27. Februar, 8. März, 6. April, 3. Mai, 7. Juni, 2. Juli und 2. August 1957. BayHStA MINN 97301.

<sup>33</sup> Ebenda; *Auf dem Weg in ein freies Leben*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 17. Dezember 1956, Nr. 294, 5. *Luftbrücke für Ungarn-Flüchtlinge*. In: Reichenhaller Tagblatt 116 (1956) 194, 5. Dezember, 1; *Sicherer Hafen*. In: Die Zeit 11 (1956) 51, 20. Dezember, 4.

<sup>34</sup> Bis Ende 1957 kamen über 35.000 Ungarn auf dem Luftweg und per Schiff aus Österreich in die USA. Als Quelle zur Weiterleitung der Ungarn aus Österreich stehen drei Berichte zur Verfügung: Einer von Eduard Stanek, der ab 1946 als Hofrat in der Flüchtlingsabteilung des österreichischen Bundesministeriums für Inneres und ab 1960 als Geschäftsführer des

Im November 1956 entstanden in kürzester Zeit fünf Durchgangslager in der Bundesrepublik Deutschland für Tausende Einreisende: Piding, Schalding und Voggendorf in Bayern, Friedland in Niedersachsen und Bocholt in Nordrhein-Westfalen – allesamt Brennpunkte der Ungarnaufnahme. Die drei Hauptaufnahmestellen des Freistaates zeugen von der überwältigenden Aufgabe, vor der Bayern unvermittelt beim Empfang der Ungarnflüchtlinge und deren Verteilung in andere Bundesländer stand. Von Mitte November bis Ende Dezember kamen fast täglich Gruppen von 100 bis 900 Personen in Bayern an. Über 5.000 Ungarn reisten über das Durchgangslager Piding bei Bad Reichenhall in Oberbayern ein, womit Piding auch für die Ungarn, wie einst für die deutschen Heimatvertriebenen, zum *Tor zur Freiheit* wurde.<sup>35</sup>

Der vom Regierungsdirektor Otto Siebke (Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte) ausgearbeitete Verteilungsplan sah bei einer Aufnahme von 10.000 Flüchtlingen eine nach dem Valka-Schlüssel<sup>36</sup> bestimmte Quote für die einzelnen Länder vor. *Tabelle 1* zeigt die Berechnungen des Verteilungsplanes<sup>37</sup> im Vergleich mit dem Aufnahmezustand vom Januar 1957.<sup>38</sup> Bayern nahm weit mehr Ungarn auf, als es ursprünglich vorgesehen war, einerseits wegen der Erhöhung des Aufnahmekontingents,

---

Flüchtlingsfonds der Vereinten Nationen arbeitete, der Bericht der internationalen Flüchtlingsorganisation ICEM, die an der Weiterleitung der Ungarn aus Österreich in Drittstaaten maßgeblich beteiligt war, sowie das Dokument des ungarischen Zentralen Statistischen Landesamtes KSH. Eduard Stanek: Verfolgt, verjagt, vertrieben. Flüchtlinge in Österreich. Wien [u. a.] 1985; *Report of the Governmental Committee for European Migration (ICEM) on the Hungarian Refugee Situation*. Stand: 31. Dezember 1957; *KSH jelentés az 1956-os disszidálásról. Az illegálisan külföldre távozott személyek főbb adatai (1956. október 23. – 1957. április 30.)* In: *Regio 2* (1991) 4, 174–211.

<sup>35</sup> Ungarn-Transporte in die Grenzlager Piding und Schalding. BayHStA Landesflüchtlingsverwaltung 1913.

<sup>36</sup> Die Benennung stammt aus dem ehemaligen Kriegsgefangenenlager Langwasser in Nürnberg, in dem bis 1949 vorwiegend Letten und Esten wohnten, die das Lager nach der estnisch-lettischen Grenzstadt Valka benannt hatten. Der Valka-Schlüssel regelte die Aufteilung der Flüchtlinge gemäß Länderanteil, ähnlich dem Königsteiner Schlüssel, der sich zu zwei Dritteln aus dem Steueraufkommen und zu einem Drittel aus der Bevölkerungszahl der Länder zusammensetzt. Dieser Schlüssel wird jedes Jahr neu berechnet. Vgl. [www.bamf.de](http://www.bamf.de) Erstverteilung der Asylbewerber (8. März 2020). Heute wird der Königsteiner Schlüssel verwendet.

<sup>37</sup> Julius Scheuble, Präsident der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, an die Präsidenten der Landesarbeitsämter. Nürnberg, 7. Dezember 1956. BArch B 149/6262.

<sup>38</sup> Theodor Oberländer, Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, an alle Landesflüchtlingsverwaltungen. Bonn, 18. Januar 1957. Niederschrift über die Besprechung mit den Landesflüchtlingsverwaltungen am 10. Januar 1957 in Bonn. BArch B 106/24545, 106–120, hier 108–110.

andererseits weil Bayern Ländern wie Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg, die über wesentlich weniger Unterbringungsmöglichkeiten verfügten, aushalf.

*Tabelle 1: Verteilungsplan vom 7. Dezember 1956 und Stand der Aufnahme vom 18. Januar 1957*

<i>Länder</i>	<i>Verteilungsplan</i>	<i>Aufnahme</i>
Baden-Württemberg	2.100	2.684
Bayern	400	1.541
Bremen	200	273
Hamburg	400	369
Hessen	900	1.234
Niedersachsen	400	598
Nordrhein-Westfalen	4.200	9.603
Rheinland-Pfalz	1.000	834
Schleswig-Holstein	400	393
Saarland		241
Berlin		12
<i>Insgesamt</i>	<i>10.000</i>	<i>17.782</i>

Durch die Kollektivaufnahme wurden alle Ungarn vorläufig als ausländische Flüchtlinge anerkannt. Nach ihrer Verteilung waren die entsprechenden Bundesländer für ihre Eingliederung zuständig. In Bayern gehörte diese Aufgabe in den Kompetenzbereich des Staatsministeriums für Arbeit und soziale Fürsorge. Arbeitsminister Walter Stain (1916–2001)<sup>39</sup> kümmerte sich um die Aufnahme der Ungarn und deren nicht immer reibungslose Weiterleitung und Rückführung. In Bayern erschwerte die Unterbringung die begrenzte Kapazität der bayerischen Notunterkünfte, die restlos ausgelastet waren. Zur Mitte der 1950er Jahre lebten Heimatvertriebene noch in Notunterkünften. Außerdem wurden die Flüchtlingslager durch den Zustrom aus der DDR immer wieder zusätzlich beansprucht. Den Ungarn wurden – neben Heimplätzen, Werks- und Privatwohnungen – drei Sammelunterkünfte zur Verfü-

<sup>39</sup> War ab 1953 als Staatssekretär für Flüchtlingswesen im Bayerischen Staatsministeriums des Innern tätig und wurde Staatsminister für den gleichen Aufgabenbereich, als dieser wegen der Neuorganisation des Innenministeriums als Abteilung VII dem Arbeitsministerium unterstellt wurde. Vgl. Daniel *Schönwald*: Integration durch eine Interessenpartei. Der Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten in Bayern 1950–1981. Kallmünz/Oberpfalz 2014, 526–527, 534, 1050.

gung gestellt: Oberelsbach im unterfränkischen Landkreis Bad Neustadt an der Saale, Voggendorf im mittelfränkischen Landkreis Feuchtwaren und Wagenried im oberbayerischen Landkreis Dachau.

## Ungarnhilfe erfasst Bayern

Die bayerische Bevölkerung brachte den Ankommenen große Sympathie entgegen: Sie betrachtete die humanitäre Hilfe als selbstverständliche moralische Verpflichtung. Bundeskanzler Konrad Adenauer im Deutschen Bundestag und Landtagspräsident Hans Ehard im Bayerischen Landtag äußerten Anerkennung und Bewunderung für den ungarischen Freiheitskampf und zeigten sich erschüttert über den sowjetischen Einfall. Adjektive wie *freiheitsliebend*, *mutig*, *tapfer* und *edel* würdigten die Ungarn und stärkten zusätzlich die Solidarität mit ihnen.<sup>40</sup> Die bayerischen Tages- und Wochenzeitungen untermauerten die aufkommende Sympathie mit ausführlichen Berichten und Fotoreportagen, wodurch die Spendentätigkeit und Einsatzbereitschaft der Einheimischen gefördert wurde. Insbesondere in den ersten Monaten beschäftigten sich viele Helfer mit den Ungarn: Wohlfahrtsorganisationen, Ehrenamtliche, Betreuer der Jugend- und Studentenheime, Vertreter von ungarischen Exilgruppen, Minister und Referenten des bayerischen Arbeits-, Kultus- und Innenministeriums, Mitglieder des bayerischen Landtags und des Ministerrats sowie Beamte des Bayerischen Landesamts für Verfassungsschutz.

Es gab kaum eine Ortschaft, die nicht in irgendeiner Form an der Ungarnhilfe beteiligt war. Der Andrang an den Sammelstellen der Caritas und des Bayerischen Roten Kreuzes, die zahlreichen Beteiligungen an Betstunden, Gedenkgottesdiensten und antisowjetischen Demonstrationen zeigen, dass die Ungarnhilfe ein omnipräsentes Thema der damaligen bayerischen Gesellschaft war. Innerhalb kurzer Zeit gingen fünf Millionen Deutsche Mark und 2.000 Tonnen Sachspenden ein.<sup>41</sup> Am Beispiel der Münchner Studenten Peter

<sup>40</sup> 168. Sitzung des Deutschen Bundestages, 8. November 1956. 2. Deutscher Bundestag, 168. Sitzung, 9260–9261. <https://www.bundestag.de/protokolle> (29. April 2021); 79. Sitzung des Bayerischen Landtages, 6. November 1956. Bayerischer Landtag, 3. Legislaturperiode, Stenographischer Bericht, 2699–2700. <https://www.bayern.landtag.de/parlament/dokumente/> (29. April 2021).

<sup>41</sup> Hilfe für Flüchtlinge aus Ungarn. Berichte der Bundesregierung anlässlich der 65. Sitzung des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten im Bundestag am 16. November 1956. PAAA B 12, Bd. 550b.

Kepser und Peer Lange, die freiwillig ihr Leben riskierten, um den Flüchtlingen an der ungarisch-österreichischen Grenze zu helfen, konnte gezeigt werden, wie sehr das Schicksal der Ungarn die Menschen bewegte.<sup>42</sup> Aber auch die vielen Ehrenamtlichen, die Durchreisende an der bayerisch-österreichischen Grenze sowie Ankommende in den Notunterkünften versorgten, sind ein Beweis für die weitreichende Beteiligung der bayerischen Bevölkerung an der Ungarnhilfe. Helferinnen der Katholische Bahnhofsmision Passau beispielsweise versorgten bis Ende 1956 in Tag- und Nachtarbeit 47 Transporte mit 23.680 Ungarnflüchtlingen. Annemarie Hackenberg war eine der Helferinnen, die in ihrem Bericht die Arbeit der Katholischen Bahnhofsmision schilderte.<sup>43</sup>

## Arbeitsvermittlung

Den Statistiken ist zu entnehmen, dass ein *typischer* Ungarnflüchtling männlich, zwischen 20 und 30 Jahre alt, Arbeiter oder Student und in der damaligen wirtschaftlichen Hochkonjunktur der ausgehenden 1950er Jahre leicht zu integrieren war. Seit 1955 herrschte in weiten Teilen Bayerns Vollbeschäftigung. Die Wirtschaftslage entwickelte sich günstig, so dass qualifizierte Arbeiter ohne große Schwierigkeiten aufgenommen werden konnten. Zu dieser Zeit fehlten bundesweit Facharbeiter. Zusätzlich traten die geburtenschwachen Kriegsjahrgänge ins Erwerbsleben ein, so dass Engpässe auf dem Arbeitsmarkt erwartet wurden und man die Anwerbung ausländischer Arbeiter in Betracht zog. Seit 1955 hatte sich die deutsch-italienische Anwerbungs-kommission um ausländische Arbeitskräfte bemüht, allerdings wurden nur wenige Ausländer in Bayern beschäftigt, vor allem Saisonarbeiter aus Italien und Österreich. Zwar betonte Bundesvertriebenenminister Theodor Ober-

---

<sup>42</sup> Peter Kepser (geb. 1932) schloss sich 1956 der freiwilligen Studentenhilfe der Universität München an. Zusammen mit Peer Langen (geb. 1932) fuhr er einen Lebensmitteltransport durch Österreich direkt an die ungarische Grenze. Da die Sowjetarmee inzwischen in Ungarn einmarschiert war, blieben sie im Grenzgebiet stecken, wo sie mehrere Wochen in den Grenzdörfern Pamhagen und Tadten, im österreichischen Burgenland, Hilfsdienste leisteten. Gesprächsprotokoll mit Peter Kepser am 28. September 2015 und mit Dr. Peer Lange am 24. Juli 2016.

<sup>43</sup> Die Akte des Caritasarchivs Passau Nr. 46.23 enthält Statistiken und Berichte der Katholischen Bahnhofsmision von 1947 bis 2000. Für das Jahr 1956 steht der Jahresbericht von Annemarie Hackenberg zur Verfügung.

länder (1905–1998),<sup>44</sup> dass es bei der Aufnahme der Ungarn nicht auf die Verwendbarkeit ihrer Arbeitskraft ankam, er sah aber keine Schwierigkeit darin, sie angesichts der Wirtschaftslage mit Arbeitsstellen zu versorgen, zumal die überwiegende Mehrheit jung und arbeitswillig war.<sup>45</sup> Die Analyse der statistischen Unterlagen der Arbeitsvermittlung weist die Richtigkeit dieser Einschätzung nach. Bis zum 15. Dezember 1956 meldeten sich 7.387 Ungarn bei den einzelnen Landesarbeitsbezirken als Arbeitssuchende an.<sup>46</sup> Ihre Zahl stieg bis Ende März auf 7.952, von denen 7.605 – darunter 6.633 Männer und 972 Frauen – Arbeit im Bundesgebiet fanden. Das waren 95,6 Prozent der Registrierten. Zieht man in Betracht, dass Schüler, Lehrlinge, Studenten und Kinder für die Arbeitsvermittlung nicht in Frage kamen, und dass die Zahl der im Bundesgebiet aufgenommenen Ungarn Anfang Februar 1957 etwa 11.500 bis 12.000 betrug, ist ersichtlich, dass sich etwa zwei Drittel der Ungarn für die Arbeitsvermittlung gemeldet hatten und beinahe alle in den Arbeitsprozess eingegliedert werden konnten. Der *Tabelle 2* ist zu entnehmen, dass die meisten Ungarn in der eisenverarbeitenden Industrie eine Stelle fanden.<sup>47</sup> Die Annahme, dass sich viele Landwirte unter den geflüchteten Ungarn befunden hätten, die vor allem an Landwirtschaft interessiert seien, erwies sich als falsch.<sup>48</sup>

<sup>44</sup> War von 1953 bis 1960 Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. Zu seiner Zuständigkeit gehörte die Betreuung der Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten und Zuflucht in der Bundesrepublik Deutschland gefunden hatten, wie die deutschen Heimatvertriebenen und auch die Ungarnflüchtlinge 1956. Zu seinem Lebenslauf: *Schönwald: Integration*, 1043–1044.

<sup>45</sup> *Interview mit Prof. Dr. Oberländer (BMVt) am 27. November 1956*. In: Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung 4 (1956) 223, 2121.

<sup>46</sup> Julius Scheuble, Präsident der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, an Anton Storch, Bundesminister für Arbeit. Nürnberg, 19. Dezember 1956. BArch B 149/6262.

<sup>47</sup> Die Landesarbeitsämter legten der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vom 7. Dezember 1956 bis Anfang Februar 1957 einen wöchentlichen Kurzbericht über die Arbeitsvermittlung der Ungarn vor. Ab da war eine ausführliche Darlegung nur noch für zwei Kalendervierteljahre (jeweils bis zum 3. April und bis zum 3. Juli 1957) vorgesehen. Präsident der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung an die Landratsämter. Nürnberg, 7. Dezember 1956 und 20. Februar 1957. BArch B 149/6262; Präsident der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung an Herrn Bundesminister für Arbeit. Nürnberg, 8. April 1958. StAM Rep. 293. 1., Landesarbeitsamt Südbayern 5149.

<sup>48</sup> Alle Bauernverbände wurden aufgerufen, die Einstellung ungarischer Flüchtlinge zu prüfen. Rundschreiben Nr. 215/56 des Bundesministeriums für Arbeit an den Deutschen Bauernverband e. V. Bonn, 29. November 1956. BArch B 149/6262.

Tabelle 2: Arbeitsvermittlung der Ungarn nach Wirtschaftszweigen<sup>49</sup>

Wirtschaftszweige	Mitte Februar 1957	Ende März 1957
Landwirtschaft	216	243
Bergbau	1.367	1.383
Betriebe der Metallherzeugung und Metallverarbeitung	2.517	2.786
Betriebe des Baugewerbes	261	375
Hauswirtschaft	106	124
Betriebe der übrigen Wirtschaftszweige	2.378	2.694
<i>Insgesamt</i>	6.845	7.605

## Bildungsmöglichkeiten

Die Eingliederungschancen der Schüler, Lehrlinge, Studenten und Kinder wurden durch die Förderung ihrer Schul- und Ausbildung wesentlich verbessert. Studenten erhielten Stipendien vom deutschen Staat und aus Mitteln der amerikanischen Ford- und Rockefeller Foundation. Über 1.000 ungarische Studenten wurden in Studenten- und Jugendheimen, unter anderen im Collegium Augustinum in München, auf Burg Feuerstein bei Ebermannstadt, im Wacker-Erholungsheim in Bad Schachen und im Jugendheim Lindenhof bei Murnau, auf die Fortsetzung ihres Studiums in der Bundesrepublik Deutschland vorbereitet.<sup>50</sup> Allerdings war es für die rund 500 ungarischen Oberschüler infolge der Ausbildungslücken und fehlenden Sprachkenntnisse schwierig, einen Schulabschluss an einer deutschen Schule zu erreichen. Zudem war die

<sup>49</sup> Präsident der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung an die Landratsämter. Nürnberg, 7. Dezember 1956, 20. Februar 1957. BArch B 149/6262; Präsident der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung an Herrn Bundesminister für Arbeit. Nürnberg, 8. April 1958. StAM Landesarbeitsamt Südbayern 5149.

<sup>50</sup> Der Heimatvertriebenenausschuss gab die Zahl der ungarischen Studenten mit 907 an. Kurzprotokoll der 39. Sitzung des Ausschusses für Heimatvertriebene. Bonn, 4. Februar 1957. BArch B 106/47465. Laut Statistik des Bundesvertriebenenministeriums wurden insgesamt 992 ungarische Studenten in Deutschland aufgenommen. Theodor Oberländer an die Landesflüchtlingsverwaltungen. Bonn, 5. Mai 1958. Betreff: Statistische Unterlagen über ausländische Flüchtlinge aus Ungarn. PAAA B 12, Bd. 572c, 5. Analyse des Berichts des Deutschen Bundesstudentenrings, der zehn Tabellen mit Angaben zu 1.136 ungarischen Studenten in der Bundesrepublik Deutschland enthält: Ferenc Cseresnyés: Magyar egyetemisták (Nyugat-)Németországban, 1956–1958. In: Külügyi Szemle 13 (2014) 4, 138–162.

Kapazität der ungarischen Volks- und Realschule im baden-württembergischen Bauschlott mit 132 Schülern ausgeschöpft und für die Aufnahme weiterer Oberschüler viel zu klein. Deshalb wurde die Einrichtung einer zentralen Oberschule für alle in der Bundesrepublik befindlichen ungarischen Schüler vorgeschlagen und schließlich in Burg Kastl bei Amberg in der Oberpfalz verwirklicht. Da die Wahl des Standorts der einzigen ungarischen Privatschule für das gesamte Bundesgebiet auf Bayern fiel, übernahm der Freistaat die Federführung für dieses Projekt.

Durch die Erforschung von Planung und Verwirklichung der Schulgründung konnte die Komplexität der Zusammenarbeit der Länder und der bayerischen Staatsministerien untereinander aufgezeigt werden. Beispielsweise war das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus für die Anerkennung nicht staatlicher Bildungsinstitute und Schulgenehmigungen zuständig. Das bayerische Finanzministerium überwachte den Um- und Ausbau der Klosterburg Kastl für Schule und Internat und schloss einen Mietvertrag mit dem Ungarischen Schulverein e. V. ab. Der Bund und die Flüchtlingsverwaltungen der Bundesländer beteiligten sich an der Finanzierung der staatlich genehmigten, privaten ungarischen Schule. War der Erfolg und die Finanzierbarkeit der Schule anfangs umstritten, konnte das Ungarische Gymnasium am 13. Mai 1958 mit 326 Schülern eröffnet werden und fast 50 Jahre lang bestehen.<sup>51</sup> 1977 betonte Ministerpräsident Alfons Goppel bei seinem Besuch in Kastl die besondere Rolle des Ungarischen Gymnasiums als Brücke zwischen Ost und West und bezeichnete die Ungarn als einen wichtigen Pfeiler dieser Brücke. Kastl wuchs zum kulturellen Zentrum heran und wurde für die Ungarn auf der ganzen Welt zum Begriff.<sup>52</sup> Aus der *Tabelle 3* lässt sich ersehen, wie viele Schüler aus welchem Bundesland nach Kastl kamen.

<sup>51</sup> Zu den seit 1945 bestehenden ungarischen Schulen in Westdeutschland: Lajos *Koncz*: „Az írás megmarad.“ A németországi magyar gimnáziumok története 1945–1956. Charleston/South Carolina 2008. Vgl. Ireneus *Galambos*: Kastl. In: Corona Fatrum. Festschrift zum Geburtstag des Erzabtes Dr. András Szennyay. Pannonhalma 1991, 321–349.

<sup>52</sup> *Ministerpräsident Dr. Goppel: Eine Brücke schlagen in den Osten*. In: Amberger Zeitung 12. November 1977. Die Analyse der Aufteilung der Schüler nach Wohnort zeigt, dass zwei Drittel der Schüler aus der Bundesrepublik Deutschland (die meisten aus Bayern) und ein Drittel aus dem Ausland kamen. Schüler aus 22 Länder und fünf Kontinenten lernten in Kastl gemeinsam und unbesehen auf ihrer Konfession. Vgl. *Jahresberichte des Ungarischen Gymnasiums 1957/1958, 1975/1976, 1977/1978, 1998/1999*; BayHStA Ministerium für Arbeit und Sozialordnung [im Weiteren: MArb] 1861, 1862.

Tabelle 3: Liste der Schüler in Fürstenried und Bauschlott aus den Ländern der Bundesrepublik Deutschland, die nach Kastl kamen<sup>53</sup>

Bundesland	Fürstenried	Bauschlott	Insgesamt
Baden-Württemberg	47	68	115
Bayern	63	38	101
Bremen	1	–	1
Hamburg	1	1	2
Hessen	6	4	10
Niedersachsen	16	5	21
Nordrhein-Westfalen	49	13	62
Rheinland-Pfalz	6	3	9
Schleswig-Holstein	5	–	5
<i>Insgesamt</i>	<i>194</i>	<i>132</i>	<i>326</i>

Am 15. Oktober 1957 begann der Unterricht mit einer provisorischen Beschulung und Unterbringung in München-Fürstenried, im Exerzitien-Haus des Erzbischöflichen Ordinariats, mit fast 200 Oberschülern. Die unteren Jahrgänge blieben in Bauschlott bei Pforzheim. Am 1. Januar 1958 zogen drei Klassen der Oberstufe aus Fürstenried samt Direktorat und Verwaltung und im September 1959 die Klassen der Unter- und Mittelstufe aus Bauschlott in die Klosterburg Kastl ein.<sup>54</sup>

## Gegenseitige Wahrnehmung

Um Einsicht in die gegenseitigen Eindrücke der Einheimischen und Ankommenden zu gewinnen, wurden ihre Begegnungen verortet sowie die entsprechenden Handlungen und persönlichen Meinungen analysiert. Die Untersu-

<sup>53</sup> Ludwig Seemeier, Bayerischer Arbeitsminister, an alle zuständigen Ministerien der Länder. München, 24. Februar 1958. Betreff: Errichtung eines Realgymnasiums mit Internat für die in der BRD befindlichen ungarischen Oberschüler. Anlage 2: Namentliche Liste der für das Ungarische Realgymnasium Burg Kastl vorgemerkten, in den Heimschulen Schloss Fürstenried und Bauschlott befindlichen ungarischen Schüler. BayHStA MArb 1861.

<sup>54</sup> Dr. Georg Adam, 1. Vorsitzender des Ungarischen Schulvereins, an Staatsminister Walter Stain. München, 24. Januar 1958. BayHStA MArb 1861; *20 Jahre Ungarisches Gymnasium. Festschrift zum Jubiläum*. Hg. Direktorat des Ungarischen Gymnasiums. Burg Kastl 1978, 39.

chung der Wahrnehmung bei direkten und indirekten Kontakten<sup>55</sup> zwischen der Aufnahmegesellschaft und den Ankommenden veranschaulicht, wie Vorkenntnisse und Vorurteile die Meinungsbildung aller beteiligten Akteure beeinflussten. Vor allem sportliche Erfolge<sup>56</sup> und die durch das Kino vermittelte ungarische Kultur wirkten sich positiv auf die Meinung der bayerischen Bevölkerung aus. Am Beispiel der beliebten Unterhaltungsfilme der *Sissi-Trilogie*<sup>57</sup> und von Hugo Hartungs „Ich denke oft an Piroschka“<sup>58</sup> ließ sich die positive Haltung zu Ungarn aufzeigen. Die Ursprünge der stereotypen Darstellungen eines romantischen Ungarn mit schönen Landschaften und temperamentvollen Persönlichkeiten reichen bis in die Zwischenkriegszeit zurück, als Ungarnfilme<sup>59</sup> Leitbilder von der unendlichen Weite der Puszta-Landschaft, von fröhlich in Volkstracht Csárdás tanzenden Ungarn, lebenslustigen hübschen ungarischen Mädchen und heldenhaften Husaren verbreiteten.<sup>60</sup> In derselben Zeit hatten die ungarischen Regierungen die Aufnahme der Volkskunst in das touristische Programmangebot unterstützt, womit sie zur Ver-

<sup>55</sup> Mit direkten Kontakten sind hier die persönlichen Begegnungen zwischen Ungarn und Bayern gemeint, wohingegen sich die indirekten Kontakte oder Einflüsse auf bestehende, durch Kino, Radio und Zeitungen medial vermittelte, stereotypische Vorstellungen beziehen.

<sup>56</sup> Hier seien die ungarischen Olympiasieger von 1948 und 1952, sowie die ungarische Fußballnationalmannschaft, die *Goldene Elf (Aranycsapat)* genannt. Zum Thema der ungarischen Sportpolitik und mitteleuropäischen Sportkontakte vgl. Matthias *Marschik*: Die »undankbare« Aranycsapat. Die Rezeption ungarischer Fußballer in Wien nach dem Volksaufstand von 1956. In: Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien 2015/2016, 173–199.

<sup>57</sup> Die Sissi-Filme entstanden zwischen 1955 und 1957, in den Hauptrollen mit Romy Schneider und Karl-Heinz Böhm. „Sissi, die junge Kaiserin“ wurde ein großer Publikumserfolg: Er stellte die Ungarn nicht nur als temperamentvolles, gegen die Habsburg-Dynastie rebellierendes Volk dar, sondern auch als Volk der Romantiker, das für seine Freiheit und Unabhängigkeit kämpft. Vgl. Werner *Schwarz*: „Ungarn 1956“ im österreichischen Kino- und Fernsehfilm. In: Ibolya Murber – Zoltán Fónagy: Die ungarische Revolution und Österreich 1956. Wien 2006, 313–330.

<sup>58</sup> Der Spielfilm „Ich denke oft an Piroschka“ wurde nach dem Roman von Hugo Hartung im Jahr 1955 gedreht, die Regie führte Kurt Hoffmann. Die Hauptrollen spielten Liselotte Pulver und Gunnar Möller. Vgl. Anna-Lena *Nowiczki*: Piroschka und Co. Zum Ungarnbild im deutschen Film. Chemnitz 2008.

<sup>59</sup> *Ungarnfilm* werden Spielfilme bezeichnet, deren Handlung in Ungarn spielt. Zwischen 1929 und 1939 entstanden 22 solcher Ungarnfilme, darunter vier Operettenverfilmungen: „Csárdásfürstin“ (1934), „Csikósbaronesz“ (1930), „Wo die Lerche singt“ (1936) und „Der Zigeunerbaron“ (1935). Vgl. Réka *Gulyás*: „Von der Puszta will ich träumen...“. Das Ungarn-Bild im deutschen Spielfilm 1929–1939. Innsbruck 2000.

<sup>60</sup> Daniel *Bein*: Gulasch, Paprika, Pußta – das Ungarnbild der Deutschen. In: Drache, Stern, Wald und Gulasch. Europa in Mythen und Symbolen. Hg. Bernd Schmelz. Bonn 1997, 41–70; *Gulyás*: „Von der Puszta will ich träumen...“; *Nowiczki*: Piroschka.

breitung einer stilisierten Version der ungarischen Traditionen und des Volkslebens beitragen.<sup>61</sup>

In den 1950er Jahren verstärkte die Presse mit idealisierten Darstellungen die vorhandene positive Haltung der Bayern zu den Ungarn. Die äußerst emotionale Berichterstattung, die Fluchtgeschichten und Angst vor russischen Soldaten aus erster Hand schilderte, verstärkte das Mitleid der einheimischen Bayern mit den Ungarn. Durch detaillierte Behandlung individueller Schicksale konnten die Leser an den Erlebnissen der Ungarn teilhaben und ihre Ängste während der Flucht nachvollziehen. Darüber hinaus brachten die Medien die nicht allzu weit entfernte sowjetische Bedrohung plötzlich in greifbare Nähe.<sup>62</sup>

Bereits bevor die ersten Ungarnflüchtlinge ankamen, herrschte in Bayern eine Pro-Ungarn-Stimmung. Die ersten persönlichen Begegnungen brachten zwar die Erkenntnis, dass nicht alle Ungarn Freiheitskämpfer waren und manche sogar durch negative Verhaltensweisen oder strafrechtliche Vergehen auffielen, dennoch veränderte sich die überaus positive Einstellung zu den Ungarn nicht maßgeblich. In der Wortwahl von Politikern und Berichterstat- tern wurden der Mut und die Freiheitsliebe der Ungarn sowie ihre Opferrolle für das Abendland hervorgehoben, was die antikommunistische Grundstim- mung in der Bundesrepublik Deutschland sowie in Bayern und die Notwen- digkeit des Schutzes gegen den Kommunismus stärkte. Aufgrund der Akzep- tanz der Ungarn wurde ihre Aufnahme *nie* in Frage gestellt, sondern wohlwollend angenommen. Insbesondere die Rolle des humanitären Helfers stärkte die Selbstwahrnehmung der Aufnahmegesellschaft, die aus eigener

---

<sup>61</sup> Márta Fügedi: „Das unterhaltsame Exotikum“. Die Rolle einiger ungarischer Volksgruppen im Fremdenverkehr der Zwischenkriegsjahre. In: Acta Ethnographica Hungarica 44 (1999) 3–4, 323–339.

<sup>62</sup> *Aus der Hölle in die Freiheit*. Außerdem: *Abendländische Verpflichtung. Die Not der ungarischen Studenten*. In: Bayerische Staatszeitung 29 (1956) 48, 1. Dezember 8; *Auf Herbergssuche*. In: Passauer Bistumsblatt 21 (1956) 49, 2. Dezember, 3; *Die neue Flüchtlingsnot. Bayern tut, was in seinen Kräften steht*. Bayerische Staatszeitung 29 (1956) 48, 1. Dezember, 3; *Die Tragödie des ungarischen Freiheitskampfes*. In: Süddeutsche Zeitung 12 (1956) 266, 6. November, 1; *Elendszug der Flüchtlinge*. In: Süddeutsche Zeitung 12 (1956) 265, 5. November, 3; *In allen Kirchen Gebeten für Ungarn*. In: Süddeutsche Zeitung 12 (1956) 265, 5. November, 4; *Moskau würgt Ungarns Freiheit ab*. In: Süddeutsche Zeitung 12 (1956) 265, 5. November, 1; *Trauer und Bestürzung über Ungarn*. In: Süddeutsche Zeitung 12 (1956) 265, 5. November, 5. Zur Berichterstattung über die Ungarnflüchtlinge in den bayerischen Printmedien: Paul Hoser: Die Ungarnflüchtlinge 1956 in der Presse Bayerns. In: Europäische Aspekte zur ungarischen Revolution 1956. Hgg. Ibolya Murber, Gerhard Wanner. Feldkirch 2006, 271–288.

Erfahrung wusste, wie schwierig die Flucht und der Neuanfang für die Ungarn sein konnte. Elf Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg waren Deutschland und Bayern in der Lage, Notleidende großzügig aufzunehmen, denn es herrschten ganz andere Rahmenbedingungen als bei der Ankunft der Heimatvertriebenen unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die positive Einstellung zu den Ungarn schuf auch eine Art *blinde Gutmütigkeit*. Die Aufnahmegesellschaft sah nur Helden – aber es kamen normale Menschen mit guten und schlechten Eigenschaften. Darüber hinaus war die überaus freundliche Aufnahme für die Ungarnflüchtlinge wie die Erfüllung eines Traums. Überall wurden sie herzlich empfangen und vorzüglich behandelt. Das bestärkte die Ungarn in ihrer idealisierten Vorstellung über das Leben jenseits des *Eisernen Vorhangs*, das Paradies in der Freiheit.

## Schwierigkeiten der Eingliederung

Schon im ersten Halbjahr nach der Ankunft, in dem die jungen Ungarn auf das Studenten- und Arbeitsleben in Bayern vorbereitet wurden, tauchten Hindernisse für ihre Eingliederung auf. An erster Stelle sind hier Bildung und Erziehung im kommunistischen Ungarn zu nennen. Sowohl Einheimische als auch Ungarnflüchtlinge erkannten unter diesem Aspekt den Grund für die erschwerte Eingliederung. Der kommunistische Lehrplan, der außer Russisch keine andere Fremdsprache zuließ, war bei den meisten Ankommenden die Ursache für das Fehlen von Deutschkenntnissen.<sup>63</sup> Da etwa 95 Prozent der Ungarnflüchtlinge kein Deutsch sprachen, stand das Erlernen der deutschen Sprache an erster Stelle der Eingliederungsarbeit. Nicht nur bei Ausbildung und Studium waren Deutschkenntnisse unentbehrlich, sondern auch bei Arbeitsaufnahme, bei Behördengängen oder einfacher Kommunikation mit Einheimischen, so dass die Notwendigkeit der Sprachkurse bereits kurz nach der Ankunft erkannt wurde. Studienräte, Flüchtlingsstudenten, Ungarnseelsorger und Ungarndeutsche engagierten sich ehrenamtlich als Kursleiter. Hierbei gab es keine einheitliche Verfahrenslinie. Auch die Münchner Volkshochschule bot Sprachkurse an.<sup>64</sup> Wie es sich herausstellte, gab es kaum Lehrmittel für Deutsch als Fremdsprache. Diese Marktlücke nutzten Verlage, die

<sup>63</sup> Sogar unter den Studenten konnten nur Wenige Fremdsprachenkenntnisse vorweisen. Gusztáv D. Kecskés: Franciaország és a magyar forradalom, 1956. Budapest 2007, 234.

<sup>64</sup> Kurs Nr. 168 im Winterlehrplan 1957 der Münchner Volkshochschule: Eine erste Sprachhilfe für Flüchtlinge aus Ungarn. Dr. Johann Andrassy, Stadtarchiv München. Bibliothek L 430 1953–1959. Lehrpläne der MVHS, Winter 1957 (Januar bis April), 56.

deutsch-ungarische Lehrbücher und Wörterbücher herausgaben. Durch die Ungarnflüchtlinge wurde die Sprache als Grundvoraussetzung zur Eingliederung erkannt, was wiederum einen Boom auf dem Lehrbuchmarkt auslöste.<sup>65</sup>

Die älteren Geflüchteten waren im Ungarn der Zwischenkriegszeit aufgewachsen, als die Kultur- und Wissenschaftspolitik nach Verlust der territorialen Größe durch den Friedensvertrag von Trianon (4. Juni 1920) den geistigen Rang des Ungarntums sichern wollte. Aus diesem Grund strebte der ungarische Kultusminister Kuno Graf Klebelsberg (1875–1932)<sup>66</sup> an, das kulturelle Niveau der Bevölkerung mit der Förderung des Volksschulwesens und der Elitenausbildung anzuheben.<sup>67</sup> In dieser Zeit war einer breiten Schicht eine geistige und kulturelle Bildung zugänglich gemacht worden. So konnte ein Großteil der älteren Flüchtlinge Fremdsprachenkenntnisse wie Deutsch und/oder Englisch vorweisen. Allerdings betrug der Anteil an den Ungarnflüchtlingen in der Bundesrepublik Deutschland, die Deutsch sprachen, nur etwa fünf bis acht Prozent.<sup>68</sup>

Die Defizite der kommunistischen Bildung zeigten sich auch in lückenhaften Grundkenntnissen und der starken staatlichen Steuerung, die keine Entscheidungsfreiheit und selbständige Zukunftsplanung ermöglichte. Sobald Flüchtlinge im freien Westen ankamen, wurde ihnen mit der Freiheit auch Selbstverantwortung übertragen. Niemand zwang sie zu einer einheitlichen Lebensform, und keine Autorität beeinflusste ihr Handeln, so dass ihnen das neue Leben ungewohnt und fremd erschien.<sup>69</sup> Die plötzliche selbstverantwortete Entscheidungsfreiheit machte es vor allem denen schwer, sich im neuen

---

<sup>65</sup> Quellen zur Herausgabe von Sprachbüchern für Ungarn: BayHStA MArb 1885.

<sup>66</sup> Seine Politik als ungarischer Minister für Kultur und Religion (1922–1931) zielte auf die Hebung der Bildung der Bevölkerung und die Ausbildung einer wissenschaftlichen Elite ab. In seiner Amtszeit erlebten Kultur und Wissenschaft ihre Blütezeit. Auch das Schulsystem wurde weitgehend ausgebaut, so dass allen gesellschaftlichen Schichten der Zugang zur Bildung ermöglicht wurde. Ignác Romsics: Magyarországtörténete a XX. században. Budapest 2010, 114–123.

<sup>67</sup> Zsolt K. Lengyel: Hungarologie und Ungarn-Bild in Deutschland. Politische, methodische und organisatorische Probleme nach 1990. In: Das Ungarnbild in Deutschland und das Deutschlandbild in Ungarn. Materialien des wissenschaftlichen Symposiums am 26. und 27. Mai in Hamburg. Hg. Holger Fischer. München 1996, 75–105; Gerhard Seewann: Ungarnbild – Deutschlandbild vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert. In: München – Budapest, Ungarn – Bayern. Festschrift zum 850. Jubiläum der Stadt München. Hgg. Gerhard Seewann, József Kovács. München 2008, 1–17.

<sup>68</sup> *Abendländische Verpflichtung; Das Heimweh, Herr, das reißt uns um.* In: Münchner Merkur 14. Januar 1957, 3.

<sup>69</sup> *Ungarisches Jugendgemeinschaftswerk:* Denkschrift. München, 13. August 1958. Archiv des Caritasverbandes der Erzdiözese München und Freising e. V. II/ZTR-Verband 16.

Leben zurecht zu finden, die bis dahin, im kommunistischen Machtbereich, gewohnt waren, Befehle auszuführen. »Doch Freiheit ist kein Geschenk, sondern eine Aufgabe. Vor dieser großen Aufgabe, das Leben auf eigenes Risiko und eigene Verantwortung zu führen, steht dann jeder allein. Das Recht und die Pflicht zum eigenen Leben sind oft nicht bequem, aber sie sind die unentbehrliche Grundlage des freien Menschen«, erklärte dazu die deutsche Bundesregierung im Wegweiser für Aussiedler 1960.<sup>70</sup>

Große Aufmerksamkeit und Besorgnis erregten nationalsozialistische Umtriebe ungarischer Exilanten in Bayern. Eine Gruppe unter der Führung des Journalisten Géza Alföldi (1908–1991)<sup>71</sup> auf Schloss Teising bei Neumarkt-St. Veit (Niederbayern) und die ab 1957 aus Österreich nach München übersiedelten Anhänger der *Hungaristischen Bewegung*<sup>72</sup> beschäftigten das Bayerische Innenministerium, das Justizministerium sowie das Bayerische Landesamt für Verfassungsschutz. Dass gegen ihre Wühlarbeit und antisemitischen Propagandaschriften, die sich allgemein gegen die freiheitliche demokratische Ordnung sowie den öffentlichen Frieden richteten, lange Zeit nicht strafrechtlich vorgegangen wurde, empörte die Öffentlichkeit und warf die Frage auf, ob Exilanten, denen die Bundesrepublik Deutschland Asyl gewährt

<sup>70</sup> *Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte*: Wegweiser für Aussiedler. Bonn <sup>5</sup>1960, 8.

<sup>71</sup> War Leiter der Propagandaabteilung in der Pfeilkreuzler-Regierung von Ferenc Szálasi (1897–1946) gewesen, Journalist, Dichter und Chefredakteur der Zeitschrift „Hídverők“ (*Brückenbauer*, Pfaffenberg), die von 1948 bis 1962 in ungarischer Sprache mit einer Auflage von 900 Stück zweimal im Monat erschien. 1953 erwarb Alföldi das Schloss Teising (bei Neumarkt-Sankt Veit im oberbayerischen Landkreis Mühldorf am Inn) mit 40 Räumen, wo die Redaktion und der Verlag der Zeitschrift sowie ein von ihm gegründetes Institut für Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft untergebracht wurden. Mit umfangreichem Archiv, Bibliothek und eigener Druckerei schuf er auf Schloss Teising ein Zentrum für ungarische Pfeilkreuzler im bayerischen Exil. Die bayerische Staatsregierung leitete wegen antisemitischer Äußerungen in „Hídverők“ Ermittlungen gegen Alföldi ein und unterband so dessen rechtsradikale Tätigkeit. Seine Zeitschrift stellte 1962 ihr Erscheinen ein. *Borbándi: A magyar emigráció életrajza* (1989) I, 491–492.

<sup>72</sup> Wurde 1935 von Ferenc Szálasi, dem Parteiführer der ungarischen Nationalsozialisten, der *Pfeilkreuzler* (*nyilaskeresztesek*), gegründet und bezeichnete sich als deren Rechtsnachfolgerin. Nachdem die Hungaristische Bewegung 1957 in Österreich verboten worden war, übersiedelten ihre Anhänger nach München. Ihre Zeitschrift erschien seit 1958 in München in 3.000 Exemplaren unter dem Titel „Cél“ (*Ziel*), als Nachfolgerin der in Österreich verbotenen „Út és cél“ (*Weg und Ziel*). Koloman *Mildschütz*: *Bibliographie der ungarischen Exilpresse (1945–1975)*. Ergänzt und zum Druck vorbereitet von Béla Grolshammer. Mit einem Geleitwort von Georg Stadtmüller. München 1977, 13, 129.

hatte, wegen Verbreitung antisemitischer und staatsgefährdender Hetzschriften geduldet oder ausgewiesen werden sollten.<sup>73</sup>

Die Durchsicht der Verwaltungsakte ergab eine Vielzahl ungarischer Exilvereine, deren politische, kulturelle oder karitative Tätigkeiten noch einer eingehenden Analyse unterzogen werden müsste. Dabei wäre der Kreis der heranzuziehenden Organe der Exilpresse zu erweitern.

## Zusammenfassung

1956, elf Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde die Flüchtlingsaufnahme nicht nur durch die allgemeine antikommunistische Stimmung im Kalten Krieg, sondern auch durch eine spürbar verbesserte wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage in der Bundesrepublik Deutschland und Freistaat Bayern begünstigt. Durch die intensive und emotionale Berichterstattung der bayerischen Printmedien wurde die positive Haltung der bayerischen Bevölkerung gegenüber den Ungarn bestärkt, was die Ungarnaufnahme zu einer breiten Akzeptanz verhalf. Bayern spielte als Transitland, aber auch als Aufnahme-land für die Ungarnflüchtlinge eine besondere Rolle. Ein Großteil der Ungarn kam über Österreich nach Bayern und wurde von hier aus in andere Staaten der westlichen Welt weitergeleitet. Trotz Unterbringungsschwierigkeiten konnten Durchgangslager, Heime und Notunterkünfte freigemacht oder wiederbelegt werden. Gut zehn Prozent der in der Bundesrepublik Deutschland aufgenommenen Ungarn fand in Bayern eine endgültige Bleibe, unter ihnen auffallend viele Studenten und Jungarbeiter.

Rekordzahlen bei Sach- und Geldspenden machen das Ausmaß der Beteiligung der Einheimischen an der Ungarnhilfe deutlich, was ein Zeichen für die große Anteilnahme der Bayern am Schicksal der Ungarn war. Notleidenden zu helfen, stärkte die Selbstwahrnehmung der Aufnahmegesellschaft, die aus eigener Erfahrung wusste, wie schwierig die Flucht und der Neuanfang für die Ungarn sein konnten.

Hindernisse der Eingliederung stellten in erster Linie Sprachschwierigkeiten, die Unkenntnis über das Leben im Westen und rechtsradikale Aktivitäten ungarischer Exilanten dar. In zeitgenössischen Diskursen herrschten dennoch positive Bilder und Meinungen über die Ungarn vor, so dass Integrationsprobleme kaum diskutiert wurden. Eine Reihe von Faktoren führte zur reibungslosen Eingliederung der Ungarn im Freistaat. An erster Stelle wirkten staatli-

<sup>73</sup> Eine Zeitungsausschnittsammlung zum Fragenkreis: BArch B 106/63083.

che Maßnahmen der Bundesregierung integrationsfördernd, die mit Sonderregelungen und Fördermitteln die Startbedingungen der Geflohenen erleichterten. Für deren Aufnahme erzeugten das Wirtschaftswunder mit dem sich abzeichnenden Arbeitskräftemangel, der Antikommunismus im Kalten Krieg und der 1955 in den Kinos erfolgreiche Piroshka-Film eine günstige Grundstimmung. Die Ungarnflüchtlinge wurden herzlich, mit großer Zuneigung und Hilfsbereitschaft empfangen. Der Umstand, dass sie vorwiegend jung, arbeitsfähig oder ausbildungsfähig waren, beschleunigte ihre Eingliederung. So erwies sich der anfangs für vorübergehend betrachtete Aufenthalt in Bayern für viele Ungarn als lebenslange Heimat.

Joseph Jehlicka, Regensburg

# Die Oppositionsbewegungen in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik und in der Volksrepublik Ungarn 1977–1989 Ein Vergleich\*

## 1. Vorbemerkungen

»Die Dissidenten, die autonomen Intellektuellen, gleichen sich unabhängig von ihrer politischen Philosophie in allen Ländern der Welt. Wenn sich Gelegenheiten zu persönlichen Begegnungen ergeben, so erkennen sich die Dissidenten am Geruch. Sie blicken sich an, wie sich nur zwei Dissidenten anblicken.«<sup>1</sup> Der Schriftsteller und Essayist György Konrád (1933–2019) zielte hier hauptsächlich auf die südamerikanischen Freiheitsbewegungen ab, seine Betrachtungsweise korrespondierte aber wohl auch mit seinen Erfahrungen in Ostmitteleuropa. Bezugnehmend auf dieses Zitat erscheint es lohnenswert, die Bewegungen gegen den *real existierenden Sozialismus* in den ostmitteleuropäischen sowjetischen Satellitenstaaten näher anzusehen. Vorliegende Arbeit entwirft dabei eine vergleichende Perspektive zwischen der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik (*Československá Socialistická Republika*, ČSSR) und der Volksrepublik Ungarn. In den beiden Staaten entstanden vergleichsweise früh reformkommunistische Bewegungen beziehungsweise Demokratiebestrebungen, die von den Staaten der Warschauer Vertragsorganisation, dem Warschauer Pakt, 1956 beziehungsweise 1968 niedergeschlagen wurden. Die Vorgänge mit der und um die *Solidarnóść* in

---

\* Der Beitrag beruht auf der Masterarbeit des Autors, die im Juli 2019 im Studiengang „Ost-West-Studien“ am Europaeum/Ost-West-Zentrum der Universität Regensburg eingereicht und im Sommersemester 2019 angenommen wurde. Erstgutachter war Zsolt K. Lengyel (Ungarisches Institut der Universität Regensburg), Zweitgutachter Marek Nekula (Bohemicum, Institut für Slavistik der Universität Regensburg).

<sup>1</sup> György Konrád: Antipolitik. Mitteleuropäische Meditationen. Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke. Frankfurt am Main 1985, 26.

Polen ereigneten sich zu Beginn der 1980er Jahre, somit deutlich später. Das Thema greift auch die interkulturellen und interdisziplinären Ansätze des Masterstudienganges „Ost-West-Studien“ der Universität Regensburg mit Querverbindungen zur Kultur- oder Politikwissenschaft auf.

Diese Arbeit befasst sich, näher besehen, mit den Oppositionsbewegungen in der ČSSR und Ungarn im Zeitraum von 1977 bis 1989. Die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) und die Schlussakte von Helsinki 1975 bedeutete eine Zäsur für Andersdenkende in beiden Ländern, ab 1977 schufen hauptsächlich die Intellektuellen neue oppositionelle Formen und Gruppierungen. Das Hauptaugenmerk wird im Wesentlichen auf die Intellektuellenkreise und die inländische Opposition in beiden Staaten gelegt. Die oppositionellen Strömungen im Exil sowie die Unterstützung durch emigrierte Oppositionelle können lediglich am Rande betrachtet werden. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der Vergleichbarkeit der beiden Oppositionsbewegungen, deren Träger in dieser Arbeit auch *Andersdenkende* genannt werden. Dazu werden Parallelen und Unterschiede sowie Berührungspunkte und Wechselwirkungen zwischen den Bewegungen herausgearbeitet.

## 2. Zum historischen Hintergrund

Trotz der konträren Entwicklungen in der Tschechoslowakischen Republik und in Ungarn während der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs führten die Bestimmungen der Konferenz von Jalta dazu, dass sich die beiden Staaten nach 1945 im sowjetischen Einflussbereich wiederfanden. Beide begannen noch 1945 damit, deutsche Bürger auszusiedeln und in den ehemals ungarischen Gebieten des slowakischen Landesteils einen Bevölkerungstransfer zu vollziehen.<sup>2</sup> Hier wie dort übernahmen schrittweise die kommunistischen Parteien mit sowjetischer Unterstützung die Macht im Staat, die ab 1948 stalinistische Politiker verkörperten: in der Tschechoslowakei mit Klement Gottwald (1896–1953), in Ungarn Mátyás Rákosi (1892–1971), die im kompromisslosen System einen ausgeprägten Personenkult pflegten. Bald kam es in beiden Staaten zu Schauprozessen gegen Nichtkommunisten sowie gegen Mitglieder und Repräsentanten der Kommunistischen Parteien, denen ideologische Abweichung, innerparteiliche Fraktionsbildung oder konterrevo-

---

<sup>2</sup> Victor Sebestyen: 1946. Das Jahr, in dem die Welt neu entstand. Berlin 2015, 177–192.

lutionäre Umtriebe vorgeworfen wurden. Mit der Gründung des Warschauer Paktes wurden die ČSSR und Ungarn ab 1955 auch offiziell Verbündete.

Die Entstalinisierung setzte in der ČSSR deutlich später ein als in Ungarn, wo dieser Prozess recht radikal verlief und im Volksaufstand 1956 kulminierte, der von den Warschauer-Pakt-Staaten – unter Beteiligung tschechoslowakischer Soldaten – niedergeschlagen wurde. Die Reformbemühungen in den 1960er Jahren führten in der ČSSR zum *Prager Frühling*, dem Truppen des Warschauer Paktes das Ende bereiteten. Obwohl an der Niederschlagung des *Prager Frühlings* auch ungarische Soldaten beteiligt waren, brachte János Kádár (1912–1989) dem tschechoslowakischen Reformprojekt anfänglich Sympathien entgegen und versuchte bei Leonid Brežněv (1906–1982) sowie im Warschauer Pakt Verständnis für die Tschechoslowaken zu wecken. Schlussendlich schloss sich Ungarn dennoch den Bündnispartnern an, auch um die eigene Reformpolitik nicht zu gefährden.<sup>3</sup>

Bei der Entwicklung der Reformbewegungen lassen sich bei deren Repräsentanten Alexander Dubček (1921–1992) und Imre Nagy (1896–1958) Parallelen feststellen. Beide verbrachten die Kriegsjahre in der Sowjetunion und blieben, bei allen Reformbemühungen, immer überzeugte Kommunisten. Dubček wurde aber gezwungen, das Moskauer Protokoll 1968 zu unterzeichnen und somit die *Normalizace* (*Normalisierung*) in der ČSSR mit einzuleiten, wohingegen Nagy infolge seiner Hinrichtung 1958 zum Märtyrer wurde. Analogien zeigen die Biografien von János Kádár und Gustáv Husák (1913–1991), Vertreter der Konsolidierungsprozesse. Beide waren Opfer der Schaulprozesse in den 1950er Jahren und kamen im Rahmen der Reformpolitik während der Entstalinisierung aus dem Gefängnis. Deswegen hegten Teile der tschechoslowakischen Gesellschaft bis Anfang der 1970er Jahre die Hoffnung, dass sich die *Normalizace* in Richtung des liberalen *Kádár-Systems* entwickeln könnte.<sup>4</sup> Die politischen Systeme in den beiden Staaten entwickelten sich in den 1970er und 1980er Jahren allerdings recht unterschiedlich.

---

<sup>3</sup> Csaba Békés: Ungarn zwischen Prag und Moskau. In: *Prager Frühling. Das internationale Krisenjahr 1968*. Beiträge. Hgg. Günter Bischof [u. a.]. Köln [u. a.] 2008, 481–500, hier 481–500; Árpád von Klimó – Alexander M. Kunst: Krisenmanagement und Krisenerfahrung. Die ungarische Parteiführung und die Systemkrisen 1953, 1956 und 1968. In: *Aufstände im Ostblock. Zur Krisengeschichte des realen Sozialismus*. Hgg. Hendrik Bispinck [u. a.]. Berlin 2004, 287–307, hier 301–303.

<sup>4</sup> Dietrich Beyrau – Ivo Bock: Samsidat in Osteuropa und tschechische Schreibmaschinen-Kultur. In: *Bohemia* 29 (1988) 280–299, hier 292.

### 2. 1. *Das Kádár-System in der Volksrepublik Ungarn*

Nach dem Volksaufstand 1956 übernahm János Kádár die Funktion des Ersten Sekretärs der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei (*Magyar Szocialista Munkáspárt*). Da er dieses Amt bis 1988 innehatte, verband sich die Epoche der Konsolidierung des Sozialismus in Ungarn mit seinem Namen: dem *Kádárismus* beziehungsweise dem *Kádár-System*.

Nach Zdeněk Mlynář (1930–1997) konsolidierte sich die Staatsmacht nach den reformkommunistischen Versuchen in allen betroffenen ostmitteleuropäischen Staaten grundsätzlich auf ähnliche Art in drei Phasen. Zunächst übte die Exekutivmacht Gewalt und Druck auf die Gesellschaft aus, so dass die Verhältnisse für kurze Zeit restriktiver wurden als jene, die zur Erhebung geführt hatten. Daraufhin wurden die Hauptakteure bestraft und die Besiegten von ihrer Niederlage überzeugt, bevor die politische Führung der Gesellschaft gewisse Konzessionen und Erleichterungen im Alltag anbot, dies bei Wahrung der außenpolitischen Hegemonie der Sowjetunion (Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, *Sojus Sovětských Socialistických Republik*) und unter der Prämisse, dass Veränderungen lediglich von oben zu implementieren seien.<sup>5</sup>

Der *Kádárismus* durchlief jede dieser Phasen. Zunächst wurden die Hauptakteure und Teilnehmer am Volksaufstand verurteilt; die Folge war eine recht hohe Zahl an Emigrationen. Die späteren Zugeständnisse des Systems an die Bevölkerung drückte der Leitsatz *Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns* aus. So entstand in Ungarn allmählich ein Gesellschaftsvertrag, auf dessen Grundlage die Staatsmacht ein weitgehend unbehelligtes Privatleben und gewisse Konsummöglichkeiten anbot, solange die Bevölkerung die Politik akzeptierte und sich von Zeit zu Zeit gegenüber dem System als loyal ausdrückte. Sobald man Unzufriedenheiten erkannte, wurde versucht, diese mit neuen Zugeständnissen zu zerstreuen. 1981 wurden die letzten Stalinisten aus hohen Parteiämtern entfernt, und Kádár verkündete, der Konsolidierungsprozess sei abgeschlossen. Trotz dieser recht liberalen Umgebung wich man jedoch zu keinem Zeitpunkt von den Grundsätzen des Sozialismus und den außenpolitischen Vorgaben der Sowjetunion ab. Der *Kádárismus* legitimierte

<sup>5</sup> Włodzimierz Brus – Pierre [Péter] Kende – Zdeněk Mlynář: „Normalisierungsprozesse“ im sowjetisierten Mitteleuropa. Ungarn. Tschechoslowakei. Polen. Forschungsprojekt „Krisen in den Systemen sowjetischen Typs“. Studie Nr. 1. Wien 1982, 4.

sich einerseits zu einem relativ frühen Zeitpunkt, da 1956 ein Neuanfang noch glaubwürdig erschien.<sup>6</sup>

Andererseits verdankte das *Kádár-System* in Ungarn seine »hohe Akzeptanz«<sup>7</sup> der Popularität János Kádárs: »[Kádár] war damals [ab den 1970er Jahren, J. J.] wohl der populärste Führer einer herrschenden kommunistischen Partei, dem auch die überzeugten Gegner und Kritiker seines Systems die Anerkennung und den Respekt nicht versagten.«<sup>8</sup> Hierbei spielte wohl auch die Anpassungsfähigkeit Kádárs eine Rolle. Der Generalsekretär vermochte es, den Zentralismus aufrechtzuerhalten, zugleich aber der ungarischen Gesellschaft mit Reformen entgegenzukommen, ohne die Verantwortlichen in der Sowjetunion zu verunsichern.<sup>9</sup>

In den 1960er Jahren war der Reformprozess in Ungarn recht stabil. Sein Hauptaugenmerk lag auf wirtschaftspolitischen Neuerungen. Die Reformen des *Neuen Wirtschaftsmechanismus* schwächten sich allerdings um 1968 aufgrund der Vorgänge in den Nachbarstaaten ab.<sup>10</sup> Mit einer Öffnung gegenüber den westlichen Staaten sollte die Konsumwünsche der Bevölkerung aber weiterhin befriedigt werden. Außerdem war das System auf Devisen und Kredite angewiesen, um einer immer größer werdenden Staatsverschuldung entgegenzuwirken. In der Konsequenz trat Ungarn im Mai 1982 dem Internationalen Währungsfonds bei.<sup>11</sup> Somit musste Budapest nicht mehr nur auf Moskau Rücksicht nehmen, sondern eine gewisse Liberalität pflegen, um die westlichen Partner nicht zu verschrecken.

Ab Mitte der 1980er Jahre wurden Marktmechanismen und Eigentumsmöglichkeiten eingeführt, während politische Zugeständnisse ökonomische Einschränkungen und soziale Unzufriedenheiten abzdämpfen hatten.<sup>12</sup> Erleichterungen des Alltags sollte die Lockerung der Reisebeschränkungen bringen: 1988 wurde der *Weltpass* für ungarische Staatsbürger eingeführt, um

<sup>6</sup> Pierre [Péter] Kende: Die Normalisierung Ungarns nach 1956. In: Brus – Kende – Mlynář: „Normalisierungsprozesse“, 5–15.

<sup>7</sup> György Dalos: Der Vorhang geht auf. Das Ende der Diktaturen in Osteuropa. Deutsche Bearbeitung von Elsbeth Zylla. München 2009, 64.

<sup>8</sup> Pál Lendvai: Das eigenwillige Ungarn. Von Kádár zu Grosz. Zürich <sup>2</sup>1988, 60.

<sup>9</sup> Kende: Die Normalisierung, 5–15.

<sup>10</sup> Zoltán Tibor Pállinger: Die politische Elite Ungarns im Systemwechsel 1985–1995. Bern [u. a.] 1997, 99–105.

<sup>11</sup> Dalos: Der Vorhang, 67.

<sup>12</sup> Andreas Schmidt-Schweizer: Vom Reformkommunismus zur Systemtransformation. Politische Veränderungsbestrebungen innerhalb der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei (MSzMP) von 1986 bis 1989. Frankfurt am Main [u. a.] 2000, 43–51.

Reisen ins westliche Ausland grundsätzlich zu ermöglichen.<sup>13</sup> Die liberalisierte Zensur im *Kádárismus* behandelt zum Beispiel die Publikationslandschaft unter den Schlagworten *gefördert, geduldet, verboten (támogatott, tűrt, tiltott)*.<sup>14</sup>

András Hegedüs (1922–1999), 1955/1956 Ministerpräsident, später Akteur der außerparteilichen reformkommunistischen Strömung, interpretierte das *Kádár-System* in den 1980er Jahren als reformfreundlich und den Reformkurs als stabil und kontinuierlich, wenngleich dieser zwischen 1972 und 1978 aus außenpolitischen Gründen abgebrochen werden musste. Er attestierte dem System das Verdienst, Ungarn krisenfest gemacht zu haben.<sup>15</sup> Der exilungarische Soziologe Jenő Bango fasste den *Kádárismus* als letzten Versuch des Reformkommunismus auf, in dem ein »Konsens des Volkes und der Macht über den Wohlstand« bestanden habe.<sup>16</sup> Der Philosoph Gáspár Miklós Tamás merkte Mitte der 1980er Jahre zu dem im Westen so gerne als *Gulaschkommunismus* bezeichneten *Kádár-System* an: »Wenn man in Ungarn zu einem konformistischen Verhalten bereit ist, kann man eigentlich sehr gemütlich leben.«<sup>17</sup>

Das System hatte aber auch Kehrseiten, die sich negativ auf die Gesellschaft auswirkten. Viele Bürger zogen sich zurück und versuchten sich dem Kollektivismus zu entziehen, indem sie sich lediglich um ihr Privatleben kümmerten.<sup>18</sup> Daneben verbreiteten sich in der ungarischen Gesellschaft »Apathie, Pessimismus und ein Gefühl von Verunsicherung und Entwurzelung«, was zu schwerwiegenden sozialen Problemen wie Alkoholismus, einer hohen Suizidrate, vielen Scheidungen und einer vergleichsweise niedrigen Lebenserwartung der männlichen Bevölkerung führte. Außerdem wurde durch die »Schizophrenie des Kádárismus« eine ideologische Krise ausgelöst, da sich das System zwar bürgerlichen Vorstellungen gegenüber öffnete, je-

<sup>13</sup> *Dalos*: Der Vorhang, 74.

<sup>14</sup> Jenő Bango: *Die postsozialistische Gesellschaft Ungarns*. München 1991, 167.

<sup>15</sup> András Hegedüs: *Im Schatten einer Idee. Eine Befragung von Zoltán Zsille zur Vergangenheitsbewältigung eines Stalinisten*. Herausgegeben und übersetzt von Hans-Henning Paetzke. Zürich 1986, 280–283.

<sup>16</sup> Bango: *Die postsozialistische Gesellschaft*, 153.

<sup>17</sup> »Ich bin ein ungarischer Emigrant in Ungarn«. Interview mit Gáspár Miklós Tamás. In: Hans-Henning Paetzke: *Andersdenkende in Ungarn. Interviews*. Frankfurt am Main 1986, 183–194, hier 186.

<sup>18</sup> Jenő Bango: *Anzeichen des Nonkonformismus in Ungarn*. In: *Ungarn-Jahrbuch 14 (1986)* 147–192.

doch zugleich an den Grundlehren des Marxismus-Leninismus festhielt.<sup>19</sup> Tony Judt hebt aus dem *Kádárismus* aufgrund dieser negativen Auswirkungen auf die ungarische Gesellschaft treffend die »erzwungene passive Duldung« und »jahrzehntelange Entpolitisierung der Kultur« hervor.<sup>20</sup> Das ambivalente *Kádár-System* entwickelte einen gewissen Reformspielraum, die Bevölkerung zog sich aber immer mehr zurück und suchte selbstständig nach Lösungen für ihre Probleme.

## 2. 2. Normalizace in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik

Im Gegensatz zum Ungarn-Aufstand 1956 kam es nach dem *Prager Frühling* in der ČSSR zu keiner direkten Bestrafung der Akteure. Diese wurden zunächst im Amt belassen, um die Konsolidierung selbst zu implementieren. Gustáv Husák, der die *Normalizace* in der ČSSR verkörperte, wurde erst 1969 als Erster Sekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (*Komunistická strana Československa*) eingesetzt, während die politisch Verantwortlichen für den *Prager Frühling* wie Alexander Dubček in unbedeutende Ämter versetzt wurden. In der kommunistischen Partei und anderen Institutionen fanden dann Ende der 1960er Jahre Säuberungen statt. So wurden etwa ein Drittel der damaligen Parteimitglieder und rund zwei Drittel der Mitglieder des Schriftstellerverbands ausgeschlossen.<sup>21</sup> Diese Suspendierungen gingen zumeist mit dem Verlust des Arbeitsplatzes beziehungsweise mit Veröffentlichungsverboten einher. Zu gleicher Zeit setzte eine Emigrationswelle von Intellektuellen aus der ČSSR ein. Da die Bürger nach dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen am 21. August 1968 passiven Widerstand organisierten, wurden viele von ihnen zum Widerruf gezwungen. Hierdurch teilte sich die tschechoslowakische Gesellschaft während der *Normalizace* in zwei Gruppen auf: in der einen befanden sich diejenigen, die widerrufen hatten, in der anderen jene, die sich weigerten und daher weiterhin als verdächtig galten.<sup>22</sup> Dabei war es nicht unbedingt ausschlaggebend, ob der offizielle Widerruf eine tatsächliche Loyalität zu den neuen Machthabern

<sup>19</sup> Schmidt-Schweitzer: Der Reformkommunismus, 29–38.

<sup>20</sup> Tony Judt: Geschichte Europas. Von 1945 bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main <sup>3</sup>2011, 588–589.

<sup>21</sup> Dalos: Der Vorhang, 176; Zdeněk Mlynář: Die Normalisierung in der Tschechoslowakei nach dem Jahre 1968. In: Brus – Kende – Mlynář: „Normalisierungsprozesse“, 17–43; Detlev Preuß: Umbruch von unten. Die Selbstbefreiung Mittel- und Osteuropas und das Ende der Sowjetunion. Wiesbaden 2014, 128.

<sup>22</sup> Mlynář: Die Normalisierung, 17–43.

ausdrückte, wie eine Äußerung des Schriftstellers Václav Havel (1936–2011) im offenen Brief an Gustáv Husák im Jahre 1975 andeutet: »Selten hat sich in den letzten Jahren das Regime so wenig für die wahren Ansichten der äußerlich loyalen Bürger und für die Aufrichtigkeit ihrer Äußerungen interessiert – man braucht zum Beispiel nur zu betrachten, wie bei den verschiedenen Selbstkritiken und Reuebekundungen eigentlich niemanden interessiert, ob die Leute das aufrichtig oder nur des Vorteils wegen tun.«<sup>23</sup> Zdeněk Mlynář bemerkte zu diesem Merkmal der *Normalizace*, das System beherrsche lediglich »das Verhalten der Leute und nicht ihre tatsächliche Gesinnung«.<sup>24</sup>

Gustáv Husák, der ab 1975 auch tschechoslowakischer Staatspräsident war, erlangte zu keinem Zeitpunkt eine ähnliche Popularität wie János Kádár und hatte keine breitere innenpolitische Machtbasis. Somit wurde die *Normalizace* größtenteils von innerparteilichen Pragmatikern und antireformistischen Kräften entwickelt. Das System verfolgte, gerade in den 1970er Jahren, keine langfristigen politischen, sozialen oder ökonomischen Ziele, sondern konzentrierte sich auf die Erlangung und Sicherung der Macht. In diesen Jahren stieg auch in der ČSSR die Versorgung mit Konsumgütern an, es gab aber kaum Zugeständnisse oder Reformversuche der Staatsmacht. Die politische Führung versuchte eher, liberale Ansichten und Aktionen weiterhin zu unterdrücken. Aufgrund dieser Reformunfähigkeit sowie des Umstands, dass Husák ohne eine heimische Machtbasis stark von der Sowjetunion abhing, stagnierten Politik und Gesellschaft in der ČSSR. Während der *Normalizace* kam es zu keinem – mit dem ungarischen Gesellschaftsvertrag vergleichbaren – Konsens zwischen der politischen Führung und der Bevölkerung.<sup>25</sup> Insofern kann das System durchaus als neostalinistisches System bezeichnet werden.

Zu dieser Zeit zogen sich große Teile der tschechoslowakischen Gesellschaft ins Private zurück und versuchten, dort ihre Bedürfnisse eigenständig zu erfüllen.<sup>26</sup> Dadurch entstand eine zweite Wirtschaft, in der Korruption und Schwarzmarkthandel florierten. In den offiziellen öffentlichen Institutionen engagierten sich die Bürger am ehesten aus opportunistischen Gründen; die

<sup>23</sup> Václav Havel: Am Anfang war das Wort. Texte von 1969–1990. Reinbek bei Hamburg 1990, 43.

<sup>24</sup> Mlynář: Die Normalisierung, 26.

<sup>25</sup> Ebenda, 17–43.

<sup>26</sup> Ebenda; Marketa *Spiritová*: Hexenjagd in der Tschechoslowakei. Intellektuelle zwischen Prager Frühling und dem Ende des Kommunismus. Köln [u. a.] 2010, 192; Václav Žák: Die beschwerliche Wiederkehr von Demokratie und Marktwirtschaft in der Tschechischen Republik. In: *Die Samtene Revolution. Vorgeschichte, Verlauf, Akteure*. Hgg. Peter Bachmaier [u. a.]. Frankfurt am Main 2009, 292–306, hier 293–295.

meisten wollten lediglich ein ungestörtes Leben führen, das am einfachsten zu verwirklichen war, wenn man sich unauffällig verhielt. Durch den Rückzug ins Privatleben bildeten sich zwei Strömungen in der tschechoslowakischen Gesellschaft heraus: einerseits eine unpolitische der zweiten Kultur im Untergrund, andererseits eine apathische.<sup>27</sup> Folgendes Zitat legt nahe, dass die gesellschaftliche Apathie und die Beziehungen zwischen Bevölkerung und Opposition in der Nachwendezeit durchaus nostalgisch gesehen wurden: »Die Idealvorstellung einer innerhalb der Bevölkerung fest verankerten oppositionellen Mentalität bewirkt eine Verklärung der Normalisierungszeit, in der das Verhalten der meisten Bürger in Wirklichkeit von Lethargie gekennzeichnet war.«<sup>28</sup> Eine direkte Kausalität zwischen der Hoffnungslosigkeit und der bürgerlichen Anpassung stellte Václav Havel in seinem offenen Brief an Husák her: »Hoffnungslosigkeit führt zu Apathie, Apathie zur Anpassung, Anpassung zu Routinehandlungen (die dann als Beweis für die politische Aktivität der Masse dienen). Das alles zusammen bildet die zeitgenössische Vorstellung des sogenannten Normalverhaltens – eine Vorstellung, die im Grunde tief pessimistisch ist.«<sup>29</sup> Die *Normalizace*, die Niklas Perzi in Anlehnung an den ungarischen *Gulaschkommunismus* lapidar als »Bier- und Knödelsozialismus der 70er und 80er Jahre«<sup>30</sup> bezeichnete, hinterließ nachhaltige mentale Spuren in der tschechoslowakischen Gesellschaft, die sich auch auf die Oppositionsbewegungen auswirkten.

In der Epoche der *Normalizace* ist eine deutliche Diskrepanz zwischen dem tschechischen und dem slowakischen Landesteil zu erkennen. So galt die Niederschlagung des *Prager Frühlings* für viele Slowaken nicht als nachhaltige Niederlage, da die nach ihr errungene föderale Struktur des Staates nach der Konsolidierung beibehalten und mit Gustáv Husák ein Landsmann zur Führungspersönlichkeit aufstieg. Außerdem waren die Slowaken nicht so stark von den gesellschaftlichen Repressionen der 1970er Jahre betroffen wie die Tschechen.<sup>31</sup> Pavel Kohout, tschechischer Schriftsteller und Mitbegründer der *Charta 77*, bemerkte in seiner Autobiografie, dass während der *Normalizace*

---

<sup>27</sup> Oldřich Tůma: Das kommunistische System in der Tschechoslowakei und seine Gegner. Phasen, Zäsuren und Generationen der Opposition 1948–1989. In: *Aufstände im Ostblock* 309–333, hier 321–322.

<sup>28</sup> Susan Seidel: Die „normalisierte Gesellschaft“ in der Bewertung der ehemaligen Dissidenten nach 1989. In: *Die Samtene Revolution* 71–90, hier 79.

<sup>29</sup> *Havel*: Am Anfang, 46.

<sup>30</sup> Niklas Perzi: Einleitung. In: *Die Samtene Revolution* 17–54, hier 41.

<sup>31</sup> *Judt*: Geschichte Europas, 760.

ein überproportionaler Teil der politisch Verantwortlichen Slowaken gewesen seien.<sup>32</sup> Dieser Kontrast zwischen tschechischer und slowakischer Gesellschaft ist auch im Hinblick auf die tschechoslowakische Oppositionsbewegung zu beobachten.

Harold Gordon Skilling sah in der *Normalizace* ein relativ stabiles System, das es über die 1970er Jahre hindurch fertigbrachte, alle innerparteilichen, akademischen oder kulturellen Reformen zu vermeiden. Die hohe Zahl von Parteiausschlüssen am Ende der 1960er Jahre bot allerdings in der gesellschaftlichen Umgebung der *Normalizace* einen fruchtbaren Boden für die Entstehung einer Parallelkultur, aus der sich dann die Opposition entwickelte.<sup>33</sup> Deren wichtigsten Bezugspunkt lieferte die Schlussakte von Helsinki mit verbürgten Menschenrechten.

### 2. 3. *Der KSZE-Prozess und die Schlussakte von Helsinki*

Die sowjetische Führung hatte schon längere Zeit ein Treffen vorgeschlagen, um die auf der Konferenz von Jalta 1945 festgelegte Nachkriegsordnung völkerrechtlich zu verankern sowie den geopolitischen Status quo abzusichern, was den Rückzug der Vereinigten Staaten von Amerika aus Europa zur Folge haben sollte. Außerdem versprach sich die Sowjetunion von einer solchen Konferenz die Intensivierung der wirtschaftlichen und technologischen Kooperation mit dem Westen. Bei den führenden Staaten der westlichen Hemisphäre stieß dieses Ansinnen lange Zeit auf Ablehnung. Erst im Zuge der Entspannungspolitik, in der das Schlagwort *Wandel durch Annäherung* zu einem der Prinzipien der Ostpolitik wurde, konnte ein solches Treffen zustandekommen. Ab 1973 trafen sich Delegationen aller europäischen Staaten (mit Ausnahme Albanien) sowie der USA und Kanadas in Helsinki zur ersten KSZE-Konferenz.<sup>34</sup>

In Helsinki erreichten die Staaten des Warschauer Paktes zwar ihr sicherheitspolitisches Ziel, wonach kein Staat das Recht hatte, sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates einzumischen, und jeder Staat sein

<sup>32</sup> Pavel Kohout: *Mein tolles Leben mit Hitler, Stalin und Havel. Erlebnisse – Erkenntnisse*. Berlin 2010, 542.

<sup>33</sup> Harold Gordon Skilling: *Charter 77 and Human Rights in Czechoslovakia*. London [u. a.] 1981, 190; Richard Swartz: *Tschechoslowakei. Die intellektuelle Formierung der Opposition seit den 1970er Jahren*. In: *Wechselwirkungen Ost-West. Dissenz, Opposition und Zivilgesellschaft 1975–1989*. Hg. Hans-Joachim Veen. Köln [u. a.] 2007, 55–60, hier 57.

<sup>34</sup> Sylvia Rohde-Liebenau: *Menschenrechte und internationaler Wandel. Der Einfluß des KSZE-Menschenrechtsregimes auf den Wandel des internationalen Systems in Europa*. Baden-Baden 1996, 31–33.

politisches System frei wählen dürfe. Sie mussten allerdings auch die universale Gültigkeit der Menschen- und Bürgerrechte anerkennen, die der *Dritte Korb* beinhaltet.<sup>35</sup> Ins Dokument wurde folgender Passus aufgenommen: »Sie [die Unterzeichnerstaaten, J. J.] bestätigen das Recht des Individuums, seine Rechte und Pflichten auf diesem Gebiet [den Menschen- und Bürgerrechten, J. J.] zu kennen und auszuüben.«<sup>36</sup> Diese Rechte waren jedoch völkerrechtlich nicht bindend; sie wurden lediglich als Richtlinien festgesetzt, zu deren Übernahme in die heimischen Gesetze sich alle beteiligten Staaten verpflichteten. Es wurden hierzu jedoch keinerlei organisatorische Maßnahmen vorgegeben. Dennoch stellte die Schlussakte eine politische Übereinkunft dar, deren Nichterfüllung politische Konsequenzen nach sich ziehen konnte.<sup>37</sup> Eine weitere Bestimmung der Schlussakte, die sich für die Opposition in Ostmitteleuropa als bedeutend erweisen sollte, besagte, dass der »Text der vorliegenden Schlußakte [...] in jedem Teilnehmerstaat veröffentlicht« wird, »der ihn so umfassend wie möglich verbreitet und bekanntmacht«.<sup>38</sup>

Die Bestimmungen des *Dritten Korbs* wurden aber in den Staaten der sowjetischen Einflussphäre anders interpretiert als im Westen. Die Staaten des Warschauer Paktes stellten sich auf den Standpunkt, alle Menschen- und Bürgerrechte seien in ihren Ländern vollumfänglich erfüllt, so dass ein Beharren von außen die Souveränität der einzelnen Nationen verletze und einen Verstoß gegen das Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten bedeute. Demgegenüber sahen die westlichen Staaten die Bürger- und Menschenrechte als universalen Wert, dessen Umsetzung nicht als Einmischung in nationale Souveränitäten gewertet werden könne.<sup>39</sup>

Diese Diskrepanz intensivierte sich auf den Nachfolgekonferenzen von Belgrad (1977–1979) und Madrid (1980–1983). Auf beiden Treffen verwiesen die westlichen Teilnehmer immer wieder explizit auf konkrete Fälle von Menschenrechtsverletzungen in den Warschauer-Pakt-Staaten. Ihre Informationen dazu bekamen die Delegationen hauptsächlich von westlichen Bürgerrechtsströmungen, aber auch von Betroffenen jenseits des Eisernen Vorhangs.

---

<sup>35</sup> Wolfgang Eichwede: „Entspannung mit menschlichem Antlitz“. KSZE, Menschenrechte, Samizdat. In: *Blick zurück nach vorn. Samizdat, Internet und die Freiheit des Wortes*. Hgg. Manfred Sapper [u. a.] Berlin 2010, 59–84, hier 62–63.

<sup>36</sup> *Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. Dokumentation zum KSZE-Prozeß*. Hg. Auswärtiges Amt. Bonn 6/1984, 51–126, hier 57.

<sup>37</sup> *Rohde-Liebenau: Menschenrechte*, 33–40.

<sup>38</sup> *Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* 122.

<sup>39</sup> *Rohde-Liebenau: Menschenrechte*, 77.

Durch diesen grundsätzlich inoffiziellen Informationsfluss nahmen die ostmitteleuropäischen Oppositionsbewegungen zumindest indirekten Einfluss auf die Verhandlungen.<sup>40</sup>

1985 und 1986 fanden in Bern und Ottawa Expertentreffen zum Thema Menschenrechte statt. Bei diesen Anlässen änderten die Sowjetunion und deren Satellitenstaaten ihre Taktik: Sie kritisierten ihrerseits Menschenrechtsverletzungen durch westliche Regierungen, womit sie jedoch implizit die universale Gültigkeit dieser Rechte anerkannten. Erst auf der Wiener Folgekonferenz von 1986 bis 1989 gingen die Warschauer-Pakt-Staaten offener mit dem Thema Menschenrechte um, so dass Normen zu deren Implementierung festgesetzt werden konnten, was letztendlich die Bürgerrechtsgruppen in den ostmitteleuropäischen Staaten *de facto* legitimierte. Einigung wurde außerdem über den Grundsatz erzielt, dass Menschenrechtsverletzungen in einem KSZE-Staat Angelegenheit der gesamten KSZE seien.<sup>41</sup>

Die Öffnung der Warschauer-Pakt-Staaten gegenüber dem KSZE-Prozess ab Mitte der 1980er Jahre veranschaulicht das KSZE-Kulturforum, das von 15. Oktober bis 25. November 1985 in Budapest veranstaltet wurde. Damit fand zum ersten Mal ein gesamteuropäisches Treffen in einem Satellitenstaat der Sowjetunion statt. Die ungarischen Organisatoren wurden allerdings gerade von ihren Bruderstaaten behindert,<sup>42</sup> und die westlichen Staaten verzichteten darauf, emigrierte Oppositionelle aus Ostmitteleuropa in ihre Delegationen aufzunehmen. Dennoch zeigte sich in den Themen der Versammlung eine Veränderung der Einstellung der sozialistischen Staaten zur KSZE und den Bürgerrechten: Es ging vor allem um die Freiheit von Presse, Kultur und Kunst.<sup>43</sup>

Der KSZE-Prozess, die Schlussakte von Helsinki und insbesondere der *Dritte Korb* hatten somit große Auswirkungen auf die ostmitteleuropäischen Staaten. So schreibt Sylvia Rohde-Liebenau in ihrer Gesamtdarstellung zur KSZE: »Das KSZE-Menschenrechtsregime wurde zur wesentlichen Ursache für den Legitimations- und Machtverlust der sozialistischen Regierungen Osteuropas. Es trug damit entscheidend zum innenpolitischen Umbruch in

<sup>40</sup> Ebenda, 78–87; *Eichwede*: Entspannung, 72–75.

<sup>41</sup> *Preuß*: Umbruch, 423; *Rohde-Liebenau*: Menschenrechte, 87–101.

<sup>42</sup> Gyula Horn: Freiheit, die ich meine. Erinnerungen des ungarischen Außenministers, der den Eisernen Vorhang öffnete. Hamburg 1991, 214–217.

<sup>43</sup> Béla Nývé: Ausbruch aus dem Samtgefängnis. Zensur und Pressefreiheit in Ungarn. In: *Blick zurück nach vorn* 192–207, hier 200–202.

Osteuropa und hierdurch zum Ende des Ost-West-Konflikts bei.«<sup>44</sup> Doch auch für die Andersdenkenden in den sozialistischen Staaten bedeutete das Dokument eine »Initialzündung«, in deren Folge sich ab Mitte der 1970er Jahre Bürgerrechtsgruppen in diesen Staaten zu bilden begannen.<sup>45</sup>

### 3. Die Struktur der Oppositionsbewegungen

#### 3. 1. *Charta 77*

»Diesen Denkfehler [das Unterschätzen der Wirkung des *Dritten Korbs*, J. J.] hat dann der Kern der Dissidentenbewegung, unter starker Beteiligung ehemaliger Kommunisten, genutzt, um dem übermütigen Regime eine moralische Ohrfeige zu verpassen, deren Abdruck durch keine Schminke zu vertuschen war. Sie sollte das Datum 1. Januar 1977 tragen, als einige hundert Männer und Frauen, die erstmals in der Geschichte des Landes das gesamte Spektrum des Volkes repräsentierten, höflich bei der herrschenden Staatspartei anfragten, warum sie denn ihre in Helsinki angenommenen Verpflichtungen nicht erfülle.«<sup>46</sup> Demnach wurde den Bestimmungen zu den Menschen- und Bürgerrechten in der Schlussakte von Helsinki von den Machhabern in der ČSSR kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Die Chartisten beriefen sich explizit auf die Bestimmungen der KSZE-Schlussakte von 1975, die somit im Zusammenhang mit der Gründung der *Charta 77* eine »Zäsur in der Geschichte der ČSSR« darstellte, nach der neue Wege beschritten und durch die Nachfolgekonferenzen weitere Spielräume geöffnet wurden.<sup>47</sup> Das Hauptanliegen der *Charta* war es nämlich, für die Wahrung der Bürger- und Menschenrechte einzutreten sowie Verletzungen dieser Rechte aufzuzeigen und zu dokumentieren. Daraus erklärt sich auch der Name, der wohl direkt auf die KSZE-Nachfolgekonferenz in Belgrad Bezug nehmen sollte, die 1977 begonnen hatte. Die Chartisten wollten außerdem mit der Staatsmacht in einen Dialog über Handlungsnormen zu den in Helsinki festgeschriebenen universellen Werten treten. Die Bestimmungen der Schlussakte wurden in der ČSSR

---

<sup>44</sup> Rohde-Liebenau: Menschenrechte, 173.

<sup>45</sup> Ebenda, 66–67, 174.

<sup>46</sup> Kohout: Mein tolles Leben, 241.

<sup>47</sup> Benjamin Müller: Von der Konfrontation zum Dialog. *Charta 77*, Menschenrechte und „Samtene Revolution“ in der Tschechoslowakei 1975–1989. In: Der KSZE-Prozess. Vom Kalten Krieg zu einem neuen Europa 1975–1990. Hgg. Helmut Altrichter, Hermann Wenker. München 2011, 99–110, hier 110.

im Oktober 1976 ratifiziert und veröffentlicht, somit wären sie eigentlich offiziell geltendes Recht gewesen.<sup>48</sup>

Der unmittelbare Auslöser zur Gründung der *Charta 77* waren die Maßnahmen gegen den tschechoslowakischen musikalischen *Underground* im Jahre 1976, vor allem der Prozess gegen die Musikgruppe *Plastic People of the Universe* um Ivan Martin Jirous (1944–2011).<sup>49</sup> Zur öffentlichen Gerichtsverhandlung kamen Andersdenkende verschiedener Weltanschauungen, die jetzt erst die Notwendigkeit erkannten, miteinander zu kooperieren. Paradoxerweise lehnten die meisten der Andersdenkenden das künstlerische Produkt sowie die Lebensweise der Angeklagten ab, solidarisierten sich jedoch mit ihnen, um gegen das Vorgehen der staatlichen Behörden zu protestieren. Václav Havel charakterisierte die Geschehnisse um diesen Prozess »als die Zeit des ersten Aufrichtens, die Zeit der ›Müdigkeit von der Müdigkeit‹, die Zeit, in der die unterschiedlichsten Bereiche genug von ihrer Isolation hatten und spürten, wenn sich etwas bewegen soll, dann müssen sie über ihren bisherigen Horizont hinausblicken.«<sup>50</sup>

In ihrer Deklaration berief sich die *Charta 77* ausdrücklich auf die Schlussakte von Helsinki und kündigte an, sich für die Einhaltung der Menschen- und Bürgerrechte einzusetzen beziehungsweise deren Verletzungen anzuprangern. Sie lehnte es ab, eine Organisation zu sein und betonte, allen Bürgerinnen und Bürgern offen zu stehen. Die Chartisten bestanden darauf, die Opfer der *Normalizace* zu rehabilitieren.<sup>51</sup>

Die *Charta 77* verfolgte einen grundsätzlich legalistischen Ansatz, berief sie sich doch *de jure* auf die Menschenrechte. Die Andersdenkenden hatten nach den Repressionen gegen Ende der 1960er Jahre diese Form des Protests bereits eingeübt; nun intensivierten sie ihn.<sup>52</sup> Die Chartisten konzentrierten sich hierbei auf die Abfassung von offenen Briefen an die Regierung sowie die Veröffentlichungen von Menschenrechtsverletzungen und Dokumenten, die ihre Standpunkte ausdrückten. Hier sei beispielsweise auf einen Brief an Gustáv Husák verwiesen, in dem die Charta-Sprecher konkrete Empfehlungen

<sup>48</sup> *Eichwede*: Entspannung, 69–70; *Müller*: Von der Konfrontation, 100–103; *Rohde-Liebenau*: Menschenrechte, 58.

<sup>49</sup> *Skilling*: Charter 77, 7–15; *Spiritová*: Hexenjagd, 193–196.

<sup>50</sup> Václav Havel – Karel Hvizďala: Fernverhör. Ein Gespräch mit Karel Hvizďala. Reinbek bei Hamburg 1990, 153–169.

<sup>51</sup> Deklaration der Charta 77. 1. Januar 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 209–212, hier 209–211; *Spiritová*: Hexenjagd, 255.

<sup>52</sup> *Rohde-Liebenau*: Menschenrechte, 50.

für die Nachfolgekonzferenz von Belgrad unterbreiteten, so unter anderem die Bürgerrechtsbewegungen als legal anzuerkennen und die Diskriminierungen einzustellen.<sup>53</sup>

Die ursprüngliche Erklärung der *Charta 77* signierten 241 Personen. Bis 1979 stieg die Zahl der Signatäre auf 1.880, bei lediglich einem Widerruf. Das Gründungsmanifest wurde vorwiegend von Intellektuellen und Künstlern unterzeichnet, unter ihnen Reformkommunisten, Nichtkommunisten und auch religiöse Menschen. Die meisten Chartisten betrachteten ihre Unterschrift als moralischen und existentiellen Akt, wobei einige ehemalige Parteimitglieder damit auch ihre Ablehnung des Systems auszudrücken versuchten und ihre Mitwirkung bei der Etablierung des Kommunismus in den 1950er Jahren begleichen wollten. Spätere Unterzeichner wollten sich mit ihrer Unterschrift oft solidarisch mit den Chartisten und ihren Initiativen zeigen.<sup>54</sup> Doch war allen Beteiligten an der *Charta* gemein, dass ihre Unterschrift eine persönliche Zäsur bedeutete, da sie damit aus der Inneren Emigration an die Öffentlichkeit traten – mit allen Folgen, die in der *Normalizace* zu erwarten waren.<sup>55</sup>

Die *Charta 77* versuchte ihre pluralistische Ausrichtung auszugleichen, indem sie Sprecher aus der reformkommunistischen, der religiösen und der künstlerischen Hauptströmung als Repräsentanten und Bewahrer des Konsenses einsetzte; so verstand sie sich als eine offene bürgerliche Initiative.<sup>56</sup> Ladislav Hejránek (1927–2020), Chartist und Philosoph, zog diese Konzeption der Vertretung zwar in Zweifel, da er der Meinung war, dass niemand »ein Repräsentant von irgendjemand anderem«, und niemand dürfe »sich selbst erlauben, repräsentiert zu werden«.<sup>57</sup> Von der Staatsmacht wurden sie dennoch als *Repräsentanten* angesehen, so dass ab 1980 die Zahl der Sprecher anwuchs, dies unter anderem deshalb, um Einzelpersonen zu schützen und trotz Verhaftungen die Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten.<sup>58</sup>

<sup>53</sup> Jiří Hájek – Ladislav Hejránek – Marta Kubišová: *Charta 77. Brief an Präsident Husák. Oktober 1977.* In: *Skilling: Charter 77*, 270–273.

<sup>54</sup> *Bundesstiftung Aufarbeitung: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91.* <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1977/> (25. Januar 2021); Milan Otáhal: *Opoziční proudy v české společnosti 1969–1989.* Praha 2011, 145–147; Seidel: Die „normalisierte Gesellschaft“, 73; *Spiritová: Hexenjagd*, 217.

<sup>55</sup> *Spiritová: Hexenjagd*, 352–353.

<sup>56</sup> *Otáhal: Opoziční proudy*, 126–128; *Skilling: Charter 77*, 19.

<sup>57</sup> Ladislav Hejránek: *Briefe an einen Freund. Nr. 20, 18. August 1977.* In: *Skilling: Charter 77*, 229–233, hier 231.

<sup>58</sup> *Skilling: Charter 77*, 36.

Die grundlegende Ausrichtung der *Charta 77* fassten die Sprecher im Oktober 1978 wie folgt zusammen: »Sie sieht ihre Originalität weiterhin darin, dass sie eine freie, informelle und offene Gemeinschaft von Menschen unterschiedlicher Überzeugungen und Bekenntnisse ist – ein Zusammenschluss von Menschen, die sowohl individuell als auch zusammen arbeiten, um die Achtung der Menschenrechte in ihrem Land und in der Welt zu erreichen.«<sup>59</sup> Bei allen Meinungsunterschieden war die Wahrung der Menschenrechte sowie des eigenen pluralen Charakters der Minimalkompromiss der Chartisten. Allerdings scheint die *Charta* ein urbanes Phänomen in den größeren Städten Prag (*Praha*), Brünn (*Brno*) und Pilsen (Plzeň) gewesen zu sein.<sup>60</sup> So sahen ihre Mitglieder in den Städten in der Unterzeichnung des Dokuments meist den Beginn der eigenen Oppositionstätigkeit, während die Signatare in den ländlichen Regionen die ihrige tendenziell als Ausdruck einer individuellen Lebenseinstellung deuteten.<sup>61</sup> Außerdem begrenzte sich die Gemeinschaft der Chartisten auf den tschechischen Landesteil, unter den Slowaken rief sie wenig Resonanz hervor. Dies hing wohl mit der höheren Akzeptanz der *Normalizace* im slowakischen Landesteil zusammen.<sup>62</sup> Skilling sah darin eine nachhaltige Schwächung der *Charta 77*: »Die allerwichtigste Schwäche der *Charta* war die fehlende Unterstützung der Slowaken und anderer Nationalbewegungen, mit Ausnahme der Ungarn.«<sup>63</sup> Die *Charta 77* war mit ihrer Identifikationsfigur Václav Havel die einzige auch international bekannte Gruppierung der tschechoslowakischen Opposition.<sup>64</sup> Dementsprechend reagierte die politische Führung repressiv auf ihre Gründung. Sie gab sich nicht mit der Verfolgung der Unterzeichner und Akteure zufrieden, sondern versuchte eine gesellschaftliche Ächtung gegen sie zu entfesseln, um die Bevölkerung, die sich mehrheitlich an die *Normalizace* gewohnt hatte, von einer Unterstützung der Chartisten abzuhalten.<sup>65</sup> Zu diesem Zweck wurde die *Anticharta* ins Leben gerufen, die hauptsächlich Kulturschaffende, aber auch Arbeiter unterzeichnen sollten, um ihre Loyalität mit dem System zu bekun-

<sup>59</sup> Ladislav Hejdlánek – Marta Kubišová – Jaroslav Šabata: *Charta 77*. Dokument Nr. 21. 19. Oktober 1978. In: *Skilling: Charter 77*, 261–264, hier 261.

<sup>60</sup> *Skilling: Charter 77*, 42.

<sup>61</sup> Lukaš Valeš: Der Verlauf der Samtenen Revolution in den Regionen. In: *Die Samtene Revolution 178–192*, hier 180–182.

<sup>62</sup> *Skilling: Charter 77*, 54–58; Swartz: Tschechoslowakei, 58–59.

<sup>63</sup> *Skilling: Charter 77*, 189.

<sup>64</sup> Petr Blažek: Typologie von Opposition und Widerstand gegen das kommunistische Regime. In: *Die Samtene Revolution 110–131*, hier 126; *Havel – Hvízdala: Fernverhör*, 172.

<sup>65</sup> *Otáhal: Opoziční proudy*, 166–172.

den. Der tschechische Historiker Milan Otáhal (1928–2017) begründete den Erfolg dieser Kampagne mit dem allgemeinen Pessimismus der tschechoslowakischen Gesellschaft: »Die Unterschrift unter die sogenannte *Anticharta* war Ausdruck eines extremen Opportunismus, aber auch Ausdruck der Hoffnungslosigkeit und Angst, denn die Mehrheit der Unterzeichner meinte, dass in dieser Zeit Widerstand gegen das Normalisierungsregime keinen Sinn gehabt und zum Verlust der Möglichkeit geführt hätte, sich in ihrem Fach auszuleben, was eine Verarmung der Kultur zur Folge gehabt hätte.«<sup>66</sup>

Die Einstellung der tschechoslowakischen Staatsmacht den Chartisten gegenüber zeigt der Fall des Philosophen und Charta-Sprecher Jan Patočka (1907–1977), der Anfang 1977 nach einem Verhör einen Herzanfall erlitten hatte und wenig später verstarb. Ort und Zeit seiner Beisetzung durften nicht veröffentlicht werden. Viele Freunde des Verstorbenen wurden verhaftet und so – wie Gäste aus dem westlichen Ausland – daran gehindert, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Die Trauergemeinde selbst wurde von Staatssicherheitsbeamten fotografiert und gefilmt, die Trauerreden versuchte man durch Helikopter und startende Motorräder zu übertönen. Diese Maßnahmen wurden von einer medialen Verleumdungskampagne gegen die Person Patočkas begleitet.<sup>67</sup> Diese Episode belegt jedoch auch das hohe Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Chartisten, die sich, trotz unterschiedlicher politischer Standpunkte und gesellschaftlicher Bindungen, mit der Sache der antikomunistischen Opposition identifizierten, solidarisch zusammenstanden und untereinander persönliche Kontakte bis hin zu Freundschaften pflegten.<sup>68</sup>

Die Reaktionen in der Gesellschaft auf die *Charta 77* waren vielfältig. Intellektuelle und Arbeiter verzichteten aus Angst vor Repressionen (beispielsweise dem Verlust des Arbeitsplatzes) auf eine Unterzeichnung. Manche sahen in ihr ein Elitenprojekt, das mit seiner grundsätzlich moralischen Ausrichtung an der Lebenswirklichkeit der Bevölkerung vorbeiging, die ja versuchte, im Privaten ein ruhiges Leben zu führen. Andere zeigten sich zwar solidarisch, signierten aber nicht offiziell, da sie in anderen oppositionellen Kreisen – wie dem *Samisdat*<sup>69</sup> oder in religiösen Gruppen – aktiv waren und die Staatsmacht nicht auf sich aufmerksam machen wollten. Manchem ehemaligen Kommunisten war die *Charta 77* schlicht zu unpolitisch. Nichtkom-

<sup>66</sup> Ebenda, 140.

<sup>67</sup> *Skilling*: Charter 77, 22–23.

<sup>68</sup> *Spiritová*: Hexenjagd, 235–237.

<sup>69</sup> Aus dem Russischen: alternative Literatur in Eigenauflage.

munisten sowie ehemalige politische Häftlinge wiederum weigerten sich, zu unterschreiben oder mitzuarbeiten, da ehemalige Parteimitglieder Gründungsmitglieder waren, die in den 1950er Jahren nichts gegen die Verhaftungen und Internierungen unternommen hatten. Trotzdem gründeten sich Gruppen und Zusammenschlüsse, die sie unterstützten, ohne mit ihr unmittelbar zusammenarbeiteten.<sup>70</sup> Da der Staat ihr Dialogangebot ignorierte, und die Reaktionen der Bevölkerung auf ihre Anliegen gemischt waren, befürchteten die Chartisten, gesellschaftlich isoliert zu werden. Daher begrüßten sie die Neugründungen von Gruppierungen hauptsächlich in der Parallelkultur. Die wichtigsten waren 1978 die Informationen über die Charta 77 (*Informace o Chartě 77*), die Dokumente der *Charta* veröffentlichte, und das Komitee zur Verteidigung der zu Unrecht Verfolgten (*Výbor na obranu nespravedlivě stíhaných*), das sich nach den ersten Repressionsmaßnahmen gründete, um die Verfolgung von Chartisten zu dokumentieren und zu veröffentlichen. Gerade beim Komitee zur Verteidigung der zu Unrecht Verfolgten zeigten sich personelle Übereinstimmungen mit den Signataren des Gründungsaufrufs, so in der Person von Václav Havel und des Publizisten Petr Uhl.<sup>71</sup>

Die *Charta 77* wirkte außerdem über die Grenzen der Tschechoslowakei hinweg. Pavel Kohout schrieb ihr einen Vorbildcharakter für die Oppositionsbewegungen in den anderen ostmitteleuropäischen Satellitenstaaten zu: »Sie wird der tschechischen und auch der gesamten osteuropäischen Dissidentenbewegung neben der polnischen *Solidarność* zwölf Jahre lang als wichtigstes Vorbild und Herausforderung leuchten, da sie sich auch trotz der freien Meinungsp pluralität die Aktionseinheit bewahrt hat.«<sup>72</sup> Diese Feststellung trifft sicherlich auf die nonkonformistischen und oppositionellen Strömungen in Ungarn zu, aus dem die Chartisten und die Mitglieder des Komitees zur Verteidigung der zu Unrecht Verfolgten nach den Repressionen 1979 eine Solidaritätsnote erhielten: »Liebe Freunde! In Ungarn leben viele Menschen, welche den Kampf der Charta für eine demokratische Tschechoslowakei mit Sympathie und Hoffnung verfolgen. Wenn ihr in diesen schweren Stunden aufzählt, wer in Osteuropa neben euch steht, könnt ihr auf sie zählen.«<sup>73</sup>

<sup>70</sup> *Otáhal*: Opoziční proudy, 147–163.

<sup>71</sup> *Bundesstiftung Aufarbeitung*: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1978/> (25. Januar 2021); *Rohde-Liebenau*: Menschenrechte, 62; *Skilling*: Charter 77, 74–77, 118–120.

<sup>72</sup> *Kohout*: Mein tolles Leben, 245.

<sup>73</sup> György Bence – János Kenedi – János Kis: Offener Brief an die Unterzeichner der Charta 77. Budapest, 26. Oktober 1979. In: György Dalos: Archipel Gulasch. Die Entstehung der demo-

### 3. 2. Nonkonformistische und oppositionelle Bewegungen in der Volksrepublik Ungarn

»Wir protestieren gegen den Prager Prozeß gegen Vertreter der Charta 77 und gegen die Urteile, die in diesem Prozeß gefällt worden sind. Wir fordern die Freilassung der Verurteilten.«<sup>74</sup> Dieser Abschnitt aus der ungarischen Protestnote veranschaulicht, wie der zuvor zitierte offene Brief, die Wirkung der im Umfeld der tschechoslowakischen Opposition entstandenen Gruppen auf die andersdenkenden Intellektuellen in Ungarn. Diese Solidaritätsbekundungen stehen in einer Reihe gleichartiger Veröffentlichungen, für die mitunter auch öffentlich Unterschriften gesammelt wurden. Das erste dieser Dokumente war die Solidaritätserklärung von 34 Intellektuellen mit der *Charta 77* in einem Brief an Pavel Kohout von Anfang Januar 1977.<sup>75</sup> Sie gilt »als die erste organisierte politische Aktion der ungarischen Opposition nach 1956. Von da an formierte sich die ungarische Opposition unaufhaltsam.«<sup>76</sup>

Die Einschätzung, die Solidarisierungen mit den Chartisten und der Protest gegen ihre Behandlung seien eine Initialzündung für die ungarische Opposition gewesen, teilten auch aktive ungarische Oppositionelle. Beispielsweise nannte Ferenc Kőszeg die Unterschriftensammlungen für die *Charta 77* die »erste bedeutende Manifestation dessen, daß es eine Opposition« in Ungarn gab.<sup>77</sup> Dennoch entstand in Ungarn keine mit der *Charta 77* vergleichbare Oppositionsbewegung.<sup>78</sup>

Ein Phänomen innerhalb des *Kádár-Systems* war der *Nonkonformismus*, ein Nebenprodukt des ungarischen Gesellschaftssystems und Gesellschaftsvertrags, der nicht als oppositionelle Haltung angesehen werden kann, da er

---

kratischen Opposition in Ungarn. Mit einem Dokumentenanhang. Bremen 1986, 138–140, hier 140.

<sup>74</sup> Protestresolution für die Freilassung der in Prag verurteilten Menschenrechtler, gesandt an Staats- und Parteichef J. Kádár sowie an die Sprecher der Charta 77 und die internationale Presse. Budapest, 29. Oktober 1979. In: *Dalos: Archipel*, 137–138, hier 138.

<sup>75</sup> *Dalos: Archipel*, 53–56; Pierre [Péter] Kende: Leistungen und Aussichten der demokratischen Opposition in Ungarn. In: Aleksander Smolar – Pierre Kende: Die Rolle oppositioneller Gruppen. Am Vorabend der Demokratisierung in Polen und Ungarn (1987–1989). Forschungsprojekt „Krisen in den Systemen sowjetischen Typs“. Studie Nr. 17–18. Köln 1989, 64–95, hier 64–65.

<sup>76</sup> Hans-Jürgen Rother: Die Freie Montagsuniversität in Budapest. Eine *fliegende Universität* in Ungarn vom Ende der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre. Regensburg 2014, 55.

<sup>77</sup> »Unsere Funktion entspricht der einer demokratischen Opposition«. Interview mit Ferenc Kőszeg. In: *Paetzke: Andersdenkende*, 169–182, hier 169.

<sup>78</sup> *Eichwede: Entspannung*, 70–71.

sich grundsätzlich innerhalb des gegebenen Systems abspielte. So war nonkonformes Verhalten in der ungarischen Gesellschaft mehrheitlich akzeptiert und drückte einen Konsens mit der Staatsmacht aus: Man akzeptierte die politische Führung, solange sie in einem gewissen Rahmen nonkonformistische Aktivitäten zuließ. Daraus resultierte, dass man sich im Kollektiv konform, individuell jedoch nonkonform verhielt. Aus dieser Umgebung entstanden parallele Gruppierungen und Institutionen, da die bestehenden nicht fähig oder willens waren, die gesellschaftlichen Probleme zu lösen. Ferner entwickelten sich im Kontext des Nonkonformismus eine nichtoffizielle Parallelgesellschaft, -kultur und -wirtschaft, die von der Staatsmacht weitgehend toleriert wurde.<sup>79</sup>

Der Nonkonformismus schuf ökonomisch in gewissen Grenzen Möglichkeiten einer dezentralen und privaten Wirtschaft. Damit ermöglichte er aber Korruption, Schwarzmarkt und Schwarzarbeit. Politisch und kulturell manifestierte sich der Nonkonformismus im *Samisdat*, in dem einzelne Aktionen in der Regel von Künstlern und Intellektuellen initiiert und Schriften im westlichen Ausland veröffentlicht wurden. Im Vordergrund standen soziale Themen wie Armut und Arbeitslosigkeit, aber auch religiöse Fragen.<sup>80</sup> Zu den Überschneidungen zwischen einzelnen nonkonformistischen Teilströmungen in den 1970er Jahren ist die soziografische Reportage „Stücklohn“ aufschlussreich. Darin beschreibt Miklós Haraszti, wie Arbeiter ihren Betrieb betrogen, um für sich selbst mehr Gewinn herauszuholen, und wie dabei die Solidarität untereinander auf der Strecke blieb.<sup>81</sup> Aus dem Nonkonformismus und dessen Parallelstrukturen heraus entwickelten sich Doppelidentitäten, »zumindest zwei Verhaltensformen, zwei Wertekataloge«, die »von ein und derselben Person verinnerlicht wurden«.<sup>82</sup>

Während an der Parallelwirtschaft eine relativ hohe Zahl von Bürgern teilhatte, verschwammen in den anderen nonkonformistischen Strömungen die Grenzen zur Opposition und zu deren Themen sowie Akteuren. So verliefen die Debatten teils im offiziellen, teils im halboffiziellen Rahmen. Themen wurden streckenweise sowohl in oppositionellen Untergrundseminaren als auch in offiziellen Forschungsinstitutionen behandelt. Ab den 1980er

<sup>79</sup> *Bangó*: Anzeichen, 151–153.

<sup>80</sup> *Ebenda*, 155–186.

<sup>81</sup> Miklós *Haraszti*: *Stücklohn*. Aus dem Ungarischen von Georg Sallay. Vorwort von Heinrich Böll. Berlin 1975.

<sup>82</sup> *Bangó*: Die postsozialistische Gesellschaft, 214.

Jahren griffen überdies die Staatspartei und die Presse vereinzelt einige der Themen auf.<sup>83</sup>

Aus dem sozialen Nonkonformismus heraus entstand Anfang Dezember 1979 der Fond für die Unterstützung der Armen (*Szegényeket Támogató Alap*). Diese Initiative nahm sich der Themen Armut, Arbeitslosigkeit und soziale Ungerechtigkeit an, weil sie die Funktionsfähigkeit des sozialistischen Sozialstaats bezweifelte. Solche Zweifel durfte es nach der Ideologie des real existierenden Sozialismus eigentlich nicht geben. Insofern war die Staatsmacht zunächst bemüht, Aktionen des Fonds für die Unterstützung der Armen zu unterbinden; sie ging aber schließlich zum Versuch über, eine eigene Sozialpolitik zu etablieren. Der Fond selbst bot direkte Hilfe für die von Armut Betroffenen – beispielsweise kostenlose Rechtsberatungen – an und führte gemeinnützige Aktionen – etwa eine Kunstauktion 1980 – durch. Hierbei stellten Künstler unentgeltlich ihre Werke zur Verfügung, so dass der Reinerlös der Initiative zukam. Darüber hinaus rief man Auslands- und Exilungarn zu Spenden benachteiligte Landsleute in Ungarn auf. Der Fond war eine der wenigen Gruppierungen in Ungarn und Ostmitteleuropa, die hauptsächlich von Frauen getragen wurden; eine seiner Mitbegründerinnen und wichtigsten Repräsentantinnen war die Soziologin Otilia Solt (1944–1997).<sup>84</sup> Ein bemerkenswerter Widerspruch der Gruppierung bestand darin, dass ihre meisten Mitglieder und Akteure aus urbaner Umgebung stammten, der Schwerpunkt ihrer Hauptarbeit jedoch im ländlich geprägten Ungarn liegen musste.<sup>85</sup> Am Beispiel des Fonds für die Unterstützung der Armen lässt sich jedenfalls nachvollziehen, dass Nonkonformismus und Opposition nicht klar voneinander abgegrenzt waren.

Am Ende der 1970er Jahre ging aus dem Nonkonformismus die Oppositionsform hervor, die sich – analog zur *Charta 77* – auf die Menschenrechte berief, jedoch auch soziale Sicherheit und eine dezentrale politische Struktur verwirklichen wollte. Sie spaltete sich allerdings bald in einen urbanen, menschenrechtlich orientierten und einen volkstümlichen Teil auf, der an der Pflege der nationalen Identität und insbesondere der Fürsorge für die ungarischen Minderheiten in den Nachbarländern ausgerichtet war. Die beiden

---

<sup>83</sup> Kende: Leistungen, 66–67, 74.

<sup>84</sup> Bangó: Anzeichen, 185–186; *Bundesstiftung Aufarbeitung*: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1979/> (4. Februar 2021); Dalos: Archipel, 60–62; Kende: Leistungen, 67.

<sup>85</sup> Gespräch von J. Singleton mit Bálint Nagy für die Londoner Zeitschrift „Labour Focus“ [1980]. In: Dalos: Archipel, 140–142.

Teilströmungen stellten die Führungsrolle der Staatspartei nicht infrage. Diese Zurückhaltung lag wohl auch an den im Land stationierten sowjetischen Soldaten.<sup>86</sup>

Die Andersdenkenden in Ungarn erkannten nach den ersten größeren Säuberungen im *Kádárismus*, die 1972/1973 unter anderen Schüler des Philosophen György Lukács (1885–1971) trafen, dass der Sozialismus von innen heraus nicht reformierbar war. In den darauffolgenden Jahren entwickelte sich die zunächst kulturell orientierte Opposition zu einer politischen. Hierbei kristallisierten sich sowohl persönliche als auch inhaltliche Anknüpfungspunkte zur polnischen und tschechoslowakischen Opposition heraus.<sup>87</sup> Der Philosoph János Kis, ein maßgeblicher Akteur dieser Vorgänge, sah 1982 in seiner Bewertung der ungarischen oppositionellen Bewegungen im Kontext der Ereignisse in Polen allerdings Kontraste zur ČSSR. Die tschechoslowakische Opposition sei größtenteils von Opfern des Prager Frühlings, die ungarische hingegen von Intellektuellen initiiert worden, die aus ihren beruflichen Stellungen entlassen wurden. Nach Kis stützten sich zwar beide Bewegungen auf Bürger- und Menschenrechte, der ungarischen Opposition fehlte es aber an einem Aktionsprogramm der tschechoslowakischen Art.<sup>88</sup> Wenngleich der zweite Teil dieser Analyse als übertrieben erscheint – ein gemeinsames oppositionelles Programm ist ja für die ČSSR nicht festzustellen –, trifft für die ungarische Opposition zu, dass ihr lange Zeit Struktur und Organisation fehlten. Aufgrund der spezifischen Situation im *Kádárismus* und der fehlenden Abgrenzbarkeit der einzelnen gesellschaftlichen Gruppierungen, ist es kaum möglich, eine klare Größenordnung der ungarischen Opposition aufzuzeigen.<sup>89</sup>

Des Weiteren bestehen Diskrepanzen bei der Interpretation des Einflusses der ungarischen Oppositionsbewegung. Gyula Horn (1932–2013), 1989/1990 Außenminister, 1994–1998 Ministerpräsident Ungarns, behauptete, es hätte »unter dem Kádár-Regime keine wirkliche Opposition« gegeben, sondern »nur einige Dutzend Andersdenkende, die aktiv gegen die Staatsmacht auftraten«, während der Großteil der Bevölkerung direkt oder indirekt mit der

<sup>86</sup> Dalos: Der Vorhang, 70–74.

<sup>87</sup> Pállinger: Die politische Elite, 112.

<sup>88</sup> János Kis: Analyse der nach den polnischen Dezember-Ereignissen (1981) entstandenen Situation für das osteuropäische Dissidententum [1982]. In: Dalos: Archipel, 150–173.

<sup>89</sup> György Dalos: Ungarn: Die intellektuelle Formierung der Opposition seit den 1970er Jahren. In: *Wechselwirkungen Ost-West* 61–64; Kende: Leistungen, 68.

Staatspartei verbunden gewesen wäre.<sup>90</sup> Dieser Einschätzung ist zum einen insofern zuzustimmen, als die Bevölkerung im *Kádárismus* mehrheitlich bemüht war, öffentlich nicht aufzufallen, zum anderen ist abzustreiten, dass es gar keine Opposition gegeben hätte. Ähnlich verhält es sich mit der Bemerkung, dass »man mit Recht von einer organisierten politischen Opposition sprechen« könnte, die »den – engen – Kreis derer, die ihren harten Kern bilden, weit überschreitet.«<sup>91</sup> Am zutreffendsten scheint der Standpunkt, dass es sich bei der ungarischen Opposition um eine städtisch geprägte Bewegung verhältnismäßig weniger Personen gehandelt habe, die in weiten Teilen der Gesellschaft kaum bekannt gewesen sei.<sup>92</sup> Dieses Merkmal untermauert die Sichtweise von György Konrád: »Deshalb existiert eine Minderheit – und diese Minderheit muß es geben –, die lieber mit sich selbst in gutem Einvernehmen leben möchte als mit dem Staat. Für diese eigentümliche Freundschaft zahlt sie mit ihrer Karriere.«<sup>93</sup>

Erst in der zweiten Jahreshälfte 1987 begann die ungarische Oppositionsbewegung ihre Kritik am System zu intensivieren und den Gesellschaftsvertrag des *Kádár-Systems* für gescheitert zu erklären. Es verstärkten sich die Aktionen sowohl der urbanen liberalen als auch der nationalen traditionalistischen Opposition, sie blieben aber weiterhin kaum koordiniert.<sup>94</sup> Im Herbst des Jahres formierte sich in der ostungarischen Kleinstadt Lakitelek die letztgenannte Gruppierung zum Ungarischen Demokratischen Forum (*Magyar Demokrata Fórum*), das sich ein knappes Jahr später, nachdem ein neues Versammlungsgesetz eingeführt worden war, zu einer Partei umgestaltete. Der im März 1988 gegründete der Verband Junger Demokraten (*Fiatal Demokraták Szövetsége*, FIDESZ) sah sich noch als Gegenentwurf zum kommunistischen Jugendverband (*Kommunista Ifjúsági Szövetség*). In jenem Jahr bildete sich außerdem das Netz Freier Initiativen zum Bund Freier Demokraten (*Szabad Demokraták Szövetsége*) um.<sup>95</sup> Damit entstanden in Ungarn bereits 1988 politische Parteien aus der Opposition heraus, die sich somit weiter differenzierte.

<sup>90</sup> Horn: Freiheit, 270.

<sup>91</sup> Kende: Leistungen, 64.

<sup>92</sup> Joachim von Puttkamer: Ungarn seit 1989. Ein Systemwechsel mit Schwächen. In: Südosteuropa Mitteilungen 53 (2013) 3–4, 116–127, hier 121–122.

<sup>93</sup> Konrád: Antipolitik, 159.

<sup>94</sup> Schmidt-Schweitzer: Der Reformkommunismus, 59–62.

<sup>95</sup> Bundesstiftung tung: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1987/>; <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1988/> (5. Februar 2021).

### 3. 3. *Die Heterogenität der Oppositionsbewegungen*

In beiden Staaten setzten sich die Oppositionsbewegungen aus Vertretern verschiedener Weltanschauungen und gesellschaftlicher Hintergründe zusammen. Václav Havel bemerkte dazu 1985, dass »die Dissidenten, wenn sie auch nicht viele sind, doch eine sehr bunte Gesellschaft darstellen (in einem gewissen Sinne spiegelt der Dissens eigentlich in jedem dieser Völker das ganze Spektrum seiner politischen Haltungen wider, wie sie sich wahrscheinlich äußerten, wenn sie sich äußern dürften)«. <sup>96</sup> Folglich war die »Versöhnung von Menschen unterschiedlicher Ansichten, verwirklicht auf der Basis der Bürger- und Menschenrechte«, <sup>97</sup> eine der Stärken, zugleich einer der Schwächen der *Charta 77*. 1978 kam es zu einer Polemik zwischen dem Historiker Jan Tesař und Jiří Hájek (1913–1993) über die weitere Ausrichtung. Während Tesař die *Charta 77* radikalisieren und in der Gesellschaft breiter aufstellen wollte, ängstigte sich die Gruppe um den ehemals kommunistischen Politiker, nun *Charta*-Sprecher Hájek vor weiteren Repressionen und beabsichtigte, in Strukturen der Legalität weiterzuarbeiten. Kontroversen gab es auch um die Frage, ob man versuchen sollte, parallele Strukturen in der Gesellschaft aufzubauen, um ein Betätigungsfeld unabhängig von der Staatsmacht zu begründen. Die Internationalisierung der Bewegung war unter den Chartisten ebenfalls umstritten: Vorstellungen über eine Druckausübung auf die heimische Macht stand der Anspruch gegenüber, sich primär auf die Zustände in der Heimat zu fokussieren. <sup>98</sup>

Außerhalb der *Charta 77* kam es ab Mitte der 1980er Jahre zur Neugründung oppositioneller Gruppierungen, die vor allem von der jungen Generation getragen wurden. Beispiele hierfür sind die Unabhängige Friedensvereinigung (*Nézavislé mírové sdružení*) und die Bewegung Tschechische Kinder (*Hnutí České děti*). Ab 1987 wurden bisweilen kleinere Demonstrationen ohne Wissen der Chartisten organisiert. Die heterogene Ausrichtung und die daraus folgenden Meinungsverschiedenheiten behinderten jedoch lange Zeit nicht die Zusammenarbeit innerhalb der Bewegung. <sup>99</sup> Koordinierte Aktionen manifestierten sich gegen Ende der 1980er Jahre mit der Forderung zur Freilassung politischer Gefangener sowie einzelnen Petitionen an die Staatsmacht

<sup>96</sup> Havel: Am Anfang, 145.

<sup>97</sup> Pavel Kohout: Wo der Hund begraben liegt. Roman. München 1997, 216.

<sup>98</sup> Skilling: Charter 77, 43–51, 71–74, 77, 185–186.

<sup>99</sup> Tüma: Das kommunistische System, 323–326.

und der Organisation von Jahres- und Gedenktagen. Dennoch scheiterten alle Versuche zur Gründung eines Dachverbands vor allem an der Frage, wie radikal die Aktionen sein sollten; persönliche Animositäten kamen hinzu.<sup>100</sup> Laut Emmanuel Mandler (1932–2009), einem Mitglied der Demokratischen Initiative (*Demokratická iniciativa*), habe die *Charta 77* alle anderen Gruppierungen innerhalb der tschechoslowakischen Opposition marginalisiert.<sup>101</sup> Nach Detlev Preuße hätten das Bürgerforum (*Občanské fórum*) und die Öffentlichkeit gegen Gewalt (*Verejnosť proti násiliu*), die aus dem Umfeld der *Charta 77* hervorgegangen waren, während der politischen Wende versucht, die Wiedergeburt (*Obroda*) aus der Regierung herauszuhalten.<sup>102</sup> Gegensätze traten zudem bei den regionalen Gruppierungen auf, die sich durch die hohe Bedeutung des Lokalpatriotismus voneinander abgrenzten.<sup>103</sup>

Die ungarische Oppositionsbewegung war nach Einschätzung von Miklós Haraszti psychologisch homogen, politisch jedoch divergierend, wie ihre Diskussionen über die Intensität einer politischen Tätigkeit belegen.<sup>104</sup> Folglich bildete sie gegen Ende der 1980er Jahre weiterhin eine kleine, heterogene gesellschaftliche Minderheit. Sie war mit der Frage befasst, ob sie die heimische Zivilgesellschaft stärken und ausbauen oder aber sich international verknüpfen sollte, da in den anderen ostmitteleuropäischen Staaten ähnliche mentale Strukturen herrschten, somit die Chance bestand, eine gemeinsame demokratische Umwälzung voranzutreiben.<sup>105</sup> Während der Soziologe Zoltán Zsille (1942–2002) »die Annäherung der oppositionellen Kräfte für sehr wichtig«, weil »man diese Nationen im Laufe der Geschichte so oft gegeneinander gehetzt hat, gegen ihre eigenen Interessen«,<sup>106</sup> bezweifelte der Reformkommunist András Hegedüs die Sinnhaftigkeit einer solchen Kooperation: »Ich bin skeptisch bezüglich der Nützlichkeit einer Zusammenarbeit zwischen den Oppositionen in den verschiedenen osteuropäischen Ländern. Ich bin tief überzeugt, daß die demokratischen Änderungen in Osteuropa in nächster

<sup>100</sup> *Otáhal*: Opoziční proudy, 511–531.

<sup>101</sup> Emanuel Mandler: Die 80er Jahre und die demokratische Initiative. In: *Die Samtene Revolution* 260–263.

<sup>102</sup> Preuße: Umbruch, 584–585.

<sup>103</sup> Valeš: Der Verlauf, 184–188.

<sup>104</sup> Miklós Haraszti: *The Velvet Prison. Artists under State Socialism*. Foreword by George Konrád. Translated from the Hungarian by Katalin and Stephen Landesmann, with the help of Steve Wassermann. New York 1987, 154–155.

<sup>105</sup> *Dalos*: Archipel, 46–53, 63–64; *Dalos*: Der Vorhang, 84–85.

<sup>106</sup> Peter Koroly: Gespräch mit den oppositionellen Intellektuellen András Hegedüs, Tamás Földvári und Zoltán Zsille [1980]. In: *Dalos*: Archipel, 129–137, hier 136.

Zukunft nicht in erster Linie durch die politische Opposition kommen, sondern durch die Entwicklung verschiedener autonomer gesellschaftlicher Gruppen, die nicht unbedingt politische Ziele haben müssen.«<sup>107</sup>

Trotzdem gab es Bemühungen, die Oppositionsbestrebungen zu koordinieren. So versuchten ab 1985 vor allem die urbane und die volkstümliche Bewegung sich anzunähern. Vertreter dieser Gruppierungen trafen sich im Juni des Jahres in Monor (unweit von Budapest), um Möglichkeiten eines Konsenses auszuloten. Dieses Treffen ging jedoch ohne Einigung zu Ende. Erfolgreicher war der Zusammenschluss zum Netzwerk Freier Initiativen (*Szabad Kezdeményezések Hálózata, SZKH*) 1988, das sich bald zu einer Organisation mit einem klaren Profil umgestaltete. Ab Herbst 1988 fanden einige inoffizielle Treffen der ungarischen Opposition unter Führung des späteren Ministerpräsidenten József Antall (1932–1993) in Budapest statt. Im März 1989 wurde schließlich auf Initiative des Unabhängigen Juristenforums (*Független Jogász Fórum*), eines Zusammenschlusses unabhängiger Juristen, der Oppositionelle Runde Tisch (*Ellenzéki Kerekasztal*) eingerichtet, der alle Oppositionsströmungen zusammenbrachte, um eine gemeinsame Verhandlungsstrategie für Gespräche am Nationalen Runden Tisch (*Nemzeti Kerekasztal*) zu entwickeln.<sup>108</sup> Dieser Konsens zeigte sich zunächst als stabil: Der Runde Tisch bestand auf seine Einheit als Verhandlungspartner, obwohl die staatlichen Behörden versuchten, die einzelnen Bewegungen auseinander zu dividieren. Allerdings zerbrach auch dieses Bündnis, als sich die Jungdemokraten des FIDESZ und der Bund Freier Demokraten weigerten, den am Runden Tisch ausgehandelten Kompromiss zu unterzeichnen.<sup>109</sup> So zeigt sich, dass bei allen Koordinierungsversuchen im Endeffekt doch die divergierenden Meinungen obsiegten.

### 3. 4. *Samisdat und unabhängige Kultur*

Traditionell wurden in der ČSSR und in Ungarn Schriftsteller mit einer kritischen Haltung gegenüber der Staatsmacht in Verbindung gebracht. So erwartete man von ihnen – laut Václav Havel – vor allem im tschechischen Landes-

<sup>107</sup> Ebenda, 135.

<sup>108</sup> *Bundesstiftung Aufarbeitung*: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1988/> (5. Februar 2021); *Pállinger*: Die politische Elite, 188–189; *Preuß*: Umbruch, 411–412, 445–446; *Rother*: Die Freie Montagsuniversität, 109.

<sup>109</sup> *Pállinger*: Die politische Elite, 196–197, 199; *Schmidt-Schweitzer*: Der Reformkommunismus, 291–292.

teil, das *Gewissen der Nation* zu sein, wie sie das bereits während der nationalen Wiedergeburt im 19. Jahrhundert unter Beweis gestellt hätten.<sup>110</sup> In Ungarn spaltete sich der Schriftstellerverband 1986 nach heftigen Diskussionen in eine progressive Gruppe, die dem Samisdat nahestand, und einer zur offiziellen Kultur zählenden Fraktion.<sup>111</sup>

Der Samisdat war in beiden Staaten – wie auch anderswo in Ostmitteleuropa – durch die unabhängige Literatur in der Sowjetunion beeinflusst und verband sich als »Schreibmaschinen-Kultur«<sup>112</sup> beziehungsweise – in der Bezeichnung seiner Akteure – als »Schreibmaschinenpartisanen«<sup>113</sup> stark mit diesem Vervielfältigungswerkzeug. Bereits in den frühen Dokumenten der *Charta 77* beriefen sich die Sprecher auf die Rede- und Meinungsfreiheit und beklagten, es wäre unrechtmäßig und nicht im Einklang mit den internationalen Verpflichtungen, Schriftstellern und Künstlern Arbeits- beziehungsweise Publikationsverbote aufzuerlegen.<sup>114</sup> Diese Situation betraf auch Kunstschaffende im slowakischen Landesteil.<sup>115</sup> Sie prangerten ihre missliche Situation in der Populärkultur an, die in letzter Konsequenz dazu führe, dass die Jugend systematisch von der Art Musik abgeschnitten werde, die sie berühre und ihre Lebenswirklichkeit ausdrücke.<sup>116</sup>

Der tschechoslowakische Samisdat diene den Chartisten ebenfalls dazu, interne Diskussionen auszutragen, auf Repressionen hinzuweisen und zu antworten sowie auf Pressekampagnen, die gegen einzelne Signatäre oder die gesamte *Charta* geführt wurden, zu reagieren. Außerdem fanden dort historische Debatten über tabuisierte Themen in der *Normalizace* – wie die Bedeutung des *Prager Frühlings* und die Vertreibung der deutschen Minderheit nach 1945 – statt. Daher boten die unabhängige Kultur und der Samisdat entlassenen Wissenschaftlern ein Forschungs- und Publikationsforum, ebenso Dramatikern, die zum Teil nur in privaten Wohnungsaufführungen ihre Theaterstücke präsentieren konnten.<sup>117</sup>

---

<sup>110</sup> *Havel – Hvizďála*: Fernverhör, 92.

<sup>111</sup> *Nové*: Ausbruch, 205–207.

<sup>112</sup> *Beyrau – Bock*: Samisdat, 282, 286–287.

<sup>113</sup> *Bango*: Anzeichen, 175.

<sup>114</sup> Jiří Hájek: *Charta 77*. Dokument Nr. 12. 13. Juni 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 249–252.

<sup>115</sup> Hana Ponická: Rede auf dem Dritten Slowakischen Schriftstellerkongress in Bratislava. 3. März 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 306–309.

<sup>116</sup> Jiří Hájek – Ladislav Hejdnák – Marta Kubišová: *Charta 77*. Dokument Nr. 13. 20. November 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 252–256.

<sup>117</sup> *Skilling*: Charter 77, 104–120.

Der Samisdat in der ČSSR veröffentlichte zwar auch Fachliteratur, konzentrierte sich jedoch auf Belletristik sowie Editionen und Periodika. Bereits 1973 begann der Schriftsteller Ludvík Vaculík (1926–2015) die „Edice Petlice“ herauszugeben, und ab Ende jenes Jahrzehnts stieg die Zahl der Veröffentlichungen kontinuierlich an. In Anlehnung an Vaculík begann Václav Havel 1979 die „Edice Expedice“ zu verlegen. In der Folgezeit entstanden wissenschaftliche, religiöse und philosophische Periodika sowie, in geringerer Zahl, Zeitungen und Zeitschriften. Hervorgehoben sei die bürgerliche „Lidové Noviny“ (*Volkszeitung*) erwähnt, eine Tageszeitung mit Wurzeln in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die 1952 eingestellt worden war und ab 1988 im Samisdat zu erscheinen begann.<sup>118</sup> Im Wunsch, die eigene Zeit so ins kulturelle Gedächtnis der Nation festzuschreiben wie man sie erlebt hatte, dies also nicht allein den Repräsentanten der *Normalizace* zu überlassen, verknüpfte sich der tschechoslowakische Samisdat stark mit der *Charta 77*.<sup>119</sup>

Die ungarischen Andersdenkenden versuchten im Samisdat ebenfalls Themen aufzugreifen, die im *Kádárismus* tabuisiert wurden. Dazu zählten in erster Linie der Volksaufstand 1956, die nationale Identität, interpretatorische Fragen des Sozialismus, die führende Rolle der Staatspartei, die Außenpolitik und die Zustände in der Sowjetunion.<sup>120</sup> Wenngleich es im *Kádár-System* eine vergleichsweise eingeschränkte offizielle Zensur gab, befanden sich alle Vielfältigungsmöglichkeiten weiterhin in staatlicher Hand, während schwarze Listen Schriftsteller aufführten, die nicht publizieren durften. Ab Ende der 1970er Jahre konnte freier veröffentlicht werden, weil sich die politische Führung den westlichen Staaten gegenüber liberal zeigen wollte.<sup>121</sup> Ein wichtiges Problem lag aber weiterhin in der Selbstzensur, wie Miklós Haraszti feststellte: »Im ungarischen Kontext wäre nämlich auch die Einführung der echten Zensur ein Fortschritt. Heute funktioniert die Zensur über freiwillig gewählte Selbstzensur und über Kanäle des Machtapparats, die sich jeglicher Kontrolle

<sup>118</sup> Beyrau – Bock: Samisdat, 292–299.

<sup>119</sup> Spiritová: Hexenjagd, 279–281.

<sup>120</sup> Dalos: Archipel, 36–46; Kende: Zensur, 49–53. Die Werke von György Konrád seien exemplarisch für dieses Betätigungsfeld des ungarischen Samisdat genannt, in deutscher Übersetzung zum Beispiel: Gy. Konrád – Iván Szelényi: Die Intelligenz auf dem Weg zur Klassenmacht. Übersetzt von Hans-Henning Paetzke. Frankfurt am Main 1978; Gy. Konrád: Der Komplize. Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke. Frankfurt am Main 1980.

<sup>121</sup> Pierre [Péter] Kende: Zensur in Ungarn. In: Forschungsprojekt „Krisen in den Systemen sowjetischen Typs“. Studie Nr. 9. Köln 1985, 45–58, hier 47–49.

entziehen.«<sup>122</sup> Eine Möglichkeit zur Überwindung der Selbstzensur sah Haraszi darin, zwischen den Zeilen zu schreiben, was allerdings die Einschränkung mit sich bringe, dass die Behörden dann auch dort lesen, somit ebenso Tabus existieren würden. Die Staatsmacht versuchte die unabhängige Kultur im Samisdat auch dadurch einzuschränken, dass sie ihre Akteure stigmatisierte und isolierte, um ein Exempel für die Öffentlichkeit zu statuieren sowie die konformen Künstler zu belohnen. Hierbei ging sie jedoch auch inkonsequent vor, da es beispielsweise dem Schriftsteller György Dalos – nach eigenen Angaben – in den 1980er Jahren möglich war, sowohl in offiziellen Strukturen als auch im Untergrund zu veröffentlichen.<sup>123</sup>

Eines der wichtigsten Ereignisse im ungarischen Samisdat stellte die Veröffentlichung eines Gedächtnisbuches zu Ehren des politischen Rechtsgelehrten István Bibó (1911–1979) am Ende der 1970er Jahre dar, das zu einem Integrationswerk der ungarischen Opposition wurde. Zu Beginn der 1980er Jahre intensivierte sich die Samisdat-Produktion in Ungarn. Dem Architekten László Rajk (1949–2019) war es möglich geworden, in seiner Budapester Wohnung eine – im Volksmund – *Samisdat-Boutique* (*szamizdat-butik*) genannte Vertriebsstelle für Samisdatliteratur einzurichten. Wichtige unabhängige Zeitschriften erschienen unter dem Titel „Beszélő“ (*Der Sprecher*) und „Magyar Figyelő“ (*Ungarischer Beobachter*).<sup>124</sup> Der Soziologe Gábor Demszky institutionalisierte zu dieser Zeit den ersten unabhängigen Kleinverlag. Sein AB-Verlag gab im Gegensatz zum tschechoslowakischen *Samisdat* vor allem gesellschaftswissenschaftliche Fachliteratur heraus. Demszky führte den Erfolg der Samisdat-Literatur insbesondere darauf zurück, dass sie sich sowohl sprachlich als auch formal von den offiziellen Veröffentlichungen unterschied. Die Reaktion der Staatsmacht blieb nicht aus: Demszky wurde verhaftet, Rajk seine Wohnung entzogen. In einem weiteren Fall wurde 1983 die Redaktion der Zeitschrift „Mozgó Világ“ (*Welt in Bewegung*) entlassen, nachdem sie versucht hatte, die Grenzen der Zensur auszudehnen.<sup>125</sup>

---

<sup>122</sup> »Der Kádárismus ist kein Weg zur Demokratisierung«. Interview mit Miklós Haraszi. In: *Paetzke: Andersdenkende*, 150–157, hier 154.

<sup>123</sup> *Haraszi: The Velvet Prison*, 144–147, 157–159; »Wann, was und wo ich veröffentliche, ist meine Sache«. Interview mit György Dalos. In: *Paetzke: Andersdenkende*, 121–135, hier 131–132.

<sup>124</sup> *Rother: Die Freie Montagsuniversität*, 56–58, 60–63.

<sup>125</sup> *Nóvé: Ausbruch*, 195–196; »Ich kann die Lügen der Älteren nicht mehr ertragen«. Interview mit László Rajk jun. In: *Paetzke: Andersdenkende*, 62–78, hier 76–78.

Parallel zum offiziellen KSZE-Kulturforum in Budapest 1985 veranstalteten Vertreter der ungarischen Opposition ein Kulturforum in Privatwohnungen mit westlichen und ostmitteleuropäischen Intellektuellen aus dem Exil, das sich mit dem Problem des Rechts auf Meinungsfreiheit auseinandersetzte. An einem ebenfalls inoffiziellen Bürgerrechtstreffen im Oktober 1986 nahmen Oppositionelle aus der DDR, ČSSR, Polen und Ungarn teil.<sup>126</sup> Trotz solcher Aktionen blieb der *Samisdat* in der ČSSR und in Ungarn auf einen kleinen Kreis von Intellektuellen beschränkt, wie Tony Judt bestätigt: »Doch wer sich äußerte und seine Arbeit unter der Hand in Form von Kohlepapierdurchschlägen zirkulieren ließ, mußte sich mit der wenig erfreulichen Aussicht abfinden, daß die eigenen Gedanken, seine Kunst, auf ein winziges, streng limitiertes Publikum beschränkt blieben – und erlebte bestenfalls das, was ein tschechischer Intellektueller grämlich publizistische Selbstbefriedigung nannte: Samisdat für die zweitausend Intellektuellen, die dergleichen selbst schrieben.«<sup>127</sup>

### 3. 5. Rückbezüge auf die reformkommunistischen Bewegungen

Imre Nagy, während des Aufstands 1956 Ministerpräsident, vertraute in seinem Schlusswort nach dem gegen ihn gefällten Todesurteil darauf, dass das ungarische Volk und die Geschichte ihn schlussendlich freisprechen würden.<sup>128</sup> Er sollte damit Recht behalten: Einunddreißig Jahre nach ihrer Hinrichtung wurden Nagy sowie seine Mitstreiter und Schicksalsgefährten rehabilitiert und feierlich wiederbestattet. Diesem für Ungarn »ikonischen Ereignis«<sup>129</sup> wohnten rund 200.000 Personen bei.<sup>130</sup>

Das Jahr 1956 hinterließ »unauslöschliche Spuren im kollektiven Gedächtnis der ungarischen Bevölkerung«, und am Ende der 1980er brachen die damit verbundenen Tabus allmählich auf.<sup>131</sup> Wenngleich in der Opposition personelle Kontinuitäten zu 1956 zu erkennen waren, ist aufgrund des zeitlichen Abstands zum Aufstand sowie der anschließenden Säuberungen und Emigrationen zweifelhaft, dass sich viele damalige Akteure wieder in der

<sup>126</sup> *Bundesstiftung Aufarbeitung*: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1986/> (5. Februar 2021); *Nóvé: Ausbruch*, 200–204.

<sup>127</sup> *Judt*: *Geschichte Europas*, 655.

<sup>128</sup> János M. *Rainer*: *Imre Nagy. Vom Parteisoldaten zum Märtyrer des ungarischen Volksaufstands. Eine politische Biographie 1896–1958*. München [u. a.] 2006, 189.

<sup>129</sup> *Von Puttkamer*: *Ungarn seit 1989*, 120.

<sup>130</sup> *Pállinger*: *Die politische Elite*, 194.

<sup>131</sup> *Dalos*: *Der Vorhang*, 65, 80–84.

Opposition engagiert hätten. Außerdem sahen Intellektuelle den Sozialismus ab den 1970er Jahren desavouiert, nachdem auch der *Prager Frühling* niedergeschlagen worden war. Sie hielten die Reformversuche des Systems für unglaubwürdig.<sup>132</sup> Nichtsdestoweniger sah György Konrád die »Freiheitsversuche« in der ČSSR, in Polen und in Ungarn als wichtigen Bezugspunkt an.<sup>133</sup> Es waren die Oppositionellen, die im Aufstand von 1956 ein kollektives Trauma Ungarns sahen, von dem jede Familie auf irgendeine Weise betroffen gewesen war. So plädierten sie dafür, Imre Nagy wiederzubestatten. Im ungarischen Volksaufstand und seiner Niederschlagung sahen sie die Wurzeln des *Kádárismus*, eines Systems, das darauf bedacht war, revolutionäre Bestrebungen zu verhindern.<sup>134</sup> Der ungarische Volksaufstand, seine Folgen und das Tabu, das im kádáristischen Ungarn in diesem Kontext aufgebaut wurde, beeinflussten die Opposition ab den 1980er Jahren enorm. Am Ende des Jahrzehnts war für sie »nur noch die vollständige Anerkennung der Unschuld Nagys und seiner Gefährten annehmbar«.<sup>135</sup>

Der *Prager Frühling* 1968 und die Rolle, die Ungarn dabei gespielt hatte, spielten ebenfalls eine Rolle für die ungarische Opposition: »Wir sind Ungarn, Bürger eines Staates, dessen Armee an der Besetzung der Tschechoslowakei teilnahm: wir fühlen eine besondere Verantwortung für alles, was in diesem Staat seit 1968 geschieht.«<sup>136</sup> Diese Verlautbarung stammt aus einem 1979 verfassten Brief an die tschechoslowakische Opposition, in der mit dem *Prager Frühling* personelle Überschneidungen festzustellen sind. Einer der ersten *Charta*-Sprecher, Jiří Hájek, war während des *Prager Frühlings* tschechoslowakischer Außenminister; neben ihm tauchten die Schriftsteller Pavel Kohout und Ludvík Vaculík sowie die ehemaligen reformkommunistischen Politiker František Kriegel (1908–1979) und Zdeněk Mlynář im Umfeld der *Charta 77* auf. Die Petition „Einige Sätze“ (*Několik vět*) vom Juni 1989 belegt einen bezeichnenden Rückbezug auf Vaculíks „Manifest der 2000 Worte“ (*Manifest 2000 slov*) von 1968.<sup>137</sup> Anfang 1989 gründete Čestmír Císař (1920–

<sup>132</sup> Pállinger: Die politische Elite, 105.

<sup>133</sup> Konrád: Antipolitik, 115–116.

<sup>134</sup> »Der Austritt aus dem Warschauer Pakt führte zur sowjetischen Einmischung«. Interview mit András Hegedüs. In: Paetzke: Andersdenkende, 93–107, hier 105–106; »Die ungarische Revolution war eine progressive und auch linke, politische Revolution«. Interview mit Agnes Heller. In: Ebenda, 108–120, hier 113–114; »Die unverbrämte Wahrheit ist das Überwältigende des Samisdats«. Interview mit Gábor Demszky. In: Ebenda, 158–167, hier 166.

<sup>135</sup> Pállinger: Die politische Elite, 171.

<sup>136</sup> Bence – Kenedi – Kis: Offener Brief, 138–139.

<sup>137</sup> Dalos: Der Vorhang, 181–183.

2013), im *Prager Frühling* Sekretär des Zentralkomitees der kommunistischen Partei, den Klub für den sozialen Umbau Wiedergeburt. Diese Gruppierung bezog sich sowohl personell als auch ideell auf 1968 und hatte einen modernisierten Sozialismus zum Ziel. Dahingegen meinte der Politikwissenschaftler Markus Mauritz, dass 1989 die Ideen von 1968 für die junge Generation überholt gewesen seien.<sup>138</sup>

Die genannten Aktionen fanden hauptsächlich gegen Ende des Untersuchungszeitraums statt und lassen nur wenige Rückschlüsse auf die Auffassung der tschechoslowakischen Opposition über die Ereignisse im Sommer 1968 zu. Insofern ist wohl Skilling zuzustimmen, der die *Charta 77* zwar in personeller Kontinuität mit dem *Prager Frühling* sah, sie jedoch eher aus der *Normalizace*, weniger aus der Programmatik von 1968 ableitete.<sup>139</sup> Gleichwohl ist beachtenswert, dass die *Charta 77* auf Grundlage des in der Schlussakte von Helsinki verbürgten Prinzips der Nichteinmischung die Okkupation 1968 verurteilte und eine Neubewertung jener Ereignisse forderte. In diesem Kontext forderte sie zudem die sowjetischen Truppen zum Rückzug aus dem Land auf, um den Friedens- und Erneuerungsprozess intensivieren zu können.<sup>140</sup>

Eine bemerkenswerte Diskussion entspann sich über die Nichtunterzeichnung der *Charta 77* durch Alexander Dubček. Pavel Kohout warf dem Ersten Sekretär der kommunistischen während des *Prager Frühlings* dafür vor, sich »alle Optionen für die Zukunft offenhalten« zu wollen.<sup>141</sup> Die Fachliteratur stimmt dieser Sichtweise zwar partiell zu, bemerkt jedoch, Dubček sei zunächst nicht nach seiner Unterschrift gefragt worden, um zu verhindern, dass sein Name das Unternehmen überstrahlt. Obwohl er mit den Zielen der *Charta 77* inhaltlich übereinstimmte, verzichtete er auch später darauf, sie zu unterzeichnen.<sup>142</sup> Es war jedenfalls Akteuren wie Beobachtern eine wesentliche Frage, wie sich der Repräsentant des *Prager Frühlings* gegenüber der tschechoslowakischen Opposition positionierte.

1986 unterzeichneten Oppositionelle aus allen ostmitteleuropäischen Satellitenstaaten ein Dokument zum dreißigsten Jahrestag des ungarischen

<sup>138</sup> Čestmír Čisář: Die Obroda (Wiedergeburt). Klub für den demokratischen Sozialismus. In: *Die Samtene Revolution* 264–267; Markus Mauritz: Prager Frühling und Samtene Revolution. Parallelen und Unterschiede. In: *Die Samtene Revolution* 206–215, hier 215; Preuß: Umbruch, 337–338.

<sup>139</sup> Skilling: Charter 77, 44–45, 176–179.

<sup>140</sup> Müller: Von der Konfrontation, 106–108.

<sup>141</sup> Kohout: Mein tolles Leben, 184.

<sup>142</sup> Otáhal: Opoziční proudy, 126–128; Skilling: Charter 77, 54–58.

Volksaufstands, wobei sie Parallelen unter anderem zum *Prager Frühling* und zur *Solidarność* feststellten.<sup>143</sup> Die Rezeptionen von 1956 und 1968 liefen also nicht nur im nationalen, sondern zeitweise im bi- und multilateralen Rahmen ab. Überdies initiierte die Oppositionsbewegung in der ČSSR und in Ungarn 1988 Aktionen und Kundgebungen zu den jeweiligen Erhebungen. So stellten einzelne Oppositionelle Strafanzeige gegen kommunistischen Politiker Vasil' Biľák (1917–2014), einem der Absender des Hilferufs an die Sowjetunion 1968. In Ungarn gründete sich 1988 das Komitee für Historische Gerechtigkeit (*Történelmi Igazságtétel Bizottság*), das forderte, Imre Nagy und Gefährten zu rehabilitieren und würdig zu bestatten. Außerdem verfasste es einen Brief an die Tschechoslowakische Volkspartei (*Československá Strana Lidová*), während die ungarische eine Demonstration zum dreißigsten Jahrestag der Hinrichtung Nagys organisierte.<sup>144</sup> Die beiden Oppositionsbewegungen bezogen sich an ihren Gedenktagen nicht so sehr auf Inhalte und Verläufe der reformkommunistischen Aufstände, sondern vielmehr auf deren Niederschlagung, aus der die Konsolidierungssysteme erstanden, gegen die sie sich nun auflehnten. Bezeichnenderweise begann das Wendejahr 1989 in der ČSSR mit der *Palach-Woche* zum Gedenken an den Studenten Jan Palach (1948–1969), der sich 1969 aus Protest gegen die Niederschlagung des Prager Frühlings durch die Sowjetunion auf dem Prager Wenzelsplatz selbst verbrannt hatte.<sup>145</sup>

### 3. 6. Das Wendejahr 1989 und die Opposition

»Die Behauptung, die Opposition allein habe in diesem oder jenem Land zum Sturz des Kommunismus geführt, würde zu kurz greifen, denn das Gesamtbild ist viel komplexer.«<sup>146</sup> Die Prüfung dieser Meinung für die ČSSR macht ersichtlich, dass sich die *Normalizace* in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre aufzuweichen begann. In der kommunistischen Partei kamen vereinzelt jüngere Funktionäre zum Zug, Kulturschaffende durften wieder publizieren, und die *Charta 77* wurde zunehmend von neuen Sympathisanten unterschrieben. Außerdem kam es ab 1987 verstärkt zur Gründung unabhängiger politischer Vereine, so der Bewegung für Bürgerfreiheit (*Hnutí za občanskou svobodu*);

<sup>143</sup> Rother: Die Freie Montagsuniversität, 111–112.

<sup>144</sup> Bundesstiftung Aufarbeitung: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1988/> (5. Februar 2021).

<sup>145</sup> Bundesstiftung Aufarbeitung: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1989/> (5. Februar 2021).

<sup>146</sup> Swartz: Tschechoslowakei, 58–59.

ab 1988 fanden nicht genehmigte Demonstrationen und Protestaktionen statt. Massenproteste sind aber nur für 1988 und 1989 nachweisbar. 1989 ereignete sich unerwartet ein kurzes, aber nachhaltiges Aufbegehren der tschechoslowakischen Gesellschaft, das weniger von der heterogenen Opposition als vielmehr von Jugendlichen und Studenten initiiert wurde.<sup>147</sup>

Die ambivalente Lage der tschechoslowakischen Opposition im Jahre 1989 veranschaulichen die Aktionen während der Palach-Woche im Januar sowie die Ereignisse des 17. November. Die Palach-Woche wurde hauptsächlich von der *Charta 77* organisiert. Obwohl die Demonstranten nicht nur aus dem Umfeld der Opposition stammten, galten die Polizeieinsätze und Festnahmen in erster Linie deren Repräsentanten. So wurde die Gedenkveranstaltung von der Polizei aufgelöst und unter anderen Václav Havel in Gewahrsam genommen. Durch dieses harte Vorgehen der Staatsmacht wurden Teile der Gesellschaft mobilisiert: 692 Persönlichkeiten aus der Kultur unterzeichneten eine Solidaritätsnote und überreichten diese dem Regierungschef Ladislav Adamec (1926–2007).<sup>148</sup>

Spielten die Studenten bei der Palach-Woche noch eine eher untergeordnete Rolle, so waren sie bei den Demonstrationen zum 17. November 1989 zusammen mit dem offiziellen Sozialistischen Jugendverband (*Socialistický Svaz Mládeže*) die Hauptorganisatoren. An jenem Tag gedachte man des Studentenaufstands gegen die nationalsozialistische Protektoratsregierung 1938 und dem dabei umgekommenen Jan Opletal (1915–1939). An dieser Kundgebung, die Miroslav Vaněk als »das Schlüsseldatum für den Fall des Kommunismus in der Tschechoslowakei«<sup>149</sup> bezeichnete, nahmen an die 50.000 Menschen teil. Die Studenten wurden nach der offiziell genehmigten Demonstration von der Polizei gewaltsam zerstreut. Dieses harte Vorgehen motivierte die Bevölkerung zu weiteren Protesten und Demonstrationen an den Folgetagen. Die Opposition reagierte auf diese Entwicklung mit der Gründung des Bürgerforums, in dem sich auf Initiative der Chartisten die verschiedenen Oppositionsströmungen erstmals zusammenschlossen. Auch die kommunistische Partei wurde von den Ereignissen und ihrer Vehemenz überrascht. In der

<sup>147</sup> *Blažek*: Typologie, 130; *Spiritová*: Hexenjagd, 239–241, 249–251; *Tůma*: Das kommunistische System, 309–310, 325–326.

<sup>148</sup> *Preuß*: Umbruch, 422; *Tomáš Vilímek*: Die Ursachen des Zusammenbruchs des kommunistischen Regimes in der ČSSR und der DDR im Jahre 1989. In: *Die Samtene Revolution* 216–238, hier 233–234.

<sup>149</sup> *Miroslav Vaněk*: Der 17. November und seine Ursachen in den Erzählungen kommunistischer Funktionäre. In: *Die Samtene Revolution* 147–164, hier 148.

Folge erging sie sich in innerparteilichen Streitigkeiten, wobei sie sich selbst lähmte und ihre Handlungsfähigkeit nicht wiedererlangte. Am Runden Tisch übernahm dank der Unterstützung der Öffentlichkeit bald das Bürgerforum die Initiative.<sup>150</sup> Die Öffentlichkeit gegen Gewalt im slowakischen Landesteil konstituierte sich im August 1989 während des Prozesses gegen die *Preßburger Fünf*, fünf intellektuelle slowakische Oppositionelle.<sup>151</sup>

Insofern trifft die Einschätzung zu, nach der die etablierte Opposition um die *Charta 77* den Boden für den sanften Übergang in der ČSSR bereitet habe.<sup>152</sup> Dennoch waren es, zumindest im tschechischen Landesteil, 1989 eher Studenten und Jugendliche beziehungsweise das rigide Vorgehen der Staatssicherheit (*Statní Bezpečnost*) und der Polizeieinheiten, die weite Teile der Gesellschaft zu mobilisieren vermochten. Des Weiteren bestand eine bemerkenswerte Dichotomie zwischen dem grundsätzlich unpolitischen und nicht organisierten Charakter der *Charta 77* und der Gründung des in der Manier einer politischen Partei wirkenden Bürgerforums und der Öffentlichkeit gegen Gewalt sowie dem nachhaltigen Ruf der Demonstranten *Havel auf die Burg* (*Havel na hrad*).

In Ungarn kam es beim Versuch, der Gesellschaft mit einem *sozialistischen Pluralismus* entgegenzukommen, bereits 1987/1988 zu innerparteilichen Umstrukturierungen. Parteinahе Gruppierungen konnten sich freier entwickeln, ohne das Einparteiensystem in Frage zu stellen. Dennoch übertrug die Staatspartei der Regierung mehrere wichtige Rechte. Aufgrund eines neuen Versammlungsgesetzes war es möglich, Parteien wie die der Kleinlandwirte (*Független Kisgazda-, Földmunkás- és Polgári Párt*), die Sozialdemokratische Partei Ungarns (*Magyarországi Szociáldemokrata Párt*) und die Christlich-Demokratische Volkspartei (*Kereszténydemokrata Néppárt*) zu gründen. Trotz dieser Institutionalisierung blieb der Einfluss der Opposition noch gering: »Der Pluralisierungsprozeß Ende 1988/Anfang 1989 offenbart einerseits, daß sich die Opposition in Ungarn organisatorisch und politisch kontinuierlich weiterentwickelte, und es innerhalb der ungarischen Gesellschaft ein wach-

<sup>150</sup> Jan Bureš: 17. November 1989. Verlauf, Ereignisse, Interpretationen. In: *Die Samtene Revolution* 135–146; Teodorička Gotovska-Henze: Die „Samtene Revolution“. Eine Revolution der Jugend. In: *Die Samtene Revolution* 165–177; Preuß: Umbruch, 556–572; Spiritová: Hexenjagd, 251–254; Vaněk: Der 17. November, 147–164.

<sup>151</sup> Ján Čarnogurský: Der antikommunistische Widerstand in der Slowakei. In: *Die Samtene Revolution* 255–259; Preuß: Umbruch, 499–500.

<sup>152</sup> Aviezer Tucker: The Philosophy and Politics of Czech Dissidence from Patočka to Havel. Pittsburgh 2000, 134.

sendes Verlangen nach bürgerlichen politischen Alternativen sowie nach einem kompetitiven Mehrparteiensystem gab. Andererseits machen die innenpolitischen Entwicklungen deutlich, daß die oppositionellen Organisationen noch immer über keine Massenbasis verfügten.«<sup>153</sup>

Zu Beginn des Jahres 1989 schritt die Liberalisierung des ungarischen politischen Systems weiter fort. Nachdem der hochrangige Funktionär der Staatspartei, Staatsminister Imre Pozsgay (1933–2016) Ende Januar in einer Radiosendung die Geschehnisse vom Herbst 1956, die bis dahin als *Konterrevolution* zu brandmarken waren, zum ersten Mal öffentlich als *Volksaufstand* bezeichnet hatte, einigte sich das Zentralkomitee auf die Formel, 1956 hätten in Ungarn sowohl ein *Volksaufstand* als auch eine *Konterrevolution* stattgefunden.<sup>154</sup> Damit wurde das »größte Tabu der Kádár-Ära«<sup>155</sup> gebrochen.

Gyula Horn schrieb in seinen Memoiren, die Regierung habe bei der Wiederbestattung Imre Nagys und dessen Kampfgefährten im Juni 1989 die entscheidende Rolle gespielt.<sup>156</sup> In der Tat standen bei der Ehrenwache mehrere hohe Regierungsvertreter neben den Särgen.<sup>157</sup> Bei diesem »Begräbnis des Kommunismus«<sup>158</sup> spielte die Opposition mit ihren Forderungen zwar eine Schlüsselrolle, während die Regierung ihre Autorität zu bewahren vermochte, weil sie bis dahin auf einen Reformkurs eingeschwenkt war. Dieses Vorgehen der Regierung, die Instrumentalisierung oppositioneller Aktionen für eigene Zwecke, zeigte sich noch einmal im August 1989 beim Paneuropäischen Picknick nahe Ödenburg (*Sopron*).<sup>159</sup> Die Staatspartei blieb also während der Wende trotz oppositioneller Aktivitäten handlungsfähig. Am Runden Tisch wurde durch den Dialog zwischen Staatsmacht und Opposition die Revolution ausgehandelt.<sup>160</sup>

<sup>153</sup> *Schmidt-Schweitzer*: Der Reformkommunismus, 115–122, 204–206, 258.

<sup>154</sup> *Preuß*: Umbruch, 420–421, 427–428.

<sup>155</sup> István *Horváth*: Die Sonne ging in Ungarn auf. Erinnerungen an eine besondere Freundschaft. München 2000, 298.

<sup>156</sup> *Horn*: Freiheit, 285–290.

<sup>157</sup> *Schmidt-Schweitzer*: Der Reformkommunismus, 263–265.

<sup>158</sup> *Preuß*: Umbruch, 480.

<sup>159</sup> Andreas *Oplatka*: Der erste Riss in der Mauer. September 1989. Ungarn öffnet die Grenze. Wien 2009, 154, 157.

<sup>160</sup> János *Hauszmann*: Ungarn. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München/Regensburg 2004, 272–273.

### 3. 7. Die Rolle der jungen Generation

»Diese Sehnsucht nach Wahrheit war eine der wichtigsten treibenden Kräfte, die die Öffentlichkeit auf die Seite der Studenten brachte. Kinder und Jugendliche, mit ihrer Spontaneität und Kompromisslosigkeit, trugen am meisten dazu bei, diese lethargische, desillusionierte Gesellschaft aufzuwecken und schnell zu mobilisieren.«<sup>161</sup> In der ČSSR ging der Einfluss auf die Gesellschaft hauptsächlich von jungen Leuten aus. Diese Rolle manifestierte sich in Ungarn bei dem Trauerakt zur Wiederbestattung von Imre Nagy. Dabei hielt als einziger Oppositioneller – abgesehen von Veteranen des Aufstands 1956 – der junge Student Viktor Orbán eine Rede: »Wir Jungen verstehen vieles nicht, was vielleicht für die ältere Generation normal ist. Wir stehen verständnislos vor der Tatsache, dass diejenigen, die vor Kurzem noch die Revolution und deren Ministerpräsidenten im Chor erniedrigt haben, heute plötzlich entdecken, dass sie die Reformpolitik von Imre Nagy fortführen wollen. Auch verstehen wir nicht, dass sich die Partei- und Staatsführer, die verfügt hatten, dass wir aus Schulbüchern lernen, welche die Revolution verfälschen, heute [sich] bemühen, möglichst schnell die Särge – wie einen glücksbringenden Talisman – zu berühren.«<sup>162</sup> Gemäßigte Vertreter der etablierten Opposition lehnten diese Rede als zu radikal ab. Nach Igor Janke, einem Biografen Orbáns, neigten die jungen Aktivisten dazu, Missstände radikal anzugehen, wohingegen die älteren Mitglieder der Opposition nach rationalen Lösungen suchten.<sup>163</sup>

Nicht nur 1989 nahmen junge Leute eine besondere Stellung in den oppositionellen Kreisen der beiden Staaten ein. Václav Havel sah es als ein Verdienst der jungen Generation, die den *Prager Frühling* nicht erlebt hatte, die in der Gesellschaft allgemein vorherrschende Apathie aufgebrochen zu haben.<sup>164</sup> Der ungarische Dichter György Petri (1943–2000) erkannte »insbesondere bei der akademischen Jugend« ein »wachsendes Interesse daran, was 1956 eigentlich wirklich geschehen war.«<sup>165</sup> Für die intellektuelle Jugend Ungarns war die Staatspartei ab Mitte der 1980er Jahre kaum mehr attraktiv, ein Drittel der 14- bis 25-Jährigen bezeichnete sich als religiös und betrachtete die

<sup>161</sup> Gotovska-Henze: Die „Samtene Revolution“, 176.

<sup>162</sup> Igor Janke: Viktor Orbán. Ein Stürmer in der Politik. Passau 2014, 89.

<sup>163</sup> Ebenda, 60, 92–94, 102–104.

<sup>164</sup> Havel – *Hvízd'ála*: Fernverhör, 222–226.

<sup>165</sup> »Es gibt etwas, das ich negative politische Lyrik nenne«. Interview mit György Petri. In: Paetzke: Andersdenkende, 225–234, hier 227–228.

ökonomischen Probleme im Vergleich mit dem Nachbarland Österreich kritisch.<sup>166</sup> Die junge Generation versuchte, sich in der Friedensbewegung zu engagieren; sie berief sich auf die Schlussakte von Helsinki, um den Wehrdienst zu verweigern.<sup>167</sup> Das Thema Frieden spielte auch für die Jugend in der ČSSR eine zentrale Rolle. So setzte sich die Unabhängige Friedensvereinigung für die Demilitarisierung Gesellschaft ein.<sup>168</sup>

Eine radikale oppositionelle Jugendorganisation in der ČSSR waren die Bewegung Tschechische Kinder, die Mitte 1988 mit ihrem Gründungsmanifest an die Öffentlichkeit traten. Ähnlich der *Charta 77* unpolitisch ausgerichtet, waren diese Jugendlichen zu keinem Dialog mit der Staatsmacht bereit. Obwohl viele von ihnen Kinder der ersten Oppositionsgeneration waren, arbeiteten sie lediglich in einzelnen Punkten mit den älteren Oppositionellen zusammen. Außerdem versuchten sie, mit Demonstrationen und radikaleren Aktionen die Bürger zu mobilisieren.<sup>169</sup> Auf ähnliche Weise machte in Ungarn ab 1988 der FIDESZ mit provokativen und radikalen Aktionen auf sich aufmerksam, zum Beispiel mit einer Unterschriftenaktion zur Abberufung von Funktionären der Staatspartei. Da die älteren Oppositionellen aus der Generation der ungarischen Reformkommunisten kamen, erweckten sie in den Augen der Jungdemokraten Misstrauen.<sup>170</sup> In der ČSSR arbeiteten die oppositionellen Jugendorganisationen kaum mit der etablierten Opposition zusammen, allerdings vermied man es weitestgehend, gegeneinander zu arbeiten. Die älteren Oppositionellen brachten den Jugendlichen wenig Vertrauen entgegen, während sich letztere nicht für die abstrakten Forderungen der Chartisten interessierten.<sup>171</sup>

## 4. Thematische Schwerpunkte in der Oppositionsarbeit

### 4. 1. *Menschenrechte und politische Dimension*

Wie im entsprechenden Kapitel veranschaulicht, konstituierte sich die *Charta 77* mit Rückgriff auf die Schlussakte von Helsinki auf der Grundlage der Menschen- und Bürgerrechte. Jan Patočka rief kurz nach ihrem Gründungsauf

<sup>166</sup> *Lendvai*: Das eigenwillige Ungarn, 138–141.

<sup>167</sup> *Bangó*: Anzeichen, 188–192.

<sup>168</sup> *Otáhal*: Opoziční proudy, 463–509.

<sup>169</sup> Ebenda, 452–463.

<sup>170</sup> *Judt*: Geschichte Europas, 725; *Schmidt-Schweitzer*: Der Reformkommunismus, 203–204.

<sup>171</sup> *Spiritová*: Hexenjagd, 247–249, 250–251.

zur individuellen Verantwortung für die Menschenrechte auf.<sup>172</sup> Jiří Hájek plädierte Mitte Februar 1977 dafür, die Menschen- und Bürgerrechte innerhalb des sozialistischen Gesellschaftssystems, im Zeichen der friedlichen Koexistenz zu verwirklichen.<sup>173</sup> Den hohen Stellenwert der Menschenrechte mit der Entspannungspolitik zu verbinden, war eine singuläre Eigenschaft der *Charta 77*.<sup>174</sup> Im Kampf um die Einhaltung der Menschenrechte und im Willen, sich innerhalb der legalen Strukturen zu bewegen, wurde das »Minimalprogramm«<sup>175</sup> der heterogenen Bewegung gesehen. Die zentrale Bedeutung der Menschenrechte in der tschechoslowakischen Opposition scheint in der hohen Symbolik des Tages der Menschenrechte am 10. Dezember auf. An diesem fand 1988 die erste genehmigte Demonstration von Oppositionellen in der ČSSR statt und wurde 1989 die *Regierung der nationalen Verständigung* vereidigt.<sup>176</sup>

»Ich möchte vor allem darauf aufmerksam machen, daß die ungarische Opposition ebenso wie auch die anderen osteuropäischen Gruppen und Bewegungen eine Opposition ist, der es um die Durchsetzung der Menschenrechte geht.« Diese Aussage untermauerte János Kis mit Hinweis darauf, dass sich die Opposition in Ungarn in ihrem Engagement für die Menschenrechte vereinige. Zugleich räumte er ein, dass auch andere wichtige Fragen zu beantworten seien.<sup>177</sup> Kis erklärte, dass die Opposition nur »mit einigen symbolischen Gesten« gezeigt hätte, »daß wir zur Gemeinschaft jener osteuropäischen Bewegungen gehören, die sich auf die Menschen- und Bürgerrechte berufen: mit dem Brief vom Jänner 1977 und dem Protest vom Oktober 1979«. <sup>178</sup> Seiner Meinung nach konnte die ungarische Opposition kaum politisch legitimierte Forderungen stellen, da ihr dazu die »Massenbasis« in der

---

<sup>172</sup> Jan Patočka: Was Charta 77 ist und was nicht (Warum das Recht auf ihrer Seite ist und keine Verleumdung oder gewaltsame Maßnahmen sie erschüttern können). 7. Januar 1977. In: *Skilling: Charter 77*, 217–219.

<sup>173</sup> Jiří Hájek: Menschenrechte, friedliche Koexistenz und Sozialismus. 17. Februar 1977. In: *Skilling: Charter 77*, 223–229.

<sup>174</sup> Müller: Von der Konfrontation, 104–105.

<sup>175</sup> *Skilling: Charter 77*, 43.

<sup>176</sup> *Bundessiftung Aufarbeitung: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91*. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1988/> (5. Februar 2021); Preuß: Umbruch, 584.

<sup>177</sup> »Wichtigstes Ziel der Opposition ist die Verteidigung der Menschenrechte«. Interview mit János Kis. In: *Paetzke: Andersdenkende*, 136–149, hier 141–142, 147.

<sup>178</sup> *Kis: Analyse*, 166–167.

Gesellschaft fehle.<sup>179</sup> Ähnlich wird begründet, warum die tschechoslowakische Opposition ohne ein Mandat der Bevölkerung nicht nach Macht strebte.<sup>180</sup> Die *Charta 77* war unpolitisch aufgestellt, zum einen weil sie sich als legalistisch interpretierte, und man innerhalb der *Normalizace* nicht im Einklang mit den gesetzlichen Vorgaben handeln und zugleich offen oppositionell sein konnte. Zum anderen war es den Chartisten wegen der Vielfalt ihrer Auffassungen kaum möglich, sich auf eine gemeinsame politische Linie zu einigen. Dennoch traten sie in offenen Konflikt zur Staatsmacht. Diese Polarität in der politischen Dimension führte zu den – oben erörterten – Diskussionen innerhalb der Opposition. Daraus ergaben sich die Auseinandersetzungen mit den Jugendorganisationen über die Frage einer weniger radikalen oder aber öffentlichkeitswirksameren Vorgehensweise. Milan Otáhal befand, dass die *Charta 77* nicht zur politischen Kraft hätte werden dürfen, da sie von vielen aus moralischen und existentiellen Gründen signiert worden sei.<sup>181</sup>

Václav Havel war grundsätzlich gegen eine Politisierung der *Charta 77*. Er erklärte, dass eine moralische Tat auch ohne die Möglichkeit einer politischen Verwirklichung zu bevorzugen sei.<sup>182</sup> Eine ähnliche Weltsicht lässt sich im Konzept der *Antipolitik* von György Konrád erkennen, aus dem folgte, dass die Intellektuellen in Ungarn keine politischen Ämter anstreben und sich nicht konträr zur Macht aufstellen sollten. Außerdem sollte der Widerstand moralisch und gewaltfrei sein sowie keine Massenbewegung werden. Die wichtigste allgemeine Aufgabe der *Antipolitik* sah Konrád darin, die Politik scharfsinnig zu verfolgen, ohne eine politische Bewegung zu sein. Die antipolitische Opposition brauche keine parlamentarische Ermächtigung, da sie moralisch-kulturell legitimiert sei.<sup>183</sup>

Im Gegensatz zum unpolitischen Prinzip Konráds standen in Ungarn die dezidiert politischen Aktionen des Fonds für die Unterstützung der Armen in sozialen Fragen und die ab 1988 verstärkten Demonstrationstätigkeiten, die auf ökologische Missstände aufmerksam machen sowie Imre Nagy gedenken wollten.<sup>184</sup> In der ungarischen Opposition wurden die Diskussionen über den eigenen Charakter im *Samisdat* geführt, der sich ab Ende der 1970er nicht

<sup>179</sup> »Wichtigstes Ziel der Opposition ist die Verteidigung der Menschenrechte«. Interview mit János Kis. In: *Paetzke*: Andersdenkende, 141.

<sup>180</sup> *Eichwede*: Entspannung, 81–82.

<sup>181</sup> *Otáhal*: Opoziční proudy, 129, 145–147; *Tucker*: The Philosophy, 124–126.

<sup>182</sup> *Havel – Hvízd'ala*: Fernverhör, 144.

<sup>183</sup> *Konrád*: Antipolitik, 116–121, 212–215.

<sup>184</sup> *Kende*: Leistungen, 67, 88–89.

mehr rein kulturell, sondern vermehrt politisch orientierte.<sup>185</sup> 1985 intensivierte sich diese Erörterungen im Zusammenhang mit den Parlaments- und Kommunalwahlen, bei denen es zum ersten Mal möglich war, unabhängige Kandidaten aufzustellen, was die Opposition mit László Rajk und Gáspár Miklós Tamás auch tat. Einer der Befürworter dieser Entscheidung, Ferenc Kőszeg, erinnerte sich: »Ich – und das ist nach anfänglich unterschiedlichen Standpunkten die Ansicht der gesamten Opposition – bin der Meinung, daß man schlechthin keine Politik machen kann, wenn man die Möglichkeiten des politischen Lebens nicht wahrnimmt.«<sup>186</sup>

Die Hauptströmungen der ungarischen Opposition institutionalisierten sich je nach ihren politischen Ansichten bereits ab den Jahren 1987/1988 in die Parteien Ungarisches Demokratisches Forum, FIDESZ und der Bund Freier Demokraten. Die tschechoslowakische Opposition wich von diesem Weg ab, denn die *Charta 77* wandelte sich erst Ende 1989 in das Bürgerforum und die Öffentlichkeit gegen Gewalt um, sie gab ihre unpolitische Grundhaltung spät auf. Jan Bureš erklärte diese spontane Politisierung wie folgt: »Die Opposition in der Tschechoslowakei war auf die Machtübernahme so gut wie nicht vorbereitet. Obwohl sich die führenden Dissidenten praktisch das ganze Leben lang mit Politik beschäftigt hatten, waren ihre Kenntnisse eher allgemeiner und abstrakter Natur.«<sup>187</sup> Dieser Umstand hing wohl mit der moralischen Selbstlegitimierung der *Charta 77* zusammen.

#### 4. 2. Wissenschaft und Philosophie

Mit ihrem grundsätzlich unpolitischen Ansatz stellten sich die *Charta 77* und die übrigen Gruppen der tschechoslowakischen Opposition in die Tradition der politischen Philosophie des tschechischen Politikers Tomáš Garrigue Masaryk (1850–1937).<sup>188</sup> Im Allgemeinen bezog sich die tschechoslowakische Opposition jedoch eher auf zeitgenössische Philosophen wie Václav Bělohradský und vor allem Jan Patočka, der die *Charta* mitbegründet hatte. Václav Havel sah in diesen beiden Philosophen Vorbilder für sein Konzept des *Lebens in der Wahrheit*. Dabei ging es ihm darum, gegen alle Widerstände ein authentisches Leben zu führen, das sich auf moralische Werte berief und fest in den Menschen- und Bürgerrechten verwurzelt war. Havel interpretierte

<sup>185</sup> Dalos: Archipel, 78–80.

<sup>186</sup> »Unsere Funktion entspricht der einer demokratischen Opposition«. Interview mit Ferenc Kőszeg. In: Paetzke: Andersdenkende, 171–172.

<sup>187</sup> Bureš: 17. November 1989, 141.

<sup>188</sup> Preuße: Umbruch, 129.

dieses als gesellschaftliches Konzept, das man nur als soziales Wesen in Kontakt mit anderen verwirklichen könne. Für ihn wie für Patočka stellte das Gewissen eine reale politische Kraft dar.<sup>189</sup> Letzterer begründete diese Haltung wie folgt: »Weil der einzige Weg zur wahrhaftigen Hilfe und Sorge für andere ist, aufzustehen und zu tun, was ich tun muss, ob verborgen oder offen, ob jemand etwas davon weiß oder nicht, um dem eigenen erwachenden Gewissen zu erlauben, die Gewissen von anderen genauso zu erwecken.«<sup>190</sup>

Der moralische Grundsatz des Lebens in der Wahrheit stieß in der ČSSR allerdings auf kritische Stimmen. So wurde bemängelt, dieser Ansatz gehe an der gesellschaftlichen Lebensrealität vorbei und würde der tschechoslowakischen Bevölkerung nicht gerecht.<sup>191</sup> Der Schriftsteller Jiří Gruša (1938–2011), Charta-Unterzeichner, schrieb in seiner Autobiografie zu diesem Thema: »Das Leben in der Wahrheit ist entweder eine Tortur oder nur ein persönlich wahrhaftiges Leben. Weitaus mehr als in der Wahrheit leben wir in der Metapher.«<sup>192</sup> In ähnlicher Weise forderte die ungarische Opposition die Enttabuisierung historischer Ereignisse und eine »Wahrheitsmentalität«.<sup>193</sup> Die Rehabilitierung der Opfer des Aufstands von 1956 und das Streben nach der Wahrheit wurden somit in der ungarischen Opposition zu einer moralischen Frage.<sup>194</sup>

Die ungarische Oppositionsbewegung bezog sich ebenfalls auf zeitgenössische Philosophen. Einer war György Lukács (1885–1971) mit seiner neuen Interpretation des Marxismus.<sup>195</sup> Mehrere Oppositionelle waren in den 1960er Jahren Schüler von Lukács gewesen, der so eine »der wichtigsten Wurzeln der ungarischen demokratischen Opposition«, zu deren intellektuellen »Bezugsperson« wurde.<sup>196</sup> Eine weitere zentrale Figur für die ungarischen Oppositionellen war István Bibó, der nach Ansicht Jenő Bangos mit seinen Ideen die ungarische Demokratie personifizierte und den ungarischen *Samisdat* nach-

<sup>189</sup> Václav Havel: *Gewissen und Politik. Reden und Ansprachen 1984–1990*. München 1990, 28–32. Vgl. Tucker: *The Philosophy*, 116–120, 135, 155–161.

<sup>190</sup> Jan Patočka: In der Angelegenheit der Plastic People of the Universe und DG 307. Dezember 1976. In: *Skilling: Charter 77*, 205–207, hier 206.

<sup>191</sup> *Otáhal: Opoziční proudy*, 153–155.

<sup>192</sup> Jiří Gruša: *Glücklich heimatlos. Einblicke und Rückblicke eines tschechischen Nachbarn*. Leipzig/Stuttgart 2002, 99.

<sup>193</sup> *Bango: Die postsozialistische Gesellschaft*, 220–221.

<sup>194</sup> *Dalos: Der Vorhang*, 81–83.

<sup>195</sup> *Judt: Geschichte Europas*, 451.

<sup>196</sup> Reinhard *Weißhuhn*: Die ungarische demokratische Opposition und ihre Kontakte zur DDR-Opposition. In: *Das Revolutionsjahr 1989. Die demokratische Revolution in Osteuropa als transnationale Zäsur*. Hg. Bernd Florath. Göttingen 2011, 187–196, hier 187.

haltig beeinflusste, wie etwa dem Bibó-Gedächtnisbuch zu entnehmen ist.<sup>197</sup> Für Miklós Haraszti wirkte Bibó über Ungarn hinaus, denn er interpretierte dessen »Memorandum zur Finnlandisierung Ungarns« als »Programm jeder osteuropäischen Opposition«.<sup>198</sup>

Eine Besonderheit in der ČSSR und in Ungarn war das Wiederaufgreifen des Mitteleuropa-Gedankens. Beteiligt waren daran 1984 zwei Schriftsteller unterschiedlicher Biografien. Auf ungarischer Seite handelte es sich um György Konrád, der nach seiner Mitwirkung am Aufstand 1956 in Ungarn geblieben war, auf tschechoslowakischer um Milan Kundera, der hingegen nach dem *Prager Frühling* ins französische Exil gegangen war und versucht hatte, sich aus den inneren Verhältnissen seines Geburtslandes herauszuhalten. Beide stimmten darin überein, dass die Teilung Europas unnatürlich sei; beide sahen Mitteleuropa als primär kulturellen Raum, der von seiner Vielfalt lebe.<sup>199</sup> Die Oppositionsbewegungen in beiden Staaten bezogen sich vereinzelt auch auf Mitteleuropa und die europäische Idee. In der Benennung des Grenzpicknicks bei Sopron als *Paneuropäisches* Picknick und der Tatsache, dass einer der Schirmherren der Präsident der Paneuropäischen Union war – Otto von Habsburg (1912–2011) –, sowie während der Veranstaltung einige Paneuropa-Fahnen gezeigt wurden, lassen sich ebenso als Rückbezüge auf diese Idee und die europäische Einigung erkennen.<sup>200</sup> Tony Judt vermutete, die Oppositionellen hätten mit Europa ein Thema gefunden, das die Staatsmacht nicht so einfach entkräften konnte, »weil es keine ideologische Alternative, sondern einfach eine politische Norm darstellte«.<sup>201</sup>

Das Konzept *Parallel-Polis* für eine alternative Gesellschaft (*alternativní polis*) des Philosophen Václav Benda (1946–1999), nach dem jeder Bürger parallel zu seinen staatlichen Rollen jeweils eine alternative private ausbilde, war in der ČSSR der *Normalizace*-Zeit außerhalb der Parallelkultur nicht umsetzbar.<sup>202</sup> Dennoch erinnert es mit seiner Denkweise an den ungarischen

---

<sup>197</sup> Bangó: Anzeichen, 174–175.

<sup>198</sup> »Der Kádárismus ist kein Weg zur Demokratisierung«. Interview mit Miklós Haraszti. In: Paetzke: Andersdenkende, 155.

<sup>199</sup> György Konrád: Der Traum von Mitteleuropa. In: *Aufbruch nach Mitteleuropa. Rekonstruktionen eines verschwundenen Kontinents*. Hgg. Erhard Busek, Gerhard Wilfinger. Himberg 1986, 87–97; Milan Kundera: Die Tragödie Mitteleuropas. In: *Aufbruch nach Mitteleuropa* 133–144.

<sup>200</sup> György Dalos: Ungarn in der Nußschale. Ein Jahrtausend und zwanzig Jahre. Geschichte meines Landes. München 2012, 177; Oplatka: Der erste Riss, 155.

<sup>201</sup> Judt: Geschichte Europas, 726.

<sup>202</sup> Tucker: The Philosophy, 127–134.

Nonkonformismus. In der unabhängigen Kultur bildete sich in beiden Staaten eine parallele Wissenschaft heraus, die philosophisch und historisch im Rahmen der *Fliegenden Universität* geprägt war. 1977 versuchten Andersdenkende eine solche Einrichtung in Preßburg (*Bratislava, Pozsony*) zu gründen, was jedoch von der Staatssicherheit unterbunden wurde.<sup>203</sup> Die tschechoslowakischen Wohnungsseminare fanden während des gesamten Untersuchungszeitraums unregelmäßig statt und wurden von den Behörden kriminalisiert. In Rückbezug auf die stalinistische Zeit und wohl auch in Erinnerung an ihre Leitfigur nannte man sie *Patočka-Universitäten*. Mit ihnen wollten die Andersdenkenden hauptsächlich ihren Kindern und anderen Jugendlichen »eine in ihren Augen gute humanistische Bildung« zukommen lassen und die junge Generation mobilisieren.<sup>204</sup>

Hans-Jürgen Rother sieht in seiner Monografie über die *Freie Montagsuniversität (Hétfői Szabadegyetem)* in Ungarn Vergleichsmöglichkeiten zur *Patočka-Universität* in der ČSSR. In Budapest konnten sich die Wohnungsseminare bis 1981 jedoch recht frei entwickeln, obwohl auch sie von der Staatsschutzbehörde (*Államvédelmi Hatóság*) misstrauisch beäugt wurden, da sie oppositionelle Ideen verbreiteten. Die Montagsuniversität, deren erste Vorlesung im Herbst 1978 stattfand, wurzelte im Vorbild der Bibó-Seminare der 1970er Jahre und wurde zunächst hauptsächlich von der ersten und zweiten Generation der Lukács-Schüler betrieben. Die Repressionen der Staatssicherheit intensivierten sich ab 1981, zum einen wegen der zeitgleichen Vorgänge in Polen, vor allem jedoch infolge der Vorlesung von György Krassó (1932–1991) zum Gedenken an den noch streng tabuisierten Aufstand 1956. Zu Beginn jenes Jahrzehnts wurden diese Wohnungsseminare immer mehr zu einem Umschlagort für Samisdat-Erzeugnisse. Die Polizei und die Staatssicherheit versuchten, durch ihre Präsenz vor den Wohnungen die Teilnehmer einzuschüchtern. Um die Studentenschaft von den alternativen Vorlesungen und Seminaren abzuhalten, wurden an den Universitäten montagabends Kurse angesetzt, während die Mitteilung verbreitet wurde, dass eine Teilnahme an der Freien Montagsuniversität und ein staatlich-finanziertes Universitätsstudium sich ausschlossen, und den Dozenten mit Entlassungen gedroht wurde. Die Tätigkeit der Freien Montagsuniversität endete im Herbst 1986, aber nicht nur wegen der zunehmenden behördlichen Repressalien,

<sup>203</sup> *Bundesstiftung Aufarbeitung*: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1977/> (5. Februar 2021).

<sup>204</sup> *Spiritová*: Hexenjagd, 320–326.

sondern weil das Interesse an ihr ab 1982 kontinuierlich abnahm, so dass die Opposition bald anderen Betätigungsfeldern Priorität einräumte.<sup>205</sup>

#### 4. 3. Religion

Neben den philosophischen und wissenschaftlichen Bezügen fand die junge Generation immer mehr zur Religion zurück. Nach 1975 hatte sie eine internationale Vereinbarung im Blick: »Sie [die Unterzeichner, J. J.] bestätigen, daß religiöse Bekenntnisse, Institutionen und Organisationen, die im verfassungsmäßigen Rahmen der Teilnehmerstaaten wirken, sowie ihre Vertreter in den Bereichen ihrer Tätigkeit untereinander Kontakte und Treffen haben sowie Informationen austauschen können.«<sup>206</sup> Auf diesen Passus der Schlussakte von Helsinki bezogen sich die Gruppen, die gegen die Situation der Gläubigen in der ČSSR und in Ungarn protestierten. Für einen wichtigen Akteur der religiös motivierten Opposition in Ungarn, den Piaristenpater György Bulányi (1919–2010), kam »Helsinki sicher eine größere Bedeutung zu als 1956«.<sup>207</sup> Diese ungarische religiöse Opposition organisierte sich in Basisgruppen, die in erster Linie von der jungen Generation getragen wurden, sich unabhängig von der offiziellen, meist opportunistisch zur Staatsmacht eingestellten Kirche verhielten und sich selbst als unpolitisch betrachteten. Dabei gliederten sie sich in die *Bulányisten* und die *Regnumisten* auf. Erstere stellten eine progressive Strömung dar, während sich zweite konservativ-elitär aufgestellt der religiösen sowie moralischen Jugendbildung widmeten. Die Regnumisten standen der Staatsmacht und den offiziellen Strukturen kompromisslos gegenüber.<sup>208</sup>

Des Weiteren existierte eine protestantische Strömung, die sich von der methodistischen Kirche abgespalten hatte: die Evangeliums-Brüdergemeinde Ungarns (*Magyarországi Evangéliumi Testvérközösség*). Sie arbeitete bis 1981 in der Illegalität und widmete sich unter anderem der Missionsarbeit der Sinti und Roma. 1980 hielt ihr wichtigster Repräsentant, der Pastor Gábor Iványi, eine Vorlesungsreihe an der *Freien Montagsuniversität* gegen die rigorose Kirchenpolitik in Ungarn. Die Basisgruppen zogen das Misstrauen der Staatsmacht und der offiziellen Kirche auf sich, auch deshalb, weil die Kirchenführer meist zwei Generationen älter waren als ihre jugendlichen Protagonisten.

<sup>205</sup> Rother: Die Freie Montagsuniversität.

<sup>206</sup> *Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* 99.

<sup>207</sup> »Für uns ist das Evangelium maßgebend.« Interview mit György Bulányi. In: *Paetzke: Andersdenkende*, 212–224, hier 222.

<sup>208</sup> *Bangó: Anzeichen*, 177–182.

Ab 1988 wurden allmählich größere kirchliche Feste in offiziellem Rahmen gefeiert.<sup>209</sup>

Václav Havel sah in der erwachenden Religiosität die – neben der Jugend – wichtigste Kraft, welche die Apathie der tschechoslowakischen Gesellschaft ab Mitte der 1980er Jahre nach und nach aufbrach.<sup>210</sup> Bereits im April ihres Gründungsjahres veröffentlichte Jiří Hájek für die *Charta 77* ein Dokument, in dem er die Berufung auf die Menschenrechte mit dem Thema Religion verknüpfte. Weiterhin forderte er die religiösen Bekenntnisse, ihre Vertreter sowie deren Ausbildungen den staatlichen gleichzustellen.<sup>211</sup> Ivan Medek (1925–2010), ein katholischer Chartist, trat im Herbst 1977 in einem Brief an Gustáv Husák und das Parlament für die Religionsfreiheit ein. Darin prangerte er die Benachteiligungen praktizierender Gläubiger und deren Familien sowie Diskriminierungen von Priestern und Mönchen an.<sup>212</sup> Außerdem bekannten sich einige protestantische Pastoren in der ČSSR im Januar jenes Jahres zur Charta und stellten Parallelen zwischen Grundüberzeugungen von Chartisten und Christen heraus.<sup>213</sup> Im Allgemeinen nahmen Glaube und Religiosität eine wichtige Rolle in der *Charta 77* ein, die sich auch darin manifestierte, dass ein Sprecherposten immer von einem religiösen Mitglied eingenommen wurde. Nichtsdestoweniger sahen die katholische wie auch die evangelische Kirche die Chartisten skeptisch und lehnten diese ab. Gerade die protestantischen Offiziellen standen der politischen Führung traditionell nahe, da sie ihren Glauben recht frei ausleben konnten und diesen Status nicht gefährden wollten.<sup>214</sup>

Teile der tschechoslowakischen Kirchen waren illegal tätig, weihten heimlich Priester, und ihre Aktivisten gründeten informelle Gruppierungen. Diese waren hauptsächlich in Mähren und im slowakischen Landesteil aktiv. In der Slowakei belebte die Wahl des Krakauer Erzbischofs Karel Józef Wojtyła (1920–2005) zum Papst Johannes Paul II. 1978 die Untergrundkirche *ecclesia silentii*.<sup>215</sup> Vor allem die slowakische Opposition war religiös geprägt. In den

<sup>209</sup> *Bango*: Die postsozialistische Gesellschaft, 181–189; *Kende*: Leistungen, 70–71; »Zigeunersein und Elend sind so etwas wie ein Synonym geworden«. Interview mit Gábor Iványi. In: *Paetzke*: Andersdenkende, 200–211, 209–211; *Rother*: Die Freie Montagsuniversität, 42.

<sup>210</sup> *Havel – Hvižd'ala*: Fernverhör, 224.

<sup>211</sup> Jiří Hájek: Charta 77. Dokument Nr. 9. 22. April 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 245–248.

<sup>212</sup> Ivan Medek: Appell für Religionsfreiheit. 1. Oktober 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 288–290.

<sup>213</sup> Milan Balabán – Alfréd Kocáb – Miloš Rejchrt: Brief, der die Stellung gegenüber der Charta 77 ausdrückt. Januar 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 287–288.

<sup>214</sup> *Otáhal*: Opoziční proudy, 145–151.

<sup>215</sup> *Preuße*: Umbruch, 136–137, 158.

1980er Jahren initiierte sie immer wieder Wallfahrten und religiös motivierte Aktionen, die viele Menschen anzogen. Exemplarisch dafür seien die Wallfahrt nach Leutschau (*Levoča, Lőcse*) zur Mitte der 1980er Jahre und die Kerzendemonstration in Preßburg am 25. März 1988 genannt, die als größte Manifestation seit dem *Prager Frühling* gilt. Allerdings hatte die religiöse Bewegung auch gesamtstaatlichen Charakter. So initiierte der katholische Bürgerrechtler Augustin Navrátil (1928–2003) 1988 eine Petition zur Religionsfreiheit, die knapp 600.000 Personen unterzeichneten. Bereits im Juli 1985 gedachte eine große Zahl Gläubiger im südostmährischen Velehrad dem Heiligen Method und trat dabei für wahre Religionsfreiheit ein. Die wichtigste Manifestation der religiösen Initiativen fand jedoch wiederum in der Slowakei statt: Anfang Juli 1989 pilgerten rund 200.000 Gläubige zur Basilika Mariä Heimsuchung (*Bazilika Navštívenia Panny Márie*) bei Leutschau.<sup>216</sup>

#### 4. 4. Ökologie

Ein weiteres Thema, aus dem sich gesellschaftlicher Widerstand hervorrufen ließ, ergaben der Umweltschutz und die internationale Zusammenarbeit auf diesem Feld, die in der Schlussakte von Helsinki ebenfalls festgeschrieben waren.<sup>217</sup> Die Ökologie war geeignet, die Gesellschaft anzusprechen, da von der Umweltverschmutzung eine konkrete Gefahr ausging, sie also nicht so abstrakt wirkte wie das Thema der Menschenrechte.<sup>218</sup>

In der ČSSR ließ die politische Führung im Umweltschutz in gewissem Rahmen bürgerliche Initiativen zu. Die Regierung gründete 1979 den Tschechischen Verband für Umweltschutz (*Český svaz ochranců přírody*), der versuchte, eigene Ideen in die Diskussionen einzubringen und die außerparteiliche Umweltbewegung einzudämmen. Ab Mitte der 1980er Jahre verselbständigte sich dieser Verband jedoch und arbeitete oftmals mit inoffiziellen Umweltorganisationen zusammen. In jenem Jahrzehnt begannen die Bürger, sich für Umweltschutz zu engagieren. Es wurden Petitionen initiiert

<sup>216</sup> *Bundesstiftung Aufarbeitung*: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1985/> (5. Februar 2021); Čarnogurský: Der antikommunistische Widerstand, 255–259; Preuß: Umbruch, 332–333, 486; Tomáš Vilímek: Die Opposition in der ČSSR und in der DDR. Der „dissidentische Weg“ und die gegenseitige Wahrnehmung von Vertretern der tschechoslowakischen und ostdeutschen Opposition. In: Das andere Osteuropa. Dissens in Politik und Gesellschaft, Alternativen in der Kultur (1960er bis 1980er Jahre). Hg. Wolfgang Eichwede. II. Berlin 2013, 279–488, hier 322–325.

<sup>217</sup> *Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* 83–86.

<sup>218</sup> *Judt*: Geschichte Europas, 654–655; *Otáhal*: Opoziční proudy, 556.

und Demonstrationen veranstaltet, wobei es hauptsächlich um die Erhaltung der eigenen Gesundheit ging. Gegen Ende des Jahrzehnts kam es zu größeren Demonstrationen in Ostrava (*Ostrava*) gegen den Kohleabbau sowie gegen den Bau einer geplanten Autobahn in der Nähe von Prag. Überdies gingen ab Mitte November 1989 immer wieder Menschen im nordböhmischen Industrieviertel für mehr Umweltschutz auf die Straße.<sup>219</sup> Die Staatssicherheit erfasste im Kontext des Umweltschutzes zwei Strömungen: Eine radikale, die nicht bereit war, mit der Staatsmacht zusammenzuarbeiten, und eine gemäßigte, die zur Lösung der Probleme in einem Dialog bereit gewesen wäre. Tatsächlich arbeiteten im Themenkomplex Ökologie die unabhängigen Initiativen partiell mit staatlichen Organisationen zusammen, so mit der Umweltsektion der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften. Die *Charta 77* befasste sich hingegen nur punktuell mit der ökologischen Lage in der ČSSR. Sie verknüpfte Umweltschutz mit dem Menschenrecht auf Leben, veröffentlichte zu Beginn der 1980er Jahre einige Dokumente, um für dieses Thema zu sensibilisieren, und veranstaltete 1987 ein Forum, bei dem ökologische Fragen im Mittelpunkt standen. Beim Thema Umweltschutz zeigte sich einmal mehr die Jugend als Triebkraft der Opposition. Milan Otáhal merkte an, dass »die ökologische Problematik so schwerwiegend war, dass sie neben den Bürger- und Menschenrechten zum gemeinsamen Programm aller zentralen unabhängigen Initiativen wurde.«<sup>220</sup> Er resümierte jedoch, dass das Potential dieses Themas von der tschechoslowakischen Opposition zu wenig genutzt worden sei.<sup>221</sup>

In Ungarn, das im Vergleich zur ČSSR eine geringere Industriedichte aufwies, wurden Ökologie und Umwelt erst in den 1980er Jahren und zunächst lediglich auf lokaler und regionaler Ebene thematisiert. Aktionen richteten sich beispielsweise gegen Müllentsorgung sowie Mülltransporte und einen umstrittenen Steinbruch. Auf gesamtstaatlicher Ebene wurde der Umweltschutz erst mit den Plänen zum Bau des Wasserkraftwerks Gabčíkovo–Nagyymaros an der slowakisch-ungarischen gemeinsamen Strecke der Donau intensiviert. Die Kontroverse um dieses Projekt begann 1984 mit einer öffentlichen Diskussion in Budapest und der Gründung des Komitees für die Donau, das sich ein Jahr später in den Donau-Kreis (*Duna Kör*) umstrukturierte. Die Staatsmacht reagierte 1984/1985 mit einem offiziellen Publikati-

<sup>219</sup> *Otáhal*: *Opoziční proudy*, 549–552; *Valeš*: *Der Verlauf*, 184.

<sup>220</sup> *Otáhal*: *Opoziční proudy*, 554.

<sup>221</sup> *Ebenda*, 552–556.

onsverbot zum Projekt, woraufhin Informationen dazu im *Samisdat* kursierten. Obwohl einen Appell des Duna-Kreises um die 10.000 Bürger unterschrieben hatten, beschloss die Regierung 1985, das Wasserkraftwerk fertigzustellen. Ab 1986 politisierte sich der Protest immer nachhaltiger und gipfelte in Unterschriftenaktionen, die eine Volksabstimmung forderten. Im Februar 1987 verabredeten sich Umweltschützer aus Ungarn und Österreich zu einem Protestspaziergang auf der Budapester Margareten-Insel, bei dem die Staatsmacht versuchte, Mitglieder des Duna-Kreises zu zerstreuen. Der Widerstand schien nach mannigfaltigen Repressalien zu zerfallen, er lebte 1988 aber wieder auf. Neue Protestaktionen und eine internationale Umweltschutzkonferenz in Budapest waren die Folge. Nachdem das Projekt im ungarischen Parlament Ende 1988 nochmals bestätigt worden war, sammelten die Umweltschützer bis März 1989 etwa 130.000 Unterschriften gegen Gabčíkovo–Nagymaros. Am 13. Mai 1989 trat Ungarn schließlich einseitig vom Bauvorhaben zurück. Der Grund hierfür hing damit zusammen, dass der Protest nicht nur ökologisch, sondern auch national begründet war, da der Bau des Wasserkraftwerks Teile der ungarischen Siedlungsgebiete in der Slowakei betroffen hätte.<sup>222</sup>

Die etablierte Opposition beteiligte sich ab 1988 an den Demonstrationen gegen Gabčíkovo–Nagymaros.<sup>223</sup> Dadurch gerieten die Umweltschutzorganisationen in ein Dilemma: »Umweltgruppen wie der ›Donau-Kreis‹ bemühten sich aus Gründen des Selbstschutzes beinahe verzweifelt um Abgrenzung gegenüber der Opposition, andererseits war diese der einzige Bündnispartner, der die Kritik des Donau-Kreises offen unterstützte und keine Rücksichten auf die Macht zu nehmen bereit war.«<sup>224</sup>

Gabčíkovo–Nagymaros war zwar ein internationales Bauprojekt, an dem sowohl Ungarn als auch die ČSSR beteiligt waren. Mit Ausnahme einer Forderung der *Charta 77*, den Bau unter ökologischen Gesichtspunkten neu zu bewerten,<sup>225</sup> lassen sich in der tschechoslowakischen Opposition dennoch keine Aktionen dagegen nachweisen – wohl auch deshalb, weil der slowakische Landesteil betroffen war, wo die Opposition außerhalb religiöser Gruppen relativ schwach vertreten war. Einer der ungarischen Aktivisten, der

---

<sup>222</sup> Hubertus Knabe: Umweltproteste in Ungarn. Innen- und außenpolitische Implikationen. In: Berichte des Bundesinstituts für Ostwissenschaftliche und Internationale Studien. Bd. 65. Köln 1989; Pállinger: Die politische Elite, 169–170, 192.

<sup>223</sup> Schmidt-Schweitzer: Der Reformkommunismus, 136–138.

<sup>224</sup> Knabe: Umweltproteste, 33.

<sup>225</sup> Otáhal: Opoziční proudy, 552–553.

Historiker Vilmos Heiszler (1947–2009), sah im Widerstand gegen das Kraftwerksprojekt Integrationsmöglichkeiten für Strömungen in der Opposition: »Dieses Projekt war in größtem Maße geeignet, protestierende Gruppen jeder Couleur zu integrieren: Naturschützer, Donau-Schwärmer, reformökonomische Kritiker megalomaner planwirtschaftlicher Großinvestitionen, nationalistische Gruppen, die mit Sorge die Lage der ungarischen Minderheit in der Südslowakei betrachteten.«<sup>226</sup> Die Umweltschutzgruppen hielten sich aber lange Zeit von der etablierten Opposition fern. Deshalb ist der Fachliteratur eine ausgedehnte Zusammenarbeit zwischen den beiden Bewegungen nicht bekannt.

#### 4. 5. *Der Schutz der ungarischen Minderheiten*

Die KSZE-Schlussakte weist explizit darauf hin, dass alle Bestimmungen in den Bereichen Kontakt und Zusammenarbeit sowie Wissenschaft und Unterricht für die nationalen Minderheiten in den Signatarstaaten Gültigkeit hätten.<sup>227</sup> Dennoch blieben Verletzungen der Rechte der ungarischen Minderheiten in den Nachbar- und *sozialistischen Bruderstaaten* und ČSSR und Rumänien während des *Kádárismus* ein großes Tabuthema. So wurde beispielsweise der József-Attila-Kreis Junger Schriftsteller (*Fiatal Írók József Attila Köre*) 1981 hauptursächlich deswegen aufgelöst, weil seine Mitglieder sich nachhaltig mit diesem Thema befassten.<sup>228</sup> Im Hinblick auf die Wichtigkeit einer Fürsorgepflicht für die ungarischen Minderheiten waren sich die beiden Oppositionsströmungen, die Urbanisten und die Volkstümlichen, einig. Die volkstümliche Opposition wandte sich schließlich zur Mitte der 1980er Jahre mit Vorschlägen an die Staatspartei, wie die Situation der ungarischen Landsleute in den Nachbarstaaten verbessert werden könnte. Da seine keine Antwort erhielt, festigte sich die Überzeugung, dass das politische System Ungarns nicht reformierbar sei.<sup>229</sup>

Das Hauptaugenmerk bei diesem Thema war auf die rigorose Nationalitätenpolitik Rumäniens gerichtet. Dennoch waren Missstände im slowakischen Landesteil der ČSSR immer wieder ein Streitpunkt zwischen ungarischen Intellektuellen und der politischen Führung in Budapest. In diesem Kontext wurde auch die Zwangsumsiedlung von Magyaren aus der Slowakei nach

<sup>226</sup> Vilmos Heiszler: Ein seltsamer Abend am 17. November (Fünf Ungarn in Prag). In: *Die Samtene Revolution* 307–308.

<sup>227</sup> *Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* 113, 120.

<sup>228</sup> Rother: Die Freie Montagsuniversität, 58.

<sup>229</sup> Kende: Leistungen, 72–73; Pállinger: Die politische Elite, 156–157.

Ungarn nach dem Zweiten Weltkrieg aufgegriffen. Eines der wichtigsten Themen war das umstrittene tschechoslowakische Schulgesetz, das einen gewissen Assimilationsdruck auf die etwa sechshunderttausend Seelen zählende ungarische Minderheit ausübte.<sup>230</sup> Von steigendem Assimilationsdruck auf die Magyaren in der Slowakei berichtete Gáspár Miklós Tamás, der selbst aus Siebenbürgen nach Ungarn emigriert war. Er schränkte allerdings ein, dass es auch Zugeständnisse gegeben habe.<sup>231</sup>

Im slowakischen Teil der ČSSR gründeten Angehörige der ungarischen Minderheit um den Geologen Miklós Duray im Jahre 1978 den Ausschuss für den Rechtsschutz der ungarischen Minderheit in der Tschechoslowakei (*Csehszlovákiai Magyar Kisebbség Jogvédő Bizottsága*), der in erster Linie gegen das Schulgesetz und den Assimilierungsdruck protestierte sowie Diskriminierungen gegen Minderheitsangehörige anprangerte. Duray wurde Ende 1982 festgenommen; 1983 waren beim Auftakt seines Prozesses auch Vertreter der ungarischen volkstümlichen Opposition anwesend. Die Repressalien gegen die Organisatoren des Rechtsschutzausschusses richteten sich vor allem gegen Duray, der kurz nach seiner Freilassung wieder festgenommen wurde, was zu Protesten vieler tschechoslowakischer Oppositioneller führte.<sup>232</sup> Václav Havel und Ladislav Hejránek veröffentlichten 1978 ein Dokument, in dem unter anderem die Unterstützung der *Charta 77* für die ungarische Minderheit in der ČSSR bekundet wurde. Nahezu zehn Jahre später riefen die Chartisten einen Aktionstag gegen die rumänische Innenpolitik und die Diskriminierungen der Minderheiten in Rumänien aus.<sup>233</sup> Außerdem griffen Vertreter der im slowakischen Landesteil lebenden Magyaren Themen der tschechoslowakischen Opposition auf und veröffentlichten das „Memorandum 1988 zum 70. Jahrestag der Gründung der Tschechoslowakei“ (*Memorandum 1988 pri príležitosti 70. výročia vzniku ČSR*), in dem sie nicht nur einen wirkungsvolleren Minderheitenschutz forderten, sondern auch offen für eine Erneuerung des politischen Systems eintraten.<sup>234</sup>

---

<sup>230</sup> *Lendvai*: Das eigenwillige Ungarn, 42–44.

<sup>231</sup> »Ich bin ein ungarischer Emigrant in Ungarn«. Interview mit Gáspár Miklós Tamás. In: *Paetzke*: Andersdenkende, 193–194.

<sup>232</sup> *Bundessiftung Aufarbeitung*: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1982/>; <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1983/> (5. Februar 2021); *Skilling*: Charter 77, 103.

<sup>233</sup> *Preuß*: Umbruch, 151, 334.

<sup>234</sup> *Bundessiftung Aufarbeitung*: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1988/> (5. Februar 2021).

In Ungarn war der Problembereich der ungarischen Minderheiten geeignet, die Öffentlichkeit zu mobilisieren. Eine von der Opposition organisierte Kundgebung gegen die Dorfkollektivierungspläne in der nationalkommunistischen Diktatur Rumäniens zog am 27. Juni 1988 offiziell rund 30.000, in Wahrheit aber 100.000 Personen auf den Budapester Heldenplatz. Die politische Führung tolerierte die Veranstaltung, da sie schon ab 1987 bestrebt war, das Thema der ungarischen Minderheitenfrage aufzugreifen, um es nicht der Opposition zu überlassen.<sup>235</sup>

#### 4. 6. *Innerparteiliche Reformen*

Zu Beginn der 1980er Jahre bestand die ungarische Staatspartei aus drei Flügeln. An den Rändern einerseits die konservativen Ordnungskräfte, andererseits Reformen, die dafür eintraten, die Menschen- und Bürgerrechte zu gewähren und Reformen einzuleiten, die den real existierenden Sozialismus attraktiv machen sollten. Zwischen diesen beiden stand die Fraktion um den Generalsekretär János Kádár. Ab 1988 bildeten sich in der Partei weitere Fraktionen. Neben den Kádáristen, die nicht willens waren, Reformen einzuleiten, erschienen die Pragmatiker um Károly Grósz (1930–1996), 1987/1988 Ministerpräsident Ungarns. Eine weitere Gruppierung bildeten in Moskau ausgebildete Technokraten, die für eingeschränkte Veränderungen innerhalb des bestehenden Systems offen waren. Der liberale Reformflügel wiederum trat bereits deutlich für Reformen ein.<sup>236</sup> Die Staatspartei stellte somit in den 1980er Jahren keine Einheit mehr dar: »Der Riss innerhalb der USAP [Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei, J. J.] wurde immer tiefer. Die Reformen innerhalb der Partei waren, ideologisch gesehen, weiter von den Konservativen als von der Opposition entfernt.«<sup>237</sup>

Tatsächlich lassen sich am Ende der 1980er Jahre einzelne Kontakte zwischen den innerparteilichen Reformkräften und der etablierten Opposition nachweisen. Die Patriotische Volksfront (*Hazafias Népfront*) um den Reformsozialisten Imre Pozsgay versuchte zu gemäßigten Intellektuellen in der Opposition eine Brücke zu schlagen, die ihrerseits Kontakte zu radikaleren Oppositionellen unterhielten. Folglich sah sich ab dem Jahr 1988 das Ungarische Demokratische Forum, das Sammelbecken der Volkstümlichen, in einer

<sup>235</sup> Pállinger: Die politische Elite, 168–169; Schmidt-Schweitzer: Der Reformkommunismus, 72–77.

<sup>236</sup> Bango: Die postsozialistische Gesellschaft, 179; Pállinger: Die politische Elite, 117.

<sup>237</sup> Pállinger: Die politische Elite, 165.

Vermittlerrolle. Gleichwohl waren der innerparteiliche Reformflügel und die Opposition weiterhin in vielen Punkten verschiedener Auffassung. Einer der Hauptunterschiede in ihren Zukunftsbildern lag darin, dass die Reformkommunisten an eine Reformierbarkeit des Systems glaubten und daher weniger einen ideologischen, sondern hauptsächlich einen ökonomischen Umschwung anstrebten. Es regten sich außerdem Stimmen innerhalb der Opposition – so jene von János Kis –, die den Einfluss der innerparteilichen Reformer für nicht gewichtig genug hielten.<sup>238</sup>

Letztere Einschätzung traf für die Zeit der ausgehenden 1980er Jahre nicht zu. Zwar wurde nach der Absetzung von János Kádár im Mai 1988 zunächst der Pragmatiker Károly Grósz zum Generalsekretär der Staatspartei ernannt, der Wunsch nach Reformen nahm aber sowohl an der Parteispitze als auch an der Basis zu. Bereits ab Ende 1987 strebte die innerparteiliche Reformströmung danach, das Einparteiensystem umzugestalten, ohne es abzuschaffen. An der Parteibasis und in den parteinahen Massenorganisationen regte sich zu dieser Zeit der Unmut über die Reformvorschläge der Fraktion um Grósz, die ihrer Meinung nach nicht weit genug gingen. Diese Bewegung wurde hauptsächlich von Intellektuellen aus der jüngeren Generation getragen, die sich weigerten, aus der Staatspartei auszutreten, da sie damit lediglich die Konservativen gestärkt hätten. Im Juni 1989 setzten sich die Reformkräfte innerhalb der Partei schließlich durch. Dieses Ergebnis war die Folge zweier Entwicklungen: Zum einen schlossen sich die Reformer an der Basis und in der Parteiführung zu einer Fraktion zusammen, zum anderen nährte die Erstarbung der Opposition die Überlegung, dass ein Wechsel an der Parteispitze und Reformen innerhalb der Partei die Opposition vielleicht schwächen könnten.<sup>239</sup> Diesen innerparteilichen Kontroversen war es zu verdanken, dass die Staatspartei zwar mit sich selbst beschäftigt, zugleich aber reformfähig war, somit eine ernstzunehmende Kraft in der Wendezeit darstellte. Die Umdefinierung des Aufstands 1956 aus einer Konterrevolution in eine Volkserhebung markierte dabei Anfang 1989 einen wichtigen Schritt auf dem Weg zum Abbau des alten Systems.

Für die ČSSR lässt sich eine breite innerparteiliche Reformbewegung nicht nachweisen, die Säuberungen nach 1968 griffen wohl zu tief. Im Frühjahr 1989 zerfiel die Volksfront (*Národní fronta*), der Zusammenschluss der Par-

<sup>238</sup> Ebenda, 138–141, 160–161, 172–173; »Wichtigstes Ziel der Opposition ist die Verteidigung der Menschenrechte«. Interview mit János Kis. In: *Paetzke: Andersdenkende*, 146.

<sup>239</sup> *Schmidt-Schweitzer: Der Reformkommunismus*, 59, 77–82, 243–252, 262–263, 267–272.

teien und Massenorganisationen, die der kommunistischen Partei nahestanden, an der Weigerung der Partei, Reformen anzugehen, die unter anderem mit Hinweis auf 1968 begründet wurde, als Reformen forciert worden seien.<sup>240</sup> Es habe zwar, so das Parteimitglied Rudolf Hegenbart, 1989 eine innerparteiliche Opposition gegen den Ersten Sekretär Miloš Jakeš (1922–2020) gegeben. Überdies könnten die Ereignisse des 17. November 1989 von innerparteilichen Kräften gesteuert worden sein, um die darauffolgende Empörung für ihre Strömung auszunutzen.<sup>241</sup> Diese Vermutung ist jedoch mittlerweile von der Fachliteratur weitgehend widerlegt. Dennoch sind ab 1987 innerparteiliche Gruppierungen erkennbar, die in Streitigkeiten und Machtkämpfen gegeneinander arbeiteten. Der Veränderungswille ging aber nicht über Personalentscheidungen wie beispielsweise den Austausch des Ersten Sekretärs hinaus. Dem kleinen innerparteilichen Reformflügel stand zu jeder Zeit eine Mehrheit an konservativen Kommunisten gegenüber.<sup>242</sup>

## 5. Die Rezeption der Oppositionsbewegungen

Die staatlichen Behörden gingen in der ersten Zeit nach der Veröffentlichung der *Charta 77* restriktiv gegen die Signatäre vor, wobei man zunächst versuchte, sie öffentlich zu desavouieren. Im Rahmen der Medienkampagne gegen die Chartisten erschien Ende Januar 1977 ein Artikel der Tschechischen Presseagentur (*Česká tisková kancelář*), in dem festgestellt wurde, die Meinungsfreiheit sei lediglich soweit zugelassen, wie sie die Interessen des Sozialismus und der Arbeiterschaft nicht verletze. Folglich wurde die *Charta 77* für illegal erklärt, da sie sich nicht im Einklang mit der Verfassung befinde und die führende Rolle der kommunistischen Partei in Frage stelle. Außerdem wurde den Chartisten vorgeworfen, ihre Deklaration zuerst im Westen veröffentlicht zu haben, sich dabei antisozialistisch und antinational verhalten zu haben sowie Exponenten des Jahres 1968 in ihre Reihen aufzunehmen.<sup>243</sup>

Allgemein überließ es die Staatspartei den Behörden der Exekutive und der Presse, gegen die Chartisten vorzugehen. Neben der Kampagne gegen

<sup>240</sup> *Preuße*: Umbruch, 453.

<sup>241</sup> Rudolf Hegenbart: Erinnerungen an die Zeit vor dem Beginn der „Samteten Revolution“. In: *Die Samtene Revolution* 273–291.

<sup>242</sup> Vladimír V. Kusin: Czechoslovakia: Dissent and Reform. In: *Bohemia* 29 (1988) 400–406; Vaněk: Der 17. November, 149–154.

<sup>243</sup> ČTK: Charta 77 ist ein Verstoß gegen tschechoslowakische Gesetze. 31. Januar 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 212–213.

einzelne Signatare in den Medien, die Ende April 1977 allmählich dazu übergingen, die *Charta* zu ignorieren, gingen zugleich die Staatssicherheitsorgane und die Polizeibehörden gegen die Unterzeichner vor. Einzelne Repräsentanten wurden verhört und festgenommen, andere aus ihrer Arbeitsstelle entlassen. Es fanden Beschattungen statt, Telefone wurden abgehört beziehungsweise abgestellt, womit eine Kommunikation unmöglich gemacht werden sollte. In einzelnen Fällen kam es zu Drohungen gegen die Familie oder Drohanrufen, in denen sich, nach Darstellung offizieller Stellen, der Volkszorn spontan entlud. So sollte der psychische Druck gegen die Chartisten verstärkt sowie der Öffentlichkeit suggeriert werden, was es bedeutete, sich gegen die Staatsmacht zu wenden. Deren größte Angst war es nämlich, die *Charta 77* und ihre oppositionellen Ideen könnten Anklang in der Gesellschaft finden. Außerdem wurde die politische Führung zunächst von dieser neuen Art des Protests überrascht.<sup>244</sup>

Václav Havel beschrieb eingehend, wie er selbst verfolgt wurde und berichtete von Drohungen, Diffamierungen, Verhören und damit verbundenen Intrigen der Staatssicherheit sowie von Beschattungen, Einbrüchen und Zerstörungen.<sup>245</sup> Pavel Kohout schildert in seinem autobiografischen Roman „Wo der Hund begraben liegt“ detailliert verschiedene Repressalien der Staatsmacht, ebenso seine erzwungene Ausbürgerung im Herbst 1979.<sup>246</sup> Doch die Chartisten wehrten sich gegen diese Maßnahmen, so mit der Gründung Komitees zur Verteidigung der zu Unrecht Verfolgten und mit Veröffentlichungen wie dem Brief von Jan Patočka und Jiří Hájek von Anfang Februar 1977, in dem sie konstatierten: »So erscheint es, dass es nicht die Deklaration der *Charta 77* und ihre Publikation im Ausland sind, die den guten Namen der Republik in der Welt zerstören, vor allem in progressiven Kreisen, sondern vor allem die Fakten, die sie kritisiert [...] und im Einzelnen die Art und Weise, mit der die Autoritäten und die offizielle Propaganda der ČSSR auf diese Deklaration reagiert haben.«<sup>247</sup>

Tatsächlich bewirkte das Vorgehen der Staatsmacht zunächst, dass die Deklaration allgemein bekannt und national wie international mit Sympathie aufgenommen wurde. Somit befand sich die politische Führung in einem

<sup>244</sup> *Otáhal*: Opoziční proudy, 133–140, 604–613; *Skilling*: Charter 77, 127–143; *Spiritová*: Hexenjagd, 208–216, 220–221.

<sup>245</sup> *Havel – Hvižd'ala*: Fernverhör, 175.

<sup>246</sup> *Kohout*: Wo der Hund begraben liegt. Siehe noch *Kohout*: Mein tolles Leben, 267–272.

<sup>247</sup> Jiří Hájek – Jan Patočka: Brief an die Föderalversammlung. 3. Februar 1977. In: *Skilling*: Charter 77, 213–216, hier 215.

Dilemma: Mit Repressalien gegen die Chartisten zerstörte man seinen internationalen wie nationalen Ruf, mit Anerkennung und Gesprächsbereitschaft hätte man seine eigene Macht erodiert. So wurden 1979 im Prozess gegen das Komitee zur Verteidigung der zu Unrecht Verfolgten – trotz internationaler Proteste – drastisch Maßnahmen gegen die Oppositionellen ergriffen.<sup>248</sup> Erst in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre lockerte sich leicht das staatliche Vorgehen gegen die tschechoslowakische Opposition. Man ging in vielen Fällen dazu über, Oppositionelle achtundvierzig Stunden in Haft zu nehmen, um ihrer Teilnahme an Kundgebungen zuvorzukommen, sowie Treffen zwischen Andersdenkenden und ausländischen Staatsgästen zu unterbinden.<sup>249</sup> Im August 1989 trafen sich Regierungsvertreter und der Prager Erzbischof František Tomášek (1899–1992) aus dem Sympathisantenkreis der Opposition zu einer Unterredung. Dennoch wurden im gleichen Jahr Einreiseverbote für ausländische politische Unterstützer der Demonstration zum Jahrestag der Staatsgründung der Tschechoslowakei verhängt.<sup>250</sup>

Im Ungarn János Kádárs bewegte sich die Opposition in einem vergleichsweise liberalen Umfeld. Seit 1975 gab es keine politischen Prozesse mehr, allerdings wurden selektive Einzelstrafen wie soziale Diskriminierungen und einzelne Entlassungen durchgesetzt. Während der 1980er Jahre waren vereinzelte Dialoge zwischen der Staatsmacht und einzelnen Gruppierungen der Opposition, deren einige Ideen die Behörden aufgriffen, um der Bevölkerung entgegenzukommen. Dieses integrative Verhalten gegenüber der Opposition hing unter anderem mit dem Wunsch nach Wahrung des innen- und außenpolitischen Prestiges zusammen.<sup>251</sup> Dennoch waren Andersdenkende in den Jahren 1982/1983, nach der Verhängung des Kriegszustands in Polen, Unterdrückungsmaßnahmen wie Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, Beschlagnahmen, Prozessen sowie Wohnungsentziehungen ausgesetzt.<sup>252</sup> Eine grundsätzliche Problematik im *Kádárismus* erwuchs aus dem Umstand, dass es keinerlei generelle Verordnungen gab, an denen sich die Oppositionellen hätten orientieren können.<sup>253</sup> Die offizielle Verfolgung des ungarischen *Samisdat* wurde nicht politisch begründet, sondern wiederholt im Bereich der

<sup>248</sup> *Skilling*: Charter 77, 143–149.

<sup>249</sup> *Spiritová*: Hexenjagd, 241–246.

<sup>250</sup> *Preuße*: Umbruch, 497, 537.

<sup>251</sup> *Kende*: Leistungen, 80–87.

<sup>252</sup> *Dalos*: Archipel, 78–80.

<sup>253</sup> *Nóvé*: Ausbruch, 196–197.

Wirtschaftskriminalität gesteuert. Oftmals blieb es statt eines Prozesses bei Geldstrafen.<sup>254</sup>

Ungarns soll sein repressives Vorgehen teilweise mit seinen Bruderstaaten koordiniert haben. Gáspár Miklós Tamás bemerkte in diesem Kontext: »Ich bin überzeugt davon, daß diese Maßnahmen gegen die verschiedenen osteuropäischen Dissidenten innerhalb des Warschauer Pakts koordiniert werden.«<sup>255</sup> Nach Ansicht Gábor Demszkys seien dabei in der Regel aber nicht die ungarischen Behörden die treibende Kraft gewesen: »Die vollkommene Gleichzeitigkeit des behördlichen Vorgehens deutet darauf hin, daß sowohl die Rumänen als auch die Tschechoslowaken bei den Ungarn gewisse Schritte unternommen haben, um die Bestrebungen der freien Presse in allen drei Ländern gleichzeitig zu zerschlagen. Und ich könnte mir denken, daß hier nicht die Ungarn die Initiative ergriffen haben, sondern vielmehr die Rumänen und die Tschechoslowaken.«<sup>256</sup>

Die Verantwortlichen in den ostmitteleuropäischen sozialistischen Staaten standen vor einem Dilemma: Die Nichtanerkennung der Opposition und ein repressives Vorgehen gegen die Andersdenkenden hätten zu internationalem Prestigeverlust, ihre Anerkennung jedoch zum Verlust der innen- und außenpolitischen Autorität geführt.<sup>257</sup> In Ungarn wirkte sich dieses Dilemma besonders nachhaltig aus, da zur Aufrechterhaltung der Wirtschaftspolitik, die zu einer Stütze des *Kádárismus* geworden war, Kredite aus den westlichen Staaten notwendig waren, somit Budapest auf den entsprechend guten Ruf stärker angewiesen war als Prag. In der Bundesrepublik Deutschland war denn auch die Auffassung anzutreffen, dass es in Ungarn keine organisierte Opposition, sondern vielmehr nur eine kleine Elite Andersdenkender gebe, da es ja schwer vorstellbar sei, dass man ein so liberales System wie den *Kádárismus* bekämpfen wollte.<sup>258</sup> Deswegen betrachteten ungarische Oppositionelle die westlichen Staaten immer auch mit einer gewissen Skepsis. György Konrád empfahl, die gebotenen Vorteile des Westens auszunutzen, ohne sich vereinnahmen zu lassen.<sup>259</sup>

<sup>254</sup> Kende: Zensur, 48.

<sup>255</sup> »Ich bin ein ungarischer Emigrant in Ungarn«. Interview mit Gáspár Miklós Tamás. In: Paetzke: Andersdenkende, 192.

<sup>256</sup> »Die unverbrämte Wahrheit ist das Überwältigende des Samisdat«. Interview mit Gábor Demszky. In: Paetzke: Andersdenkende, 165.

<sup>257</sup> Eichwede: Entspannung, 185.

<sup>258</sup> Rother: Die Freie Montagsuniversität, 63–64.

<sup>259</sup> Konrád: Antipolitik, 153–154.

Allgemein gab es in den westlichen Staaten wenig Interesse an den Oppositionsbewegungen in Ostmitteleuropa. Ausnahmen stellten die *Charta 77* und – ab den beginnenden 1980er Jahren – die beiden polnischen Organisationen Komitee zur Verteidigung der Arbeiter (*Komitet Obrony Robotników*) und *Solidarność* dar.<sup>260</sup> Nach der Veröffentlichung der *Charta 77* solidarisierten sich nahezu alle westeuropäischen und nordamerikanischen Staaten mit ihr.<sup>261</sup> Dennoch wurden ihre Ideen westlich des Eisernen Vorhangs oftmals falsch eingeschätzt: »Insbesondere in der westlichen Außenwahrnehmung wurde die Charta als Oppositionsbewegung verstanden – eine Sichtweise, die nicht nur der Selbsteinschätzung ihrer Anhänger widersprach.«<sup>262</sup> Die Repräsentanten der Charta versuchten von Anfang an, die westlichen Medien zu nutzen und Kanäle aufzubauen, durch die ihre Samisdat-Produkte in den Westen gelangen konnten. Sie veröffentlichten Dokumente und gaben Interviews in der internationalen Presse, um Unterstützung für die eigene Sache zu erlangen.<sup>263</sup> Die unabhängigen Gruppierungen in der ČSSR erhielten außerdem Hilfe »von anderen Emigranten, ausländischen Journalisten und Wissenschaftlern sowie verschiedenen Stiftungen aus Norwegen, Schweden, Frankreich, Österreich, Kanada, der Bundesrepublik und den USA.«<sup>264</sup> Die *Charta 77* und andere Gruppierungen der tschechoslowakischen Opposition agierten in einem stärker in einem internationalen Umfeld als die ungarische Opposition, weil sie infolge einer eben auch stärkeren Verfolgung durch die heimischen Behörden im Ausland eher auf Anerkennung stießen.

Die ungarische Oppositionsbewegung hatte einen schweren Stand in der Gesellschaft. Einigen ihrer Vertreter wurde eine zu enge Sicht auf die inländischen Probleme vorgeworfen. So war es schwierig, den »Burgfrieden« zwischen Gesellschaft und Staatsmacht im *Kádárismus* aufzubrechen.<sup>265</sup> Am ehesten war dies möglich, indem man gegen die politischen und historischen Tabus (vor allem zur ungarischen Minderheit und zum Aufstand 1956) voring, da diese Themen die Gesellschaft zu mobilisieren vermochten.<sup>266</sup> Dennoch gab es keinen »politisch wirksamen Druck aus der ungarischen Bevöl-

<sup>260</sup> Stefan Troebst: Die ostmitteleuropäischen Oppositionsbewegungen in der westlichen Osteuropaforschung 1975–1989. Drei Skizzen. In: *Wechselwirkungen Ost-West* 173–182.

<sup>261</sup> Skilling: Charter 77, 151.

<sup>262</sup> Seidel: Die „normalisierte Gesellschaft“, 73.

<sup>263</sup> Rohde-Liebenau: Menschenrechte, 59–60.

<sup>264</sup> Spiritová: Hexenjagd, 295.

<sup>265</sup> Bango: Anzeichen, 147–148.

<sup>266</sup> Rother: Die Freie Montagsuniversität, 118–121.

kerung, diese Rechte zu gewähren«. <sup>267</sup> Folglich wurden die institutionellen Neugründungen in der Opposition ab Ende 1987 in der ungarischen Bevölkerung zwar begrüßt, jedoch passiv wahrgenommen. Eine erste Kooperation zwischen Gesellschaft und Opposition ist in Ungarn erst für die Kundgebungen zum 15. März 1989 nachweisbar. <sup>268</sup>

Auch die tschechoslowakische Opposition versuchte, die Bevölkerung zur Zusammenarbeit zu motivieren. Die *Charta 77* veröffentlichte Anfang 1987, zum zehnten Jahrestag ihrer Gründung, das Dokument „Ein Wort an die Mitbürger“ (*Slovo ke spoluobčanům*), das zu stärkerem Engagement Einzelner in der Zivilgesellschaft aufforderte. <sup>269</sup> Obwohl sich Gesellschaft und Opposition in der ČSSR ziemlich skeptisch gegenüberstanden, gab es vereinzelt Unterstützung für die Chartisten und andere Gruppierungen der Opposition aus der Bevölkerung, beispielsweise beim verdeckten Vertrieb von Samisdat-Literatur. Zugleich kam es allerdings auch zu Denunziationen und Kontaktabbrüchen zwischen Bekannten, von denen sich einer in der Opposition befand, der andere aber nicht. Viele Bürger hatten Angst vor Repressalien und wollten sich nicht für etwas einsetzen, für das sie keine wirklichen Realisierungsmöglichkeiten sahen, während sie an den eigenen kleinen Freiheiten und Privilegien umso mehr hingen. Dennoch war die *Charta 77* innerhalb der Gesellschaft recht bekannt, obwohl sie ihre Dokumente nicht zu breit streuen wollte, damit diese nicht in falsche Hände gerieten oder den Staatssicherheitsbehörden zugespielt wurden. <sup>270</sup>

## 6. Fazit

Die Oppositionsbewegungen in der ČSSR und in Ungarn waren an den Bürger- und Menschenrechten ausgerichtet, die in der Schlussakte von Helsinki 1975 festgeschrieben worden waren. Für die *Charta 77* war dieser Aspekt unanfechtbares Leitprinzip, während er für die ungarische Opposition auf einer Stufe mit anderen zentralen Themen – wie dem Schutz der ungarischen Minderheiten und Wahrheit über den Aufstand 1956 – stand.

Der *Kádárismus* bot der Gesellschaft Ungarns zwar nicht die Freiheiten, wie sie im Westen oft angenommen wurden, er stellte allerdings einen libera-

<sup>267</sup> Schmidt-Schweitzer: Der Reformkommunismus, 75.

<sup>268</sup> Ebenda, 140, 279.

<sup>269</sup> Bundesstiftung Aufarbeitung: Biografisches Lexikon. Widerstand und Opposition im Kommunismus 1945–91. <https://dissidenten.eu/gesamtchronik/1987/> (5. Februar 2021).

<sup>270</sup> Skilling: Charter 77, 51–53; Spiritová: Hexenjagd, 223–224, 229, 314.

leren Entwicklungsrahmen als die tschechoslowakische *Normalizace* dar. Folglich konnte sich die ungarische Oppositionsbewegung am Ende der 1970er Jahre aus dem halboffiziellen Nonkonformismus heraus entwickeln, somit teilweise auf bestehende Strukturen zurückgreifen, während in der ČSSR vor 1977 lediglich eine individuell geprägte Untergrundkultur bestand. In Ungarn schuf dann der Samisdat, zumindest kurzzeitig, institutionelle Strukturen. Sein tschechoslowakisches Pendant kam hingegen kaum über den Status von Abschriften hinaus, die in Oppositionskreisen zirkulierten, wenngleich es paradoxerweise in Ungarn zunächst als Vorbild diente.

Die Oppositionsbewegungen unterschieden sich auch im Organisationsgrad. Die *Charta 77* war in der ČSSR zumindest bis Mitte der 1980er Jahre die Hauptströmung, während sich in Ungarn mit den Urbanisten und den Volkstümlichen schon zwei größere Gruppierungen herausgebildet. Doch auch die *Charta 77* war ideologisch nicht einheitlich, sondern vereinte Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft und politischer Auffassung im Minimalkonsens der Menschenrechte. So war es den tschechoslowakischen und ungarischen Oppositionsbewegungen zu keinem Zeitpunkt möglich, einen Dachverband zur Koordination ihrer Aktionen zu gründen. Der Runde Tisch in Ungarn bestand kurzzeitig und vollbrachte eine Einigung, die nach den Verhandlungen mit der Staatsmacht infolge neu auftretender Differenzen zerbrach. In beiden Staaten differenzierte sich zum Ende der 1980er Jahre die Opposition weiter aus, wobei studentische Bewegungen entstanden, die im Wendejahr 1989 erheblichen Einfluss ausüben sollten. Ihre Vertreter knüpften Kontakte zueinander, die sich bei der Prager Demonstration vom 17. November 1989 in der Anwesenheit von Mitgliedern des FIDESZ exemplarisch manifestierten.<sup>271</sup>

Die etablierte Opposition in Ungarn hatte über das gesamte Wendejahr 1989 hindurch eine aktivere Rolle und stärkere Position inne als diejenige in der ČSSR. Sie war jedoch gleichfalls nicht alleiniger Akteur, da sich die Staatspartei durch ihre Reformbereitschaft die Handlungsfähigkeit bewahrte, und der Systemwechsel letztlich ausgehandelt wurde. Die ungarische Opposition hatte sich früher politisiert, während die tschechoslowakische bis Ende 1989 auf ihrer unpolitischen Grundeinstellung beharrte. Das Wendejahr war in beiden Staaten geprägt vom radikaleren und provokativeren Auftreten der Jugend, der es gelang, Teile der in politischer Lethargie versunkenen Gesellschaft zu mobilisieren. Die älteren und die jungen Oppositionellen befassten

---

<sup>271</sup> Heiszler: Ein seltsamer Abend, 307–308.

sich jeweils mit anderen Inhalten beziehungsweise setzten jeweils ihre Prioritäten. Die Generationen misstrauten sich gegenseitig und unterschieden sich in der Wahl ihrer Mittel. Hieraus ist aber kein Generationenkonflikt entbrannt, da sich die oppositionellen Gruppierungen in der Ablehnung des herrschenden Systems einig waren, somit ähnliche Ziele verfolgten.

Bei den Rückbezügen auf die reformkommunistischen Bewegungen ist auffällig, dass die ungarische Opposition in erster Linie versuchte das *kádárische* Tabu um das Jahr 1956 aufzubrechen und die Rehabilitierung des Aufstands und seiner einstigen Protagonisten zu erreichen. In der tschechoslowakischen Opposition sind personelle Kontinuitäten zu 1968 zu beobachten. Hier wie dort war die Aufmerksamkeit inhaltlich weniger auf die Ereignisse selbst als vielmehr auf die Konsolidierungssysteme gerichtet, die nach der Niederschlagung des Ungarn-Aufstands und des *Prager Frühlings* entstanden waren.

Für die Oppositionsbewegungen in den beiden Staaten hatten philosophische und moralische Ansätze einen hohen Stellenwert. In Ungarn durchliefen sie allerdings eine frühere und nachhaltigere Politisierung. Insofern ist die Ansicht Detlev Preußes, die ungarische und tschechoslowakische Opposition hätten den »Primat der Ethik« über den »Primat des Politischen«<sup>272</sup> gestellt, im ungarischen Kontext anzuzweifeln. Philosophisch bezogen sich die intellektuellen Andersdenkenden in beiden Staaten auf zeitgenössische Denker aus dem eigenen Umfeld. In Ungarn lassen sich Einflüsse aus der Denkrichtung von István Bibó und György Lukács, in der ČSSR jener von Jan Patočka nachweisen. Eine Besonderheit des tschechoslowakischen Falles war die Ausarbeitung der Lebensmodelle *Parallel-Polis* von Václav Benda und *Leben in der Wahrheit* von Václav Havel. Bei Benda sind Parallelen zum ungarischen Nonkonformismus, bei Havel zum Wunsch der ungarischen Opposition nach Wahrheitsfindung im Tabuthema des Aufstands 1956.

Sowohl in der ČSSR als auch in Ungarn bildeten sich religiöse Initiativen heraus, die sich zum Teil – die religiösen Unterzeichner der *Charta 77* beziehungsweise die ungarische methodistische Untergrundkirche – der etablierten Opposition annäherten. In den Basisgruppen in Ungarn stellten sich in erster Linie junge Leute gegenüber der offiziellen Kirche auf, wohingegen die tschechoslowakischen religiösen Gruppierungen ihre Anhänger nicht primär aus der jungen Generation rekrutierten. In beiden Staaten konnten Teile der Gesellschaft im Namen der Religionsfreiheit und oftmals in Verbindung mit

---

<sup>272</sup> Preuß: Umbruch, 133.

Gedenktagen von Nationalheiligen mobilisiert werden – in der ČSSR vor allem im slowakischen Landesteil und in Mähren.

Auch ökologische Themen vermochten die Gesellschaft beider Staaten zu bewegen. Die Umweltschutzbewegung bildete sich in Ungarn später als in der ČSSR heraus, sie wurde aber im Zusammenhang mit dem Plan des Wasserkraftwerks Gabčíkovo–Nagymaros radikaler. Ihre Gruppierungen waren bemüht, sich von der etablierten Opposition fernzuhalten, obwohl diese sie zu unterstützen versuchte. In der ČSSR gab es ebenfalls kaum Verbindungen zwischen den ökologischen Gruppierungen und der etablierten Opposition, während sich die *Charta 77* auch zu Umweltthemen äußerte. Kundgebungen mit ökologischen Implikationen fanden in der ČSSR hauptsächlich in den Industrievierteln und bei Prag statt. Eine Tätigkeit tschechoslowakischer Umweltschutzgruppen gegen das Bauprojekt Gabčíkovo–Nagymaros, somit eine binationale Zusammenarbeit auf diesem Sachgebiet, ist nicht nachweisbar.

Das Thema, das die gesamte ungarische Opposition und große Teile der Gesellschaft Ungarns bewegte, war die Situation der ungarischen Minderheiten in den Nachbarstaaten. Wegen der Versuche zur Assimilierung der Magyaren in der Slowakei kam es wiederholt zu Protestaktionen ungarischer, teilweise auch tschechoslowakischer Oppositioneller.

Im Gegensatz zur ČSSR, wo die innerparteilichen Reformbestrebungen marginal waren, ging innerhalb der ungarischen Staatspartei spätestens ab Mitte der 1980er Jahre eine Fraktionsbildung vor sich. Teile der parteiinternen Reformkräfte knüpften überdies Kontakte zur volkstümlichen Strömung der Opposition, die sich im Ungarischen Demokratischen Forum organisierte. Auf tschechoslowakischer Seite ist lediglich ein Treffen zwischen Regierungsvertretern und einer Person aus dem Umfeld der Opposition, dem Prager Erzbischof, im Jahre 1989 belegbar.

Die Opposition traf in beiden Staaten auf eine ähnliche gesellschaftliche Umgebung: Weite Teile der Bevölkerung hatten sich – teilweise aus unterschiedlichen Gründen – ins Privatleben zurückgezogen. Diese Grundstimmung bot politischem Engagement nicht unbedingt einen fruchtbaren Boden. Die Oppositionsbewegungen hatten auch eine ambivalente Beziehung zu ihren jeweiligen Gesellschaften. Die *Charta 77* erlangte zwar in der tschechoslowakischen Bevölkerung einen hohen Bekanntheitsgrad und wurde nach den harten Repressionen mit Sympathie aufgenommen, sie konnte jedoch den größeren Teil der Gesellschaft nicht für ihr Engagement gewinnen. In Ungarn zogen bestimmte Themen der Opposition Bevölkerungsteile an, eine

Beteiligung breiterer Gesellschaftskreise ist allerdings nur für einige Kundgebungen im Jahre 1989 überliefert. International wurde die *Charta 77* – nicht zuletzt dank ihrer Veröffentlichungen – eher wahrgenommen als die ungarische Oppositionsbewegung. In beiden Staaten stand die Opposition den westlichen Staaten jedoch auch skeptisch gegenüber.

Die tschechoslowakische Opposition wurde im gesamten Untersuchungszeitraum von der Staatsmacht mehr oder minder repressiv behandelt. Im *Kádárismus* war der Umgang mit der Opposition insgesamt liberaler, sehen wir vom harten Vorgehen gegen den Samisdat in den Jahren 1982/1983 ab. Beiden Staaten war die Furcht eines Übergreifens der oppositionellen Ideen auf die Gesellschaft gemein. In Ungarn griffen deshalb die Behörden manche oppositionelle Idee auf, um sie in abgeschwächter Form in die eigene Politik zu integrieren. Die Macht stand in beiden Staaten – in Ungarn mehr als in der ČSSR – vor dem Dilemma, mit einem unversöhnlichen Auftreten gegen Oppositionelle das eigene Prestige im Westen zu gefährden, mit einem versöhnlichen aber die eigene Autorität zu untergraben.

Zeitweise tauschten ungarische und tschechoslowakische Andersdenkende Kooperationsangebote aus. Ungarische Intellektuelle betonten in ihrem Brief vom 26. Oktober 1979 an die tschechoslowakische Opposition die Bedeutung von Zusammenarbeit und Solidarität für die Verwirklichung der Demokratie in Ostmitteleuropa. Im August 1989 gründete das Ungarische Demokratische Forum zusammen mit der Tschechoslowakischen Demokratischen Initiative (*Československá demokratická iniciativa*) das Komitee für Tschechoslowakisch-Ungarische Kooperation.<sup>273</sup>

Die Unterschiede zwischen der tschechoslowakischen und der ungarischen Oppositionsbewegung waren bedeutend, da sich auch die politischen Systeme in den beiden Staaten bei aller ideologischen Gleichheit voneinander unterschieden. Dementsprechend entwickelte die ungarische Opposition eine größere Bereitschaft, sich zu politisieren. Doch die Ähnlichkeiten und Paralleltäten waren maßgeblich, so vor allem die Einbettung in den Forderungskatalog der Bürger- und Menschenrechte. Dennoch vermochten es die beiden Oppositionsbewegungen kaum, die jeweilige Gesellschaft zu mobilisieren, sie wurden in ihrem nationalen Umfeld häufig als entrückt wahrgenommen. Lediglich Umweltschutzthemen, Fragen der Religionsfreiheit und die Fürsorge für die ungarischen Minderheiten bewegten zeitweise Teile der Bevölkerung, dies vor allem in Ungarn.

---

<sup>273</sup> Preuß: Umbruch, 151–152, 505.

Bemerkenswerterweise sind kaum Wechselwirkungen zwischen den oppositionellen Bewegungen in den beiden Staaten auszumachen. Sie beschränkten sich auf Solidaritätsbekundungen, die allerdings allesamt von der ungarischen Opposition ausgingen. Ein gemeinschaftliches Auftreten bei Demonstrationen ist lediglich ab Ende der 1980er Jahre vereinzelt nachweisbar. Eine transnationale Zusammenarbeit wurde zwar diskutiert, jedoch nicht verwirklicht. Eine gegenseitige Befruchtung lässt sich nicht etwa bei religiösen oder ökologischen Themen, sondern am ehesten bei der Forderung zum Schutz der ungarischen Minderheiten belegen. Somit ist feststellbar, dass die tschechoslowakische und die ungarische Oppositionsbewegung trotz der Ähnlichkeiten ihrer Entwicklung und Ziele einen kleinen Kreis Andersdenkender darstellten, die in erster Linie die eigene nationale Situation im Blick hatten.

*Szabina Bognár, Budapest*

## Zur Geschichte der volksrechtlichen Forschungen in Ungarn\*

### 1. Theoretische und methodologische Fragen zur Untersuchung des Volksrechts

Die Erforschung des Volksrechts stellt einen interdisziplinären Bereich dar, der in die Kompetenz der Volkskunde, der Rechtsforschung, der Geschichtswissenschaft und der Soziologie fällt. Sie weist in Ungarn, wo sie sich nicht als eigenständige Disziplin institutionalisiert hat, zahlreiche Forschungsergebnisse auf, die zumeist auf individuelle wissenschaftliche Leistungen aufbauen. Über die ungarische Bezeichnung *népi jogéletkutatás* (*Erforschung des Volksrechtslebens*) hinaus haben sich in Ungarn weitere, mit mehr oder weniger institutionalisierten Disziplinen engverbundene Begriffe wie *jogszokásgyűjtés* (*Sammeln von Rechtsbräuchen*), *jogszokáskutatás* (*Erforschung von Rechtsbräuchen*), *néprajzi jogkutatás* (*ethnografische Rechtsforschung*), *jogi népszokáskutatás* (*Erforschung rechtlicher Volksbräuche*), *jogi etnológia* (*Rechtsethnologie*) beziehungsweise *jogi antropológia* (*Rechtsanthropologie*) etabliert.

Es war der Jurist und Ethnograf László Papp (1903–1973), der den Begriff *Erforschung des Volksrechtslebens* – nachfolgend: *Volksrechtsforschung* – in seinen gegen Ende der 1940er Jahre erschienenen forschungsgeschichtlichen und forschungsmethodologischen Synthesen durchzusetzen versuchte.<sup>1</sup> Seiner Definition zufolge besteht das Ziel der Volksrechtsforschung in der »Er-

---

\* Der Beitrag wurde mit Unterstützung des Ungarischen Nationalen Forschungs-, Entwicklungs- und Innovationsfonds (*Nemzeti Kutatási, Fejlesztési és Innovációs Hivatal*, Budapest) im Rahmen des Förderprogramms Nr. 132220 fertiggestellt. Er beruht auf dem Buch der Autorin über die „Erforschung des Rechtslebens in Ungarn“: Sz. Bognár: *A népi jogélet kutatása Magyarországon*. Budapest 2016.

<sup>1</sup> László Papp: *A magyar népi jogélet kutatása*. Budapest 1948; L. Papp: *Vezérfonal a népi jogélet kutatásához*. Budapest 1948.

schließung von äußeren Umständen rechtlichen Inhalts und rechtlicher Bedeutung im gesellschaftlichen Leben des Volkes und von damit verbundenen inneren, seelischen und geistigen Repräsentationen«.<sup>2</sup> Gegenstand und Bestrebungen der Volksrechtsforschung sind mit denen jener Wissenschaft identisch, die als selbständiger Zweig der Volkskunde mit der Bezeichnung *rechtliche Volkskunde* betrieben wird. Sowohl die Volksrechtsforschung als auch die rechtliche Volkskunde arbeiten mit dem gleichen Rechtsbegriff: »Sie bestehen nicht auf der Definierung eines exakten Rechtsbegriffes, sondern arbeiten mit zeitbeständigeren und allgemeineren Grundbegriffen.«<sup>3</sup> Den Unterschied zwischen *rechtlicher Volkskunde* und *Volksrechtsforschung* erkannte Papp darin, dass die rechtliche Volkskunde »ein Zweig der reinen Volkskunde ist und daher auf keine Aspekte wie Zweck oder Nützlichkeit Rücksicht nimmt; sie umfasst auch Gebiete, die überhaupt keinen praktischen Rechtswert aufweisen, und betrachtet auch die Analyse winziger Phänomene (wie etwa die Hand- oder Fingerhaltung beim Schwören) als ihre Aufgabe«, während die Volksrechtsforschung »innerhalb des Interessenbereichs des Gesetzgebers und des Rechtsanwenders auch bestimmte praktische und Nützlichkeitsaspekte berücksichtigt«.<sup>4</sup> Trotz aller terminologischen Unsicherheiten hat sich die Autorin im Titel dieses forschungsgeschichtlichen Überblicks für den Begriff *Volksrechtsforschung* (*népi jogéletkutatás*) entschieden, weil die »praktischen und Nützlichkeitsaspekte«, die Unterstützung der Gesetzgebung, von Zeit zu Zeit als Zielsetzung formuliert beziehungsweise als Argument für oder gegen die Existenzberechtigung der in Ungarn betriebenen Forschungen herangezogen werden. Die Vielfalt der im vorliegenden Beitrag besprochenen Forschungen – von den um die Jahrhundertwende gesammelten Erbrechtsbräuchen bis hin zum Erscheinen des Buches „Ungarische rechtliche Volksbräuche“ von Ernő Tárkány Szücs<sup>5</sup> beziehungsweise bis zur Gründung der nach Tárkány Szücs benannten Forschungsgruppe im Jahre 2011 – kommt in diesem neutralen Ausdruck, der keinem institutionalisierten Wissenschaftsgebiet zugehört, am besten zum Ausdruck.

Eine ähnlich integrative Verwendung der Bezeichnungen *Volksrecht* (*folk law*) beziehungsweise *Volksrechtsforschung* (*study of folk law*) ist auch in der

<sup>2</sup> Papp: A magyar népi jogélet, 1.

<sup>3</sup> Magyar Néprajzi Múzeum, Budapest. Etnológiai Adattár [im Weiteren: MNM EA]. 13332. 60.

<sup>4</sup> Ebenda.

<sup>5</sup> Ernő Tárkány Szücs: Magyar jogi népszokások. Budapest 1981. Zweite, erweiterte Auflage: Budapest 2003.

internationalen Fachliteratur belegt. In dem von Alison Dundes Renteln und Alan Dundes 1994 herausgegebenen Essayband, der über fünfzig Aufsätze aus aller Welt enthält und bis heute als wichtigstes Standardwerk zum Thema gilt, wird nicht nur im Titel „Folk Law. Essays in the Theory and Practice of Lex Non Scripta“, sondern durchgehend konsequent der Begriff *folk law* als Sammelbegriff für die global heterogen geprägten Forschungen verwendet.<sup>6</sup> Die Bezeichnungen der bekanntesten Forschungsrichtungen, die nach Dundes unter dem gemeinsamen Nenner *folk law* fallen, sind *anthropology of law*, *ethnography of law*, *juridical anthropology*, *ethnojurisprudence*, *legal anthropology*, *legal pluralism*, *aboriginal law*, *general jurisprudence*, *constitutional ethnography*, *ethnography of transnational law*, *socio-legal ethnography*; bei französischen Autoren: *folklore juridique*. Im deutschen Sprachraum, der den größten Einfluss auf die ungarischen Forschungen ausübt, sind es die Bezeichnungen *rechtsgeschichtliche Volkskunde*, *Rechtsarchäologie*, *rechtliche Volkskunde*, *ethnologische Jurisprudenz*, *ethnologische Rechtsforschung*, *Rechts-ethnologie* und *Volksrechtskunde*.

Im deutschen Sprachraum findet sich zwar ein Versuch, den vieldiskutierten Begriffs *Volksrecht* durch den integrativen Begriff *Recht der kleinen Leute* zu ersetzen.<sup>7</sup> Diese Umschreibung scheint der Autorin sowohl für die Forschungen als auch für den Forschungsgegenstand ziemlich erzwungen, zumal sie in Ungarn überhaupt keine Tradition hat. Für den Verzicht auf ihre Verwendung spricht auch, dass das besagte Buch von Ethnografen zusammengestellt wurde, die den Begriff *Volk* für problematischer halten. Rechtlich geschulte Autoren hätten, um auf die begrifflichen Unsicherheiten des Forschungsgebietes hinzuweisen, wahrscheinlich ihre Zweifel bezüglich des Titels beziehungsweise des – dem Forschungsgegenstand zugeordneten – Rechtsbegriffs signalisiert.

Die begriffliche Unsicherheit im Titel ist der Autorin bewusst. Der eigentliche Inhalt des Begriffs – was Volksrecht bedeutet, was unter Volk beziehungsweise Recht zu verstehen ist, worin der Gegenstand der Forschungen überhaupt besteht – wird erst bei der Besprechung der einzelnen Forschungen, durch die Forscher selbst, geklärt. Die begriffliche Unsicherheit und eine auch daraus resultierende zwanghafte Definitionssuche sind typische Merkmale

<sup>6</sup> *Folk Law. Essays in the Theory and Practice of Lex Non Scripta*. Hgg. Alison Dundes Renteln, Alan Dundes. I–II. New York/London 1994.

<sup>7</sup> *Das Recht der kleinen Leute. Beiträge zur Rechtlichen Volkskunde. Festschrift für Karl-Sigismund Kramer zum 60. Geburtstag*. Hgg. Konrad Köstlin, Kai Detlev Sievers. Berlin 1976.

der hier vorgestellten Forschungen. Es ist möglicherweise ein Anzeichen für die Funktionsunfähigkeit der für den Bereich *Volksrecht* charakteristischen und so oft erwähnten Interdisziplinarität, dass der von Dundes und Mitautoren als *glückliche Beziehung* zwischen eingeweihten Juristen und Ethnografen beschriebene Konsens, also eine reibungslose Zusammenarbeit zwischen der Rechtswissenschaft, der Volkskunde und – hinzugefügt sei hier – der Soziologie, in Ungarn nicht entstehen konnte.<sup>8</sup> Wenn sich in Ungarn trotzdem je ein interdisziplinärer Konsens bezüglich der Relevanz von Volksrechtsforschungen herausbilden sollte, wie er sich etwa an erschienenen Essaybänden und an der Aufstellung der nach Ernő Tárkány Szücs benannten Forschungsgruppe für Rechtskulturgeschichte und Rechtsethnografie abzeichnet,<sup>9</sup> dann werden die Forschungen dadurch an eine bestimmte Disziplin (im vorliegenden Fall an die Ethnografie) beziehungsweise eventuell an die damit *verwandte* Anthropologie gekoppelt. Die Autorin befürwortet diese Zuordnung, die hoffentlich auch eine begriffliche und forschungsmethodologische Abklärung herbeiführt und mit den internationalen Trends übereinstimmt,<sup>10</sup> ebenso die Verwendung des Begriffs *rechtliche Volkskunde (Rechtsethnografie)*, da sie der Meinung ist, dass die Forschungsgeschichte eine integrativere Bezeichnung erforderlich macht.

<sup>8</sup> *Folk Law*.

<sup>9</sup> Zur Tätigkeit der nach Ernő Tárkány Szücs benannten Forschungsgruppe für Rechtskulturgeschichte und Rechtsethnografie ausführlicher: [www.jogineprajz.hu](http://www.jogineprajz.hu). Außerdem: *A jogi kultúrtörténet és a jogi néprajz új forrásai*. Hg. Janka Teodóra Nagy. I–II. Szekszárd 2018; *A jogtörténet új forrásai*. Hg. Janka Teodóra Nagy. Szekszárd 2018; *Kultúra- és tudományköziség a jogi néprajz és a jogi kultúrtörténet metszetében*. A VIII. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszus jogi néprajz, jogi kultúrtörténet szimpóziumának előadásai, Pécs, 2018. augusztus 24. Hg. Janka Teodóra Nagy. Szekszárd 2018; *A Tárkány Szücs Ernő Jogi Kultúrtörténeti és Jogi Néprajzi Kutatócsoport szakmai munkája (2011–2016)*. In: *Szokásjog és jogszokás. Jogi kultúrtörténeti és jogi néprajzi tanulmányok*. I–II. Hg. Janka Teodóra Nagy. Szekszárd 2016, hier II, 388–392; *Tanulmányok Tárkány Szücs Ernő születésének 90. évfordulója tiszteletére*. Hg. Janka Teodóra Nagy. Szekszárd 2014.

<sup>10</sup> Als Beispiel aus der deutschen Fachliteratur sei Karl-Sigismund Kramers 1974 erschienenes Werk „Grundriß einer rechtlichen Volkskunde“ genannt. Darin beton der Verfasser betont, dass die rechtliche Volkskunde nicht mehr lediglich eine Hilfswissenschaft der Rechtsgeschichte sei, sondern eine eigenständige, von der Rechtsgeschichte durch Sichtweise und Methodologie abgegrenzte Wissenschaft, sowie dass sich die rechtliche Volkskunde in ihren Methoden viel mehr auf die Soziologie als auf die Rechtsgeschichte stütze. Karl-Sigismund Kramer: Grundriß einer rechtlichen Volkskunde. Göttingen 1974, 10–11. Vgl. K.-S. Kramer: Warum dürfen Volkskundler nicht vom Recht reden? Zur Problematik der Rezeption meines Buches „Grundriss einer rechtlichen Volkskunde“ (1974). In: *Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Universität und Museum*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Hinrich Siuts. Hgg. Ruth-E. Mohrmann [u. a.]. Münster 1997, 229–237.

## 2. Die Geschichte der Volksrechtsforschung

### 2. 1. Datenerhebung für Kodifizierungszwecke:

#### *Untersuchung der Erbpraxis um die Jahrhundertwende*

Die Volksrechtsforschung begann in Ungarn um die Wende des 19./20. Jahrhunderts unter der Ägide von Kodifizierungsbestrebungen. Zur Beantwortung der Frage, inwieweit die Regierung die weitere Zerstückelung von Grundstücken und die zunehmende Verbreitung des Einkindmodells durch Rechtsgebung eindämmen könnte, entsandte Landwirtschaftsminister Ignác Darányi (1849–1927) 1901 der jungen Ministerialbeamten Miklós Mattyasovszky (1875–1939) nach Deutschland. Mattyasovszky fasste seine Erfahrungen in dem Buch „Anerbenrecht und Anerbenbrauch“ zusammen.<sup>11</sup> Um die ungarischen Erbrechtsbräuche zu ermitteln, verschickte Mattyasovszky einen am deutschen Modell ausgerichteten, aus fünf Punkten bestehenden Fragebogen an die öffentlichen Notare. Die ersten vier Fragen bezogen sich auf die Erbrechtsbräuche; mit der fünften sollten die Zusammenhänge zwischen Erbrechtspraxis und Nationalität, Religion, Grundstücksgröße und Grundstücksqualität erschlossen werden. Im Rahmen der Erhebung waren von den Kreisgerichten und öffentlichen Notaren insgesamt 642 Berichte eingegangen.

Gleichzeitig mit dem an Mattyasovszky erteilten Auftrag ersuchten die Justizorgane auch den Ungarischen Landwirtschaftsverein (*Országos Magyar Gazdasági Egyesület*), zum Entwurf der Erbschaftsregelung Stellung zu nehmen. Ein (teilweiser) Bericht des Vereins wurde vom Agrarpolitiker János Baross (1875–1926) 1905 vorgelegt.<sup>12</sup> Baross stellte einen Fragebogen mit 28 Punkten zusammen, der über die Erbrechtsbräuche hinaus auch auf andere bestimmende Faktoren der bäuerlichen Lebensverhältnisse ausführlich einging. Mit dem Fragebogen wurden Daten beinahe aus ganz Ungarn erhoben. Laut Bericht versäumten es in den damaligen 63 Komitaten kaum einige Kreise und Notariate, die Fragen zu beantworten. Es trafen Antworten aus rund 5.000 Kreisnotariaten ein, und im Bericht wurden Daten von 3.181 Notariaten aus 43 Komitaten berücksichtigt.

<sup>11</sup> Miklós Mattyasovszky: *Törzsöröklési jog és törzsöröklési szokás*. Budapest 1904.

<sup>12</sup> János Baross: *Részleges jelentés az O. M. G. E. által a magyar parasztbirtok öröklési módjaira vonatkozólag elrendelt adatgyűjtés eredményeiről*. Budapest 1905.

Die beiden Erhebungen handelten von der gleichen Problemstellung: Welche Erbpraxis werde durch die Tradition bestätigt, wie solle eine neue Erbschaftsregelung beschaffen sein; könne die Zerstückelung von Grundstücken in Ungarn durch eine gesetzliche Verankerung des Anerbenrechts verhindert werden? Beim Vergleich der Ergebnisse zeigen sich auffallende Unterschiede: Bei Baross war das Anerberecht viel stärker repräsentiert. Das resultierte einerseits aus einem methodologischen Unterschied: Baross legte den Begriff *Anerbenrecht* breiter aus. Allerdings hatte er bereits im Vorfeld für das Anerbenrecht Stellung genommen und behandelte dann die eingegangenen Daten dementsprechend.

Der Demograf Tamás Faragó, der die beiden Datenerhebungen mit ihrem jeweiligen Quellenwert verglich, ist der Ansicht, dass trotz aller Fehler und Mängel nur die letztere geeignet ist, als Grundlage für eine landesweit orientierte Untersuchung herangezogen zu werden.<sup>13</sup> Die Bedeutung der beiden um die Jahrhundertwende entstandenen Erhebungen besteht darin, dass sie aus dem damaligen Gesamtgebiet Großungarns aus anderen Quellen nicht ersetzbare Daten zu den dörflich-bäuerlichen Erbrechtssystemen liefern.<sup>14</sup> Faragó zufolge können bei der Erschließung der bäuerlichen Erbrechtssysteme nicht die schriftlichen Testamente als wichtigste Quellen angesehen werden. Es komme vielmehr auf »eine ausführliche Analyse von früheren, in den Archiven herumliegenden und zum größten Teil unausgeschöpften rohen Sammlungen zum Volksrechtsleben und Volksrechtsbrauchtum« an, bei gleichzeitiger Untersuchung von historischen Quellen anderer Art, wie etwa von Konskriptionen, Matrikeln und Besitzverzeichnissen.<sup>15</sup> Faragó erklärte seine provokative Aussage mit der an der Bevölkerungsgröße gemessen ziemlich geringen Zahl der erhalten gebliebenen Testamente. In der Tat, die Bearbeitung der Ergebnisse der Volksrechtsforschung kann vor allem dank ihrer Methode, der landesweiten Fragebogenerhebung, eine einzigartige Datensammlung ergeben – dies nicht nur für die Untersuchung der Erbrechtssysteme.<sup>16</sup>

<sup>13</sup> Tamás Faragó: Demográfia és öröklési rendszer a Kárpát-medencében az első világháború előtt. In: Történeti demográfiai évkönyv 2006–2008. Hg. Központi Statisztikai Hivatal, Népeségstudományi Kutatóintézet. Budapest 2008, 81–122, hier 86.

<sup>14</sup> Szabina Bognár: Öröklési gyakorlat vizsgálata a századfordulón. Mattyasovszky Miklós és Baross János gyűjtése. In: Korall. Társadalomtörténeti folyóirat 2002/9, 173–192; Faragó: Demográfia.

<sup>15</sup> Faragó: Demográfia, 90.

<sup>16</sup> Vgl. *A jogtörténet új forrásai*.

## 2. 2. Wissenschaftliche Programme zur Untersuchung von Rechtsbräuchen

### 2. 2. 1. Das Programm von Károly Tagányi zum Sammeln von Rechtsbräuchen

Der Archivar und Historiker Károly Tagányi (1858–1924) war bereits ein bekannter Wissenschaftler, als er im März 1917 in einer Gremiumssitzung der Ungarischen Ethnografischen Gesellschaft einen Vortrag über Rechtsbräuche in Ungarn hielt, dem von Zeitgenossen epochale Bedeutung beigemessen wurde zunächst in vier Teilen in der Zeitschrift „Ethnographia“ der Gesellschaft,<sup>17</sup> 1919 auch im Buchformat erschien.<sup>18</sup> Die Ungarische Ethnografische Gesellschaft, der Tagányi von 1920 bis 1924 als Vorsitzender vorstand, wollte die markant forschungsgeschichtlich ausgerichtete Abhandlung der wissenschaftlichen Öffentlichkeit in Europa zugänglich machen, so dass sie 1922 auch auf Deutsch veröffentlicht wurde.<sup>19</sup>

Tagányi erwartete von seinem auf jahrzehntelangen Archivrecherchen beruhenden Arbeitsprogramm zur Rechtsbrauchsforschung neue Daten und Aspekte für »die Erschließung des uralten ungarischen Rechts-, Gesellschafts- und Wirtschaftslebens beziehungsweise für die Interpretation und das Verständnis der einschlägigen historischen Daten.«<sup>20</sup> Die Wichtigkeit der ethnografischen Sammelarbeit begründete Tagányi einerseits mit dem Zusammenhang zwischen den lebenden Rechtsbräuchen beziehungsweise »dem Gewohnheitsrecht und der [Rechts-]Auffassung längst vergangener Zeiten«,<sup>21</sup> wobei letztere nur auf diese Weise zu erschließen seien. Andererseits mahnte er – da er sich auch mit der Mission der Volkskunde zur Rettung untergehender Traditionen identifizierte –, dass das vorhandene Rechtsbrauchtum infolge der intensiven Gesetzgebungsarbeit immer mehr schrumpfe.<sup>22</sup>

In seiner Einführung zum Projektstart überblickte Tagányi »die Ergebnisse, Aspekte und Methoden der zu ähnlichen Zwecken betriebenen ausländischen Sammelarbeiten.«<sup>23</sup> Dabei betonte er Russlands Primat bei der Erfassung der Rechtsbräuche der von den Russen eroberten Völker. Er hob Michail

<sup>17</sup> Károly Tagányi: A hazai élő jogszokások gyűjtéséről. I–II. In: Ethnographia 28 (1917) 42–58, 196–223; Ders.: A hazai élő jogszokások gyűjtéséről. III–IV. In: Ethnographia 29 (1918) 24–49, 193–206.

<sup>18</sup> Károly Tagányi: A hazai élő jogszokások gyűjtéséről. Budapest 1919.

<sup>19</sup> Karl Tagányi: Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlung in Ungarn. Berlin/Leipzig 1922.

<sup>20</sup> Tagányi: A hazai élő jogszokások, I, 42.

<sup>21</sup> Ebenda.

<sup>22</sup> Ebenda.

<sup>23</sup> Tagányi: A hazai élő jogszokások, I, 43.

Michailowitsch Speranskis (1772–1839) Rechtsbrauchssammlung aus dem Jahr 1822 und die richtungweisende Tätigkeit von Maxim Maximowitsch Kowalewski (1851–1916) hervor. Diese ersten Rechtsbrauchssammlungen dienten praktischen Zwecken, weil das zaristische Russland das Recht der eroberten Völker, in eigenen Angelegenheiten nach eigenen Rechtsbräuchen vorzugehen, anerkannte, so dass die Kodifizierung des in solchen Fällen anzuwendenden Rechts erforderlich wurde.<sup>24</sup> Tagányi beschrieb auch den Prozess, wie sich das nunmehr wissenschaftlich orientierte Interesse von diesem Ausgangspunkt aus den Rechtsbräuchen des eigenen (russischen) Volkes zu wandte. Davon leitete er das anlaufende Sammeln von Rechtsbräuchen bei den »übrigen slawischen Völkern« ab, bei dem die Erforschung der südslawischen Hausgemeinschaft (Zadruga) den Ausgangspunkt darstellte.<sup>25</sup>

Der Initiator der Zadruga-Forschungen, Valtazar Bogišić (1834–1908), leitete das Rechtsbrauchssammelprojekt unter der Ägide der Südslawischen Akademie der Wissenschaft und Kunst ein und veröffentlichte 1874 die Ergebnisse seiner großangelegten Sammeltätigkeit.<sup>26</sup> Der 352 Punkte umfassende Fragebogen von Bogišić wurde später in mehreren europäischen Ländern sowie in Russland (vor allem im Kaukasus) bei der Erforschung des Rechtsbrauchtums verwendet. Die Wirkung seiner Tätigkeit als Sammler von Rechtsbräuchen lässt sich europaweit nachweisen.<sup>27</sup>

Ein weiteres Vorbild für Tagányis Programm war die deutsche rechtshistorische Schule – vor allem Savignys Untersuchungen zur Rechtsgeschichte und bezüglich der lebenden Rechtsbräuche und die in den Kolonien durchgeführten Fragebogenerhebungen.<sup>28</sup> Friedrich Carl von Savigny (1779–1861) interpretierte das Recht als Produkt des kollektiven Bewusstseins der Gesellschaft,

<sup>24</sup> Janka Teodóra Nagy: European perspectives of studying Hungarian ethno-judicial life. In: *Institutions of Legal History with special regard to Legal Culture and History*. Hgg. Gábor Béli [u. a.]. Pécs/Bratislava 2011, 377–386.

<sup>25</sup> Janka Teodóra Nagy: Jogszokástól a jogszabályig. Szabályozóváltás, értékörzés és értékkonfliktus a családban. In: *Nemzedék, szerep, érték. Családi kapcsolatok, szokásrend és értékvéltások történeti alakulása a 20. században*. Hg. Tamás Mohay. Budapest 2016, 193–207.

<sup>26</sup> Baltazar Bogišić: *Zbornik sadašnjih pravnih običaja u južnih Slovena*. Zagrebu 1874.

<sup>27</sup> Szabina Bognár: Valtasar Bogišić's Programme on Collecting Legal Customs. Its Influence within Hungary. In: *Spomenica Valtazara Bogišića o stogodišnjici njegove smrti 24. apr. 2008. godine*. Hg. Luka Breneselović. Beograd 2011, 165–182; *Dies.*: Baltasar Bogišić jogszokásgyűjtő programjának hatása Magyarországon. In: *Világügyelő. Tanulmányok Hop-pál Mihály 70. születésnapjára*. Hgg. Judit Czövek [u. a.]. Budapest 2012, 333–352.

<sup>28</sup> Vgl. Janka Teodóra Nagy: *A magyar népi jogéletkutatás (1939–1948) története és forrásai*. Szekszárd 2018, 13–16; István H. Szilágyi: *A jogi antropológia főbb irányai*. Budapest 2000, 21–23.

also des »Volksgeistes«,<sup>29</sup> daher sei es unmöglich, ein universales und auf jedes Volk anwendbares Recht zu kreieren. Auf dieser Grundlage betrachtete Savigny eine allzu frühe Kodifizierung als Hemmschuh der organischen Rechtsentwicklung und ermutigte zum Studieren des deutschen beziehungsweise des – diesem zugrundeliegenden – römischen Rechts.<sup>30</sup> Savignys Schüler, Jakob und Wilhelm Grimm (1785–1863, 1786–1859), begannen, von ihrem Meister unterstützt, mit dem Sammeln und der Veröffentlichung der bäuerlichen Rechtsbräuche.<sup>31</sup> Savigny und seine Schüler arbeiteten die Praxis der Erforschung des eigenen Rechts und der eigenen Rechtsinstitutionen aus. Es überrascht um so mehr, dass Savigny später gerade als für die Kodifizierung verantwortlicher Minister (Minister für Revision der Gesetzgebung, 1842–1848) die Arbeiten am einheitlichen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch leitete und damit die gesetzliche Verankerung von Rechtsbräuchen vorantrieb.<sup>32</sup> Albert Hermann Post (1839–1895) und Felix Meyer (1851–1925) verwendeten 1893 als Erste in Deutschland die Fragebogenmethode zur Erforschung von Rechtsgewohnheiten.<sup>33</sup> Die beiden Forscher verschickten ihre Fragebögen mit Hilfe der Amtsbehörden in die Kolonien. In selben Jahr stellte Josef Kohler (1849–1919) einen eigenen Fragebogen für die Deutsche Kolonialgesellschaft zusammen.<sup>34</sup>

Tagányi übersetzte diese Fragebögen in akkurater Kleinarbeit, um sie in seine Rechtsbrauchsforschungen zu integrieren. Den internationalen Beispielen folgend behandelte er in seinem Buch Rechtsbräuche, die (1) das Familien- oder Sippenleben regelten, (2) sich an den Totenkult knüpften oder (3) erbrechtliche Regeln vorgaben. Er war bestrebt, die einzelnen Bereiche der »urältesten Formen« und Phänomene zu erschließen und deren Gegenwartsbezüge zu erkennen; dabei wies er auf Phänomene hin, die im Volksleben noch vorhanden waren und alte Rechtsgewohnheiten beinhalteten. Nach der

<sup>29</sup> Friedrich Karl Savigny: Von Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Heidelberg 1814, 7.

<sup>30</sup> Leonhard Adam: Ethnologische Rechtsforschung. In: Lehrbuch der Völkerkunde. Hg. Karl Theodor Preuss. Stuttgart 1937, 280–306, hier 291.

<sup>31</sup> Jacob Grimm: Deutsche Rechtsalterthümer. Leipzig 1899.

<sup>32</sup> Vgl. H. Szilágyi: A jogi antropológia, 21–23.

<sup>33</sup> Albert Hermann Post: Fragebogen der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin über die Rechtsgewohnheiten der afrikanischen Naturvölker. In: Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien. Hg. Sebald Rudolf Steinmetz. Berlin/Heidelberg 1903, 1–2.

<sup>34</sup> Josef Kohler: Fragebogen zur Erforschung der Rechtsverhältnisse der sog. Naturvölker, namentlich in den deutschen Kolonialländern. In: Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 12 (1897) 427–440.

Herausgabe des ersten Heftes über die Themen Familienrecht und Erbrecht trug Tagányi Material für weitere drei Kapitel zusammen: II. Sachenrecht, Vermögensrecht, Rechtsbräuche in der vermögensrechtlichen Gerechtigkeit, Besitzrecht; III. Recht der Schuldverhältnisse; IV. Strafrecht, Prozessrecht, Vergleichssystem. Außerdem formulierte er den Abschluss seines Rechtsbrauchsammelprogramms.<sup>35</sup> Diese Kapitel blieben nur als Manuskripte erhalten, eine Fortsetzung des Programms war den Nachfolgern nicht bekannt.<sup>36</sup>

### 2. 2. 2. *Programmatische Ansätze bei Győző Bruckner und Ákos Szendrey*

Einige Jahre nach Tagányis Tod, am Ende der 1920er Jahre wurden – in erster Linie nach dem Beispiel der Ergebnisse des deutschen Gelehrten Künssberg<sup>37</sup> – zwei neue Programme verkündet. Der Rechtshistoriker Győző Bruckner (1877–1962), Dekan der Rechtsakademie Miskolc (Ungarn), machte auf die Wichtigkeit der für die Rechtshistoriografie nützlichen volkskundlichen Quellen aufmerksam.<sup>38</sup> Der Ethnograf Ákos Szendrey (1902–1965) begann mit dem Sammeln und der Systematisierung von Rechtsbräuchen und folgte damit Tagányis Aufruf sowie dem Beispiel ethnografischer Forschungen im Ausland.<sup>39</sup> Über die Programmschriften hinaus erstellten beide Forscher auch Fallstudien: Bruckner veröffentlichte einen Aufsatz über das altungarische Rechtsleben,<sup>40</sup> Szendrey über die Rechtsbräuche der Szekler.<sup>41</sup>

<sup>35</sup> In der Handschriftensammlung der Ungarischen Széchényi Nationalbibliothek (*Országos Széchényi Könyvtár*) findet sich die Mappe „Tagányi Sammlung“ (*Tagányi Gyűjtemény. Jog és szokásjog. Ósi jogi és szokásjogi általánosság-bibliográfia. Hazai jog és jogszokások. Birtok-, büntető-, házassági és kötelmi jog. Magyar jog külföldi hatása*), die neben den Aufzeichnungen, Manuskripten und Korrekturen der veröffentlichten familien- und erbrechtlichen Kapitel – in Umschlägen geordnet – auch die Materialien der geplanten Fortsetzung beinhaltet. Országos Széchényi Könyvtár, Budapest. Kézirattár Quart. Hung. 2278.

<sup>36</sup> Szabina *Bognár*: Tagányi Károly. A hazai élő jogszokások gyűjtéséről. A jogszokásgyűjtés tudományos programja. In: *Jogi néprajz – jogi kultúrtörténet*. Tanulmányok a jogtudományok, a néprajztudományok és a történettudományok köréből. Hgg. Barna Mezey, Janka Teodóra Nagy. Budapest 2009, 292–309.

<sup>37</sup> Eberhard *von Künssberg*: Rechtsgeschichte und Volkskunde. In: *Die Volkskunde und ihre Grenzgebiete*. Hg. Wilhelm Fraenger. Berlin 1925, 67–125, 314–327; *Ders.*: *Rechtliche Volkskunde*. Halle 1936.

<sup>38</sup> Győző *Bruckner*: *A magyar jogtörténetírás folklore-isztikus hiányai*. Miskolc 1926.

<sup>39</sup> Ákos *Szendrey*: *A közigazgatás népi szervei*. In: *Népünk és Nyelvünk* 1 (1929) 23–38, 92–103; *Ders.*: *Népi büntetőszokások*. In: *Ethnographia* 42 (1936) 65–71; *Ders.*: *Néprajz és jogtörténet*. In: *Ethnographia* 42 (1936) 144–150.

<sup>40</sup> Győző *Bruckner*: *Az ősmagyar jogélet*. In: *Miskolci Jogászet* 10 (1934) 1–2, 6–7.

<sup>41</sup> Ákos *Szendrey*: *A szekelység jogszokásai*. In: *Levente. A Leventeegyesületek Hivatalos Lapja* 9 (1930) 428–429.

## 2. 3. Die Blütezeit der Volksrechtsforschung zwischen 1939 und 1948

### 2. 3. 1. István Györffy und die Arbeitsgruppe für das Sammeln von Volksrechtsbräuchen und Rechtstraditionen im Landesinstitut für Landschafts- und Volksforschung

Tagányis Initiative fand – abgesehen von einigen oben angesprochenen sporadischen Versuchen – lange Zeit hindurch keine Nachfolger. Die programmatische Erforschung des Volksrechtslebens begann erst gegen Ende der 1930er Jahre im Rahmen des von István Györffy (1884–1939) geleiteten Landesinstituts für Landschafts- und Volksforschung (*Országos Táj- és Népkutató Intézet*). Erinnerungen zufolge stellte István Györffy Anfang 1939 – unter Mitwirkung von László Papp und György Bónis (1914–1985) – eine Arbeitsgruppe auf, um »die systematische Arbeit zum Sammeln ungarischer Volksrechtsbräuche und Rechtstraditionen« einzuleiten.<sup>42</sup>

Unter der Ägide der Arbeitsgruppe formulierten György Bónis und László Papp programmatische Ansätze. Bónis veröffentlichte 1939 in der Zeitschrift „Magyar Szemle“ (*Ungarische Rundschau*) den Beitrag „Ungarisches Volksrecht“, dessen häufig zitierten Anfangssätze wie folgt lauten: »Das Reich des lebendigen Rechts hat nicht nur vornehme Einwohner wie Gesetze, Verordnungen oder Gerichtsurteile. Es gibt auch über die Schicht des gesetzlichen Rechts und des offiziellen Gewohnheitsrechts hinaus eine Gruppe von Regeln, die das Volk aufrechterhält und als verbindlich anerkennt. Diese Gruppe von Regeln, man könnte sagen: dieses Rechtssystem, ist außerordentlich zähe, denn sie wird neben dem Recht der Macht bestenfalls als Hilffssystem geduldet, aber oft besteht sie trotz ausdrücklichen gesetzlichen Verbots fort. Wenn ein Rechtsgrundsatz in diesen weniger vornehmen Kreis Eingang findet, hat er sich bei der Probe der Praxis bewährt, woran vielmals selbst die schönsten Gesetze scheitern.«<sup>43</sup> Dieses System – schrieb Bónis – sei völlig unbekannt; seine Erschließung stelle, da es weder schriftlich abgefasst noch einheitlich noch öffentlich ist, keine einfache Aufgabe dar. László Papp betonte in seinem Beitrag in der Zeitschrift „Ethnographia“ sowie in seiner Programmschrift in „Magyar Élet“ (*Ungarisches Leben*) nicht nur die Notwendigkeit des Sam-

<sup>42</sup> Papp: A magyar népi jogélet, 5. Vgl. Nagy: A magyar népi jogéletkutatás, 20.

<sup>43</sup> György Bónis: Magyar népi jog. In: Magyar Szemle 36 (1939) 121–126, hier 121. Vgl. Barna Mezey: Tárkány Szücs Ernő jogtörténete. In: *Tanulmányok Tárkány Szücs Ernő születésének 90. évfordulója tiszteletére* 25–36, hier 26.

melns von Volksrechtsbräuchen, sondern machte auch Vorschläge zu den Grundsätzen und Methoden der Sammelarbeit.<sup>44</sup>

Mit diesen frühen Definitionsversuchen nahmen die Forscher wahr, dass Rechtsbräuche sich mit Moral- und Anstandsregeln überlappen, und ihre Existenz gelegentlich durch ihren stärkeren Einfluss auf das Wirtschaftsleben und die Alltagsbedürfnisse einen größeren Akzent bekommt. Die in den Programmschriften formulierten Zielsetzungen wurden teilweise umgesetzt. Die Arbeitsgruppe unter der Leitung von Györfly wurde bald durch den Beitritt von Edit Fél (1910–1988) und Ákos Szendrey erweitert; etwas später schlossen sich auch Károly Viski (1883–1945)<sup>45</sup> und Miklós Hofer (1884–1976) an.<sup>46</sup> Im Ethnografischen Institut des Pázmány-Péter-Universität zu Budapest wurde ein Arbeitsplan ausgearbeitet und eine allgemeiner Fragebogen zusammengestellt, der laut Plan einer landesweit angesetzten Forschung zugrunde liegen sollte. Er wurde anhand der von Tagányi formulierten Fragepunkte und des Fragebogens in René Mauniers „Introduction au folklore juridique“ (Paris 1938)<sup>47</sup> angelegt und umfasste insgesamt 95 Punkte; er gliederte sich in vier Teile: I. Familien- und Erbrecht, II. Sachenrecht, III. Recht der Schuldverhältnisse und IV. Strafrecht. Der Fragebogen wurde außerdem um einen aus acht Punkten bestehenden einführenden Teil mit skizzenhaften Anweisungen zum Verlauf der Sammelarbeit erweitert.<sup>48</sup>

Györfly ersuchte – wie vor ihm Mattyasovszky – das Justizministerium um Unterstützung der Initiative. Auf das Ersuchen hin gab der Minister am 22. Juli 1939 einen ersten Aufruf heraus, in dem er die Wichtigkeit der Zielsetzung betonte: »Die friedliche Entwicklung der Nation beruht nur dann auf sicherem Grund, wenn Gesetzgeber und Rechtsanwender die Volksseele kennenlernen, die sich nicht nur in den geschriebenen Gesetzen, sondern auch in Rechtsbräuchen und Volkstraditionen offenbart.«<sup>49</sup> Der Minister forderte die

<sup>44</sup> László Papp: Népi szemlélet: magyarabb, szociálisabb jog. In: *Magyar Élet* 4 (1939) 7, 10–12, hier 12; *Ders.*: Népi jogszokásaink némely kérdéséről. In: *Ethnographia* 50 (1939) 68–77, hier 69.

<sup>45</sup> Károly Viski betonte früher die Bedeutung der Volksrechtsforschung. Vgl. K. Viski: *Bírópecsét. Egy Árpád-kori jogszokás emléke*. Szeged 1930.

<sup>46</sup> MNM EA 13332. 64. Zu Hofer Nagy: A magyar népi jogéletkutatás, 20–24; Ernő Tárkány *Szücs*: Dr. Hofer Miklós halála. In: *Néprajzi Hírek* 5 (1976) 3–4, 59.

<sup>47</sup> Nagy: A magyar népi jogéletkutatás, 20.

<sup>48</sup> Wiederveröffentlichung des Fragebogens: Szabina *Bognár*: Kérdőívek a nemzetközi és a hazai jogi néprajzban. Hg. Janka Teodóra Nagy. Szekszárd 2018, 149–169.

<sup>49</sup> *Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára*, Budapest [im Weiteren: MNL OL]. K 579, IM 30. 051/1939. Ausführlicher zu diesem ersten Aufruf des Justizministeriums: Nagy: A magyar népi jogéletkutatás, 20–24.

Leiter von Behörden und öffentlichen Gremien auf, die Justizbeamten auf das öffentliche Interesse an der Sammelarbeit aufmerksam zu machen und das Vorhaben zu unterstützen, und zwar vor allem, indem sie den Sammlern Auskünfte erteilen und Einsicht in Dokumente gewähren.

Das Ministerium leistete zum Projekt des Ethnografischen Institutes damals nur von außen Hilfe. Es übernahm die Organisation der Sammler, aber die fachliche Leitung oblag dem Institut. Der Aufruf des Ministeriums und dessen Anlage, der vom Ethnografischen Institut zusammengestellte Fragebogen, wurden an alle Kreisgerichte verschickt. Trotzdem meldeten sich lediglich vierundvierzig Personen für die Sammelarbeit.<sup>50</sup>

István Györffy verstarb unerwartet im Oktober 1939. László Papp und György Bónis zogen sich zurück: Papp praktizierte fortan als Rechtsanwalt, Bónis wurde als Referendar im Kultusministerium angestellt und bereitete sich auf seine Qualifikation zum universitären Privatdozenten für Rechtsgeschichte vor. Nach der Anwerbung der Sammler blieben die Koordinierung und Leitung sowie die fachliche Begleitung der Sammelarbeit zunächst teilweise, später vollständig im Aufgabenbereich des Justizministeriums.<sup>51</sup> Mit dem Tod des Initiators ging die erste Etappe der von Györffy konzipierten Sammelarbeit gezwungenerweise zu Ende.

### 2. 3. 2. *Das Bett des Prokrustes: Volksrechtsforschung als Regierungsprogramm*

István Antal (1896–1975), Staatssekretär im ungarischen Justizministerium, machte in seiner Wortmeldung zum Budget im Abgeordnetenhaus des Parlaments am 23. November 1939 die zur Sammlung rechtlicher Volksbräuche eingeleitete Arbeit bekannt. Er führte aus, dass die Gesetzgebung »dem Volksgeist und der Volksseele« angepasst werden müsse, und bezeichnete »das einwandfreie Rechtsgefühl des ungarischen Volkes« dem Zeitgeist entsprechend als einen der wichtigsten Werte der »kleinen Nation«. Die Ansprache erntete riesigen Erfolg und wurde immer wieder von beifälligen Zurufen und stürmischem Applaus unterbrochen: »Für eine kleine Nation gibt es, Hohes Haus, keine größere Gefahr, als wenn man die Entwicklung der Lebensverhältnisse, der sozialen und anderen Probleme der Nation ins Prokrustes-Bett von Gesetzen, die fremden Vorbildern nachgemacht und einem fremden Geist angepasst sind, zwängen wollte (Richtig! Richtig! – Beifall), und es gebe kein größeres Attentat gegen den Charakter und das Dasein des ungarischen

<sup>50</sup> Nagy: A magyar népi jogéletkutatás, 24.

<sup>51</sup> Ebenda, 25.

Volkes, als wenn man den wundervollen Geist und den durch alle Zeiten beispiellos wirkenden und funktionierenden, Recht und Nation schaffenden Genius dieser Nation durch das Aufzwingen fremdartiger, nachgemachter rechtlicher und gesellschaftlicher Institutionen aus seinem urwüchsigen Dasein aushebeln wollte [...].« In diesem Geist verordnete der Minister »in den einzelnen Gegenden des Landes die Auffassungen und Traditionen der ungarischen Volksseele bezüglich Rechtsbräuche, rechtlicher Traditionen, rechtlicher Institutionen sowie im Allgemeinen bezüglich der Rechtsvorschriften und der rechtlichen Regelung der Lebensverhältnisse zu sammeln«, weil dies – so Staatssekretär Antal – »als wertvoller Hinweis und Leitfaden dafür dient, dass die von unserer Hand stammenden Gesetze nicht in einem Vakuum schweben oder, noch schlimmer, einem fremdartigen Geiste entspringen, sondern ihre Wurzeln in den urwüchsigen rechts- und staatsbildenden Geist des ungarischen Volkes liegen«. <sup>52</sup>

Mit der Erhebung der Volksrechtsforschung zum Regierungsprogramm traten neue Forschungsziele in den Vordergrund. Die Vertreter des offiziellen Standpunktes, unter ihnen Justizstaatssekretär István Antal und Miklós Hofer, hoben die Bedeutung rechtspolitischer und gesetzgeberischer Aspekte hervor. <sup>53</sup> Als weitere Zielsetzung wurde eine Bereicherung des »Besitzbestandes der Ungarn-Wissenschaft« angestrebt. <sup>54</sup>

Am 25. Juli 1940 erließ der Justizminister einen zweiten Aufruf, mit dem die Grundbuchrichter in die Sammelarbeiten zur Volksrechtsforschung einbezogen werden sollten. Man meinte, die für die Grundbucheinlagen zuständigen Beamten hätten direkten Kontakt zur Dorfbevölkerung und könnten die Denkweise, Bräuche sowie Traditionen des Volkes eingehender kennenlernen. <sup>55</sup> Anhand der Erfahrungen der ersten Sammelaktionen wurden die früheren fachspezifischen Erwartungen angepasst. Neben der Zusammenstellung von umfangreichen, mit wissenschaftlichem Anspruch angefertigten Arbeiten, die alle 95 Fragepunkte oder jeweils ein Kapitel derselben beantworten sollten, bezog sich der Aufruf auch auf das Sammeln von »bei der Arbeit vor Ort erfahrenen oder ermittelten Einzeldaten«. Der Fragebogen sollte bloß »informieren, was für Fragen aufkommen können, und was für

<sup>52</sup> MNL OL, K 579, IM 33.704/1940. Ediert: *Országgyűlés képviselőházának naplója*. III. Budapest 1940, 372–373.

<sup>53</sup> MNL OL, K 579, IM 33.704/1940, 2–3.

<sup>54</sup> Ebenda, 3.

<sup>55</sup> Nagy: *A magyar népi jogéletkutatás*, 25–28.

Daten aufgezeichnet werden sollen«. Laut Aufruf wurde das Sammeln unmittelbar vom Justizministerium beaufsichtigt.<sup>56</sup>

Dem zweiten Aufruf folgten wieder nur wenige Personen. Deshalb wies der Minister die Leiter der Justizbehörden zur Unterstützung der Sammler an.<sup>57</sup> Da das Interesse geringer war als erhofft, gab der Minister 1942 ein drittes Rundschreiben heraus.<sup>58</sup> Im Ergebnis der mehrmaligen Ermunterung trafen zwischen Juli 1939 und Juni 1943 laut László Papps Bericht »von 82 Sammlern insgesamt 95, in 113 separate Teile gegliederte Berichte im ung. königl. Justizministerium« ein.<sup>59</sup>

Für die Bearbeitung der eingegangenen Materialien empfahl Miklós Hofer dem Justizminister »den Budapester Rechtsanwalt László Papp, einen Kenner der Rechtswissenschaften und der Ethnografie«, weil »es keinen anderen ungarischen Mann gibt, der diese beiden Qualifikationen vorweist, und László Papp ein Fanatiker der Erforschung rechtlicher Volksbräuche ist.«<sup>60</sup>

### 2. 3. 3. László Papp

Der Justizminister beauftragte 1943 tatsächlich László Papp mit »der Verfassung einer zusammenfassenden Darlegung der Berichte.«<sup>61</sup> Papp stellte seine Zusammenfassung im darauffolgenden Jahr fertig.<sup>62</sup> Janka Teodóra Nagys Auswertung zufolge betrachtete er die 1943 abgeschlossene Etappe als Probensammeln, »als Erfassung der Kräfte vor dem großangelegten, systematischen, fachgemäßen Sammeln«. Zudem rückte Papp mit einem grandiosen Plan heraus: Er wollte Ungarn in Sammelkreise einteilen, die dem jeweiligen Gebiet der landesweit siebendvierzig Gerichtshöfe entsprachen, jeweils mit geeigneten Richtern an der Spitze; die Staatsanwälte hätten die Kandidaten für die Erhebungsarbeit registriert, ihnen die einzelnen Gebiete zugewiesen und sie beim Sammeln unterstützt. Außerdem plante Papp die Aufstellung eines zentralen Leitungsorgans im Ministerium, welches das gesamte Projekt koordinieren, die Ergebnisse dokumentieren und bearbeiten sollte. Seine Vision

<sup>56</sup> MNL OL, K 579, IM 33.704/1940.

<sup>57</sup> Nagy: A magyar népi jogéletkutatás, 25–28.

<sup>58</sup> Ebenda, 25–28; MNL OL, K 579, IM 71.729/1942.

<sup>59</sup> MNM EA 13.300. Siehe noch: MNM EA 13.332.

<sup>60</sup> MNL OL, K 579, IM 17443/1943. Vgl. Nagy: A magyar népi jogéletkutatás, 32, 36, 40.

<sup>61</sup> MNL OL, K 579, IM 17443/1943. Vgl. Mihály Kőhegyi – Janka Teodóra Nagy: Bónis György és társai jogi népszokásgyűjtése Tápén. I–III. Forrásközlés. In: A Móra Ferenc Múzeum Évkönyve. Studia Ethnographicae 1 (1995) 195–249; 2 (1998) 185–234; 4 (2003) 233–245, hier II, 215.

<sup>62</sup> MNM EA 13.300. Siehe noch: MNM EA 13.332.

entstand jedoch in einer dafür ganz und gar ungeeigneten Zeit: »Der Bericht wurde im März 1944, einige Wochen vor der Besetzung Ungarns durch die Deutschen verfasst, und dem skizzierten großzügigen Plan stand die Realität des Krieges gegenüber: Die Justizbehörden konnten kriegsbedingt selbst die grundlegendsten Aufgaben kaum wahrnehmen, und für die Sammelarbeit meldeten sich nur vereinzelt Kandidaten.«<sup>63</sup>

### 2. 3. 4. *Forschungslager und Feldforschung (1939–1944)*

Das Institut für Landschafts- und Volksforschung organisierte ab 1939 Forschungslager und Feldforschungen zur Erfassung des Volksrechtslebens. Diese Sammelreisen waren Bestandteile der *Dorfforschungsbewegung* (*falukutató mozgalom*) jener Zeit.<sup>64</sup>

Unter den Mitgliedern der Arbeitsgruppe war es György Bónis, der nach seinen Feldforschungen im Tal des Flusses Garam<sup>65</sup> (Nebenfluss der Donau in der heutigen Slowakei) im Rahmen des rechtsgeschichtlichen Seminars der Franz-Joseph-Universität zu Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) eine Forschungsbasis zur Untersuchung des Volksrechtslebens aufbaute. Die Sammelarbeit begann im Sommer 1942 mit der Unterstützung des Siebenbürgischen Wissenschaftlichen Institutes (*Erdélyi Tudományos Intézet*) und des ungarischen Justizministeriums. Es sollten die Rechtsbräuche in rund 35 Dörfern der Region Kalotaszeg (westlich von Klausenburg) samt räumlichen und zeitlichen Veränderungen erfasst werden, mit besonderer Rücksicht auf etwaige Berührungspunkte zwischen den Rechtsbräuchen des ungarischen und des rumänischen Volkes.<sup>66</sup> Das gesammelte schriftliche Material wurde in der Bibliothek des Instituts für Rechtsgeschichte der Universität Klausenburg untergebracht, gegen Ende des Krieges ging es aber verloren.<sup>67</sup>

<sup>63</sup> Mihály Kóhegyi – Janka Teodóra Nagy: Adalékok a jogi néphagyománykutatás történetéhez. In: *Cumania* 14 (1997) 207–223, hier 217; Nagy: *A magyar népi jogéletkutatás*, 41–42.

<sup>64</sup> Attila Paládi-Kovács: *A társadalomtudományok és a falukutatás*. In: *A falukutatás fénykora, 1930–1937*. Hg. Ferenc Pölöskei. [O. O., Budapest] 2002, 42–56.

<sup>65</sup> György Bónis: *Egyke és jogszokás a Garamvölgyén*. In: *Társadalomtudomány* 21 (1941) 288–309.

<sup>66</sup> Auswertungen des in Siebenbürgen gesammelten Materials: Janka Teodóra Nagy: *A népi jogélet kutatása Erdélyben 1939–1948 között*. In: *Határjelek és hagyásfák: A hetvenedik életévébe lépő Bárh János tiszteletére írott tanulmányok*. Hg. Kelemen Kothencz. Baja 2014, 593–547; *Dies.: A magyar népi jogéletkutatás és az erdélyi gyűjtések (1939–1948)*. In: *Kriza János Néprajzi Társaság Évkönyve* 22 (2014) 95–108.

<sup>67</sup> György Bónis: *Hűbériség és rendiség a középkori magyar jogban [1947]*. Budapest 2003, 114.

Bónis setzte das Sammeln 1948 als Professor der Rechtsgeschichte an der Universität Szeged fort. Vom 1. bis 15. Oktober forschte er mit seinen Studenten in Tápé (heute Stadtteil von Szeged).<sup>68</sup> Janka Teodóra Nagy, die das Forschungsmaterial aus Tápé veröffentlichte, verweist auf eine Art Kontinuität zwischen den beiden, einander zeitlich nahen Sammelprojekten. Einerseits verwendete Bónis beim Sammeln in Tápé die während der Ermittlung der Rechtsbräuche in Kalotaszeg entwickelte Methodik. Andererseits fasste er in der Synopse zum „Buch über Kalotaszeg“ bezüglich des bäuerlichen Rechtsbewusstseins und der Rechtskenntnis die 1947 geplante Auswertung als Antwort auf einen der in Tápé angewandten Fragepunkte zusammen.<sup>69</sup>

Die Forschungen in Kalotaszeg beziehungsweise Tápé werden auch durch die Person von Ernő Tárkány Szücs miteinander verknüpft. Schon als Jurastudent der Universität Klausenburg zeichnete sich Tárkány Szücs durch seine Beiträge zur Sammelarbeit in Kalotaszeg aus, und bei den Forschungen in Tápé wirkte er bereits als erfahrener und selbständiger Mitarbeiter von Bónis mit. Seinen Memoiren zufolge hat er schon als Gymnasiast mit dem Sammeln in Mártély, einem Außengebiet seiner Heimatstadt Hódmezővásárhely (Komitat Csongrád-Csanád), begonnen.<sup>70</sup> Sein Werk erschien 1944 als erster Band der Buchreihe des Seminars für Rechtsgeschichte der Universität Klausenburg, die zur Veröffentlichung von Forschungen über rechtliche Volkstraditionen eingerichtet wurde.<sup>71</sup>

Edit Fél forschte in Martos (Komitat Komárom), László Papp leitete im Sommer 1939 ein Forschungsteam in Kiskunhalas (Komitat Bács-Kiskun) und begann 1940 in der Theiß-Gegend, in der Kleinregion Tiszahát, mit dem Sammeln, das wegen des Krieges schon bald abgebrochen werden musste. Als Mitglied der von Györffy aufgestellten Arbeitsgemeinschaft beteiligte sich Edit Fél bei der Abfassung des Fragebogens Nr. 1 und fing bereits im Frühjahr 1939 in Martos mit dem Sammeln an. Mit kürzeren Unterbrechungen betrieb sie über mehr als vier Jahre gesellschaftsethnografische Forschungen in der Gemeinde und veröffentlichte die Ergebnisse ihrer Sammelarbeit in mehreren

<sup>68</sup> *Kőhegyi – Nagy*: Bónis György és társai; Janka Teodóra Nagy: A községi bíraskodás az 1911. évi I. törvény szabályozásában és a joggyakorlatban. Bónis György és tanítványai jogi néphagyománygyűjtése Tápén. In: A polgári peres eljárás történeti fejlődése Magyarországon. V. Hg. Mária Homoki-Nagy. Szeged 2013, 177–188.

<sup>69</sup> Nagy: A magyar népi jogéletkutatás, 81–82.

<sup>70</sup> *Tárkány Szücs Ernő tudományos önéletrajza*. Budapest, 31. Oktober 1981. Magyar Tudományos Akadémia, Budapest. Levéltár. VII. Tudományos minősítés. 200. Tudományos Minősítő Bizottság [im Weiteren: MTA]. 2640/3.

<sup>71</sup> Ernő Tárkány Szücs: Mártély népi jogélete. Kolozsvár 1944.

Aufsätzen.<sup>72</sup> Nach Mihály Sárkány's Einschätzung haben zwei Themenbereiche – die Beschreibung der gemeinschaftlichen Arbeiten und die Bearbeitung der Großfamilie – »durch die zuvor nicht dagewesene Tiefe und fachgerechte Untersuchung des Themas« auch die späteren Forschungen wesentlich beeinflusst.<sup>73</sup> Darüber hinaus sind aus jener Zeit Fél's reichhaltige Mitteilungen über Besitzkennzeichnungen von besonderer Bedeutung für die Volksrechtsforschung.<sup>74</sup>

Etwa zeitgleich begann unter der Leitung von László Papp eine Forschungsgruppe in Kiskunhalas mit der Arbeit. Ein aus Mitgliedern der Gruppe bestehendes kleineres Team widmete sich der Erforschung von Rechtsbräuchen, wobei es die Erhebungen anhand des Fragebogens Nr. 1 durchführte. Seine Ergebnisse wurden 1941 von Papp in einem Buch über das Volksrechtsleben in Kiskunhalas publiziert.<sup>75</sup>

### 2. 3. 5. *Diskussion in der Zeitschrift „Társadalomtudomány“*

Dieses Buch Papps löste 1942/1943 in der Budapester Zeitschrift „Társadalomtudomány“ (*Gesellschaftswissenschaft*) eine Diskussion über die Volksrechtsforschung aus. Papp versuchte in der Einführung Ziele und Methoden der Forschung zu definieren und erntete damit die Kritik von Imre Szabó (1912–1991). Szabó vertrat in seiner Abhandlung über „Ethnografie, Recht, Soziologie“ die Meinung, dass die von Papp für die Volksrechtsforschung vorgesehene juristische Zielsetzung und ethnografische Methode sowie die der Gliederung des Rechtssystems entsprechende Aufteilung des gesammelten Materials methodologische und Anschauungsprobleme aufwiesen. Im Falle der ethnografischen Rechtsforschung könne eine Trennung oder gegebenenfalls eine Parallelbetrachtung beziehungsweise Gegenüberstellung von kodifiziertem und ungeschriebenem Recht nicht als Klassifizierungsansatz herangezogen werden. Szabó sah auch die Aufgaben und Aspekte der »ethnografischen Rechtsbetrachtung« anders: Diese »muss die strukturellen und funktionalen Elemente erschließen, die par excellence vom Volk stammen

<sup>72</sup> Edit Fél: A társaságban végzett munkák Martoson. In: Néprajzi Értesítő 32 (1940) 361–381; *Dies.*: A nagycsalád és jogszokásai Martoson. In: Társadalomtudomány 23 (1943) 408–437; *Dies.*: A vagyon és tulajdon Martoson. In: Társadalomtudomány 24 (1944) 1–35; *Dies.*: A nagycsalád és jogszokásai a Komárom megyei Martoson. Budapest 1944.

<sup>73</sup> Mihály Sárkány: A társadalomnéprajzi kutatás hazai története. In: Magyar Néprajz. VIII: Társadalom. Hg. Attila Paládi-Kovács. Budapest 2000, 29–66, hier 53.

<sup>74</sup> Edit Fél: Adatok a tulajdonjegyekhez. Előzetes jegyzetek a ruhajegyekről. In: Néprajzi Értesítő 32 (1940) 386–395.

<sup>75</sup> László Papp: Kiskunhalas népi jogélete. Budapest 1941.

und eine Volkskultur, sowohl eine materielle als auch eine geistige, nachweisen und darstellen«. Der Verfasser hielt es für nebensächlich, in welchem Bereich des Rechts die ethnografischen Elemente erscheinen. Szabó kritisierte Papps Datenverarbeitungsmethode und auch den Fragebogen selbst. Schließlich schlug er, um anschauungsbedingte Unklarheiten zu vermeiden, die Einbettung der Forschungen in andere Wissenschaftsbereiche vor: »Ethnografie und Soziologie, Volksrechtsforschung und Rechtssoziologie, genauer die rechtssoziologischen Forschungen, haben eine große Berührungsfläche, und bestimmte Phänomene der Volkskunde können nur oder in erster Linie durch die Erschließung ihrer gesellschaftlichen Bezüge verstanden werden, und genau so auch umgekehrt. [...] Die Ebene der Soziologie ist breiter, und die mit ihrer Hilfe aufgedeckten Zusammenhänge sind von größerer Bedeutung.«<sup>76</sup> Nach Szabó sollte mit Hilfe der soziologischen Forschung der gesamte Entwicklungs- und Funktionsprozess des Rechts betrachtet beziehungsweise die Frage untersucht werden, inwieweit die jeweilige gesellschaftliche Situation in der betreffenden Rechtsordnung zum Ausdruck kommt. Als Außenseiter erkannte er die begrifflichen Mängel der Rechtsbrauchsfor- schung, die nach ihren Aufgaben, Methoden und Zielen suchte, viel klarer. Nach nach seinem Lösungsvorschlag seien es die Rechtssoziologie beziehungsweise, allgemeiner, die Soziologie, die den Forschungen zu einem klaren Begriffssystem verhelfen könnten.<sup>77</sup>

Miklós Hofer hielt diese Kritik für unbegründet. Seiner Meinung nach habe Papp richtig gehandelt, als er das gesammelte Material nach dem allgemein anerkannten System der Rechtswissenschaft unterteilte und mit den gültigen Rechtsvorschriften des Staates verglich. Als wichtigste Zielsetzung erachtete auch Hofer das systematische Sammeln der Rechtsbräuche.<sup>78</sup> Im Zuge der Diskussion änderte László Papp teilweise seine Meinung, gab die aus der Neuartigkeit der Arbeit resultierenden methodologischen Mängel und Irrtümer zu und verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, dass es ihm durch »wohlmeinende Kommentare« und fruchtbare Diskussion gelingen werde, diese in Zukunft zu vermeiden, denn »die Volksrechtsforschung ist weder Ethnografie noch Gesellschaftskunde noch ein Nebenzweig der Rechtsgeschichte, selbst wenn ihre Ergebnisse mehr oder weniger in der einen oder anderen vorge-

<sup>76</sup> Imre Szabó: *Néprajz, jog, szociológia*. In: *Társadalomtudomány* 22 (1942) 422–427, hier 425.

<sup>77</sup> Ebenda.

<sup>78</sup> Miklós Hofer: *Népi jogéletkutatás*. In: *Társadalomtudomány* 23 (1943) 270–273.

nannten Disziplin angesetzt werden können und sich mit deren Material verknüpfen. Sie erhebt Anspruch auf Selbständigkeit, und vielleicht wird sich daraus ein neuer Wissenschaftszweig etablieren«. <sup>79</sup>

György Bónis sprach in seinem Kommentar ebenfalls von einem »sich gerade ausformenden Wissenschaftszweig« und versuchte die Sammeltätigkeit »im allgemeinen System der Wissenschaften« unterzubringen. <sup>80</sup> Er sah die Ethnografie, bestätigt auch durch ausländische Konzeptionen, als weiteren Rahmen der Arbeit an. Die rechtliche Volkskunde könne als Teil der Volkskunde und deren Gliederung folgend in zwei Bereiche, nämlich in das Sammeln von materiellen Denkmälern des Rechtslebens und von geistigen Phänomenen mit rechtlichem Bezug, aufgeteilt werden. Der erste ist die Rechtsarchäologie, die zweite das Sammeln rechtlicher Volksbräuche: »Das Sammeln von Rechtsbräuchen strebt in zweiter Linie die Beleuchtung von Fragen für die Rechtsgeschichte an, die anhand schriftlicher Quellen heute nicht mehr beantwortet werden können.« Bónis betonte, dass das Sammeln von Rechtsbräuchen nicht etwa »der modischen Volkstümlichkeit« Rechnung tragen, sondern, im Gegenteil, die Ergebnisse »beständig in die Rechtsentwicklung einbauen« wolle. <sup>81</sup>

In seiner Entgegnung formulierte Imre Szabó die Zuordnung der Volksrechtsforschung zu bestimmten Wissenschaftsbereichen teilweise neu. Er wies alle Versuche zur Beeinflussung der Gesetzgebung eindeutig der Kompetenz der Rechtspolitik zu. Respektvoll schloss er sich der Argumentation von »Professor Bónis« an, wonach die neue Disziplin nur mit ethnografischen und historischen Methoden arbeiten könne, und wiederholte den in seinem früheren Artikel ausgeführten Standpunkt, weil »die volkskundliche Rechtsforschung frei über die Grenzen des Rechts hinwegfliegt«, so dass es unmöglich sei, dem gesammelten Material die Kategorien des Rechtssystems aufzuzwingen. <sup>82</sup>

Betrachtet man Szabós Lebenswerk, so war sein Standpunkt der Abdruck einer von ihrer Vorgeschichte unabhängigen Neupositionierung der (Rechts-) Soziologie. Obwohl seine Aufteilung – die »Volksrechtsforschung ist Volkskunde auf dem Gebiet des Rechts; die Rechtssoziologie ist Soziologie auf dem Gebiet des Rechts« – klar und deutlich war, diente ihm die Volksrechtsfor-

<sup>79</sup> László Papp: Népi jogéletkutatás. In: Társadalomtudomány 23 (1943) 273–278, hier 277–278.

<sup>80</sup> György Bónis: Népi jogéletkutatás. In: Társadalomtudomány 23 (1943) 278–281, hier 279.

<sup>81</sup> Ebenda, 280.

<sup>82</sup> Imre Szabó: Népi jogéletkutatás. In: Társadalomtudomány 23 (1943) 483–485, hier 485.

schung mehr als Vorwand zur neukonzipierten Darlegung der Aufgaben der (Rechts-)Soziologie.<sup>83</sup> In dieser Diskussion wurde erstmals vor einer breiteren Öffentlichkeit geäußert, dass die Volksrechtsforschung »Anspruch auf Selbständigkeit«<sup>84</sup> erhob. Dieser Anspruch bestimmte die spätere Tätigkeit von László Papp, der alles tat, um die neue Wissenschaft methodologisch zu fundieren. 1948 veröffentlichte er zwei Broschüren mit historischen beziehungsweise methodologischen Anleitungen zur Volksrechtsforschung.<sup>85</sup>

### 2. 3. 6. Lagebewertung und Hoffnungen

Die Volksrechtsforschung konnte sich trotz des wachsenden wissenschaftlichen Interesses nicht vollständig entfalten. Die Kriegssituation verunmöglichte die Feldforschungen, außerdem ging ein Großteil des bereits vorhandenen Materials verloren. Die Sammlung des von György Bónis geleiteten Klausenburger Seminars für Rechtsgeschichte ging während des Umzugs der Universität nach Szeged im Jahr 1945 verloren. Die im Budapester Justizministerium eingegangenen Berichte wurden 1944 bei der teilweisen Übersiedlung des Amtsapparats nach Steinamanger (*Szombathely*) verbracht, wo ein Teil davon ebenfalls verloren ging. Trotzdem behielten die beiden maßgeblichen Persönlichkeiten der Sammellarbeit – László Papp und György Bónis – ihre Forschungsfreude bei. Sie hofften, dass die tragischen Ereignisse die begonnene Arbeit nur für kurze Zeit unterbrechen würden und die bisherigen Sammlungen – gleichsam als eine Art Generalprobe – viele Erfahrungen für zukünftige Forschungen liefern könnten. Papp arbeitete weiter an der Präzisierung der Ziele und Methoden der Volksrechtsforschung. 1948 veröffentlichte er seine Ergebnisse in zwei Heften. Unter dem Titel „Die Erforschung des ungarischen Volksrechtslebens“ formulierte er deren Ziele, schilderte die bereits erfolgte Sammellarbeit und ging ausführlich auf eine Analyse des Verhältnisses der Volksrechtsforschung zu verschiedenen Disziplinen ein.<sup>86</sup> Die Forschungsmethode vereinheitlichte er im Aufsatz „Leitfaden zur Volksrechtsforschung“. Als Anhang fügte er seinen überarbeiteten, 578 Fragen umfassenden Fragebogen samt einer weiteren ausführlichen Beschreibung als Handreichung zur Benutzung des Fragenkatalogs bei. Papps „Leitfaden“ und Fragebogenanhang stellen eine anhand der ersten Forschungserfahrungen

<sup>83</sup> Ebenda, 483.

<sup>84</sup> Papp: Népi jogéletkutatás, 278.

<sup>85</sup> László Papp: A magyar népi jogéletkutatása. Budapest 1948; Ders.: Vezérfonal a népi jogéletkutatásához. Budapest 1948.

<sup>86</sup> Papp: A magyar népi jogéletkutatása.

ausgereifte Informationsschrift, eine präzise ausgearbeitete Anleitung vom Planen der Sammelarbeit bis hin zum Dokumentieren der Ergebnisse dar.<sup>87</sup>

Das Werk wurde in der Praxis erprobt. György Bónis und seine Studenten führten – nach dem Umzug aus Klausenburg bereits unter der Ägide der Universität Szeged – zwischen dem 1. September und 15. Oktober 1948 mit Papps erweitertem Fragebogen eine Feldforschung in Tápé durch. Das reichhaltige handschriftliche Material der Befragung in Tápé gelangte ins Ethnologische Archiv des Ethnografischen Museums zu Budapest; ein Teil davon wurde in einem Beitrag zu den Volksrechtsbräuchen von Tápé<sup>88</sup> beziehungsweise von Ernő Tárkány Szücs in seiner Monografie über Volksrechtsbräuche verarbeitet.<sup>89</sup> Veröffentlicht wurde es aber erst beinahe fünfzig Jahre später von Janka Teodóra Nagy und Mihály Kőhegyi.<sup>90</sup> Die Besonderheiten der Sammelarbeiten in der Ungarischen Tiefebene wurden von einem der engagiertesten Forscher, Ernő Tárkány Szücs, in einem 1948 erschienenen Aufsatz zusammengefasst.<sup>91</sup>

Neben der Wiederaufnahme der Sammelarbeit veröffentlichten Bónis und sein Schüler Ernő Tárkány Szücs populärwissenschaftliche Lageanalysen in der Zeitschrift „Puszták Népe“ (*Das Volk der Puszta*), einem von Tárkány Szücs redigierten und in der ungarischen Provinzstadt Hódmezővásárhely erschienen Blatt.<sup>92</sup> Tárkány Szücs erörterte seinen Standpunkt zu den wichtigsten Fragen der in der Zeitschrift „Társadalomtudomány“ geführten Diskussion. Er meinte, zum Sammeln der ungarischen Rechtsbräuche müssten sich die Juristen dem Material und den Methoden zweier Disziplinen zuwenden: jener der Ethnografie und der Gesellschaftswissenschaft; unter letzterer verstand er die Soziologie. In seiner Publizistik argumentierte er für die Aufstellung eines rechtspolitischen Instituts, das die Rechtsentwicklung und die

<sup>87</sup> Papp: Vezérfonal.

<sup>88</sup> Vince Börösök: A falu közigazgatása, a lakosság jogtudata és jogi szokásai. In: Tápé története és néprajza. Hg. Antal Juhász. Tápé 1971, 243–255.

<sup>89</sup> Vgl. Ernő Tárkány Szücs: Magyar népi jogszokások. Budapest 1981.

<sup>90</sup> Das Material, das in der Ethnologischen Datenbank des Ungarischen Ethnografischen Museums unter MNM EA 2133 aufbewahrt wird und sieben Seiten, 267 Zettel und eine Zeichnung umfasst, gaben die Verfasser in zwei Abhandlungen heraus (*Kőhegyi – Nagy: Bónis György, I–II.*). Später wurden im Nachlass von Ernő Tárkány Szücs weitere 35 zuvor unbekannte Zettel zu dem in Tápé gesammelten Material entdeckt. Vgl. *Kőhegyi – Nagy: Bónis György, III.*

<sup>91</sup> Ernő Tárkány Szücs: A népi jogéletkutatás problémái a Nagy-Alföldön. In: Az Alföldi Tudományos Intézet Évkönyve 1 (1948) 302–311.

<sup>92</sup> Ernő Tárkány Szücs: Magyar jog és magyar társadalom. In: *Puszták Népe* 1 (1946) 1, 17–22, hier 21.

Anhebung des Niveaus der rechtlichen Bildung gleichzeitig wahrnehmen und darüber hinaus »die regelmäßige Beobachtung des Rechtslebens des Volkes in den einzelnen Regionen veranlassen, die Rechtsbräuche sammeln und Reibungsflächen zwischen dem ungarischen Recht und der Gesellschaft beseitigen« sollte.<sup>93</sup>

György Bónis nannte 1948 auf anderer Grundlage unter Einsatz seines außerordentlich nuancierten rechtsgeschichtlichen Wissens seine Argumente zu der Frage, welche Bedeutung dem Volksrecht in der »im Aufbau begriffenen ungarischen Demokratie« zukäme. Mit Hinweis auf die Aussagen seines früheren Artikels kritisierte er die Rechtsgebung der vorausgehenden Ära, weil diese nicht an die Rechtsauffassung des ungarischen Bauerntums anknüpfte. Seiner Meinung nach müsse die Auffassung des Volkes in einer Demokratie auch in der Rechtsgebung – freilich nicht unverändert – zur Geltung kommen. Er gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Forschungen »im System der Volksherrschaft« fortgesetzt werden und die früher erzielten Ergebnisse verwertet werden können. Der primäre Bereich dafür sei nicht die Gesetzgebung, sondern vielmehr die Juristenausbildung: das »Kennenlernen des Volksrechts hat für das Ansehen des Juristenberufes und für die jungen angehenden Juristen, die sich auf das Leben vorbereiten, erstrangige praktische Bedeutung. [...] Die praktischen Rechtsanwender und die Studierenden des Rechts sollen in die ungarischen Dörfer der Tiefebene aufbrechen, die erhabene Auffassung der ungarischen Bauern über Moral und Recht erkunden, sich in der Gedankenwelt, die in deren Gewohnheitsrecht zum Ausdruck kommt, vertiefen; dann will ich glauben, dass sie lebenslang treue Arbeiter der im Aufbau begriffenen ungarischen Demokratie sein werden.«<sup>94</sup>

Diese beiden angesehenen Vertreter der ungarischen Volksrechtsforschung gaben nach dem Krieg in zwei Beiträgen ein Lebenszeichen von sich. Als interpretierende Beobachter der Ereignisse versuchten sie in der Zeitschrift einer Provinzstadt, dem Programm zum Sammeln von Rechtsbräuchen auch im neuen Regime Akzeptanz zu verschaffen. Bónis, der Erfahrene von beiden, wies auch auf die Fehler des Regimes hin. Die in der Rechtsprechung der Ära urplötzlich mit großem Gewicht mitwirkenden »Laienelemente« (Laien in den Volksgerichten und in den Sonderkollegien der Wuchergerichte) hätten durch ihre mitgebrachte und mit Rechtskraft ausgestattete »volkrechtliche Überzeugung« einen guten Anlass dazu gege-

<sup>93</sup> Ebenda, 22.

<sup>94</sup> György Bónis: Népi szemlélet és jogalkotás. In: Puszták Népe 3 (1948) 15–23, hier 21.

ben, auf die Erkundung des Volksrechts zu pochen. In diesem Zusammenhang betonte Bónis jedoch – seinem Gewissen folgend – die Unentbehrlichkeit des theoretischen und praktischen Wissens professioneller Juristen, das man genau so brauche wie das Wissen des Chirurgen bei einer Operation oder die Kompetenz des Bauingenieurs bei der Errichtung einer Brücke.<sup>95</sup> Es ist kein Wunder, dass seine Ansichten auf offiziellen Foren kein Gehör fanden.

### *2. 3. 7. Das Sammeln von Rechtsbräuchen im Soziografischen Institut der Rechtsakademie in Erlau*

Zu dieser Zeit entstand an der Ungarischen Katholischen Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät zu Erlau (*Eger*) eine neue wissenschaftliche Werkstatt zum Sammeln von Volksrechtsbräuchen. Die Zielsetzungen des Anfang 1947 eröffneten Soziografischen Instituts wurden von dem Direktor, dem Rechtshistoriker Andor Csizmadia (1910–1985), in der ersten Institutsveröffentlichung unter dem Titel „Eine Skizze der Grundkenntnisse der Soziografie“ in vier Punkten angegeben. Als primäre Zielsetzung galt ihm das Sammeln von Volksrechtsbräuchen, die Erforschung der rechtlichen Überzeugungen des Volkes sowie die Untersuchung der Frage, »wie Rechtsvorschriften im Leben umgesetzt werden, und welche rechtliche Reformen somit zur Verbesserung der Lebensverhältnisse erforderlich sind«. Die Forschungen sollten unter Einbeziehung von Vertretern verschiedener Disziplinen die rechtlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse einzelner Gemeinden (Städte) oder Gruppen von Gemeinden erschließen, und zwar so, dass die Forschungsergebnisse auch »im praktischen Leben zur Geltung kommen können«. Das Institut war – wie von den Gründern beabsichtigt – gleichzeitig für die Verwaltung der zur »staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtung«, zum wirtschaftlichen und kulturellen Leben der nordungarischen Komitate (Heves, Borsod, Zemplén, Abaúj und Nógrád) vorhandenen Daten verantwortlich, aber in die Datenerfassung sollte auch die »nicht unter ungarischer Oberhoheit lebenden ungarischen Ethnie« einbezogen werden.<sup>96</sup> Zur Unterstützung der Forschungsarbeit bot Csizmadia eine Ausbildung an, bestehend aus den Lehrveranstaltungen „Einführung in die Volksrechtsforschung“ mit wöchentlich einer Stunde, und „Soziografie“ mit wöchentlich zwei Stunden.

<sup>95</sup> Bónis: Népi szemlélet, 22.

<sup>96</sup> Andor Csizmadia: A szociográfiai alapismertetek vázlat. Eger 1947, 30.

Das erste Forschungslager des neuen Instituts fand in Pétervására im Komitat Heves statt. Damit lief das Sammeln der Volksrechtsbräuche der *barkó*, »dieses östlichsten Zweiges der Palotzen« (einer ungarischen Volksgruppe), an. Ein Student des Instituts begann mit der Erhebung des Brauchtums der Hausgemeinschaft in Mezőkövesd (Komitat Borsod-Abaúj-Zemplén) und dem Sammeln des »Volksgewohnheitsrechts« bei den *matyó* (einer ungarischen ethnografischen Gruppe).<sup>97</sup> »Andor Csizmadias Arbeitsgemeinschaft«<sup>98</sup> schickte im Sinne des vom Ungarischen Landschafts- und Volksforschungszentrum veröffentlichten Sammelaufrufs den Bericht „Barkó-Gemeinden“ (*Barkó községek*) an das Justizministerium, der jedoch später verloren ging. Einzelne Ergebnisse der bei den *barkó* durchgeführten Forschungen sind in dem 1947 erschienenen „Erbrechtsbräuche der *Barkó*“ zugänglich.<sup>99</sup>

Nach Pétervására (1948) organisierte das Soziografische Institut eine Feldforschung in Ivád (1949). Die Sammelergebnisse konnten aber nicht mehr herausgegeben werden: Die Katholische Rechtsakademie wurde 1949 aufgelöst, die Arbeitsgruppe löste sich ebenfalls auf, die Studenten setzten ihre Studien an verschiedenen Universitäten fort. Andor Csizmadia veröffentlichte das zum Volksrechtsleben von Ivád und Pétervására gesammelte Material erst Jahrzehnte später.<sup>100</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg fand in Ungarn eine radikale Umwälzung der Rechtsordnung statt. Es wurden neue Behördenapparate aufgestellt, mit denen die Rechtsordnung des totalitären Staates – schneller als je zuvor – in den Alltag eindrang. Es veränderten sich nicht nur die Umstände der Sammelarbeit und die Rechtsbräuche grundlegend, sondern auch die Ergebnisse bereits durchgeführter Forschungen konnten erst Jahrzehnte später veröffentlicht werden.

---

<sup>97</sup> Ebenda.

<sup>98</sup> *Tárkány Szücs*: Magyar jogi népszokások (1981), 852.

<sup>99</sup> Zoltán György *Tóth*: A barkók öröklési jogszokásai. Eger 1947, 5.

<sup>100</sup> Andor *Csizmadia*: Ivád község és az Ivádiak a feudális kor hanyatló szakaszában. Nemzeti-ségi és birtoktörténeti kép. In: Archivum. A Heves Megyei Levéltár Közleményei 8 (1979) 5–34; *Ders.*: Ivád jogélete. In: Archivum. A Heves Megyei Levéltár Közleményei 9 (1979) 34–61; *Ders.*: Pétervására jogéletéből. In: Archivum. A Heves Megyei Levéltár Közleményei 11 (1983) 64–81.

2. 4. *Volksrechtsforschung nach 1948*2. 4. 1. *Ideologiekritik der Volksrechtsforschung*

Die Volksrechtsforschung hatte im *Regime der Volksherrschaft* keinen Platz. Von der alles durchdringenden Ideologie blieb auch die Rechtswissenschaft nicht verschont, das Gebiet des Rechts galt sogar als Bereich von erstrangiger Bedeutung. Durch die Alleinherrschaft der sozialistischen Rechtsauffassung, die ausschließlich die vom Staat geschaffenen Gesetze als Recht anerkannte, wurde einerseits die Existenzberechtigung des als Volksrecht erforschten Phänomens auf ideologischer Grundlage in Frage gestellt. Andererseits war das Schicksal der Volksrechtsforschung von vornherein besiegelt, da sie im vorausehenden Regime gefördert worden war.

Die obligate Adaptation der marxistischen Kritik an der Savignyschen rechtshistorischen Schule führte dazu, dass das Volksrecht sowie die Methode und Sichtweise der rechtshistorischen Schule in das neue (rechts-)wissenschaftliche Konzept keinen Eingang finden konnten.<sup>101</sup> Nachdem Marx »die Hülle der patriotisch-historischen Ideologie vom Leib des preußischen Staates gerissen und diesen als Unterdrücker enttarnt hatte«, gleichzeitig »auch gegen die praktische Tätigkeit der historischen Schule kämpfte«, konnte die Anwendung dieser Ideologie auf die ungarischen Verhältnisse nicht ausbleiben.<sup>102</sup> Der Verfasser des Artikels, Kálmán Kulcsár (1928–2010), bestand das Abitur 1946 im St.-Bernardus-Gymnasium des Zisterzienserordens in Erlau, wo er dann an der Rechtsakademie studierte.<sup>103</sup> Der Jurastudent schloss sich der von Andor Csizmadia geleiteten Volksrechtsforschung an. Ab 1953 durchlief er ein Promotionsstudium in Rechtstheorie unter der Leitung des – oben angeführten – Akademiemitglieds Imre Szabó an der Staats- und

<sup>101</sup> »Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Entwicklung des Kapitalismus durch die Kompliziertheit und Verflechtungen der ideologischen Kämpfe gekennzeichnet. Es bedurfte gründlichen Wissens, um sich in diesem ideologischen Trübwasser zurechtzufinden und jeden Faden in seiner wesentlichen Besonderheit zu erkennen. Marx, der spätere große Lehrer des Proletariats, hatte bereits in jener Zeit, am Anfang seiner Laufbahn, geniale Erkenntnisse, er traf schon damals, in seiner hegelianischen Periode grundlegende Feststellungen, die sich in sein späteres großes System organisch einfügen ließen. [...] Marx kritisierte mit scharfem Auge die damalige reaktionäre Ideologie des preußischen Staates und, als dessen Teil, die rechtshistorische Schule.« Kálmán Kulcsár: *Marxizmus és a történeti jogi iskola*. In: *Jogtudományi Közlöny* 2 (1955) 65–85, hier 65.

<sup>102</sup> Ebenda, 79–80.

<sup>103</sup> Csaba Varga: *Egy jogtudós útkeresése. Kulcsár Kálmán emlékezése Egerről, katonai ügyész pályakezdéséről, az akadémiai jogtudomány-művelésben révbe érkezéséről*. In: *Jogelméleti Szemle* 14 (2013) 3, 167–204.

Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität zu Budapest. In der Nachkriegszeit repräsentierte Imre Szabó praktisch in einer Person die Rechtstheorie und sogar die gesamte Rechtswissenschaft; somit spielte er auch in wissenschaftspolitischen Einrichtungen eine wichtige Rolle.<sup>104</sup> In seinen Aufsätzen vor 1945 versuchte der junge Imre Szabó die Positionen der Rechtssoziologie zu identifizieren und kritisierte gleichzeitig die Schwächen der »unzeitgemäßen Rechtswissenschaft« der Ära. In diese Reihe fügt sich seine im vorausgehenden Kapitel ausführlich behandelte Kritik am Kiskunhalas-Buch von László Papp ein. Das offizielle Debüt der marxistischen Rechtsanschauung brachte jedoch wenig später einen Tonwechsel und eine Akzentverlagerung mit sich.<sup>105</sup> Im Zusammenhang mit der Volksrechtsforschung wurde dem Imre Szabó-Schüler Kálmán Kulcsár die Aufgabe zuteil, den offiziellen Standpunkt zu verdeutlichen. Im Einklang mit der nach 1956 gültigen offiziellen Ideologie stempelte Kulcsár die Bewegung der Volksrechtsforschung in einem 1961 erschienenen Beitrag als hungarozentrisch und nationalistisch ab.<sup>106</sup> »Der gesellschaftliche Inhalt«, schrieb er, »und nicht weniger auch die geistigen Komponenten der Volksrechtsforschung zeigen, dass eine solche Verknüpfung des nationalen und des in romantischem Sinne verstandenen Volksrechts auch in Ungarn eine Ausdrucksform des Nationalismus war.«<sup>107</sup> Bezüglich der definierten Aufgabenstellung der Bewegung hielt Kulcsár – wie auch Szabó – die Akzentuierung rechtspolitischer Aspekte für übertrieben. Als weiteren fachlichen Fehler bewertete Kulcsár, dass die Forscher den Begriff des *Volkes* auf das Bauerntum beschränkten, das sie »ohne Berücksichtigung von Klassenaspekten als einheitlich auffassten«.<sup>108</sup> Darüber hinaus hätten sie eine künstliche Gegenüberstellung des fremden und des

<sup>104</sup> Zoltán Fleck: Szocialista jogelmélet és szociológia. In: Jogelméleti Szemle 2003/4. [http://jesz.ajk.elte.hu/2003\\_4.html](http://jesz.ajk.elte.hu/2003_4.html) (22. Januar 2021). Wiederveröffentlichung: Világosság 45 (2004) 4, 65–77.

<sup>105</sup> »1945 stellt jedoch nicht nur für die Vertreter der ›bürgerlichen‹ Rechstheorie eine Epochen­grenze dar, sondern es war auch das Datum des ›offiziellen Debüts‹ der marxistischen Rechtsbetrachtung in Ungarn. Die anfangs Anderen gegenüber gezeigte Rücksicht und Empathie wurden schon recht bald durch eine in selbst- und zielbewusstem Stil geführte Rhetorik, die eine einzige Wahrheit kannte, abgelöst.« József Szabadfalvi: Viszony az elődökhöz. A marxista jogelmélet reflexiói a két világháború közötti magyar jogbölcseleti gondolkodásról. In: Jogelméleti Szemle 2003/4. [http://jesz.ajk.elte.hu/2003\\_4.html](http://jesz.ajk.elte.hu/2003_4.html) (22. Januar 2021). Wiederveröffentlichung in: Világosság 45 (2004) 4, 5–21, hier 7.

<sup>106</sup> Kálmán Kulcsár: A népi jog és a nemzeti jog. In: Magyar Tudományos Akadémia Állam és Jogtudományi Intézet Értesítője 1961/1–2, 153–193.

<sup>107</sup> Ebenda, 185.

<sup>108</sup> Ebenda, 178.

ungarischen Volkes auf das Fachgebiet des Rechts bezogen und gleichzeitig absolutisiert, während sie das »Oppositionspaar von Unterdrückenden und Unterdrückten« nicht erkannte, sondern »verhüllt« hätten.<sup>109</sup>

Es ist unbestreitbar, dass Kulcsárs Äußerungen zur Positionierung der Volksrechtsforschung in der Dogmatik der Ära Feststellungen enthielten, welche die Entwicklung der Volksrechtsforschung auch förderten. Die Position, aus der er seinen Standpunkt formulierte, bestimmte jedoch nicht nur den Ideengehalt seiner Ausführungen, sondern schloss zudem die Möglichkeit einer sachgerechten Diskussion der angesprochenen Fragen aus. Die Sammelarbeit wurde praktisch vollständig eingestellt, Beiträge zur Volksrechtsforschung erschienen lediglich in lokalen volkskundlichen Monografien (zum Beispiel Orosháza und Tápé). Eine Änderung des offiziellen Standpunktes war – den Besonderheiten des politischen Systems entsprechend – nur in der Form von Selbstkritik möglich. Dazu kam es aber erst nach beinahe zwei Jahrzehnten.<sup>110</sup>

#### 2. 4. 2. *Volksrechtsforschung und Rechtssoziologie*

1974 veröffentlichte Kálmán Kulcsár anhand einer Analyse der Beziehung von Gesellschaft und Recht einen Überblick über die Geschichte der Volksrechtsforschung in Ungarn. Er vertrat die Ansicht, dass die als Ersatz oder Korrektur rechtlicher Regelungen oder unter Außerachtlassung derselben erhalten gebliebenen Normen – darunter auch die Volksrechtsbräuche – eine Bedeutung für die Rechtsverwirklichung aufweisen können. Im Untersuchungsbereich der als Teilgebiet der marxistischen Soziologie etablierten Rechtssoziologie stellten unrichtige Ausgangspunkte kein Hindernis für eine Beschäftigung mit Volksrechtsbräuchen dar.<sup>111</sup>

Von einer Veränderung in Kulcsárs negierender Haltung zum Volksrecht zeugte auch sein Artikel in der September-Nummer im Jahrgang 1978 der Budapester Zeitschrift „Valóság“ (*Wirklichkeit*) mit einem Bericht über den einen Monat zuvor in Budapest veranstalteten Weltkongress für Rechtsvergleichung. Eine Sektion der Tagung befasste sich »sozusagen zur Anerken-

<sup>109</sup> Ebenda, 179.

<sup>110</sup> Zur Rechtswissenschaft der 1970er und 1980er Jahre vgl. József *Gelencsér*: „Őseink szokásait követtük...“. *Jogtörténet, jogi népszokás, művészet*. Székesfehérvár 2014, 122–124.

<sup>111</sup> Kálmán *Kulcsár*: *Népi jogkutatás Magyarországon és a jogszociológia*. In: Ders.: *Társadalom, politika, jog*. Budapest 1974, 201–231, hier 223.

nung der wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung des Problems«<sup>112</sup> mit der ethnologischen Untersuchung des Rechts. Kulcsár meinte, dass sich der im herkömmlichen Sinne verstandene rechtsethnologische Ansatz in der Zukunft immer mehr in ein allgemeineres theoretisches, methodologisches Begriffssystem der Rechtssoziologie integrieren werde.<sup>113</sup>

Dieser Sichtwechsel war für die Volksrechtsforschung in Ungarn von elementarer Bedeutung. Kálmán Kulcsár schob diese Reform entschieden an, indem er die Volksrechtsforschung allmählich in die Geschichte der ungarischen Rechtssoziologie einfügte. Damit schuf er für Ernő Tárkány Szücs die Möglichkeit, 1981 – nach jahrzehntelanger Sammelarbeit – seine 900 Seiten starke Monografie über ungarische Volksrechtsbräuche herauszugeben.<sup>114</sup> Kulcsárs charakterisierte in seinem 1997 publizierten Lehrbuch der Rechtssoziologie die Erforschung von Volksrechtsbräuchen schon als »eigenartigstes ungarisches rechtssoziologisches Experiment«. <sup>115</sup> Auf diese Weise bezog er die Erforschung von Volksrechtsbräuchen, wenn auch nur am Rande, in seinen zu Lehrzwecken konzipierten forschungsgeschichtlichen Überblick mit ein. Dieser Ansatz war allerdings keinesfalls allein herrschend. Nach dem Ethnografen Attila Paládi-Kovács war die Einfügung der ethnografischen Ergebnisse in »die blutarme Geschichte der ungarischen Soziologie« ein »rechtswidriger Enteignungsversuch«. <sup>116</sup>

Das Grundproblem der Rechtssoziologie ergibt sich schon seit der Entstehung der Disziplin aus dem Unterschied zwischen der in weitem Sinne verstandenen Rechtspraxis und den Rechtsvorschriften. Es steht außer Zweifel, dass auch die Volksrechtsforscher einen ähnlichen Widerspruch entdeckten, als sie das lebende Recht als Volksrecht und das schriftlich kodifizierte Recht als ein vom Rechtsgefühl des Volkes weit entferntes und dem Volk daher nur aufgezwungenes Recht interpretierten. <sup>117</sup> Die Autorin ist überzeugt, dass eine

<sup>112</sup> Kálmán Kulcsár: A jog etnológiai kutatásának problémája – ma. In: Valóság 21 (1978) 1–11, hier 1.

<sup>113</sup> Ebenda, 10.

<sup>114</sup> Tárkány Szücs: Magyar jogi népszokások. »Im Grunde genommen machten es die Systematisierung des gesammelten Materials, eine kritische Auseinandersetzung mit früheren Aufsätzen und die Erstarkung der Rechtssoziologie in Ungarn später, zu Beginn der 1980er Jahre möglich, das hierzulande wichtigste und auch international beachtete Werk dieser Forschungsrichtung, nämlich die Monografie von Ernő Tárkány Szücs, herauszugeben.« Kálmán Kulcsár: Jogszociológia. Budapest 1997, 80.

<sup>115</sup> Ebenda, 75.

<sup>116</sup> Attila Paládi-Kovács: Tárkány Szücs Ernő helye a magyar néprajztudományban. In: Tárkány Szücs: Magyar jogi népszokások (2003), 863–874, hier 867.

<sup>117</sup> Kulcsár: Jogszociológia, 78.

rechtssoziologische Anerkennung der Pluralität und Gesellschaftlichkeit von Recht stabile theoretische Grundlagen für die Volksrechtsforschung liefern könnte. Hier muss jedoch unbedingt auf den Konjunktiv im letzten Satz hingewiesen werden, wandten sich doch die Volksrechtsforscher nie um eine theoretische Fundierung an die Rechtssoziologie – und das hätten sie wohl auch kaum tun können. Die Rechtssoziologie hat sich den Empirismus, zu dem sich die Soziologie stolz bekennt, ebenfalls zu eigen gemacht. Somit verwundert es nicht, dass sie die Volksrechtsforschung als Vorgängerin betrachtet: Diese war der einzige Versuch, der das Rechtsleben mit empirischen Methoden erschließen wollte.<sup>118</sup> Die Rechtssoziologie gelangte aufgrund ihrer theoretischen Ausgangsbasis naturgemäß zu der Erkenntnis, dass die Volksrechtsforschung zu ihrer Vorgeschichte gehöre. Das Problem liegt nicht hierin, sondern vielmehr darin, dass die besagte Selbstpositionierung bloß in einer skizzenhaften Übernahme der Forschungsgeschichte ablief. Noch schwerer wog, dass die Rechtssoziologie für die publizierten beziehungsweise in Manuskriptform vorliegenden Forschungsergebnisse keinerlei Interesse zeigte.

#### 2. 4. 3. *Kritik an der Ideologiekritik*

Der Rechtsphilosoph Csaba Varga verfolgte seit den 1970er Jahren internationale Publikationen zur rechtlichen Volkskunde und verfasste, um das Fachpublikum auf die Disziplin aufmerksam zu machen, mehrere Rezensionen. So besprach er eine umfassende französische Untersuchung sowie ein rumänisches und ein serbisches Werk zur rechtlichen Volkskunde.<sup>119</sup> 1981 veröffentlichte er in der Zeitschrift „Jogtudományi Közlöny“ (*Rechtswissenschaftliche Rundschau*) den Artikel „Vom Volksrechtsbrauch zum rechtlichen Volksbrauch“. Darin merkte er bei der Analyse der marxistischen Kritik an der rechtlichen Volkskunde an, dass es fragwürdig sei, ob man der modernen Staatlichkeit und dem modernen formalen Recht eine so große Bedeutung beimessen sollte, »dass von den Entwicklungen und Zusammenhängen der vorausgehenden Jahrtausende all das als uninteressant abgelehnt wird, was nicht als Vorbild beziehungsweise Wegbereiter« für diese Staatlichkeit und

<sup>118</sup> *Kulcsár*: Népi jogkutatás, 201.

<sup>119</sup> Csaba Varga: Romulus Vulcănescu: Etnologie juridică. București 1970. In: *Jogi Tudósító* 1973/4, 659–660; *Ders.*: J. Poirier: The Current State of Legal Ethnology and its Future Tasks. *International Science Journal* 1970/3, 476–494. In: *Jogi Tudósító* 1974/19–20, 8–10; *Ders.*: Đ. Kristić: Pravni običaji kod Kuča. Analiza relikata (metodologija) prilozi za teoriju običajnog prava. Beograd 1979. In: *Állam- és Jogtudomány* 23 (1980) 762–764.

das moderne Recht diene.<sup>120</sup> Selbst wenn eine Verflechtung des modernen formalen Rechts mit dem Staat zu akzeptieren sei, ergebe sich daraus, so Varga, nicht zwingend, »dass das Bestehen dieser Beziehung gleichzeitig auch ein absolutes Abgrenzungskriterium für rechtswissenschaftliche Untersuchungen« sein müsse.<sup>121</sup> Die Bedeutung dieses Artikels bestand darin, dass er auf die Beseitigung einzelner terminologischer Unsicherheiten abzielte und mehrere wirklich neuartige Vorschläge enthielt.

## 2. 5. István Imreh

Der im ostsiebenbürgischen Sepsiszentkirály (heute *Sâncraiu*, Rumänien) geborene István Imreh (1919–2003) studierte bei György Bónis an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Franz-Joseph-Universität zu Klausenburg. In der ersten Hälfte der 1940er Jahre beteiligte er sich an dem von József Venczel (1913–1972) im Komitat Klausenburg geleiteten Dorfforschungsprojekt Bálványosvárálja (heute *Unguraș*, Rumänien), das sich ursprünglich zum Ziel gesetzt hatte, durch Erforschung der Vergangenheit und Gegenwart des Dorfes Möglichkeiten zur Modernisierung siebenbürgischer Agrarsiedlungen aufzuzeichnen. Unter der Ägide des Dorfforschungsprojekts Bálványosvárálja arbeitete auch ein kleines Team an der Erforschung von Rechtsbräuchen, dem Ernő Tárkány Szücs mit angehörte. Hier begann die Bekanntschaft der beiden, von Imreh und Tárkány Szücs.

Nach dem Weltkrieg nahm Imreh eine Forschungsstelle im Siebenbürgischen Wissenschaftlichen Institut an. 1946 wies er in einem publizistischen Beitrag auf Widersprüche zwischen dem lebenden Gewohnheitsrecht und dem geschriebenen Gesetz hin.<sup>122</sup> Ein Jahr später veröffentlichte er im Quellenband „Dorfgesetze der Szekler“ je ein Gesetz von Alsócernáton (*Cernat*) aus den Jahren 1665, 1666 und 1716, eines von Kisborosnyó (*Boroșneu Mic*) aus dem Jahr 1724 sowie eines von Szotyor (*Coșeni*) aus 1727. Im einführenden Aufsatz beschrieb er verschiedene Bewirtschaftungsgemeinschaften (von

<sup>120</sup> Csaba Varga: Népi jogszokástól a jogi népszokásig. In: Jogtudományi Közlöny 36 (1981) 880–886. Wiederabdruck in: Csaba Varga: A jog mint folyamat. Budapest 2002, 121–138, hier 121–122.

<sup>121</sup> Ebenda, 123.

<sup>122</sup> István Imreh: Napszámosság vagy részesség. A törvényhozás és az erdélyi szakember felelősége. In: Utunk 1 (1946) 12, 6.

Weiden, Wäldern, Wiesen, Mähwiesen), deren Bedürfnis nach gemeinschaftlichen Regelungen zur Entstehung von Dorfgesetzen führte.<sup>123</sup>

Nach dem Erscheinen der rechtsethnologischen Monografie des rumänischen Ethnologen Romulus Vulcănescu (1912–1999) im Jahre 1970<sup>124</sup> bekam das ungarische Wissenschaftsleben in Rumänien grünes Licht für die Untersuchung des Volksrechts. István Imreh publizierte 1973 unter dem Titel „Das Szeklerdorf als Ordnungshüter“ mehrere Hundert Dorfbeschlüsse aus dem 18. und 19. Jahrhundert.<sup>125</sup> Zugleich erläuterte er im Band, wie dereinst die traditionelle Ordnung unter Anwendung des Gewohnheitsrechts und in dessen Rahmen mit Beschlüssen der Dorfgemeinschaft gegen äußeren Zwang zu schützen versucht hatte. Wenig später förderte Imreh ein weiteres interessantes Forschungsmaterial ans Tageslicht. 1823 befragten die *Wanderkommissare* (im Ungarischen volkssprachlich *cirkuláló biztos*) des Kreises Keresztúr-szék (im Szeklerland) bei ihren Dorfbesuchen die Bevölkerung danach, wen man im jeweiligen Ort für schuldig hielt, und welche für Strafen für einzelne Delikte verhängt wurden. Anhand eines Katalogs von vierzehn Fragen wurden Daten aus insgesamt achtunddreißig Gemeinden eingesammelt. Die Antworten ergaben einen Bericht, aus dem hervorgeht, welche »schuldhaften Taten« die Dorfbewohner kannten.<sup>126</sup> Ebenfalls in den 1970er Jahren durfte eines der meistzitierten Werke Imrehs zum Thema erscheinen, ein Interview Péter Szászka Erdős aus der ungarischen Volksgruppe der Moldauer Csángó über Rechtsbräuche in einem Dorf dieser Volksgruppe in der nördlichen Moldau (*Săbăoani, Szabófalva*, Rumänien) erscheinen.<sup>127</sup>

In den 1980er Jahren gab István Imreh sein Hauptwerk „Das Szeklerdorf als Gesetzgeber“ heraus, in dem er die Geschichte der Szeklerdörfer aus dem Blickwinkel des weit verstandenen Rechts bearbeitete. Die Dorfgemeinschaften der Szekler hatten vom 16. bis zum 19. Jahrhundert durch ihre gesellschaftlich geschichteten Selbstverwaltungen ein streng organisiertes und mit

<sup>123</sup> István Imreh: Székely falutörvények. Bevezetéssel és jegyzetekkel közléteszi I. Imreh. Kolozsvár 1947.

<sup>124</sup> Romulus Vulcănescu: Etnologie juridică. București 1970.

<sup>125</sup> István Imreh: A rendtartó székely falu. Faluközösségi határozatok a feudalizmus utolsó szakaszából. Bevezető tanulmánnyal és magyarázó jegyzetekkel közléteszi -. Bukarest 1973.

<sup>126</sup> Trunkenheit, Rauferei, Fluchen, Diebstahl, Landstreicherei, Wald- und Flurdiebstahl, Versäumung des Kirchenbesuchs, Ehebruch, Unkeuschheit und ungläubiges Leben. István Imreh: Ősök és erkölcsök Keresztúr-fiúszékben. In: A Székelykeresztúri Múzeum Emlékkönyve. Hgg. István Molnár, Nicolae Bucur. Csíkszereda 1974, 191–205.

<sup>127</sup> István Imreh – Péter Szászka Erdős: A szabófalvi jogszokásokról. In: Népmisereti dolgozatok. Hgg. Károly Kós, József Faragó. Bukarest 1978, 195–207.

harten Ordnungsregeln untermauertes System entwickelt, das jedoch von den Einwirkungen der landesweit geltenden Gesetzgebung nicht verschont blieb. Infolge des Eindringens des äußeren, *fremden* Rechts wurde das geschlossene System für eine gewisse Zeit noch enger geschnürt. Laut Imreh dienten die im Gegenzug weiter verstärkten Konservierungsbestrebungen gleichzeitig zur Erhaltung der Werte und überhaupt der Lebensmöglichkeiten. Während des Übergangs kamen die Regeln, die teilweise zum Volksrecht gehört und beinahe alle Lebensbereiche bestimmt hatten, noch prägnanter zum Ausdruck. Hier zeichnete sich der wirkliche Inhalt der Regeln – wie im kodifizierten Recht – erst aus den Sanktionen und den Rechtsfällen ab.<sup>128</sup>

## 2. 6. Ernő Tárkány Szücs

Die Vorfahren von Ernő Tárkány Szücs (1921–1984) waren Bauern in Hódmezővásárhely. Er bestand das Abitur im reformierten Bethlen-Gábor-Gymnasium in seiner Heimatstadt, wo sein Lehrer István Tálasi (1910–1984), später Professor für Ethnografie am Lehrstuhl für Materielle Volkskunde der Eötvös-Loránd-Universität zu Budapest, großen Einfluss auf seine Entwicklung hatte.<sup>129</sup> Gábor Gyáni zeichnet ein plastisches Bild vom geistigen Milieu der Schule und dem Sozialisierungskontext, die das Interesse des aus der lokalen Vermögens- und Bildungselite stammenden Gymnasiasten Tárkány Szücs auf die Welt der Bauern lenkten.<sup>130</sup> Tárkány Szücs war erst sechzehn Jahre alt, als er Feldforschungen in Czún (Komitat Baranya) und später in Hódmezővásárhely sowie im benachbarten Mártély unternahm. Er »war bestrebt, zu erforschen, wie die Menschen in rechtlichen Angelegenheiten die vorhandenen Regeln anwenden, was sie von diesen halten, ob sie rechtliche Volksbräuche haben«. <sup>131</sup> Nach dem Gymnasialabschluss studierte er Jura an der Franz-Joseph-Universität zu Klausenburg, besuchte aber auch Vorlesungen zur Ethnografie, Soziologie und Geschichte. Von 1942 bis 1944 schloss er sich – schon als Assistent von Bónis – dem vierzehnköpfigen Forschungsteam an, das sich die Erschließung des Volksrechtslebens in Kalotaszeg zum Ziel gesetzt hatte. Außerdem beteiligte er sich an der von József Venczel geleiteten

<sup>128</sup> István Imreh: A törvényhozó székely falu. Bukarest 1983.

<sup>129</sup> Zu den biografischen Daten nachfolgend: Imre Katona: Tárkány Szücs Ernő (Hódmezővásárhely 1921. 10. 13 – Budapest 1984. 7. 20.) In: Ethnographia 96 (1985) 377–381; *Tárkány Szücs Ernő tudományos önéletrajza*.

<sup>130</sup> Gábor Gyáni: Tárkány Szücs Ernő és a vásárhelyi Bethlen gimnázium. In: *Szokásjog és jogszokás* I, 129–138.

<sup>131</sup> *Tárkány Szücs Ernő tudományos önéletrajza*.

Feldforschung in Bálványosvárálja. Sein 1944 erschienener Aufsatz über die „Erbrechtsbräuche in Siebenbürgen“, in dem der damals erst dreiundzwanzigjährige Jurastudent die Entwicklung der erbrechtlichen Regelungen überblickte, enthielt auch eine Darstellung der Quellen zur Erbrechtspraxis der verschiedenen Volksgruppen.<sup>132</sup> Sein selbständiger Band zum Volksrechtsleben in Mártély kam im gleichen Jahr heraus.<sup>133</sup>

Infolge der Übersiedlung der Klausenburger Universität gegen Ende des Zweiten Weltkrieges beendete Ernő Tárkány Szücs seine Studien in Szeged und beteiligte sich weiterhin aktiv an den von Bónis geleiteten Sammlarbeiten. 1948 erwarb er den Dokortitel in Jura. Zwischen 1945 und 1949 arbeitete er als Amtsanwalt und Rechtsanwaltsanwärter in Hódmezővásárhely, wo er ab 1946 die bis 1948 erscheinende Zeitschrift „Puszták Népe“ redigierte. Darin veröffentlichte er den – oben erwähnten – Beitrag über die Erneuerungsmöglichkeiten der Volksrechtsforschung.<sup>134</sup> Gleichzeitig informierte er mit Buchbesprechungen die wissenschaftliche Öffentlichkeit über die jüngsten Forschungsergebnisse.<sup>135</sup> Diese Beiträge sowie ein einschlägiger Artikel in der Lokalzeitung<sup>136</sup> und ein Bericht über die Erforschung des Rechtslebens in der Ungarischen Tiefebene<sup>137</sup> stellten den Abschluss eines Entwicklungsabschnitts in der ungarischen Volksrechtsforschung dar. Gleichzeitig begann auch im Leben von Tárkány Szücs ein neues Kapitel.

1950 zog er nach Budapest um, wo er eine Stelle als Verwaltungsbeamter annahm. Zehn Jahre später meldete er sich das erste Mal mit einer umfangreicheren historisch-ethnografischen Publikation zu Wort: 1961 fasste er in einer Monografie die ethnographisch-rechtsgeschichtlichen Erkenntnisse der Bauerntestamente aus Hódmezővásárhely zusammen.<sup>138</sup> Mit diesem Band „Testamente aus Vásárhely“ »bezog Tárkány Szücs eine Dokumentengattung in die historisch-ethnografische Untersuchung ein, die zuvor niemand einge-

<sup>132</sup> Ernő Tárkány Szücs: Erdélyi öröklési jogszokásai. In: Hítel 9 (1944) 379–400.

<sup>133</sup> Ernő Tárkány Szücs: Mártély jogi népélete. Kolozsvár 1944.

<sup>134</sup> Tárkány Szücs: Magyar jog és magyar társadalom.

<sup>135</sup> Ernő Tárkány Szücs: Tóth Zoltán György: A barkók öröklési jogszokásai. Eger 1947. In: Ethnographia 59 (1948) 230–231; Ders.: Székely falutörvények. Bevezetéssel és jegyzetekkel közléteszi Imreh István. Kolozsvár 1947. In: Ethnographia 59 (1948) 205–206; Ders.: Csizmadia Andor: A szociográfiái alapismeretek vázlatja. Eger 1947. In: Puszták Népe 59 (1948) 227–228.

<sup>136</sup> Ernő Tárkány Szücs: Vásárhelyi halálos ítéletek 1753-ban. In: Vásárhelyi Független Újság 27. Februar 1947.

<sup>137</sup> Tárkány Szücs. A népi jogéletkutatás problémái a Nagy-Alföldön.

<sup>138</sup> Ernő Tárkány Szücs: Vásárhelyi testamentumok. Budapest 1961.

hend untersucht hatte. Testamente von Leibeigenen sind auch seitdem nicht in der Menge entdeckt worden wie im zweibändigen Testamentbuch von Hódmezővásárhely, in dem 477 Testamente aus der Zeit 1730–1796 erhalten geblieben sind.<sup>139</sup> Später breitete Tárkány Szücs die Erforschung von Testamenten landesweit aus und publizierte weitere Aufsätze über Leibeigenentestamente.<sup>140</sup>

Die fachliche Anerkennung blieb jedoch einseitig. Ernő Tárkány Szücs bewarb sich schon 1956 um eine ordentliche Aspirantur in Rechtsgeschichte, aber sein Antrag wurde vom Prüfungsausschuss für staats- und rechtswissenschaftliche Aspiranturen abgelehnt.<sup>141</sup> Imre Szabó wandte ein, dass seine Tätigkeit auf dem Gebiet der »Volksrechtsforschung« nicht die Verleihung eines wissenschaftlichen Grades rechtfertige; außerdem erscheine die Volksrechtsforschung nicht als entsprechender Gegenstand für die Abfassung einer rechtsgeschichtlichen Dissertation.<sup>142</sup> Tárkány Szücs durfte von 1962 bis 1965 offiziell als Aspirant tätig sein; nach dem Abschluss der Aspirantur beantragte er die Anerkennung seines Bandes »Testamente aus Vásárhely« als Dissertation zur Erlangung des Titels Kandidat der Wissenschaft (CSc.), doch auch dieser Antrag wurde vom Fachausschuss für Recht abgelehnt.<sup>143</sup> 1965 veröffentlichte er in zwei Teilen seine Abhandlung »Viehbrandzeichen in Ungarn«, in der er anhand der Analyse von rund zehntausend Brandzeichen die Geschichte und Funktion der Viehbrandzeichen in Ungarn beschrieb und dabei auf die in den Komitaten verwendeten Brandzeichen beziehungsweise die Rolle der Administration einging. Seine Forschungsergebnisse zu diesem Thema veröffentlichte er auch in zwei deutschsprachigen Aufsätzen.<sup>144</sup> Als

<sup>139</sup> *Paládi-Kovács*: Tárkány Szücs Ernő, 869.

<sup>140</sup> Ernő Tárkány Szücs: A deficiens jobbágy végrendelete a XVIII–XIX. században. In: *Agrártörténeti Szemle* 8 (1966) 401–431; *Ders.*: Makói parasztok végrendeletei. In: *Ethnographia* 85 (1974) 493–512. Zur Testamentforschung in Ungarn und zur Rolle von Ernő Tárkány Szücs: József Horváth: A magyarországi végrendelet-kutatás történetének vázlata, különös tekintettel a jogtörténeti kutatásokra. In: *Jogi néprajz – jogi kultúrtörténet* 265–279; *Ders.*: A kora-újkori győri végrendeletek jogtörténeti forrásértékéről. In: *Tanulmányok Tárkány Szücs Ernő születésének 90. évfordulója tiszteletére* 153–174.

<sup>141</sup> Felvételi kérelem. Budapest, 16. Juli 1956. MTA, Tárkány Szücs Ernő aspirantúra 3174/7.

<sup>142</sup> Kónya Sándor szaktitkár feljegyzése Erdei Ferenc főtitkár elvtársnak. Budapest, 14. September 1961. MTA, Tárkány Szücs Ernő jogtudományi aspirantúra 3174/7.

<sup>143</sup> Csizmadia Andor véleménye Tárkány Szücs Ernő Magyar jogi népszokások című munkájáról. MTA 2640/3.

<sup>144</sup> Ernő Tárkány Szücs: A jószágok égetett tulajdonjegyei Magyarországon. I–II. In: *Ethnographia* 76 (1965) 187–199, 359–410; *Ders.*: Eingebrennte Eigentumsmarken des Viehs in Ungarn. In: *Acta Ethnographica* 21 (1968) 225–264; *Ders.*: Ortbestimmende (administrative)

erste internationale Anerkennung seiner Tätigkeit wurde er 1964 zum korrespondierenden Mitglied der Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte in Berlin-Dahlem gewählt.

In dieser Periode meldete er sich immer öfter mit Publikationen zur rechtlichen Volkskunde. 1967 veröffentlichte er in der in Paris herausgegebenen „*Ethnologia Europaea*“ einen nach Ländern gegliederten forschungsgeschichtlichen Überblick über die Ergebnisse und Methoden der europäischen Rechtsethnografie. Darin definierte er die Aufgaben der Rechtsethnografie neu.<sup>145</sup> Seine damalige begriffliche und methodologische Grundlegung hat richtungweisend zum Aufschwung der Forschungen in Europa beigetragen.<sup>146</sup> Es ist kein Zufall, dass Alison Dundes Renteln und Alan Dundes diese Abhandlung 1994, beinahe drei Jahrzehnte später, in ihren Studienband „*Folk Law. Essays in the Theory and Practice of Lex Non Scripta*“ über die weltweite Volksrechtsforschung aufnahmen.<sup>147</sup>

Mit seinen Beiträgen setzte Tárkány Szücs schrittweise ein klar umrissenes Programm um, das ihm allmählich zunächst im internationalen Umfeld und anschließend auch in Ungarn fachliche Anerkennung einbrachte. 1975 wurde er in die Ethnografische Forschungsgruppe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften eingeladen, wo er als wissenschaftlicher Hauptmitarbeiter seine Tätigkeit voll entfalten konnte.<sup>148</sup> Als Mitarbeiter des „Ungarischen Ethnografischen Lexikon“ (*Magyar Néprajzi Lexikon*) verfasste er für jeden Band etwa 15–20 gesellschaftsethnografische Einträge unter anderem auch zu den Themen Bergmannsbräuche beziehungsweise Rechtsbräuche.<sup>149</sup> Zwischen 1976 und 1978 wirkte er als Mitherausgeber und Autor an der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „*Néprajzi Hírek*“ (*Volkskundliche Nachrichten*) der Ungarischen Ethnografischen Gesellschaft mit, darüber hinaus bearbeitete er die rechtlichen Volksbräuche der Märkte.<sup>150</sup> Zwischen 1977 und 1983 hatte er

---

Viehbrandzeichen in Ungarn. In: *Viehwirtschaft und Hirtenkultur*. Hg. László Földes. Budapest 1969, 417–438.

<sup>145</sup> Ernő Tárkány Szücs: Results and Task of Legal Ethnology in Europe. In: *Ethnologia Europaea* 1 (1967) 1, 195–217. Ungarisch: *Ders.*: Az európai jogi néprajz eredményei és feladatai. In: *Létünk* 4 (1976) 86–107. Wiederveröffentlichung: *Ders.*: Results and Task of Legal Ethnology in Europe. In: *Folk Law* II, 161–186.

<sup>146</sup> *Katona*: Tárkány Szücs, 397.

<sup>147</sup> *Tárkány Szücs*: Results and Task of Legal Ethnology.

<sup>148</sup> *Katona*: Tárkány Szücs, 379.

<sup>149</sup> *Paládi-Kovács*: Tárkány Szücs Ernő helye, 871.

<sup>150</sup> Ernő Tárkány Szücs: A vásár és jogi népszokásai. In: *Vásártörténet – hídivásár*. Hg. Gyula Szöllösi. Debrecen 1976, 333–376.

die Möglichkeit, Ethnografie zu unterrichten: Er hielt zunächst an der rechtswissenschaftlichen Fakultät, später am Ethnografischen Lehrstuhl der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Eötvös-Loránd-Universität zu Budapest Vorlesungen zum Thema. Seine internationalen Aktivitäten nahmen ebenfalls zu: 1973 nahm er mit zwei rechtsethnografischen Referaten an einem Kongress in Chicago teil, 1973–1977 war er Mitglied des Redaktionsausschusses der internationalen gesellschaftsethnografischen Zeitschrift „Dialectical Anthropology“, 1975 hielt er in Belgien (Liège – Lüttich) einen rechtsethnografischen Vortrag zum Thema Liebe und Ehe.<sup>151</sup> Im Dezember 1978 war er Mitbegründer der „Commission on Contemporary Folk Law“, einer internationalen Organisation zur Koordinierung der Erforschung von Rechtsbräuchen.<sup>152</sup> Für den Band „Toward a Marxist Anthropology“ in der Buchreihe „World Anthropology“ verfasste er eine zusammenfassende Abhandlung über europäische Rechtsbräuche.<sup>153</sup> 1980 hielt er einen Vortrag am finnougri-stischen Kongress in Turku, 1981 nahm er auf Einladung des Wiener Koordinationszentrums für sozialwissenschaftliche Forschung in Moskau an einer Besprechung zur Erforschung lokaler Rechtssysteme teil.<sup>154</sup> Parallel zur internationalen Anerkennung erhielt er endlich auch in seinem Vaterland Ungarn die Möglichkeit, sein Hauptwerk, die repräsentative Monografie „Ungarische rechtliche Volksbräuche“, 1981 mit einem Nachwort von Kálmán Kulcsár herauszugeben.<sup>155</sup>

Letzterer Band erntete in Fachkreisen großen Erfolg; er wurde in ungarischen und ausländischen Fachzeitschriften mehr als dreißigmal rezensiert.<sup>156</sup> Tárkány Szücs legte ihn der Kommission für Wissenschaftliche Qualifikationen als CSc-Dissertation vor. Laut Protokoll der institutsinternen Verteidigung der Dissertation in der Ethnografischen Forschungsgruppe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften vom 27. Oktober 1981 schlug der

<sup>151</sup> Ernő Tárkány Szücs: Die juristischen Volksbräuche der Eheschließung bei den Ungarn. In: Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae 25 (1976) 211–249.

<sup>152</sup> <https://commission-on-legal-pluralism.com/>.

<sup>153</sup> Ernő Tárkány Szücs: Living Legal Customs of the Common People of Europe. In: Toward a Marxist Anthropology. Problems and Perspectives. Hg. Stanley Diamond. The Hague [u. a.] 1979, 257–264. Vgl. Tamás Hoffmann: Tárkány Szücs Ernő tudományos életrajza. In: Artes Populares 12 (1985) 323.

<sup>154</sup> Katona: Tárkány Szücs, 380.

<sup>155</sup> Tárkány Szücs: Magyar népi jogszokások. Die Bibliografie seiner Schriften: Szabina Bognár: Tárkány Szücs Ernő bibliográfiája. In: Tanulmányok Tárkány Szücs Ernő születésének 90. évfordulója tiszteletére 185–200; Magda Serfőzóné Gémes: Tárkány Szücs Ernő publikációs jegyzéke. In: Ethnographia 96 (1985) 381–386.

<sup>156</sup> Katona: Tárkány Szücs, 380.

Sozialanthropologe Mihály Sárkány vor, den Verfasser von der Pflicht des Erwerbs des wissenschaftlichen Grades CSc als Voraussetzung zu befreien und ihm gleich die Verleihung des Titels DSc (Doktor der Wissenschaften) zu veranlassen. Zur Verteidigung der Dissertation kam es am 20. Juni 1983, wobei die Opponenten der einhelligen Meinung waren, dass die Arbeit den Verfasser für die Verleihung des Titels DSc qualifiziere. Daraufhin Die Kommission für Wissenschaftliche Qualifikationen erkannte Ernő Tárkány Szücs in einem beschleunigten Verfahren am 30. November 1983 die Qualifikation Doktor der Geschichtswissenschaften (Ethnografie) zu.<sup>157</sup> Somit wurde seinem Lebensprojekt lediglich ein halbes Jahr vor seinem Tod endlich – wenn auch verspätet – auch eine offizielle Anerkennung zuteil. Über die frühere Missachtung seiner Gelehrtentätigkeit half ihm die Überzeugung hinweg, dass sein Forschungsprogramm kein Selbstzweck gewesen sei, sondern durch die Erschließung von veränderlichen und in die breitere Gesellschaft eingebetteten Volksbräuchen dem öffentlichen Interesse einen Dienst erwiesen habe. Seine Antwort auf die Opponenten leitete er mit folgenden Worten ein: »Es ist ein besonderes Geschenk des Lebens, wenn man sich neben seiner Beschäftigung im Lebensberuf jahrzehntelang einer Leidenschaft widmen kann, die imstande ist, durch vorbestimmte Bindungen Widersprüche und Spannungen des Alltags im Menschen zu lösen, die jedoch gleichzeitig auch für die Gemeinschaft einen Wert darstellt. [...] Im Leben der jungen beziehungsweise der ergreisten Eszter Égető<sup>158</sup> brachte Mozarts Musik diese Beruhigung. Meine ›Mozart-Musik‹ war über vier Jahrzehnte hindurch die Erforschung der Volksrechtsbräuche.«<sup>159</sup>

### 3. Die *Textur der Wissenschaft* – Personengebundenheit und Institutionalisierung

Anlässlich des 90. Jahrestages der Geburt von Ernő Tárkány Szücs im Jahre 2011 wurde an der Illyés-Gyula-Fakultät der Universität Fünfkirchen (*Pécs*) die nach Ernő Tárkány Szücs benannte Forschungsgruppe für Rechtskulturgeschichte und Rechtsethnografie gegründet, die ihrem Namen und ihrer Zielsetzung entsprechend neben der Veranstaltung fachspezifischer Programme und der Betreibung einer Homepage ([www.jogineprajz.hu](http://www.jogineprajz.hu)) in erster

<sup>157</sup> Tárkány Szücs Ernő (13. Oktober 1921). MTA 2640/3.

<sup>158</sup> Romanfigur (1956) des ungarischen Schriftstellers László Németh (1901–1975).

<sup>159</sup> Tárkány Szücs Ernő válasza. Tárkány Szücs Ernő (13. Oktober 1921). MTA 2640/3.

Linie rechtskulturgeschichtliche und rechtsethnografische Forschungen durchzuführen beabsichtigt.

Die erste Fachtagung der Forschungsgruppe am 5. Oktober 2011 knüpfte an das auch im Ausland anerkannte Lebenswerk von Tárkány Szücs an. Der Rechtshistoriker Barna Mezey führte aus, dass aufgrund des monumentalen Lebenswerks von Tárkány Szücs die Existenz des Rechtsbereichs, »der vom staatlichen Recht weiter entfernt (eventuell darunter?) steht und sich bei einer Auflistung der ›weißen Flecken‹ als eine der spannendsten Forschungsaufgaben der ungarischen Rechtsgeschichte anbietet«, auf keinen Fall mehr in Frage gestellt werden könne.<sup>160</sup> Aus Mezeys Überblick geht hervor, dass die Rechtswissenschaft und die Rechtshistoriografie bei der Erforschung des feudalen Ständerechts vom herkömmlichen Ansatz, das heißt, von der Untersuchung der Produkte der Gesetzgebung (in erster Linie des „Corpus Juris Hungarici“, des „Tripartitum“ und dessen Kommentare) ausgehend, bereits um die Wende des 19./20. Jahrhunderts die Praxis der Organe der Rechtsanwendung und Gerichtsbarkeit als Primärquelle betrachtete.<sup>161</sup> Diese Organe haben das »Landesrecht« allerdings mit »ziemlicher Selbständigkeit« behandelt; selbst das „Tripartitum“, das die Adelsrechte zusammenfasste, berührte das Recht des »gemeinen« Standes nur oberflächlich. Das »Landesrecht des Adelsstandes« wollte sich laut Mezey »nicht mit den Regeln des Leibeigenenlebens befassen.<sup>162</sup> Deswegen »bauten die uralten Gemeinschaften, die Familie und die Sippe, den Lebensrahmen und das Regelsystem auf, welche die wichtigsten Organisationsaspekte wie Lebensunterhalt, Sicherheit, Ruhe, Eignigkeit und Solidarität garantierten.«<sup>163</sup> Der Verfasser merkte an, dass die fehlende Schriftlichkeit die Forschung vor ernsthafte Schwierigkeiten stelle; außerdem solle man, wenn man das Gebiet des »zur Geltung kommenden Rechts« ins Auge fasse, weniger von einem »Recht von oben beziehungsweise unten«, sondern von einer Nebenordnung des »gesetzten Rechts« und des Volksrechts sprechen.<sup>164</sup> Nach Mezeys Schlussfolgerung habe Tárkány Szücs mit seinem Werk den »Weg vorgegeben«: Es »wurde zu einer der wichtigsten Aufgaben der ungarischen Rechtsgeschichte [...], die Ergebnisse der Volks-

<sup>160</sup> Mezey: Tárkány Szücs Ernő jogtörténete, 25.

<sup>161</sup> Ebenda, 26.

<sup>162</sup> Ebenda, 27. Vgl. Barna Mezey: A Hármaskönyv büntetőjoga. In: A magyar jog fejlődésének fél évezrede, Werbőczy és a Hármaskönyv 500 év múltán. Hg. Gábor Máthé. Budapest 2014, 291–314.

<sup>163</sup> Mezey: Tárkány Szücs, 29.

<sup>164</sup> Ebenda, 30–31.

rechtsforschung zu bearbeiten, in den Entwicklungsbogen der Rechtsgeschichte einzufügen und das bisherige diachrone Bild des ungarischen Rechts zu ergänzen.«<sup>165</sup>

Im Aufsatz „Forschungserfahrungen im Grenzbereich von Rechtsgeschichte und Ethnografie“ machte Mária Homoki-Nagy aus gleichem Anlass darauf aufmerksam, dass es zur Erforschung der fachspezifischen Rechtsgeschichte unerlässlich sei, die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft, der Ethnografie und der Linguistik gleichzeitig zu erfassen.<sup>166</sup> Sie selbst veröffentlichte zahlreiche Fallstudien in dieser Auffassung, so etwa über Kauf- und Verkaufsgewohnheiten auf Märkten und über die Entwicklung der Dienstverträge von Leibeigenen-Bauern.<sup>167</sup> Unter dem Titel „Die Wirkung des Gewohnheitsrechts auf die Entwicklung des ungarischen Privatrechts“ hob sie von den Merkmalen des Gewohnheitsrechts als Rechtsquelle den Umstand hervor, dass das Gewohnheitsrecht »während langer Zeit entstanden und in der Alltagspraxis durch die Überzeugung der Mitglieder des Volkes, der Nation, geprägt worden ist« und nicht schriftlich festgehalten wurde, so dass die Schriftform keine Voraussetzung für seine Gültigkeit war.<sup>168</sup> In der ungarischen Rechtspraxis herrschte sowohl im Privat- als auch im Strafrecht jahrhundertlang das Gewohnheitsrecht vor. Dieses lässt sich oft anhand lokaler Quellen rekonstruieren. Ein solches Dokument ist in dem von Homoki-Nagy untersuchten Material aus Szentes (Komitat Csongrád-Csanád) das vom Notar des Oppidums geführte „Buch der Vereinbarungen“ (*Egyeszeségek könyve*).<sup>169</sup>

Die Erforscher des Volksrechts haben sich, wie gesehen, in erster Linie die Erkundung der Normen und Normensysteme von lokalen Gemeinschaften zum Ziel gesetzt. Ihre Untersuchungen umfassten die Umstände der Entstehung und Aufrechterhaltung der Normen ebenso wie Fälle der Normänderungen und Normverstöße, außerdem auch die möglichen Rollen von Einzel-

<sup>165</sup> Ebenda, 30.

<sup>166</sup> Mária Homoki-Nagy: Kutatói tapasztalatok a jogtörténet és a néprajz tudományának határán. In: *Tanulmányok Tárkány Szücs Ernő születésének 90. évfordulója tiszteletére* 135–152, hier 136.

<sup>167</sup> Mária Homoki-Nagy: Adás-vétel a 18–19. századi vásárokbán. In: *Vásárok világa. III.* Hgg. Janka Teodóra Nagy, Géza Szabó. Szekszárd 2008, 73–96; Mária Homoki-Nagy: Az okozott kárért való helytállás a jobbágy-parasztság mindennapjainak joggyakorlatában. In: *Jogi néprajz – jogi kultúrtörténet* 383–405.

<sup>168</sup> Mária Homoki-Nagy: A szokásjog hatása a magyar magánjog fejlődésére. In: *Szokásjog és jogszokás I*, 165–175, hier 169.

<sup>169</sup> Mária Homoki-Nagy: „Az általam megkért hiteles tanúk előtt következő végső rendelkezésemet tészem...“. Jobbágy-paraszток végrendeletei Szentes mezővárosában. Szekszárd 2018.

personen bei der Gestaltung der Normensysteme und Volksrechtsbräuche einer Gemeinschaft. Obwohl die vorwiegend historisch angesetzten Untersuchungen mehrheitlich auf die Erschließung und Deutung von Regelungen aus *längst vergangenen Zeiten* ausgerichtet waren, gewährten sie zumeist auch dem aktuellen – und möglicherweise nur in Form von Symbolen auffindbaren – Normenbestand einen gewissen Raum. Janka Teodóra Nagy hält es für selbstverständlich, dass diese Ansicht unter der Ägide der als historische Disziplin definierten Ethnografie auch für das Lebenswerk von Tárkány Szücs von bestimmender Bedeutung war.<sup>170</sup> Mögen die von Tárkány Szücs gelegten Grundlagen noch so anpruchsvoll sein, habe sich nach Nagy keine konsistente Methodologie dazu etabliert: »Ernő Tárkány Szücs hat sich grundsätzlich der Methodologie und des Instrumentariums der Geschichtswissenschaft beziehungsweise zusätzlich der Rechtswissenschaft und der Ethnografie bedient – was ihn mehrfach zu Kompromissen veranlasste.«<sup>171</sup> Allerdings sei es zur Verselbständigung der Disziplin Rechtsethnografie unerlässlich, Ergebnisse aufzuweisen, die unter Akzentuierung des besonderen Gegenstandes und Methodeninventars erzielt worden sind, sowie einen institutionellen Hintergrund aufzubauen.<sup>172</sup> Janka Teodóra Nagy zielt mit ihrer wissenschaftlichen und wissenschaftsorganisatorischen Tätigkeit darauf ab, diese Rahmenbedingungen zu schaffen.

Auf die Ernő Tárkány Szücs-Gedenktagung 2011 folgten unter der Ägide der während der Tagung gegründeten Forschungsgruppe weitere Konferenzen. Im Oktober 2014 fand die nach Ernő Tárkány Szücs benannte Rechtskulturhistorische und Rechtsethnografische Interdisziplinäre Konferenz, im August 2016 das Symposium für Rechtsethnografie und Rechtskulturgeschichte im Rahmen des VIII. Internationalen Kongresses für Hungarologie und im September 2017 die internationale und interdisziplinäre Rechtskulturhistorische und Rechtsethnografische Konferenz statt; die Konferenzvorträge wurden veröffentlicht.<sup>173</sup> In der Periode 2014–2018 kamen acht Bücher – fünf

<sup>170</sup> Janka Teodóra Nagy: A „híd-szerep“ értelmezési lehetőségei Tárkány Szücs Ernő életművében. In: *Tanulmányok Tárkány Szücs Ernő születésének 90. évfordulója tiszteletére* 45–56, hier 54; *Dies.*: A „jó Rend“ szabályai. A makói történeti népi jogéletkutatás, mint jogi néprajzi kutatásmódszertani modell. In: *Szokásjog és jogszokás* II, 271–280, hier 272.

<sup>171</sup> Nagy: A „híd-szerep“, 55.

<sup>172</sup> Janka Teodóra Nagy: A jogi néprajz a hazai kutatások tükrében. In: *Jogi néprajz – jogi kultúrtörténet* 83–96, hier 90.

<sup>173</sup> *Tanulmányok Tárkány Szücs Ernő születésének 90. évfordulója tiszteletére; Szokásjog és jogszokás; Kultúra- és tudományköziség a jogi néprajz és a jogi kultúrtörténet metszetében; A jogi kultúrtörténet és a jogi néprajz új forrásai; A jogtörténet új forrásai.*

Aufsatzbände (davon zwei in zwei Bänden) und drei Monografien<sup>174</sup> – auf insgesamt mehr als zweieinhalbtausend Seiten heraus. Die Mitglieder des rund dreißigköpfigen Forschungsteams haben zahlreiche weitere Bände und Aufsätze publiziert. Als Beispiel sei József Gelencsér's Monografie über das Volksrechtsleben in Sárkeresztes (Komitat Fejér) angeführt.<sup>175</sup>

Dieser Forschungsbericht vermittelt ein Bild über die Geschichte und Ergebnisse der ungarischen rechtlichen Volkskunde, ohne die Rechtskulturgeschichte tiefgreifend zu behandeln. István Kajtár (1951–2019), ungarischer Vertreter der rechtskulturgeschichtlichen Forschung, zeichnet den Weg der rechtskulturgeschichtlichen Werkstatt in Fünfkirchen nach, der 1981 parallel mit dem Erscheinen des Hauptwerkes von Ernő Tárkány Szücs in der Form eines als Sonderveranstaltung angebotenen Universitätsseminars begann. Er würdigt die Forschungsgruppe als institutionellen Rahmen für die Klärung und Abgrenzung von Begriffen wie »rechtliche Volkskunde, Rechtsethnografie und Volksrechtsforschung einerseits, und Rechtskulturgeschichte, Rechtssymbolik, Ritual andererseits«.<sup>176</sup>

Die Gründung der nach Ernő Tárkány Szücs benannten Rechtskulturgeschichtlichen und Rechtsethnografischen Forschungsgruppe im Jahre 2011 war ein wichtiger Schritt auf dem Weg der Institutionalisierung. Sie schuf eine Fachgemeinschaft, welche die begonnene Arbeit auf der Grundlage eines inspirierenden fachlichen Erfahrungsaustausches zwischen den betroffenen Disziplinen – wie wir hoffen – auch in der Zukunft fortsetzen kann.

<sup>174</sup> Erzsébet *Bánkiné Molnár*: A jászkun szabadság. A törvényesség helyi sajátosságai a Jászkun kerület népi kultúrájában 1682–1876. Szekszárd 2017; *Homoki-Nagy*: „Az általam megkért hiteles tanúk...“; Janka Teodóra *Nagy*: A magyar jogi népeletkutatás (1939–1948) története és forrásai. Szekszárd 2018.

<sup>175</sup> József *Gelencsér*: Székesfehérvár áldásos árnyékában. Sárkeresztes népi jogélete 1867–1959. Székesfehérvár 2018.

<sup>176</sup> István *Kajtár*: A jogi kultúrtörténet a Pécsi Műhelyben. In: *Tanulmányok Tárkány Szücs Ernő születésének 90. évfordulója tiszteletére* 57–64, hier 63.

Máté Tamáska, Budapest / Vác

## Historische Architektursoziologie

Das Modell der Formbildung nach István Hajnal (1892–1956)\*

Dieser Forschungsbericht deutet das Werk von István Hajnal aus architektursoziologischer Sicht. Hajnal war einer der originellsten Denker der ungarischen Geschichtsschreibung in der Zwischenkriegszeit, ein Forscher der stillen industriellen Revolution des Mittelalters.<sup>1</sup> Möchten wir sein Wirken, seine gesellschaftstheoretischen und methodologischen Gedanken in die Reihe historiografischer Werke zur Mitte des 20. Jahrhunderts einordnen, so könnten uns Norbert Elias oder Johan Huizinga sowie im weiteren Sinne die Annales-Schule in den Sinn kommen,<sup>2</sup> obwohl Hajnal in seinen Schriften nicht erkennen ließ, dass er diese Ansätze näher gekannt hätte. Betrachten wir seinen fachlichen Lebenslauf vor dem Hintergrund der ungarischen wissenschaftlichen Tätigkeit der Epoche, so könnten wir sein Wirken *volkstümlich* nennen. Denn seine außerordentlich interessanten, auch soziologisch relevanten Erkenntnisse beziehen sich in erster Linie auf das Bauerntum, das mittelalterliche Gesellschaftsformen bewahrt. Die Großzahl der Rezensenten seiner Werke, so Ferenc Erdei, László Lakatos und István Márkus, hoben seine damit verbundenen gesellschaftstheoretischen Ergebnisse ebenfalls hervor.<sup>3</sup>

Der Autor bestreitet dieses Bild von Hajnal nicht, sondern erweitert es vielmehr um eine methodologische Perspektive. Hajnals Arbeitsmethode lässt sich nämlich auf die soziologische Analyse der gebauten Umwelt anwen-

---

\* Dieser Aufsatz ist im Rahmen des Bolyai Forschungsprogramms „Architektursoziologische Studien“ (2018–2021) entstanden.

<sup>1</sup> István Hajnal: Új történelemszemlélet [1947]. In: I. *Hajnal*: Technika, művelődés. Tanulmányok. Hg. Ferenc Glatz. Budapest 1993, 395–409.

<sup>2</sup> László Lakatos: Az élet és a formák. Hajnal István történelemszemléletéről. In: 3. Part. Teljeségügyi értesítő 1991/6. <http://bocs.hu/3part/tartalom-06.htm> (24. März 2021).

<sup>3</sup> Ferenc Erdei: Történelem és szociológia. In: Erdei Ferenc összegyűjtött művei. Történelem és társadalomkutatás. Hg. Kálmán Kulcsár. Budapest 1984, 11–44; László Lakatos: Az élet és a formák. Budapest 1996; István Márkus: Hajnal István igaza. In: Ders.: Polgárosodó parasztság. A magyar társadalom egy faluszociológus szemével (Tanulmánykötet). Budapest 1996, 64–85.

den. Nachfolgend wird zunächst Hajnals relativ bekannte Gesellschaftsanschauung<sup>4</sup> kurz skizziert, anschließend seine Studie über die Wassermühlen detailliert geschildert. Die hieraus resultierenden Lehren für die Architektursoziologie werden dann auf zwei Ebenen formuliert: Die erste Ebene ist die gesellschaftliche Begründung der Ästhetik der Volksarchitektur, die zweite Ebene umreißt, etwas allgemeiner, den Themenkreis der materiellen Formbildung der Gesellschaft. Im Schlusskapitel steht der Vergleich von Hajnals Modell der Formbildung mit dem Begriff des *morphologischen Tatbestands*.

## Das Gesellschaftsbild von István Hajnal

Hajnals Rezeption betonte bislang Begriffe wie die *gewohnheitsmäßige Gesellschaft*, die *europäische Gesellschaftsentwicklung* und die *Professionalität*. Theorie und Methodologie lassen sich aber in Hajnals Texten nicht streng voneinander trennen. Deshalb ist auch eine kurze Auseinandersetzung mit seinen gesellschaftstheoretischen Thesen notwendig, dies umso mehr, als ohne diese Begriffe auch der technikhistorische Überblick über die Mühlen nicht zu deuten wäre.

Hajnal stellte in seinem Begriffssystem die zur Durchsetzung des individuellen Willens dienenden Lebensumstände, die *Rationalität*, den Mechanismen zur Gewährleistung des gesellschaftlichen Funktionierens, den *Gewohnheiten*, gegenüber. Erstere ordnen sich nach dem Prinzip momentanen Nutzens, letztere bezwecken genau das Gegenteil: Sie schränken das Prinzip des Nutzens im Interesse der nachhaltigen Erhaltung der Gesellschaftsstruktur ein: »Die jeweilige Gesellschaft stellt sich also in objektive Formationen auf, mit deren Hilfe sie sich kreuzende Ordnungen in der instinktiven Strömung des Lebens bildet.«<sup>5</sup> Den Erfolg der mittelalterlichen Entwicklung der Gesellschaft sah Hajnal in den dichten Netzwerken der Ordnungen, deren Interessen sich kreuzten. So konnte die komplexe, verworrene, undurchschaubare Gesellschaftsstruktur keiner einzigen, rational organisierten Zentralmacht unterworfen werden, dazu fehlten die notwendigen Machttechniken. Daraus folgte, dass »die größeren Burgherren, Fürsten, Könige daran interessiert waren, dass die niedrigeren, ihnen verpflichteten Schichten ihre

<sup>4</sup> Zu den englischsprachigen Rezensionen Péter Illik: A Brief Reception History: István Hajnal in the Historiography Written in English. In: *Kritische Zeiten* 2014/1–2, 24–30.

<sup>5</sup> István Hajnal: *Történelem és szociológia* [1939]. In: *Hajnal István*. Hg. István Lakatos. Budapest 2001, 160–183, hier 167.

Selbständigkeit bewahrten und ihnen bei Bedarf mit eigener Ausrüstung und eigener Gefolgschaft zur Verfügung standen.«<sup>6</sup> Das Wesen der gewohnheitsmäßigen Gesellschaft bestand eben darin, dass sie nicht nur den Willen des Einzelnen einschränkte, sondern zugleich Schutz vor dem stärkeren Willen gewährte: »Mächtige Herren mit großem Vermögen waren gezwungen, die gekauften Grundbesitztümer mit den dort lebenden Völkern und den alten Rechtsverhältnissen zu übernehmen.«<sup>7</sup>

Aus der gewohnheitsmäßigen Gesellschaft leitet sich Hajnals anderer Grundbegriff, die *Professionalität* ab. Der Kerngedanke dahinter war, dass sich die einzelnen Beschäftigungen im mittelalterlichen Europa durch die Praxis ihren eigenen Platz in der Gesellschaft schafften, ohne die bereits bestehenden Beschäftigungen, die ständischen Positionen, zu gefährden: »Die Professionalität ist gesellschaftlichen Ursprungs und nicht, wie wir heute annehmen, das Ergebnis eines kommerziellen Fertigungsprozesses.«<sup>8</sup> Winzige Lebenskreise, Lebenskammer sind entstanden, deren Grenzen nicht durch einen rationalen Ordnungswillen, sondern durch »Gewohnheit« abgesteckt wurden. Das Wesen der Gewohnheiten besteht darin, dass in ihnen nachhaltiges, übergenerationelles Wissen festgehalten wird.<sup>9</sup> Dieses Wissen ist nicht unbeweglich, bleibt aber stabil und widersteht den Schwankungen der Geschichte und den augenblicklichen Kräfteverhältnissen. Schließlich können wir anhand der sich langsam ändernden Gewohnheiten und der autonomen Professionalitäten von einer eigenständigen *europäischen Entwicklung* sprechen, die eine stille industrielle Revolution ermöglichte, und in der eine Vielzahl an Neuerungen ausreifen und verbreitet werden konnten. Der Grund dafür lag gerade in der Sicherheit der Beschäftigungen. Denn im Gegensatz zu den rationalen Gesellschaftsstrukturen diente die technische Erneuerung in der mittelalterlichen Gesellschaft in erster Linie nicht zur Steigerung der Produktion, sondern zur Erleichterung der Arbeit; sie steigerte nicht den Profit, sondern sie half dem Menschen.<sup>10</sup>

Neben den vorangehend vorgestellten Begriffen verwendete Hajnal zahlreiche Ausdrücke, die wir in Rahmen dieses Aufsatzes nicht zu behandeln vermögen. Für ihn gilt, dass er als Historiker kein System in philosophischem beziehungsweise gesellschaftstheoretischem Sinne schuf. Seine Gedanken

<sup>6</sup> Lakatos: Az élet és a formák, 170.

<sup>7</sup> István Hajnal: Az újkor története. Budapest 1936, 72.

<sup>8</sup> Hajnal: Új történelemszemlélet, 404–405.

<sup>9</sup> Lakatos: Az élet és a formák, 126.

<sup>10</sup> István Hajnal: A technika fejlődése [1937]. In: Hajnal István 143–157.

legte er beinahe in allen Fällen als Erklärungen zu einzelnen geschichtlichen Epochen oder Phänomenen dar. In seiner nachfolgend präsentierten Arbeit über die Mühlen verglich er zwei historische Typen: die antike und die mittelalterliche Mühle. Anhand dieses Beispiels zeichnete sich die Funktionsweise der rationalen beziehungsweise der gewohnheitsmäßigen Gesellschaft ab. Hajnal suchte die Antwort auf die Frage, warum es die viel einfachere mittelalterliche Konstruktion war, die sich verbreitete und das Verhältnis von Mensch und Maschine neu definierte.

### Die Wassermühle<sup>11</sup>

Hajnals erste Feststellung war, dass im Vergleich zur mittelalterlichen Mühle die Wassermühle der Antike eine viel komplexere und technisch vollkommene Konstruktion gewesen sei. Während das Getreide im Mittelalter zwischen zwei einfachen Mühlsteinen gemahlen wurde, arbeiteten die Römer mit kegelförmigen Mühlsteinen, mit denen sie »feineres, perfekteres« Mehl herstellen konnten.<sup>12</sup> Doch gerade die extrem gesteigerte Spezialisierung führte dazu, dass die Verwendbarkeit dieser Konstruktionen überaus beschränkt blieb. Um eine derart spezielle Vorrichtung auslasten zu können, bedarf es einer rationellen, kooperativen Organisation der näher und ferner gelegenen Gebiete. Sobald sich die geschäftliche oder militärische Interessensgemeinschaft, die hinter dem Betreiben der Mühle stand, auflöste, verlor die über den lokalen Bedarf weit hinausgehende technische Konstruktion ihren Sinn; ihr Zustand verschlechterte sich, und sie wurde unbenutzbar: »Das hohe Wasserrad in seinem einsamen, von Langeweile umgebenen Dasein: ein Symbol für das Versagen des unsozialen ›großen Gedankens‹.«<sup>13</sup> Hajnal vertrat die Ansicht, dass Maschinen nur dann lebensfähig sind, wenn sie aus der Gesellschaft herauswachsen.<sup>14</sup> Anschließend beschrieb er detailliert, warum sich die Wassermühle in der Römerzeit nicht verbreiten konnte, und zwar deshalb, weil die römische Mühle keine eigenständige Maschine, sondern Teil eines Betriebs, der Fertigprodukte herstellenden Bäckerei, war. Der Betrieb der Mühle wurde jenem der Bäckerei angepasst.<sup>15</sup> Da die Bäckerei das Prob-

<sup>11</sup> István Hajnal: A gépkorszak kialakulása [1944]. In: *Hajnal: Technika, művelődés*, 299–355.

<sup>12</sup> Hierzu sei angemerkt, dass diese einfache Form auch in der römischen Zeit bekannt war, doch wurde sie zumeist nur in ländlichen Gebieten verwendet (ebenda, 314).

<sup>13</sup> Ebenda, 307.

<sup>14</sup> Ebenda.

<sup>15</sup> Ebenda, 315.

lem aus der Sicht des fertigen Produkts anging, brauchte sie eine berechenbare, dauerhafte Konstruktion. Daraus folgte, dass die Mahlvorrichtung nicht an natürliche Gewässer aufgebaut werden konnte, die unbeständig Wasser führten, sondern an bereits bestehende, zu anderen Zwecken errichtete Wasserleitungssysteme angebunden wurde: Wenn »neben dem Palast des Großgrundbesitzers bereits ein ständig mit frischem Wasser versorgtes Schwimmbad errichtet wurde, warum sollte das abfließende Wasser nicht an die Wassermühle weitergeleitet werden, die in der Bäckerei des herrschaftlichen Betriebs arbeitete?«<sup>16</sup> Die Idee war rational, doch der Betrieb der Mühle war auf lange Sicht labil und verwundbar, denn er war vom Großgrundbesitz abhängig, zu der die Wasserleitung gehörte. Somit war also das antike Wasserrad Teil eines rational aufgebauten Wirtschaftsbetriebs, das jedoch alleine nicht lebensfähig war.

Noch wesentlicher ist es, dass das antike Wasserrad die menschliche Arbeit nicht unterstützte, sondern mechanisierte und im Menschen einen Maschinenteil sah. In der antiken Bäckerei verrichteten die Arbeiter – zumeist Sklaven – verschiedene Aufgaben in einfach erlernbaren Arbeitsphasen, die sich dem monotonen Rhythmus der Maschine anpassten: »Der Mensch – wie es in den Darstellungen zu sehen ist – läuft und kriecht zwischen den Mühlen umher, deren Antrieb und Handhabung ständige Aufmerksamkeit verlangen. Wo ist denn hier die Überlegenheit, die Ruhe der späteren Wassermüller, mit der sie das Funktionieren ihrer Maschinen kontrollieren?«<sup>17</sup>

Nach Hajnal lag also der Schlüssel zur Verbreitung einer Mühle in der Beziehung zwischen Mensch und Maschine. In der Antike bedienten die Menschen die Maschine, im Mittelalter nahm ihnen die Maschine einen Teil der schweren körperlichen Arbeit ab. In der einen Periode bediente die Mühle Machtinteressen, und mit dem Schwinden der Macht ging auch die Maschine unter; in der anderen Epoche erleichterte sie die schwere körperliche Arbeit. Dieser Umstand ist auch dann als langfristiger Gewinn anzusehen, wenn wir wissen, dass die mittelalterliche Mahlvorrichtung viel einfacher, und das Mehl viel gröber war als in einer antiken Bäckerei. Doch die Hauptsache war auch nicht die technische Perfektion, sondern die Arbeit und der durch sie erreichbare gesellschaftliche Status, mit Hajnals Begriff: die *Beschäftigung*. Der mittelalterliche Müller war durch seine Beschäftigung in die Gesellschaftsordnung eingebunden, seine Arbeit war nicht ersetzbar, sondern an seine Person

<sup>16</sup> Ebenda, 311.

<sup>17</sup> Ebenda, 316.

beziehungsweise durch sein Erbe an seine Nachkommen gebunden.<sup>18</sup> Hierbei handelt es sich um grundlegende Unterschiede zur antiken Mühle, in der Sklaven an der Maschine gesichtslos, und ihre Arbeit ersetzbar waren. In der mittelalterlichen Gesellschaft gehörten Mühle und Müller zusammen, während ihre Abhängigkeit vom Markt deutlich abnahm. Im Mittelalter wurden Mühlen nicht nur dort errichtet, wo es eine Marktnachfrage gab – wie etwa in den Städten oder den Herrschaftszentren –, sondern überall dort, wo sich der Müller dank seines Wissens in das Leben der lokalen Gesellschaft eingliedern konnte. Da die mittelalterliche Wassermühle an keinen Produktionszwang gebunden war, konnte sie auch an kleineren, unbeständigeren Flüssen und Bächen erscheinen.<sup>19</sup> Dieses abwechslungsreiche natürliche und gesellschaftliche Umfeld führte schließlich zu zahlreichen technischen Anpassungsmechanismen. Der mittelalterliche Müller konnte mit dem Material experimentieren, kleinere Änderungen vornehmen. Dieses Experimentieren bildete die Grundlage für die stille industrielle Revolution des Mittelalters.

Die Abhandlung über die Mühlen veranschaulicht hervorragend das Gesellschaftsbild und die Arbeitsmethode ihres Verfassers. Hajnal beschrieb zwar den technischen Aufbau, die Konstruktion der Mühle mit minutiöser Gründlichkeit. Seine Aufmerksamkeit richtete sich aber nicht auf die technischen Parameter, sondern auf den gesellschaftshistorischen Kontext.

## Lehren für die Architektursoziologie

Hajnals Fallstudie über die Mühlen können wir als Architektursoziologen gleich auf zwei Ebenen deuten. Die erste Ebene ist die ästhetische: Sie dient als Erklärungsprinzip für die Architektur des Mittelalters beziehungsweise für die Volksarchitektur, die das Mittelalter bewahrt. Die zweite Deutungsebene ist die methodologische. Sie prüft, wie materielle Formen – etwa Mühlen, aber auch andere gebaute Gegenstände –, in der Gesellschaftsstruktur als Ganzem interpretiert werden können. Im Folgenden werden die ästhetischen Lehren nur kurz, die methodologischen Konsequenzen anhand Hajnals erst-

<sup>18</sup> Ebenda.

<sup>19</sup> Zur Verbreitung und Struktur der zur mittelalterlichen und traditionellen ungarischen Architektur gehörenden Mühlen: Gábor *Máté* – András K. *Német*: Középkori eredetű malmok és malomhelyek továbbélése a Kapos és a Völgységi-patak vízgyűjtőjében. In: Középkori elemek a mai magyar anyagi kultúrában. Hgg. Anikó Báti, Zsigmond Csoma. Budapest 2014, 47–68; Pál *Pongrácz*: Régi malomépítészet. Budapest 1967.

mals 1939 erschienenem Werk „Geschichte und Soziologie“ (*Történelem és Szociológia*) näher beleuchtet.

László Lakatos, einer der kundigsten Kenner von Hajnals Lebenswerk, widmet in seinem Buch ein ganzes Kapitel Hajnals »Mittelalterliebe« und »Volkstümlichkeit« (*népiesség*).<sup>20</sup> Hier können wir Hajnals kurze Zusammenfassung seiner eigenen Theorie lesen: »[Meine Arbeit] leitet die Entwicklung aus dem Wandel der gesellschaftlichen Struktur ab. Sie greift auf das Mittelalter zurück und entwickelt aus der Struktur des Bauerntums, wie aus einem Grundgewebe, die weiteren gesellschaftlichen Schichten.«<sup>21</sup> Die Interpretation der aus dem Mittelalter herrührenden Bauerntraditionen stellt einen außerordentlich detailliert ausgearbeiteten Teil von Hajnals Lebenswerk dar. Diese Welt wird von der – in die Landschaft eingefügten – Tagesbeschäftigung und den zum Schutz des gesellschaftlichen Status aufgebauten Gewohnheitsstrukturen geprägt; mit der Zeit nimmt sie nur für sie charakteristische eigene Formen an. Obwohl sich Hajnal nicht eingehend mit der Form in der Architektur, vor allem nicht mit deren Ästhetik befasste, könnte das nachstehende Zitat auch aus der Beschreibung eines traditionellen Siedlungsbildes stammen: »Jeder Wohnort erzwingt unterschiedliche Anpassungsformen, seine nur ihm eigenen natürlichen Gegebenheiten führen zur Ausbildung von speziellen Formen und Methoden der Beschäftigung. Der sich in diesem Umfeld von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation abmühende Mensch stellt mit seiner gewohnten Tagesroutine, mit all seinen gewohnten Bewegungen, seinen Methoden zur Bearbeitung des Materiellen eine feste Entität in der Gemeinschaft dar.«<sup>22</sup>

Hajnal formulierte hier Gedanken, die in der Architekturgeschichtsschreibung von einer gut definierbaren Richtung vertreten werden. Diese entfaltete sich am Anfang des 20. Jahrhunderts in mehreren Ländern und sah die Lösung der urbanistischen sowie ästhetischen Probleme der Industriestädte in der Beschwörung von Formen des Mittelalters und der Volksarchitektur.<sup>23</sup> In Ungarn wird diese Bewegung unter dem Namen „Die Jungen“ (*Fiatalok*) geführt.<sup>24</sup> Ihr Anführer war Károly Kós, der in seiner Architektur und in seinen Schriften verkündete, dass die mittelalterliche Architektur und die Volksar-

<sup>20</sup> Lakatos: *Az élet és a formák*, 139–182.

<sup>21</sup> Ebenda 143.

<sup>22</sup> Hajnal: *Történelem és szociológia*, 175.

<sup>23</sup> Ákos Moravánszky: *Versengő látomások. Esztétikai újítás és társadalmi program az Osztrák-Magyar Monarchia építészetében 1967–1918*. Budapest 1998, 243.

<sup>24</sup> Attila Déry: *Nemzeti kísérletek építészetünk történetében*. Budapest 1995, 101.

chitektur die gleichen Wurzeln haben.<sup>25</sup> Diese Vorstellung überlebte die Reformbewegung der Jahrhundertwende und wurde mit der Zeit und dank der wissenschaftlichen Forschungen Teil des volksarchitektonischen Kanons. Zur Illustration seien hier zwei Zitate angebracht. Der Ethnograf und Fotograf László Kunkovács sah in den Nebengebäuden der Einödhöfe der Ungarischen Tiefebene das Erbe von Architekturformen aus alter Zeit: Sie »sind einfallreich, mitunter auch schön. Sie vermögen unsere Vorstellungskraft in eine Zeit vor Jahrtausenden zurückreisen zu lassen.«<sup>26</sup> Das andere Zitat stammt vom berühmten Forscher der Volksarchitektur, János Tóth, dessen Zeilen an Hajnals Texte erinnern: »Das Material lernten sie bei seiner Bearbeitung kennen, und das Wissen um die Konstruktion wurde durch jahrhundertlange Bautraditionen vermittelt.«<sup>27</sup> Bearbeitung, Material, Tradition – Hajnal selbst verwendete in Bezug auf die gesellschaftliche Struktur des aus dem Mittelalter hervorgehenden Bauerntums ähnliche Begriffe. Wir können nicht behaupten, dass er einen unmittelbaren Einfluss auf die Sichtweise der Architekten ausgeübt hätte – zumindest wird sein Name in den Literaturverzeichnissen nicht erwähnt. Trotzdem lässt sich auch anhand der Zitate erkennen, dass die Autoren und der Historiker Hajnal zum gleichen gesellschaftshistorischen Begriffssapparat gelangten. Erklärbar ist dies, indem wir Hajnals Feststellung folgen, nach der die Materialität der architektonischen Formen eigentlich gesellschaftliche Strukturen manifestiert. Dieser Gedanke führt uns weiter zu unserer zweiten Behauptung, wonach die Erforschung der gebauten Umwelt mit adäquater Methodik auch als Gesellschaftsforschung betrieben werden kann.

Hajnal baute seine Arbeitsmethode auf die in „Geschichte und Soziologie“ ausführlich erörterte Annahme auf, nach der sich die Gesellschaft in vergegenständlichte materielle Formen ordne und mit dieser Formbildung ihre Beziehungssysteme stabilisiere.<sup>28</sup> Er skizzierte eine Forschungsperspektive, die über die Grenzen der im Titel der Studie genannten zwei Fachbereiche hinaus eine theoretische Grundlage für das humane Programm der Architekturforschung bietet: »Die in die natürliche Umwelt eingemeißelte Form einer

<sup>25</sup> „A legszebb élet, amit magamnak el tudtam képzelni“. Benkő Samu beszélgetései Kós Károlyal. Bukarest 1978, 70.

<sup>26</sup> László Kunkovács: *Ősépítémények*. Budapest 2000, 18.

<sup>27</sup> János Tóth: *Népi építészetünk hagyományai*. Budapest 1961, 162.

<sup>28</sup> Hajnal: *Történelem és szociológia*, 160–183.

Siedlung ist einer der stabilsten, nachhaltigsten Träger von gesellschaftlichen Strukturen.«<sup>29</sup> Diesen Prozess bezeichnete Hajnal allgemein als Formbildung.

Das Modell der Formbildung stützt sich auf die französische positivistische Soziologie, in erster Linie auf die Thesen von Auguste Comte und Émile Durkheim, die als Erste eine potentielle Methodologie der Erforschung von sozialen Tatbeständen formulierten. Hajnal, der in Ungarn die französische Tradition aufleben ließ, vertrat die Ansicht, dass nach dem Grundthese der soziologischen Geschichtsinterpretation »jedes Ziel und jeder Kampf eines Menschen durch sein Ergebnis letztendlich als Mittel zur gesellschaftlichen Positionierung, zu zwischenmenschlichen Beziehungen dient.«<sup>30</sup> Damit die Menschen, setzte er diesen Gedanken an gleicher Stelle fort, »zusammenleben können, errichtet die Gesellschaft bestimmte Formen und Tatbestände über sich, denen sie sich anpasst, auch wenn diese sie an ihren direkten Lebensinteressen hindert.«<sup>31</sup> Hajnal trennte also strikt zwischen dem „sich im Fluss befindlichen Leben“, das vergänglich und nicht zu fassen ist, und den stabilen „Formen“, die über dem Leben stehen.<sup>32</sup> Seine berühmte Metapher *Koralle*, die den Titel der sozialwissenschaftlichen Zeitschrift „Korall“<sup>33</sup> inspirierte, besagt, dass die gesellschaftliche Entwicklung dem Entstehen von Korallenriffen gleicht: Alles Lebendige ist nur eine kaum sichtbare, sich bewegende Oberfläche, während die Form und die Masse der Korallenbank zum Großteil aus einem leblosen Kalkskelett bestehen, das zugleich vorgibt, wo und wie der lebendige Teil weiterwachsen kann. Dieses *Kalkskelett* ist eigentlich die Gesamtheit aller geerbten Gesellschaftsformen, das zur Materie und Struktur gewordene Vermächtnis längst vergangener Generationen. Der Historiker Hajnal betonte die historische Vorbestimmtheit sozialer Beziehungsgefüge.<sup>34</sup> László Lakatos schreibt in diesem Zusammenhang, in dem er den bereits zitierten Gedanken Hajnals über die Städte als feste Abdrücke gesellschaftlicher

<sup>29</sup> Ebenda, 167.

<sup>30</sup> Ebenda, 162.

<sup>31</sup> Ebenda.

<sup>32</sup> Ebenda, 165.

<sup>33</sup> Die im Jahre 2000 gegründete gesellschaftswissenschaftliche Zeitschrift „Korall“ ist die führende Zeitschrift der ungarischen sozialgeschichtlichen Forschung (<http://www.korall.org> [26. März 2021]). Der Titel ist István Hajnal: Materialismus. I–II. [1946]. In: *Hajnal: Technika, művelődés*, 357–374, hier 374, Fußnote „g“, entnommen: »Alles, was der Mensch schuf, wurde uns von jeher in materiellen Formen überliefert, wir bauen mit diesen, auf diese weiter auf. Unser gegenwärtiges Leben überlagert materielle Strukturen, wie ein Korall-Gebilde, so wuchert die menschliche Gesellschaft.«

<sup>34</sup> *Hajnal: Történelem és szociológia*, 161.

Strukturen beleuchtet: »In den Städten stehen Gebäude und Stadtteile aus den verschiedensten Epochen nebeneinander: Die Vergangenheit, die Zeit liegt wie im Raum ausgebreitet in der Gegenwart vor uns.«<sup>35</sup>

Die historische Dimension von Hajnals architektursoziologischer Methodologie ermöglicht eine besonders produktive Herangehensweise, wenn wir die baulichen Verhältnisse von Siedlungen unter die Lupe nehmen. Denn die heute vorherrschende amerikanische Stadtsoziologie vergisst gerne, dass hinter den zeitgenössischen Phänomenen in Wirklichkeit historische Vermächtnisse stehen: Die Ausdehnung, das Wachstum oder das Schrumpfen einer Stadt wird nicht bloß durch aktuelle wirtschaftliche Kräfteverhältnisse bestimmt, sondern auch von den Infrastrukturnetzen und -zonen vergangener Epochen beziehungsweise durch die *irrationale* Bindung ihrer Bewohner an einzelne bauliche Elemente aus der Vergangenheit oder sogar an ganze Epochen.<sup>36</sup>

Der wichtigste architektursoziologische Beitrag von Hajnals Arbeitsmethode liegt dennoch nicht in der historischen Sichtweise. Wesentlicher ist das wechselseitige Beziehungsgefüge, das sie zwischen der architektonischen Form und der gesellschaftlichen Struktur aufzeigt. In Verbindung mit den Mühlen sahen wir, dass die topografische Lage (Stadt-Dorf, natürlicher-künstlicher Wasserfluss) und der strukturelle Aufbau der Mühle nicht von der gesellschaftlichen Struktur, welche die Maschine betreibt, zu trennen sind. Die wichtigste architektursoziologische Aussage Hajnals bezieht sich auf diese Wechselbeziehung zwischen der gesellschaftlichen Struktur und deren materiellen Formen: »Hinter jeder materiellen Form [...] müssen wir nach einem Gesellschaftsgebilde suchen, nach einer Gemeinschaft von Individuen, die sich über Generationen hinweg aneinander anpassen, als Betriebe, welche die großen Werkzeuge des Lebens hervorbringen, bedienen und weiterentwickeln.«<sup>37</sup>

<sup>35</sup> Lakatos: *Az élet és a formák*, 118.

<sup>36</sup> Iván Szelényi: *Városszociológia. Bevezető tanulmány*. In: *Városszociológia*. Hg. I. Szelényi. Budapest 1973, 7–38, hier 16.

<sup>37</sup> Hajnal: *Történelem és szociológia*, 165. Allerdings verstand Hajnal unter Formen nicht nur Materielles – nicht nur fassbare Stofflichkeit –, sondern auch Verfahren sowie Formen des Lernens und der Vermittlung von Traditionen. Als konkretes Beispiel nannte er die Entwicklung der Musik, die »nicht aus der Wechselwirkung zwischen den ausgedrückten Gefühlen und der Gesinnung der Gesellschaft ausgehen kann, sondern sie muss den Zusammenhängen der materiellen Formen folgen, angefangen von den Instrumenten und den Musiknoten bis hin zur musikalischen Bildung, der Tradierung, der Organisation des Musikerberufes und darüber hinaus bis zu den Zusammenhängen mit der gesellschaftlichen

Auch das Gebäude selbst beziehungsweise alles Gebaute ist oder war in seiner materiellen Existenz, in seinen Konstruktionslösungen Teil eines gesellschaftlichen Gebildes. Mit der Untersuchung des materiellen Erbes einer Siedlung gelangen wir in der Tat zum *Kalkskelett* aus dem Korallen-Bildnis. Und damit können wir unsere Aufmerksamkeit von den Fragen der Architektur im engeren Sinne auf die gesellschaftliche Struktur lenken. Die soziologische Untersuchung der gebauten Umwelt kann sich wiederum zur Wissenschaft der »festen Gesellschaftsstrukturen«<sup>38</sup> entwickeln. Das Adjektiv *fest* ist von besonderer Bedeutung. Denn die gebaute Umwelt ist einerseits eine zeitlich stark gegliederte, tiefgehende und mehrschichtige Konstruktion, andererseits ist sie im wahrsten Sinne des Wortes fest, gegenüber dem Leben erscheint sie in ihrer zeitlichen Dimension als beinahe bewegungslos. Daraus folgt, dass die Veränderung der gebauten Umwelt relativ langsam, jedenfalls viel langsamer als jene anderer materieller Konstrukte, etwa der Schrift<sup>39</sup> oder der Bekleidung, vor sich geht.

Es ergibt sich hier noch eine interessante Frage: Was passiert, wenn die »in die natürliche Umwelt eingemeißelte Form«<sup>40</sup> bereits bedeutungslos geworden ist, wenn die gesellschaftliche Struktur, die sie erschuf, untergegangen ist. Die Antwort von Hajnal lässt sich wieder an einer konkreten historischen Problematik festmachen: am Übergang vom Altertum zum Mittelalter. Das Verhältnis des Mittelalters zur Antike ist ambivalent. Während das Mittelalter »alles aus der antiken und barbarischen Kultur fortführen wollte«,<sup>41</sup> verstand es das kausale gesellschaftliche Beziehungsgefüge der antiken Welt immer weniger. Mit dem Untergang der gesellschaftlichen Beziehungen verfielen auch ihre baulichen Formen, sie verloren mit der Zeit ihren *anthropogenen*, geplanten Charakter. Die antiken Ruinen erschienen in den Augen der sich formierenden neuen Gesellschaft immer mehr als natürliche Landschaften, als wären sie keine einstigen Siedlungen, sondern bloß felsige Gebiete. Die »Menschen sind gezwungen«, beschrieb Hajnal diesen Zustand, »unter für sie

---

Untergliederung.« (Ebenda, 168.) Die Entwicklung der Architektur könnte demnach auch aus den Rollen des Architekten heraus erschlossen werden.

<sup>38</sup> Ebenda, 167.

<sup>39</sup> Mit der Schrift und der Entwicklung der Schriftbilder befasste sich Hajnal besonders eingehend. Seine Erkenntnisse nahmen die wesentlichen Thesen von McLuhans weltberühmter Theorie von der Gutenberg-Galaxis vorweg (Marshall *McLuhan*: The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Toronto 1962). Vgl. Kristóf *Nyíri*: Hajnal István időszzerűsége. In: Világosság 33 (1992) 8/9, 682–688.

<sup>40</sup> *Hajnal*: Történelem és szociológia, 167.

<sup>41</sup> Ebenda, 174.

unverständlich gewordenen antiken Formen zu leben; [...] sie passen sich ihnen wie etwa natürlichen Tatsachen, Hindernissen an.«<sup>42</sup> Anschließend zeichnete er gleichsam den Idealtyp eines Siedlungsbildes auf, das zu einer auf antiken Ruinen aufgebauten barbarischen Kultur gehört: »Die Barbaren – Drosch zeigt es – zogen zwar hinter die antiken Mauern ein, deren Ruinen waren nach Generationen trotzdem mit Gras überwachsen.«<sup>43</sup>

Hajnal setzte diesen Gedankengang nicht fort, obwohl er im architektursoziologischen Sinne eine außerordentlich interessante Frage aufwirft. Wenn eine vergangene Kultur mit Hilfe ihrer Ruinen die Entstehung von etwas Neuem zu beeinflussen vermag, so sind, behaupten wir, auch diese leblosen Gerüste Teil des gesellschaftlichen Beziehungsgefüges und aktive Teilnehmer der Geschichte. Neben den antiken Ruinen können zahlreiche historische Beispiele angeführt werden. In Ungarn wurden die verfallenen Kirchen der in der Türkenzeit zerstörten Dörfer zu Kristallisationspunkten für die im 18. Jahrhundert neubesiedelten Gebiete, als sich die ersten bewohnten Landgüter in ihrem Umfeld herausbildeten.<sup>44</sup>

## Schlussfolgerung

Zum Abschluss sei Hajnal mit seinem Gedankengut innerhalb des heutigen, vor allem deutschsprachigen architektursoziologischen Diskurses positioniert. Er teilt die Hauptthese der Architektursoziologie: Gesellschaftliches Handeln ist nicht von seiner Materialität zu trennen. Es geht nicht einfach darum, dass sich die gesellschaftlichen Prozesse *im Raum* abspielen, sondern darum, dass diese in ihrer Materialität greifbare Räumlichkeit selbst Teil des Handelns ist.<sup>45</sup> Bei Hajnal stellen im Thema der Mühlen deren Topografie, bauliche Ausgestaltung und Konstruktion sowie der Platz des Müllers in der Gesellschaft eine gemeinsam zu untersuchende Problematik dar.

Innerhalb der architektursoziologischen Fachliteratur können die inspirierendsten architektursoziologischen Parallelen zum Modell der Formbildung nach Hajnal am Begriff des *morphologischen Tatbestands* festgemacht

<sup>42</sup> Ebenda.

<sup>43</sup> Ebenda, 175.

<sup>44</sup> Máté *Tamáská*: Falvak az uradalma helyén. A megszünt nagybirtok telepés községeinek építészete 1945 után. Budapest 2013, 10.

<sup>45</sup> Vgl. *Architekturen und Artefakte. Zur Materialität des Religiösen*. Hgg. Uta Karstein, Thomas Schmidt-Lux. Wiesbaden 2007; Heike *Delitz*: Architektursoziologie. Bielefeld 2009; Bernhard *Schäfers*: Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen. Wiesbaden 2003.

werden.<sup>46</sup> Der Ausdruck stammt von Émile Durkheim, den auch Hajnal für seinen Meister bei der Ausarbeitung seiner soziologischen Theorie hielt. Unter *morphologischem Tatbestand* verstand Durkheim jene sozialen Tatbestände, die sich in einer greifbaren Form manifestieren, so vor allem die Elemente der gebauten Umwelt, etwa Straßen oder Häuser. Seine Theorie arbeitete später sein Schüler, Maurice Halbwachs, weiter aus, der in der gebauten Umwelt die Stützmechanismen des kollektiven, zum Teil unterbewussten Gedächtnisses beziehungsweise der Wahrung von Traditionen, Institutionen und Organisationen im Allgemeinen sah. Er meinte, dass die »materiellen Formen des gesellschaftlichen Lebens, dass also die Orte, Gebäude, Plätze, Häuser und Straßen dem kollektiven Leben der sozialen Gruppen ein Gefühl der Regelmäßigkeit und Stabilität inmitten einer sich permanent im Fluss befindlichen Gesellschaft vermitteln.«<sup>47</sup> Dieser Gedanke entspricht der Vorstellung Hajnals über die Unterscheidung des (sich im Fluss befindlichen) Lebens von den Formen (sozialen Tatbeständen).

Die Originalität Hajnals steckt nach alledem darin, dass er als Historiker ein konkretes methodologisches Verfahren zur Betrachtung der Formen bot: »Die positivistische Geschichtswissenschaft führte eigentlich schon vor langer Zeit die Trennung von ›sozialen Tatbeständen‹ und dem ›sich im Fluss befindlichen Leben‹ durch, indem sie die ›Hilfswissenschaften‹ und die ›Kulturgeschichte‹ in eigenständige Studien mit eigener Methodik umwandelte.«<sup>48</sup> Architektursoziologen können daraus die Lehre ziehen, dass es eine der Aufgaben dieser jungen, kaum drei Jahrzehnte alten wissenschaftlichen Disziplin ist, die aus der Architekturgeschichte, der Siedlungsgeschichte, der historischen Ethnografie und der historischen Geografie gewonnenen Ergebnisse neu zu interpretieren, diese als *Hilfswissenschaften* anzusehen, ihre Erträge bei den eigenen, soziologisch ausgerichteten Fragestellungen zu verwerten. Von den unzähligen Möglichkeiten kann als konkretes Beispiel die Problematik der Siedlungsgrundrisse herangezogen werden. Wenn wir mit Hajnal davon ausgehen, dass eine Siedlung die *in die natürliche Umwelt eingemeißelte Form* der Gesellschaft ist, so legen die Dorfformen (oder Stadtgrundrisse) eigentlich gesellschaftliche Beziehungsgeflechte offen. Die Größe und die

<sup>46</sup> Markus Schroer: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes. Frankfurt am Main 2007.

<sup>47</sup> Markus Schroer: Materielle Formen des Sozialen. Die „Architektur der Gesellschaft“ aus der Sicht der sozialen Morphologie. In: Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Hgg. Joachim Fischer, Heike Delitz. Bielefeld 2009, 19–48, hier 26.

<sup>48</sup> Hajnal: Történelem és szociológia, 165.

Form der Grundstücke sowie ihr Verhältnis zueinander weisen auf die Gliederung der Gesellschaft, auf die Art ihres hierarchischen Aufbaus hin.<sup>49</sup>

Hajnals Modell der Formbildung, seine historische Sichtweise der Architektursoziologie eröffnen ein außerordentlich reiches Quellenmaterial. Wenn wir das Gebiet der traditionellen soziologischen Methodologie verlassen, dann wird es möglich, die architektonische Form an sich zu untersuchen, ohne auf soziologische Fragestellungen verzichten zu müssen.

---

<sup>49</sup> Mehr dazu bei Máté *Tamáška*: A vidéki tér emlékezete. Az építészeti formaképződéstől a kulturális örökségalkotásig. Budapest 2011; M. *Tamáška*: Kassa-vidék településképei. Pozsony 2013.

*Fabian Hutmacher, Würzburg*

## Die Poesie des Fremden – oder: Die schwierige Schönheit der ungarischen Sprache

Eine qualitative Interviewstudie mit Ungarisch-Lernenden

Sprache ist ein Mittel der Kommunikation. Wir können Sprache nutzen, um im Restaurant ein Menü zu bestellen oder um auf der Straße jemanden nach dem Weg zu fragen. Sprache ist aber noch mehr: nicht nur Instrument zur Wiedergabe der Wirklichkeit, sondern auch Vehikel zu deren Hervorbringung. Mit der Hilfe von Sprache konstruieren wir unsere Welt – die innere wie die äußere. Unterschiedliche Sprachen funktionieren dabei nach teilweise unterschiedlichen Konstruktionsprinzipien. Wer eine Sprache lernt, lernt deshalb nicht nur, dasselbe mit anderen Worten auszudrücken. Er lernt in einem gewissen Sinne auch, die Welt anders zu betrachten. Diese These wird in der vorliegenden Untersuchung anhand von qualitativen Interviews mit neun Ungarisch-Lernenden veranschaulicht. Wie die Ergebnisse der Befragung zeigen, ermöglicht das Erlernen der ungarischen Sprache – vielleicht gerade aufgrund ihrer Andersartigkeit – tatsächlich einen neuen Blick auf die Welt sowie die Möglichkeiten des menschlichen Sprachvermögens.

### 1. Nachdenken über das menschliche Sprachvermögen

Der Mensch ist *das sprachbegabte Tier* – so der Titel eines Buches des Philosophen Charles Taylor.<sup>1</sup> Was aber bedeutet es, ein sprachbegabtes Tier zu sein? Nach Taylors Auffassung lassen sich die Antworten, die im Laufe der Zeit auf diese Frage gegeben wurden, grob einer von zwei Theorielinien zuordnen: entweder den *Bezeichnungstheorien* oder den *Konstitutionstheorien*. Vertreter von Bezeichnungstheorien gehen davon aus, dass »es im Inneren des Geistes ›Ideen‹«, gibt, »bei denen es sich um Bruchstücke von Darstellun-

---

<sup>1</sup> Charles Taylor: *Das sprachbegabte Tier. Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens*. Berlin 2017.

gen [...] einer weitgehend ›äußeren‹ Realität«<sup>2</sup> handelt. Bezeichnungstheorien zufolge bietet uns Sprache also die Möglichkeit zur Rekonstruktion einer objektiven Außenwelt: Ich muss das Wort *Baum* nicht kennen, um zu wissen, was ein Baum ist. Die Fähigkeit, über das Wort zu verfügen, gibt mir jedoch die Möglichkeit, mich mit anderen Menschen über Bäume zu unterhalten, das heißt: Informationen über Bäume in Erfahrung zu bringen und weiterzugeben. Sprache ist demnach vor allem ein praktisches Hilfsmittel, das uns die Verständigung und unser alltägliches Miteinander erleichtert. Im Grunde erinnert dieses Sprachverständnis an die Schöpfungsgeschichte der Bibel: »Gott, der Herr, formte aus dem Ackerboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu, um zu sehen, wie er sie benennen würde. Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so sollte es heißen. Der Mensch gab Namen allem Vieh, den Vögeln des Himmels und allen Tieren des Feldes.« (Gen 2, 19–20) Die Dinge sind schon da, wir müssen ihnen nur noch einen Namen geben. Was für die Außenwelt gilt, trifft analog auch für unsere Innenwelt zu: Psychische Vorgänge spielen sich auch dann ab, wenn wir sie nicht artikulieren können. Wenn wir sie aber artikulieren können – und das im besten Fall differenziert –, dann sind wir in der Lage, anderen Mitmenschen mitzuteilen, wie es um unser Befinden bestellt ist.

Taylor hält solche Bezeichnungstheorien für unzureichend. Er argumentiert, dass das menschliche Sprachvermögen weitaus mehr umfasse als bloß die »Fähigkeit zur Codierung und Übermittlung von Informationen«.<sup>3</sup> Sprache sei vielmehr konstitutiv für das menschliche Wesen – daher auch der Begriff *Konstitutionstheorie*: »Die Konstitutionstheorie vermittelt uns ein Bild, wonach die Sprache neue Zwecksetzungen, neue Verhaltensebenen, neue Bedeutungen ermöglicht und daher nicht im Rahmen eines sprachunabhängig aufgefassten Bilds vom menschlichen Leben erklärt werden kann.«<sup>4</sup> Sprache ermöglicht dem Menschen eine Art des In-der-Welt-Seins, die ihm ohne Sprache verschlossen bliebe. Wie ist das zu verstehen? Einfach gesagt: Sprache gibt Bedeutung nicht nur wieder, Sprache bringt Bedeutung häufig erst hervor. Taylor drückt es in Anlehnung an Wilhelm von Humboldt<sup>5</sup> so aus:

<sup>2</sup> Ebenda, 15.

<sup>3</sup> Ebenda, 7.

<sup>4</sup> Ebenda, 14.

<sup>5</sup> Wilhelm von Humboldt: Einleitung zum Kawi-Werk. Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In: Ders.: Schriften zur Sprache. Hg. Michael Böhler. Stuttgart 1995, 30–207.

»Eine Sprache zu besitzen heißt, ständig zu versuchen, das Artikulationsvermögen dieser Sprache zu erweitern.«<sup>6</sup> Fast parallel dazu – wenn auch mit etwas anderen Hintergedanken – formuliert Ludwig Wittgenstein: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.«<sup>7</sup> Zwei Beispiele mögen helfen, um deutlich zu machen, was damit gemeint ist.

Bezeichnungstheorien zufolge ermöglicht es uns die Sprache – wie weiter oben geschrieben – anderen Menschen mitzuteilen, wie es um unser Befinden bestellt ist. Was aber ist, wenn wir gar nicht wissen, wie es um unser Befinden bestellt ist, wenn wir also beispielsweise zwar ein dumpfes Unwohlsein verspüren, dessen Ursachen aber nicht klar benennen können? Interessanterweise kann Sprache in solchen Situationen mehr, als bloß die Tatsache wiederzugeben, dass wir eben ein solches dumpfes Unwohlsein verspüren, dessen Ursachen wir nicht klar benennen können. Wenn wir über dieses dumpfe Unwohlsein sprechen, wenn wir anderen zu erläutern versuchen, wie es uns geht, dann kann es passieren, dass wir auf einmal während des Sprechens begreifen, woher dieses dumpfe Unwohlsein kommt, und dass es sich nicht nur um ein dumpfes Unwohlsein handelt, sondern um eine Mischung aus – sagen wir – Müdigkeit und nachhallender Verärgerung über einige Ereignisse des vergangenen Tages. Heinrich von Kleist bezeichnet das in einem 1805 verfassten und 1878 postum erschienenen Text als die „Verfertigung der Gedanken beim Reden“: »Wenn Du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rathe ich Dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen.«<sup>8</sup> Es ist also nicht so, dass wir beim Sprechen lediglich wiedergeben, was in unserem Kopf bereits klar geordnet vorliegt. Indem wir über das Diffuse sprechen, indem wir nach dem richtigen Ausdruck zu dessen Charakterisierung suchen, bringen wir den konkreten Gedanken mitunter erst hervor. Um es knapp zusammenzufassen: Ein Mensch, dessen Wortschatz, dessen begriffliches Repertoire »größer geworden ist«, kann »nun nuancierter über sein Erleben reden, und das wiederum ermöglicht ihm, differenzierter zu empfinden«.<sup>9</sup>

Die Überlegung, dass uns ein nuanciertes Artikulationsvermögen ein reflektiertes In-der-Welt-Sein ermöglicht, lässt sich selbstverständlich auch auf

<sup>6</sup> Taylor: Sprachbegabtes Tier, 336.

<sup>7</sup> Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt am Main 1963, Satz 5. 6.

<sup>8</sup> Heinrich von Kleist: Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: Nord und Süd IV. Hg. Paul Lindau. Berlin 1878, 3–7, hier 3.

<sup>9</sup> Peter Bieri: Wie wäre es, gebildet zu sein? München 2017, 26.

den Kopf stellen: Wer Begriffswelten einschränkt, der schränkt unter Umständen auch das Denken ein. Das ist jedenfalls die sprachphilosophische Perspektive, die beispielsweise George Orwells dystopischem Roman „Nineteen Eighty-Four“ zugrunde liegt.<sup>10</sup> Dort hat die herrschende *English Socialist Party* eine adaptierte Version der englischen Sprache eingeführt, das *Newspeak* (deutsch: Neusprech), dessen Vokabular radikal beschnitten und vereinfacht wurde, um die Parteideologie möglichst adäquat wiedergeben zu können und gleichzeitig subversives Denken zu erschweren. *Newspeak* ist aber nicht nur eine auf parteipolitische Konformität, sondern auch eine auf maximale Effizienz getrimmte Kunstsprache: Synonyme werden konsequent aus dem Wörterbuch gestrichen, poetisches und metaphorisches Sprechen gelten als unerwünscht. Selbstredend ist *Newspeak* keine real existierende Sprache. Wer jedoch beispielsweise einen genaueren Blick auf die Sprache des Dritten Reiches und Euphemismen wie *Euthanasie* oder *Sonderbehandlung* wirft, wird schnell feststellen, dass die literarische Fiktion mehr ist als nur literarische Fiktion.<sup>11</sup>

## 2. Die Sapir-Whorf-Hypothese

Akzeptiert man einmal den Grundgedanken, dass Sprache Wirklichkeit nicht nur wiedergibt, sondern oftmals erst hervorbringt und dass sie in jedem Fall unsere Interpretation der Wirklichkeit prägt, ist der Weg nicht mehr weit bis zu der Frage, ob folglich das Denken in unterschiedlichen Sprachen auch ein unterschiedliches Denken sein muss. Das theoretische Gravitationszentrum, um das nach wie vor viele der Debatten über den Zusammenhang zwischen Sprache und Denken kreisen, bilden jene Überlegungen, die als *Sapir-Whorf-Hypothese* bekannt geworden sind.<sup>12</sup> Die Sapir-Whorf-Hypothese ist im

<sup>10</sup> George Orwell: *Nineteen Eighty-Four*. A Novel. London 1949.

<sup>11</sup> Victor Klemperer: *LTI*. Notizbuch eines Philologen. Berlin 1947.

<sup>12</sup> Guy Deutscher: *Through the Language Glass*. Why the World Looks Different in Other Languages. New York 2010; Claire Kramsch: *Language, Thought, and Culture*. In: *The Handbook of Applied Linguistics*. Hg. Alan Davies und Catherine Elder. Malden/Oxford/Carlton 2004, 235-261; David S. Kreiner: *Sapir-Whorf Hypothesis*. In: *The Encyclopedia of Cross-Cultural Psychology*. III. Hg. Kenneth Keith. Chichester 2013, 1122-1124; John A. Lucy: *Linguistic Relativity*. In: *Annual Review of Anthropology* 26 (1997) 291-312; Sean P. O'Neill: *Sapir-Whorf Hypothesis*. In: *The International Encyclopedia of Language and Social Interaction*. III. Hg. Karen Tracy. Chichester 2015, 1325-1334; Edward Sapir: *Culture, Language and Personality: Selected Essays*. Berkeley 1961; Benjamin Lee Whorf: *Language, Thought and Reality*. *Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*. Hg. John B. Carroll. Cambridge 1956.

Grunde eine Post-Hoc-Konstruktion, die von den namensgebenden Autoren nie als solche formuliert, sondern indirekt aus ihren Schriften abgeleitet wurde. In ihrer allgemeinsten Fassung besagt die Sapir-Whorf-Hypothese schlicht das, was wir bisher schon herausgearbeitet haben: dass die Art und Weise, wie wir sprechen und in welcher Sprache wir sprechen, einen Einfluss auf unser Denken hat. Genauer betrachtet lassen sich jedoch zwei Lesarten der Sapir-Whorf-Hypothese voneinander unterscheiden, eine starke und eine schwache.

Der starken Lesart zufolge sind wir in der Denkweise unserer Sprache eingekerkert, »sofern es uns nicht gelingt, uns über sie zu erheben und ihre Kontingenz zu erkennen«. <sup>13</sup> Ziehen wir noch einmal das Orwellsche *Newspeak* als Beispiel heran: Würden wir in einer Welt leben, in der nur noch *Newspeak* existierte, so könnten wir der starken Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese zufolge tatsächlich keine subversiven, gegen die *English Socialist Party* gerichteten Gedanken hegen, weil uns die passenden Worte für solche Gedanken fehlen würden. Erst wenn wir in Kontakt mit einer anderen Sprache kämen, wäre es uns möglich – im wahrsten Sinne des Wortes – auf andere Gedanken zu kommen und so den *Kerker* unserer Sprache zu verlassen. Oder um ein anderes Beispiel zu geben: Für das deutsche Wort *Schadenfreude* existiert im Englischen bekanntermaßen kein unmittelbares Äquivalent. Geht man von der starken Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese aus, könnte eine Person, die ausschließlich der englischen Sprache mächtig ist, keine Schadenfreude empfinden. Weil das Wort fehlt, kann es auch kein entsprechendes Gefühl, keine entsprechenden Gedanken geben. Stieße die Person jedoch eines Tages auf das deutsche Wort *Schadenfreude* und damit auch auf das dahinterliegende Konzept, würde sich dieser Person ein neuer Raum des Denkens und Empfindens erschließen.

Diese starke Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese wird von vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern als zu radikal und in ihrer Radikalität als zu vereinfachend empfunden, so dass sie sich eher der schwachen Lesart zuwenden. Die *Schwäche* dieser Lesart betrachten sie dabei als ihre eigentliche Stärke, ermöglicht sie doch einen differenzierteren und damit auch aufschlussreicheren Blick auf den Zusammenhang zwischen Sprache und Denken. Die schwache Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese besagt, »daß unterschiedliche, verschiedenen Sprachen [...] angehörende Formulierungen ein und derselben Szene oder Sachlage die Aufmerksamkeit auf verschiedene

<sup>13</sup> Taylor: Sprachbegabtes Tier, 608.

Merkmale und Beziehungen lenken, was wiederum die Art und Weise, in der die Menschen auf diese Situation reagieren, oder das beeinflusst, was ihnen spontan daran auffällt oder woran sie sich später tendenziell erinnern<sup>14</sup>. Nach der schwachen Lesart determiniert Sprache unser Denken also nicht, legt bestimmte Denkweisen aber nahe oder macht sie wahrscheinlicher. Eine Englisch sprechende Person wäre dementsprechend durchaus dazu in der Lage, Schadenfreude zu empfinden. Einer Deutsch sprechenden Person aber würde es leichter fallen, diese Empfindung auf den Punkt zu bringen – und damit auch, sie zum Gegenstand einer Diskussion zu machen. Ja, vielleicht wäre es sogar wahrscheinlicher, dass die Deutsch sprechende Person diesen Aspekt ihres Empfindens überhaupt in einem Gespräch zum Thema macht.

Um ein weiteres Beispiel aus dem Vergleich zwischen Deutsch und Englisch zu geben: Sagt jemand auf Englisch *I met a friend yesterday*, so bleibt das Geschlecht der Person, mit der man sich getroffen hat, unbestimmt. Im Deutschen besteht diese Möglichkeit nicht. Hier muss man entweder sagen, dass man sich mit *einem Freund* oder mit *einer Freundin* getroffen hat. Das Deutsche *zwingt* uns an dieser Stelle, etwas zu präzisieren, was im Englischen *vage* bleiben kann. Es lässt sich leicht einsehen, dass dieser Unterschied auch für die Alltagskommunikation von Bedeutung sein kann. »Ach, mit *dem* Freund, mit dem du dich in letzter Zeit schon häufiger getroffen hast?«, könnte im Deutschen leicht jemand augenzwinkernd fragen, um anzudeuten, dass in diesem Fall durchaus klar wäre, dass es sich nicht bloß um ein *Treffen*, sondern wohl eher um ein *Date* mit *dem* Freund gehandelt hat, für den man nun schon eine ganze Weile schwärmt. Die Hürde für eine vergleichbare Andeutung liegt im Englischen ungleich höher: Hier müsste man zunächst einmal nachfragen, *wer genau* denn dieser *friend* gewesen sei – und von dieser Nachfrage würde man vielleicht Abstand nehmen, wenn man den Eindruck hätte, dass die Person die sprachliche Möglichkeit, das Geschlecht im Unklaren zu lassen, mit Absicht ausgespielt hat. Solche und ähnliche Effekte, wie sie die schwache Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese vorhersagt, sind mittlerweile in zahlreichen Untersuchungen empirisch unterfüttert worden – beispielsweise

---

<sup>14</sup> Ebenda.

im Hinblick auf die Wahrnehmung von Farben<sup>15</sup> oder die Wirkung des grammatikalischen Geschlechts.<sup>16</sup>

Die schwache Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese ermöglicht uns auch einen interessanten Blick auf die Effekte, die das Erlernen einer Fremdsprache haben kann. Demnach versetzt uns das Erlernen einer Fremdsprache nicht nur in die Lage, im Restaurant ein Menü zu bestellen oder auf der Straße jemanden nach dem Weg zu fragen. Wer eine Sprache lernt, lernt nicht nur, dasselbe mit anderen Worten auszudrücken. Er lernt in einem gewissen Sinne auch, die Welt anders zu betrachten. Er lernt, den Rahmen des eigenen Denkens und der eigenen Wahrnehmung kritisch zu prüfen.<sup>17</sup> Und er lernt vielleicht auch, dass das eigentliche Problem des Übersetzens nicht ein Problem des Wortschatzes ist, sondern ein Problem der Übertragung eines Textes aus einem *Bedeutungsraum* in einen anderen, dessen Koordinaten nicht ganz gleich ausgerichtet sind.<sup>18</sup> Für eine Horizonterweiterung durch das Lernen einer Sprache bietet sich – so die tentative Hypothese des Autors – vielleicht vor allem eine Sprache an, die der eigenen Muttersprache besonders unähnlich ist.<sup>19</sup> Für deutsche Muttersprachler – oder allgemeiner: Sprecher einer indoeuropäischen Sprache – ist das Ungarische eine genau solche Sprache.

### 3. Die ungarische Sprache

Was aber macht die ungarische Sprache zu einer *besonderen* Sprache – oder zumindest zu einer Sprache, deren Andersartigkeit und Fremdheit aus der Sicht eines Nicht-Muttersprachlers ins Auge fällt? Worin die *subjektive Beson-*

<sup>15</sup> Debi Roberson – Ian Davies – Jules Davidoff: Color categories are not universal. Replications and new evidence from a stone-age culture. In: Journal of Experimental Psychology: General 129 (2000) 369–398.

<sup>16</sup> Guy Deutscher: Sex and Syntax. In: *Ders.: Through the Language Glass. Why the World Looks Different in Other Languages.* New York 2010, 194–216; Maria D. Sera – Chryle Elieff – James Forbes – Melissa C. Burch – Wanda Rodríguez – Diana P. Dubois: When language affects cognition and when it does not: An analysis of grammatical gender and classification. In: Journal of Experimental Psychology: General 131 (2002) 377–397.

<sup>17</sup> Kreiner: Sapir-Whorf, 1124.

<sup>18</sup> Umberto Eco: Quasi dasselbe mit anderen Worten. Über das Übersetzen. München 2006.

<sup>19</sup> Man könnte natürlich auch die umgekehrte Hypothese vertreten und davon ausgehen, dass es gerade die *feinen Unterschiede bei weitgehender Übereinstimmung* zwischen zwei Sprachen sind, die als besonders aufschlussreich erlebt werden. Auf Gang und Wert dieser Untersuchung hat es jedoch keinen Einfluss, welche der beiden Hypothesen näher an der Wahrheit liegt. Unter Umständen handelt es sich auch gar nicht so sehr um gegensätzliche, sondern eher um einander ergänzende Hypothesen.

derheit aus der Sicht Ungarisch-Lernender besteht, ist Gegenstand dieser Untersuchung. Der genaueren Darstellung dieser Untersuchung sollen aber einige allgemeine, kontextualisierende Informationen vorgeschaltet werden, die diese subjektiven Eindrücke in einen nachvollziehbaren Rahmen einbetten.<sup>20</sup>

Um die Fremdheit der ungarischen Sprache zu skizzieren, genügt im Grunde ein Satz: Anders als die in den umliegenden europäischen Ländern gesprochenen Sprachen gehört das Ungarische mit seinen – je nach Schätzung – 13.5 bis 15 Millionen Sprecherinnen und Sprechern nicht zur indoeuropäischen, sondern zur *finnisch-ugrischen* Sprachfamilie.<sup>21</sup> Das Ungarische ist – salopp formuliert – der etwas merkwürdige, angeheiratete Onkel auf der großen Familienfeier der europäischen Sprachen. Anders als der merkwürdige, angeheiratete Onkel sitzt das Ungarische aber nicht stillschweigend am Rand, sondern ziemlich genau in der Mitte. Der mit dieser Isoliertheit einhergehende »Sonderstatus war und ist in hohem Maße identitätsprägend«,<sup>22</sup> argumentiert vor diesem Hintergrund Gabriella Schubert – und zwar im positiven wie im negativen Sinne: »einerseits verbindet sich mit der Muttersprache ein Gefühl der Herausgehobenheit, andererseits das Bewusstsein, einer isolierten Minderheit anzugehören«. <sup>23</sup> Selbst wer geneigt ist, eine solche Parallelisierung von Sprache und Identität oder gar von Sprache und Nationalbewusstsein für etwas zu pathetisch aufgeladen zu halten, wird die irritierende Fremdheit der ungarischen Sprache nicht bestreiten können. Und das gilt für Ungarn ebenso wie für Nicht-Ungarn: Sobald »Ungarn die Grenzen überqueren und nach Wien, Paris, London oder nur in die Teile der Nachbarländer reisen, in denen man nicht Ungarisch spricht, dann sind sie verloren, es sei denn, sie hätten lange Jahre harter Arbeit auf das Erlernen einer Fremdsprache verwendet, die per definitionem sehr verschieden von ihrer Mutterspra-

<sup>20</sup> Für einen gut lesbaren, knapp gehaltenen Überblick, an dem sich auch die folgende Darstellung orientiert, siehe Gabriella Schubert: *Das Ungarische*. In: Dies.: *Was ist ein Ungar? Selbstverortung im Wandel der Zeiten*. Wiesbaden 2017, 77–118. Für einen eher essayistischen Zugang siehe Ádám Nádasdy: *Ungarisch – ein goldener Käfig? Ungarn, der Buchmesse-Schwerpunkt 1999. Warum die ungarische Sprache auf der Welt so allein ist*. In: *Die Zeit* 14. Oktober 1999. Abrufbar unter: [https://www.zeit.de/1999/42/199942.l-ungarn\\_.xml/komplettansicht](https://www.zeit.de/1999/42/199942.l-ungarn_.xml/komplettansicht) (9. Februar 2021).

<sup>21</sup> Géza Balázs: *The Story of Hungarian. A Guide to the Language*. Budapest 2000; Gyula Décsy: *Einführung in die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft*. Wiesbaden 1965.

<sup>22</sup> Schubert: *Das Ungarische*, 77.

<sup>23</sup> Ebenda.

che sein muss.<sup>24</sup> Umgekehrt formuliert: Sobald ein Europäer aus Wien, Paris, London oder einem anderen Winkel des Kontinents ungarischen Boden betritt, so ist er angesichts sich auch in Ungarn immer weiter ausbreitender Englisch- und nach wie vor häufig vorhandener Deutsch-Kenntnisse vielleicht nicht verloren, aber doch merklich in ein andersartiges Sprachumfeld gestellt.

Diese Andersartigkeit ist allein schon *optisch* erkennbar, beispielsweise an den *Umlauten mit den langen Strichen*, wie ein naiver Beobachter die beiden mit Doppelakut versehenen Buchstaben *ő* und *ű* vielleicht beschreiben würde. Wer genauer hinsieht, wird außerdem bemerken, dass es sich beim Ungarischen um eine agglutinierende Sprache mit einem ausgeprägten Faible für Kompositabildungen handelt, was das Verstehen eines einzelnen Wortes unter Umständen zu einer ausgedehnten Dechiffrierübung werden lässt. Solche und ähnliche Beobachtungen können dazu führen, dass sich inmitten der Irritation ob der Andersartigkeit der ungarischen Sprache bereits ein zarter Keim der Faszination herausbildet. Zu welchen Einsichten aber führt eine von Neugier getragene Erkundung der ungarischen Sprache? Welche Lieblingswörter benennen Ungarisch-Lernende – und wo liegen für sie die poetischen Schönheiten sowie charakteristischen Besonderheiten der ungarischen Sprache? Die vorliegende Untersuchung versucht, mit der Auswertung von neun qualitativen Interviews eine Antwort auf diese Fragen zu geben.

## 4. Die aktuelle Untersuchung

### 4. 1. Stichprobe

Im Rahmen der Datenerhebung wurden neun halbstrukturierte Interviews mit Ungarisch-Lernenden geführt. Die Interviewten (20–34 Jahre, Mittelwert = 25.00, Standardabweichung = 5.52) wurden im Bekanntenkreis des Autors und über den E-Mail-Verteiler des Ungarischen Instituts der Universität Regensburg angeworben. Einen genaueren Überblick über die interviewten Personen gibt Tabelle 1. Um die Anonymität der Interviewten sicherzustellen, wurden ihnen Pseudonyme zugeteilt.

<sup>24</sup> *Nádasdy*: Ungarisch – Goldener Käfig.

Tabelle 1. Interviewte Personen

Name	Alter	Sprachniveau
Herr B.	20	A2
Herr T.	25	A2
Frau D.	34	A2
Frau G.	21	A2
Herr N.	21	A2
Frau L.	21	A1
Frau H.	21	A1
Frau F.	30	A2
Frau K.	32	A2-B1

#### 4. 2. Ablauf der Interviews

Um größtmögliche Flexibilität und Offenheit im Gesprächsverlauf zu gewährleisten, gleichzeitig aber die Thematisierung aller für die Forschungsfrage relevanten Aspekte sicherzustellen, wurden die Interviews anhand eines Leitfadens durchgeführt.<sup>25</sup> Zum Einstieg wurden die Interviewten nach ihrem ungarischen Lieblingswort beziehungsweise ihren ungarischen Lieblingswörtern gefragt. Sie wurden außerdem gebeten, anzugeben, weshalb sie das jeweilige Wort als ihr Lieblingswort bezeichnen würden. In einem zweiten Schritt wurden die Interviewten gefragt, was ihnen an der ungarischen Sprache gefällt. Sie wurden darauf hingewiesen, dass es sich dabei unter anderem um Eigenheiten der Grammatik, des Wortschatzes und der Aussprache handeln kann. Im Anschluss wurde den Interviewten die Idee erläutert, dass Sprachen bei der Abbildung und Rekonstruktion der Welt mitunter sehr unterschiedlich funktionieren. Sie wurden gebeten, darüber nachzudenken, ob sie im Hinblick auf die ungarische Sprache bereits eine solche Erfahrung gemacht und diese als horizonterweiternd erlebt haben. Am Ende des Gesprächs hatten die Interviewten Gelegenheit, noch weitere Gedanken zu äußern, die ihnen im Zusammenhang mit der Fragestellung wichtig erschienen, die sie aber bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht geäußert hatten. Die Interviewlänge betrug durchschnittlich 10.48 Minuten (7–19 Minuten, Standardabweichung = 3.61).

<sup>25</sup> Cornelia Helfferich: Die Qualität qualitativer Daten. Ein Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden 2009.

### 4. 3. Datenanalyse

Die Interviews wurden mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und im Anschluss vollständig transkribiert. Die Codierung des Materials erfolgte mit MAXQDA2020 (VERBI Software GmbH). Die Daten wurden mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet, wobei zur Bildung des Kategoriensystems eine deduktiv-induktive Auswertungsstrategie genutzt wurde.<sup>26</sup> Deduktiv erfolgte die Auswertung in dem Sinne, dass die drei Fragen nach den ungarischen Lieblingswörtern, den Schönheiten sowie den horizonterweiternden Besonderheiten der ungarischen Sprache direkt als Oberkategorien aus dem Leitfaden abgeleitet wurden. Induktiv erfolgte die Auswertung dagegen in dem Sinne, dass die von den Interviewten gemachten Angaben zunächst mit Hilfe kurzer Paraphrasen kodiert und anschließend den direkt aus dem Material abgeleiteten Unterkategorien zugeordnet wurden.<sup>27</sup>

### 4. 4. Ergebnisse

#### 4. 4. 1. Ungarische Lieblingswörter

Alle Interviewten waren in der Lage, ein ungarisches Lieblingswort oder sogar mehrere unterschiedliche ungarische Lieblingswörter zu benennen. Insgesamt wurden in den neun Interviews siebzehn verschiedene Wörter genannt. Zwei Wörter, *tényleg* (dt. wirklich, tatsächlich) und *bocsi* (dt. Entschuldigung), wurden genannt, weil sie sich auch bei vergleichsweise niedrigem Sprachniveau in verschiedenen Situationen in die Unterhaltung einflechten lassen. Drei weitere Wörter, nämlich *mindkét* (dt. beide), *papírsebkendő* (dt. Papiertaschentuch) und *krumpli* (dt. Kartoffeln), wurden genannt, weil sie laut Aussage der Interviewten einen Sachverhalt prägnant und passend zum Ausdruck bringen. An *mindkét* gefällt Frau L., dass es »so schön logisch ist«, wörtlich übersetzt *alle zwei* zu sagen, wenn man *beide* meint. Frau G. wählt *papírsebkendő* dagegen unter anderem deshalb als Lieblingswort, weil es eines der ersten Wörter gewesen sei, das sie auf Ungarisch gelernt habe. Bei *zeb* habe sie gewusst, dass es *Tasche* bedeute und bei *kendő* habe sie »immer an Süßigkeiten denken müssen, vom Englischen her [candy]«. *Papírsebkendő* sei für Frau G. deshalb – wie sie es in schönstem Bayerisch ausdrückt – immer

<sup>26</sup> Satu Elo – Helvi Kyngäs: The qualitative content analysis process. In: Journal of Advanced Nursing 62 (2008) 107–115; Ulrich Kuckartz: Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim 2018.

<sup>27</sup> Philipp Mayring: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim 2015.

das »Gutzi [gewesen], was aus dem Tempopackerl rausschaut«. *Krumpli* schließlich ist eines der Lieblingswörter von Frau D., weil Kartoffeln ihrer Meinung nach eine »komische« und schrumpelige, oder eben »krumpelige Form« haben. Aufgrund dieser klanglich-bildlichen Assoziation habe sie sich das Wort – im Gegensatz zu vielen anderen komplizierten Wörtern der ungarischen Sprache – auch sehr gut merken können.

Was die letzten beiden Beispiele bereits andeuten, nämlich, dass der Klang bei der Wahl der Lieblingswörter eine nicht unerhebliche Rolle spielt, zeigt sich auch daran, dass insgesamt sieben Wörter (unter anderem) aufgrund ihres Klangs zu Lieblingswörtern erklärt wurden. Frau L. gibt an, dass ihr »die ganzen Ös und Üs« der ungarischen Sprache gefallen, weshalb sie sich exemplarisch für *örülök* (dt. ich freue mich) und *csütörtök* (dt. Donnerstag) entscheidet. Genannt wurden außerdem *általános* (dt. allgemein), *kukorica* (dt. Mais), *rendőrség* (dt. Polizei) sowie *országgyűlés* (dt. Nationalversammlung, Nationalparlament) und *tévedés* (dt. Irrtum, Versehen). Mit den beiden letztgenannten Wörtern ist dabei jeweils eine genauere Begründung verbunden. Herr B. wählt *országgyűlés* als sein Lieblingswort, weil es symptomatisch für all das sei, »was die Deutschen an der ungarischen Sprache überfordert« – und bezieht sich damit auf den Unterschied zwischen langen und kurzen Vokalen, die Aussprache des ›s‹ als ›sch‹ und des ›sz‹ als ›s‹ sowie den Laut ›gy‹, den Herr B. auch deshalb als seinen Lieblingslaut bezeichnet, weil ihn normalerweise kein Deutscher richtig aussprechen könne.

Frau F., die der Meinung ist, dass es im Ungarischen »unglaublich viele gut klingende Wörter« gebe, führt *tévedés* als Lieblingswort an, weil es in ihren Ohren für einen Fehler »ein bisschen niedlich« klinge. Sie ergänzt außerdem, dass Freunde ihrer Katze – im Bewusstsein um die Bedeutung des Wortes – den Namen *tévedés* gegeben haben, und dass sie diese Geschichte »einfach sehr nett finde«. *Tévedés* fällt damit auch in die Kategorie kreativer, persönlicher Sprachverwendung, für die Herr B. ein weiteres Beispiel anführt: Zwischen ihm und seiner Freundin habe es sich eingebürgert, so berichtet er, dass sie ihn nicht mehr frage *szeretsz engem?* (dt. liebst du mich?), sondern *perec engem?* beziehungsweise *perecsz engem?* (dt. ›Brez‹ du mich?). Dementsprechend sei *perec* (dt. Breze) sein ungarisches Lieblingswort. Auch die im Kontext klanglicher Besonderheiten bereits erwähnten Wörter *rendőrség* und *országgyűlés* wurden überdies aus persönlichen Gründen gewählt. Herr B. erläutert, das Wort *országgyűlés* spiegele seinen Versuch, sein Ungarisch-Studium mit seinem Politikwissenschaftsstudium zu verbinden, während

Frau K. erläutert, ihr Großvater sei bei der ungarischen Polizei gewesen, weshalb das Wort *rendőrség* in ihrer Familie immer präsent und ihr als Kind bekannt gewesen sei, »eigentlich noch ohne [...] zu wissen, dass es ein ungarisches Wort ist«.

Frau H. nennt in ihrem Interview gleich drei Wörter, die Besonderheiten der ungarischen Sprachen illustrieren: *nyaralni* (dt. den Sommerurlaub verbringen), *sörözni* (dt. Bier trinken) und *szemüveges* (dt. eine Brille tragend, mit Brille). Die ersten beiden Wörter demonstrieren die Fähigkeit der ungarischen Sprache, aus einem Substantiv wie *nyár* (dt. Sommer) oder *sör* (dt. Bier) durch Anhängen einer entsprechenden Endung ein Verb zu machen, das in dieser zusammengezogenen Einfachheit im Deutschen nicht existiert. Selbstverständlich kann man auf Deutsch seinen ›Sommerurlaub verbringen‹ oder ›Bier trinken‹, aber man kann eben nicht ›sommern‹ und ›bieren‹. Vergleichbares gilt für die Möglichkeit, aus einem Substantiv wie *szemüveg* (dt. Brille) ein Adjektiv zu kreieren, dessen exakte Übersetzung ›bebrillt‹ im Deutschen zwar existiert, aber eher ungebräuchlich ist. Interessanterweise werden als ungarische Lieblingswörter aber nicht nur solche genannt, welche die Unterschiede zwischen dem Ungarischen und anderen Sprachen betonen, sondern auch solche, die auf historisch gewachsene Gemeinsamkeiten hindeuten. So nennt Herr N. das Wort *kukorica* nicht nur aufgrund seines Klanges, sondern auch aufgrund seiner Beinahe-Identität mit dem österreichisch-bayerischen ›Kukuruz‹. Für die Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen führt Herr B. *muszáj* (dt. es muss ein) an, das im Grunde auf ähnliche Parallelitäten hinweist.

#### 4. 4. 2. Schönheiten der ungarischen Sprache

Auch im Hinblick auf die Schönheiten der ungarischen Sprache wurde von allen Interviewten mindestens ein Aspekt genannt. Einige der genannten Beobachtungen spiegeln dabei Überlegungen wider, die sich schon bei der Wahl der Lieblingswörter als wesentlich erwiesen hatten. So nennt Frau H. auf die entsprechende Frage hin noch einmal die »Möglichkeit, durch das Anhängen von Endungen neue Wörter zu kreieren«, die für sie schon bei der Auswahl ihrer Lieblingswörter bestimmend gewesen war. In insgesamt sechs Interviews wird außerdem noch einmal der *Klang der ungarischen Sprache* hervorgehoben. Die Umschreibungen der Interviewten zur Charakterisierung des Ungarischen unterscheiden sich dabei durchaus. Während Frau D. sagt, Ungarisch höre sich für sie »leicht italienisch« an, bestreitet Frau F. diese Be-

schreibung und argumentiert, das Ungarische sei gerade »nicht so temperamentvoll« wie das Italienische oder Spanische, sondern fließe eher elegant dahin und sei »so sanft«. Frau K. betont ähnlich, dass ihr das Ungarische »freundlich« vorkomme und keine »aggressive Sprache« sei. Einig sind sich die Interviewten jedenfalls darin, dass die ungarische Sprache »einfach sehr melodisch« ist, wie es Frau F. ausdrückt. In diesem Zusammenhang wird von zwei Interviewten explizit die Vokalharmonie angesprochen. Wie Herr B. es formuliert, ist das Ungarische »eine Sprache, die angelegt ist darauf, für die Ohren poetisch zu klingen«, was dafür Sorge, dass sich insgesamt »alles sehr flüssig« anhöre.

Ein weiterer, bereits im Rahmen der Lieblingswörter angesprochener Themenkomplex sind die *Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem Ungarischen und anderen Sprachen*. Dabei zeigen sich die Interviewten von beidem fasziniert, auch wenn sie die Akzente unterschiedlich verteilen. Während Frau H. die generelle Beobachtung festhält, dass das Ungarische »ganz anders funktioniert als das Deutsche«, und Frau K. ähnlich betont, dass das Ungarische mit dem Deutschen »so wenig Ähnlichkeiten hat, auf den ersten Blick«, verweisen Herr B. und Frau F. auf Gemeinsamkeiten mit anderen Sprachen. So berichtet Frau F., sie »kenne viele türkische [...] Freunde, die Ungarisch gelernt haben«, und denen die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Sprachen beim Lernen weitergeholfen hätten. Sie mutmaßt, dass es sich dabei um Nachwirkungen der osmanischen Herrschaft handeln könnte.<sup>28</sup> Herr B. konzentriert sich in seinen Aussagen dagegen auf den Vergleich zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen. Er verweist darauf, dass es seiner Meinung nach viele Punkte gebe, »wo einem das Ungarische so in seinem Sprachverständnis nicht fremd vorkommt, sondern ich finde, dann findet man tatsächlich auch oft sehr viele Gleichheiten«. Man könne, so seine These, beim Lernen des Ungarischen die »deutsch-ungarische kulturelle Verbindung« wiederentdecken, die historisch klar zu belegen, aber bei vielen Menschen in Vergessenheit geraten sei. Er meint, man könne »wahrscheinlich ganze Auf-

<sup>28</sup> Die Überlegungen von Frau S. weisen an dieser Stelle zwar in die richtige Richtung, sind aber ergänzungsbedürftig. Zwar stimmt es, dass sich im Ungarischen diverse Anleihen aus verschiedenen Turksprachen finden, diese gehen jedoch in der Mehrzahl bereits auf Kontakte vor der Landnahmezeit zurück. Die Begriffe, die später während der osmanischen Herrschaft in die ungarische Sprache übernommen wurden, stammten insbesondere aus den Bereichen der Verwaltung, der Gerichtsbarkeit sowie des Militärs und kamen deshalb – von Ausnahmen abgesehen – nach Ende der osmanischen Herrschaft wieder außer Gebrauch (vgl. Schubert: Das Ungarische, 82–84).

sätze darüber schreiben, wie sich das in der Sprache niedergeschlagen hat«, und betont dabei die Gegenseitigkeit dieser Beeinflussung. *Muszáj*, das er auch zu seinen Lieblingswörtern zählt, dient ihm dabei als beispielhafter Beleg für die Beeinflussung des Ungarischen durch das Deutsche, das Wort *Kutsche* (ung. *kocsi*) dagegen als Beleg für die Beeinflussung des Deutschen durch das Ungarische.<sup>29</sup> Außerdem erwähnt Herr B. die hungarisierte Übernahme von Wörtern aus anderen Sprachen wie dem Englischen, etwa bei *dzsíp* (engl. jeep) und *szkájpolni* (engl. to skype), oder aus dem Französischen, etwa bei *sofőr* (frz. chauffeur).<sup>30</sup>

Abgesehen von diesen Überlegungen, die schon bei der Benennung der ungarischen Lieblingswörter zumindest andiskutiert wurden, nannten die Interviewten einige Aspekte, die bisher nicht zur Sprache gekommen sind. Zwei Interviewte gaben an, ihnen gefalle am Ungarischen beziehungsweise am Ungarischlernen die *Herausforderung*. So sagt Frau D.: Wenn »man diese Sprache mal beherrscht, kann man danach, glaube ich, wirklich stolz sein.« Und Frau F. ergänzt, das Ungarische sei – unter anderem aufgrund seiner agglutinierenden Grundstruktur – zwar »schwer, unglaublich schwer«, aber dafür fühle man »sich so ein bisschen wie ein kleiner Detektiv, wenn man dann so einen Satz endlich mal zerlegt hat«. Besonders angetan zeigen sich insbesondere zwei der Interviewten darüber hinaus von der *Logik der ungarischen Sprache*. Dabei betonen beide Interviewten gleichermaßen zwei Aspekte. Sowohl Herr B. als auch Herr T. verweisen zum einen auf die logische Struktur der ungarischen Grammatik. Herr B. spricht an dieser Stelle von der »Kastenbauweise« der ungarischen Sprache, und Herr T. ähnlich von der Möglichkeit, »mit diesen Suffixen wieder andere Wörter, Konstruktionen« schaffen zu können. Während sich Herr B. dabei an seinen Latein- und Altgriechischunterricht erinnert fühlt, gibt Herr T. an, dass es ihm geholfen habe, die »Sprache so quasi theoretisch aus einem Buch« lernen zu können. Zum anderen aber verweisen die beiden Interviewten auch auf die Tatsache, dass es sich beim Ungarischen um eine »phonetische Sprache« (Herr T.) handelt, bei der »sich alles«, schreibt, »genau wie es sich spricht« (Herr B.). Das mache die ungarische Sprache, der man ja generell nachsage, lernerunfreundlich zu sein,

<sup>29</sup> Siehe hierzu auch die Ausführungen bei  *Schubert: Das Ungarische*, 112–113.

<sup>30</sup> Einen Überblick über die Beeinflussung des Ungarischen durch andere Sprachen vermittelt  *Schubert: Das Ungarische*, 82–92. Neben den in den Interviews genannten Einflüssen werden dort auch die Bedeutung der slawischen Sprachen sowie des Lateinischen und des Italienischen beschrieben.

zumindest in dieser Hinsicht »dann sehr lernerfreundlich sogar«, wie Herr B. befindet.

Ein letzter Punkt, der in zwei Interviews genannt wird, ist die *Sparsamkeit der ungarischen Sprache*. So sagt etwa Frau L.: Ich »brauche auch immer sehr, sehr lange, um meine Sätze zu sortieren, aber grundsätzlich finde ich die Sprache oder die Grammatik viel einfacher als in anderen Sprachen.« Dies begründet sie damit, dass man im Ungarischen viel weniger deklinieren müsse als im Deutschen, dass das Substantiv bei Zahlenangaben nicht im Plural stehe (zum Beispiel *egy autó* – ein Auto, *három autó* – drei Autos) sowie damit, dass es – anders als im Englischen und Deutschen – eigentlich nur drei Zeiten gebe. »Das Problem ist nur«, schließt Frau L. ihre Ausführungen, »dass man das irgendwie sortieren muss und ein Gefühl dafür kriegen muss.« Ergänzend dazu argumentiert Herr N., dass die Tatsache, »dass man halt die Dinge gerne hinten dranhängt an die Wörter«, die Sprache insgesamt »recht kompakt« und »auf jeden Fall sparsam« mache.

#### 4. 4. 3. *Horizontweiternde Besonderheiten der ungarischen Sprache*

Bis auf Herrn T. geben alle Interviewten an, das Erlernen der ungarischen Sprache schon einmal als horizontweiternd erlebt zu haben. Herr T. bestreitet dabei nicht die Möglichkeit, dass sich durch das Erlernen einer Sprache ein neuer Blick auf die Welt zu eröffnen vermag. Er gibt sogar an, »im Unterricht schon manchmal sowas gesehen« zu haben, kann sich jedoch in der Interviewsituation nicht auf ein konkretes Beispiel besinnen. Frau K. dagegen nennt eine Besonderheit des Ungarischen, die sie während eines längeren Aufenthaltes in Budapest selbst auf dem Klingelschild ihrer Nachbarn beobachtet hat – und zwar, dass sich verheiratete Frauen offiziell als *Frau des So-undso* bezeichnen können. Um ein Beispiel zu geben: Die mit László Kovács verheiratete Ildikó Molnár hieße dann *Kovács Lászlóné Molnár Ildikó*, auf Deutsch also *Ildikó Molnár, Frau des László Kovács*. Frau K. meint, das habe sie »stutzig gemacht«, sie sei zumindest »darüber gestolpert«, weil sie den Eindruck gewonnen habe, dass die Frau damit ein Stück von sich selbst aufgebe. Zwar sei die genannte Konstruktion auch in Ungarn »nicht mehr unbe-

dingt modern«, komme aber – anders als in Deutschland – durchaus noch vor und sei »relativ normal«. <sup>31</sup>

Interessanterweise nennen die anderen Interviewten weniger konkrete Einzelbeobachtungen im Stile von Frau K., sondern beziehen sich vielmehr auf die allgemeine Struktur und Funktionsweise der ungarischen Sprache. Frau G. führt die Tatsache an, dass der Aspekt eines Satzes, der betont werden soll, immer im Fokus, also vor dem konjugierten Verb steht: Das »war am Anfang so, dass ich erstmal überhaupt nicht gewusst habe, was ist jetzt wichtig in meinem Satz. Da muss man erstmal drüber nachdenken, okay, was möchte ich jetzt betonen, damit ich dann weiß, wie ich es stellen muss.« Diese Beobachtung erinnert an den in der Einleitung dargestellten Unterschied zwischen *friend* im Englischen und *Freund* beziehungsweise *Freundin* im Deutschen. Vielleicht könnte man hier analog sagen: Das Ungarische zwingt uns dazu, ein bestimmtes Element des Satzes zu betonen – und es zwingt uns dazu, zu entscheiden, welches Element das sein soll. Eine weitere Differenzierung, die das Ungarische im Gegensatz zum Deutschen erfordert, ist – wie Frau G. anmerkt – die Unterscheidung zwischen einer bestimmten und einer unbestimmten Konjugation, also etwa zwischen dem Lesen *irgendeines* Buches (*olvasok egy könyvet*) und dem Lesen eines *ganz bestimmten* Buches (*olvasom a könyvet*). Frau H. schließlich bringt eine dritte Differenzierung ins Spiel, wenn sie darauf verweist, dass das Ungarische »grammatikalisch zwischen Ungarn und dem Rest der Welt« unterscheidet und sich Ungarn somit »selbst als etwas Eigenes begreift irgendwie«. Dass man *Magyarországon* (dt. in Ungarn, wörtlich: ›auf‹ Ungarn), aber *Németországban* (dt. in Deutschland), *Hollandiában* (dt. in den Niederlanden) oder *Franciaországban* (dt. in Frankreich) ist, wird in dieser Interpretation nicht nur als bloße Anomalie behandelt, sondern als eine Anomalie, die schon sprachlich den Unterschied zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen Drinnen und Draußen markiert. <sup>32</sup> Mit solchen Interpretationen freilich sind wir bereits mitten im Reich Sapir-Whorfianischer Thesen angelangt.

<sup>31</sup> Daran, dass vergleichbare Formulierungen auch im deutschen Sprachraum vor einigen Jahrzehnten durchaus noch vorkamen, erinnert anschaulich beispielsweise eine Biografie über Katia Pringsheim unter dem Titel *Frau Thomas Mann* (Inge Jens – Walter Jens: Frau Thomas Mann. Das Leben der Katharina Pringsheim. Reinbek 2003).

<sup>32</sup> Ergänzend sei angemerkt, dass man sich im Ungarischen wie im Deutschen ›auf‹ einer Insel (ung. *egy szigeten*) befindet, weshalb auch Ausnahmen von der im Interview formulierten Daumenregel existieren. So lebt man beispielsweise auch im Ungarischen ›auf den Philippinen‹ (ung. *a Fülöp-szigeteken*).

In diesem Zusammenhang ist auch interessant, dass in jeweils drei Interviews die Tatsache hervorgehoben wurde, dass das Ungarische kein grammatikalisches Geschlecht kennt und Besitzverhältnisse nicht über eine Haben-Konstruktion, sondern über den Dativ ausdrückt. Im Hinblick darauf, dass das Ungarische »kein grammatikalisches Geschlecht hat eigentlich«, wie es Herr N. formuliert, fragt sich Frau L., ob die Ungarn angesichts dessen »eine andere Feminismus-Debatte entwickelt haben«. Offensichtlich ist das Ungarische strukturell deutlich weniger anfällig für Debatten über gendergerechte Sprache als das Deutsche: Die Frage, ob die LeserInnen dieses Textes schlicht als Leser, als Leser und Leserinnen, Leser\_innen, Leser\*innen oder gar als Lesende anzusprechen sind, stellt sich im Ungarischen schlicht und ergreifend nicht. *Olvasó* ist in jeder Hinsicht neutral. Die in den Überlegungen von Frau L. vorsichtig anklingende These, dass aufgrund des Fehlens eines grammatikalischen Geschlechts in Ungarn auch jenseits sprachlicher Grabenkämpfe anders über Feminismus und Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern diskutiert wird, erscheint innerhalb des Sapir-Whorfianischen Gedankengebäudes nicht abwegig – unterstellt aber sehr markante und an die starke Lesart der Sapir-Whorf-Hypothese erinnernde Wirkungen der Sprache auf das Denken. Kreativ und provokant aber ist die These in jedem Fall.

Ein vergleichbares Denkmuster stimulierte bei den Interviewten auch die Art und Weise, wie im Ungarischen Besitzverhältnisse ausgedrückt werden. Das sei »wirklich etwas ganz Anderes«, meint Frau D. Und Herr B. sagt noch etwas ausführlicher: Der »Ungar sagt ja eben nicht ›Ich habe etwas‹ [...], sondern beim Ungarn ist ja immer so ›Mir ist etwas‹, also es ist nicht so ... es ist vielleicht nicht so auf die Person zentriert, dass ich etwas habe, sondern eher so, etwas ist mir gegeben oder wie man das auch immer interpretieren will.« Frau L. überlegt ähnlich: Wenn man »im Deutschen sagt ›Ich habe zwei Söhne‹, hieß es bei uns [im Sprachkurs], man sagt in Ungarn eher ›Es gibt zwei Söhne‹, und ich weiß nicht, ob das einfach die, eine unterschiedliche grammatische Struktur ist und dasselbe gemeint ist oder ob man wirklich eher sozusagen das generell in den Raum stellt, und sie aber gar nicht von einem als Besitz abhängig macht.« Diese Gedanken führen, wenn man sie von der Nachdenklichkeit und Vorsicht befreit, die ihnen bei beiden Interviewten anhaften, ebenfalls zu einer klaren Sapir-Whorfianischen These. Auch im Hinblick auf diese These soll hier kein Urteil gesprochen, sondern ein salomonischer Vorschlag unterbreitet werden: Ob nun *die* Ungarn sprachlich vermittelt ein anderes Verhältnis zu Besitz haben als *die* Deutschen oder nicht

– in jedem Fall regt der Vergleich der Art und Weise, wie im Ungarischen und im Deutschen Besitzverhältnisse ausgedrückt werden, zum Nachdenken über das Verhältnis zwischen einem besitzenden Subjekt und den diesem Subjekt zugeordneten Objekten oder Personen an.<sup>33</sup>

Einige weitere Besonderheiten erscheinen den Interviewten hingegen schlicht interessant, ohne dass diese Interessantheit mit weitreichenderen Thesen über das Verhältnis von Sprache und Denken in Verbindung gebracht werden würde. Dazu zählt die von Herrn B. und Herrn N. zu Protokoll gegebene Beobachtung, dass das Wort *sein* weggelassen wird, wenn es um Eigenschaftszuschreibungen geht, die sich auf die dritte Person Singular beziehen. Herr B. bezeichnet das etwas zugespitzt als »die Unnötigkeit für einen Ungarn das Wort ›sein‹ auch nur zu erwähnen«. Er sagt: Mein »Kopf zerbricht jedes Mal dabei, in der dritten Person einen Satz zu formulieren und das Verb einfach nicht zu erwähnen. Und dann, also das ist, das ist, glaube ich, so für jemanden, der deutsch denkt, so fast das Schwierigste, weil natürlich, wenn man Ungarisch denken würde, dann ist es ja vollkommen logisch, dass da ja das ›sein‹ ist, also ich muss es ja nicht erwähnen, weil es ist ja ersichtlich, weil da steht ja ein Adjektiv dabei oder irgendwas. Und das ist ja sozusagen das Verb. Und wenn ich sage ›Peter klug‹, dann ist es ja klar, dass Peter klug ist. Also das ist jetzt nur so ein ganz simpler Satz, den ich jetzt auch noch hinkriegen würde, aber je komplizierter der Satz wird, desto mehr brauche ich von meinem deutschen Sprachgefühl so ein Verb, woran ich mich klammern kann, um dem Satz eine Struktur zu geben, weil – für mich – geht vom Verb alles aus sozusagen.« Herr N. ergänzt, für ihn klinge diese Eigenheit der ungarischen Sprache »fast etwas salopp« beziehungsweise »so hingerotzt«.

Eine vergleichbare Tendenz des Ungarischen zur Verknappung beschreibt Frau G. im Hinblick auf die Personalpronomen, die in der Regel entfallen, sofern sie nicht betont sind. Als illustratives Beispiel nennt Frau G., dass man auf Ungarisch nicht sagen müsse *én várok* (dt. ich warte), sondern sich

<sup>33</sup> Es sei an dieser Stelle ausnahmsweise erlaubt, eine private Anekdote einzuflechten: Angesprochen auf den eben herausgearbeiteten Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen, bemerkte meine (ungarische) Freundin scherzhaft, ihrer Meinung nach sei das Wort ›haben‹ in Zeiten des Kommunismus angesichts fehlenden Privateigentums im Ungarischen schlicht nicht benötigt worden und daher aus der Mode gekommen. Jenseits des Scherzhaften macht diese Anekdote deutlich, weshalb Sapir-Whorfianische-Hypothesen mit Vorsicht behandelt, jedenfalls wissenschaftlich unterfüttert werden sollten, ehe man sie als Fakt zu verkaufen versucht: Allein die Tatsache, dass sich Analogien zwischen einer Sprache und der Geschichte oder Kultur des Landes herstellen lassen, in der diese Sprache gesprochen wird, folgt noch nicht, dass diese Analogie auch etwas zu bedeuten hat.

schlicht mit *várok* begnügen könne, »weil in der Form von ›warte‹ schon drinsteckt, dass es erste Person ist«. Gleichsam als Gegenstück zu dieser Verknappung nennt Frau G. die Notwendigkeit, im Ungarischen die verschiedensten Kasusendungen mitdenken zu müssen, was sie schon beim Akkusativ regelmäßig aus dem Konzept bringe. Eine weitere Tendenz der Verknappung erkennen Herr B. und Frau L. darin, dass im Ungarischen vergleichsweise sparsam Gebrauch von Pluralformen gemacht werde, beispielsweise, weil »der Plural einfach nur durch eine bestimmte Zahl angezeigt wird«, wie Frau L. ausführt. Herr B. nennt im Grunde dasselbe Beispiel: Normalerweise »ist es für den Ungarn schon [...] an dem Zahlwort zum Beispiel erschließbar, dass es natürlich mehrere Leute sind, und dementsprechend kann man sich das doch eigentlich sparen. Das ist ja eigentlich eine sehr logische Überlegung [...], aber für jemanden mit deutschem Denken [...] ist das sehr, sehr ungewohnt.« Eine amüsante These schließlich trägt Frau F. bei, die sagt, sie habe »das Gefühl, dass es auf Ungarisch ungefähr so viele Schimpfwörter gibt wie normale Wörter. Diese Vielfalt hat man im Deutschen nicht«. Die Überprüfung dieser Behauptung sei an dieser Stelle den Leserinnen und Lesern überlassen. Dasselbe gilt für das Nachdenken über jene Sapir-Whorfianische These, die Frau F. im Hinblick auf das mutmaßlich kreativ-exzessive Schimpfen *der* Ungarn vorsichtig und zweifelnd in den Raum stellt: »Ich weiß nicht, ob das ein innerer Frust« ist »oder ja, also das, das möchte ich nicht bewerten in dem Sinne, aber das ist mir immer aufgefallen.«

## 5. Diskussion: Die Poesie des Fremden

Diese Untersuchung verfolgte ein doppeltes Ziel: Zum einen sollte sie im Rückgriff auf die subjektiven Erfahrungen Ungarisch-Lernender die allgemeine These illustrieren, dass das Lernen einer Sprache eine horizonterweiternde Wirkung entfalten kann, weil es uns die Möglichkeit eröffnet, die Welt anders zu betrachten. Zum anderen sollte auf der Grundlage der Interviews herausgearbeitet werden, worin der spezifische Reiz der ungarischen Sprache besteht. Abgesehen von den vielen anregenden, teils gewagten, teils unterhaltenden Einzelbeobachtungen haben sich im Hinblick auf den zweiten Teil der Fragestellung zwei Gegensatzpaare als zentrale Bezugspunkte herauskristallisiert, nämlich *Poesie und Logik* sowie *Andersheit und Vertrautheit*.

Während die Interviewten an verschiedenen Stellen der Gespräche einerseits die strukturelle Klarheit der ungarischen Sprache sowie das Besondere

ihrer grammatikalischen Konstruktionsprinzipien hervorheben, betonen sie andererseits auch, dass sie die ungarische Sprache für eine elegante, kompakte und insbesondere für eine wohlklingende Sprache halten. Dabei thematisieren sie überdies – manchmal explizit, manchmal eher implizit – die Herausforderung des Versuchs, die ungarische Sprache zu erlernen und sich in ihrer Andersheit zurechtzufinden. Dabei begegnen den Lernenden jedoch auch immer wieder Elemente und Eigenheiten der Sprache, die sie mit ihrem eigenen Vorwissen in Verbindung bringen können, und die deutlich machen, dass das Ungarische von den umliegenden Sprachräumen auf den zweiten Blick doch weniger isoliert ist, als man im ersten Moment meinen könnte. Zusammengekommen machen die genannten Merkmale einen wesentlichen Teil dessen aus, was man als die schwierige Schönheit der ungarischen Sprache bezeichnen könnte.

Ein weiterer Aspekt verdient es, gesondert hervorgehoben zu werden: Alle Interviewten gaben ein verhältnismäßig begrenztes Sprachniveau an, das noch weit davon entfernt ist, beispielsweise das Lesen eines literarischen Textes zu ermöglichen. Nichtsdestotrotz waren die Interviewten in der Lage, durchdacht und differenziert Auskunft über die Besonderheiten der ungarischen Sprache zu geben. Es ist davon auszugehen, dass sich der Grad der Reflektiertheit mit zunehmenden Sprachkenntnissen noch einmal erhöhen würde. Gleichzeitig aber deuten die im Rahmen dieser Untersuchung geführten Interviews bereits an, dass das Erlernen einer Sprache schon sehr früh nicht nur das Erlernen bestimmter Zeichen und ihrer Bedeutungen, sondern auch ein Nachdenken über die Grundkonstitution einer Sprache beinhaltet – um noch einmal die in der Einleitung getroffene Unterscheidung aufzugreifen. Auch Sprachanfänger haben durchaus ein Gespür für die Poesie des Fremden.



*Orsolya Tamássy-Lénárt, Budapest*

## Das ungarische Wien

Schriftsteller aus dem Königreich Ungarn in der  
österreichischen Residenzstadt im 18.–19. Jahrhundert

### Einführung

Die österreichische Hauptstadt gilt bekanntlich als eine Drehscheibe von Kultur, Politik, Verwaltung, Handel und als »interkultureller Schmelztiegel«. <sup>1</sup> Ihr urbanes Milieu und, allgemein, ihre Hauptstadtfunktion bewirkten die Entstehung eines reichen und mehrsprachigen kulturellen Angebots. Wien als Zentrum eines Vielvölkerstaates avancierte zu einem Treffpunkt geistiger Strömungen und zu einem multiethnischen *Hotspot*, dessen Kultur laut Antal Wéber auf aristokratischer, höfischer Ebene als supranational betrachtet werden kann. Wien war mit seinen vielerlei Institutionen ein wirkungsvolles Zentrum der verschiedenen nationalen Kulturen innerhalb der Monarchie, so auch der ungarischen Kulturszene. <sup>2</sup> Unter den vielen Nationalsprachen, die in Wien vertreten waren, verfügte das Ungarische laut Márton Szilágyi über eine Sonderstellung, da bedeutende Verwaltungs- und Kulturinstitutionen – so die Hofkanzlei oder das Pazmaneum <sup>3</sup> – hier beherbergt wurden, und die Armee sowie bestimmte Hochschuleinrichtungen viele Ungarn anlockten. Diese Faktoren ermöglichten dann, dass sich ungarische Autoren in der Residenzstadt in ihrer Muttersprache betätigten. <sup>4</sup> „Das ungarische Wien“ im Titel des

---

<sup>1</sup> Moritz Csáky: *Das Gedächtnis der Städte. Kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa*. Köln/Wien 2010, 182.

<sup>2</sup> Antal Wéber: *Pest und Wien zur Zeit der Aufklärung*. In: *A magyar nyelv és kultúra a Duna völgyében. Kapcsolatok és kölcsönhatások a 18–19. század fordulóján*. I. Hgg. Moritz Csáky [u. a.]. Budapest/Wien 1998, 127–131, hier 128.

<sup>3</sup> Zum Pázmáneum ausführlich: István Fazekas: *Magyar kispapok Bécsben. A Pázmáneum három évszázada (1623–1947)*. In: *Limes. Tudományos Szemle* 11 (1998) 1, 7–20.

<sup>4</sup> Márton Szilágyi: *Die Rolle Wiens und seiner Institutionen*. In: *Das ungarische Wien. Spuren eines Beziehungsgeflechts*. I. Hgg. Károly Kókay, Andrea Seidler. Wien 2018, 39–46, hier 41.

vorliegenden Aufsatzes reflektiert also auf das Phänomen, dass die Kaiserstadt aufgrund ihrer zentralen und verwaltenden Funktion eine relativ große Menge an Kulturschaffenden aus dem Königreich Ungarn (sowie aus anderen Kronländern der Monarchie) angezogen hat, die nicht nur Reisende, sondern auch ständige Einwohner der Stadt waren.

Dieser Beitrag versteht sich zwar als ein kultur- und literaturhistorischer Überblick, aber die präzise Bearbeitung des österreichisch-ungarischen Beziehungsgeflechts am Beispiel Wiens würde den Rahmen eines wissenschaftlichen Aufsatzes sprengen. Da die Festlegung einer überschaubaren Zeitspanne nötig ist, und sich die ungarische Präsenz in der Kaiserstadt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sichtbar intensiviert, wurde der Zeitraum zwischen etwa 1750 und 1848 zur Analyse herangezogen: Den Anfang signalisiert die Regierungsübernahme Maria Theresias beziehungsweise die Befestigung ihrer Macht nach dem österreichischen Erbfolgekrieg. Unter ihrer Herrschaft verstärkte sich nämlich die Position Ungarns als *die thronschützende Nation*, und die Integration ungarischer Adliger fand in unterschiedlichen Kreisen statt. Im Jahr der Märzrevolution 1848 ging das befruchtende kulturelle Miteinander der vorigen Jahrzehnte zu Ende. Somit signalisiert dieses Datum eine Zäsur in den österreichisch-ungarischen Kulturbeziehungen.

Im Fokus stehen nachfolgend die Fragen, in welcher Form sich Schriftsteller des Königreichs Ungarn am Wiener Literaturleben beteiligten und welche Netzwerke sie im multikulturellen sowie multilingualen Zentrum der Habsburgermonarchie etablierten. Die als Untersuchungsperiode ist deshalb spannend, weil das Verhältnis ungarischer Autoren zur Residenzstadt ambivalent war. Die Generation des Leibgarde-Dichters György Bessenyei begeisterte sich für Wien, und ihre Begeisterung kam laut Antal Mádl in einem ungestörten Verhältnis zur politischen Bühne zum Ausdruck. Die mit Ferenc Kazinczy verbundene nächste Generation litt zwar persönlich unter der österreichischen Repressionspolitik nach der Jakobinerverschwörung 1795, lehnte jedoch das Wiener Geistesleben nicht ab: Ihre Reformideen zur Erneuerung der ungarischen Sprache folgten deutschen und österreichischen Mustern. Erst unter der darauffolgenden Generation, deren Vertreter sich nicht damit begnügen, die Opposition auf den Sprachkampf zu begrenzen,<sup>5</sup> spitzte sich das Verhältnis zu Wien zu. Die Kaiserstadt wurde für die Nationalbewegun-

<sup>5</sup> Antal Mádl: Die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und ihre literarische Ausstrahlung in Wien bzw. Pest-Buda bis zur Revolution 1848. In: *A magyar nyelv és kultúra a Duna völgyében* 94–100, hier 98.

gen zur Manifestation der scharf kritisierten österreichischen Verwaltung, zu einem Sinnbild des »antihabsburgischen Mythos«. <sup>6</sup>

## Die ungarische Leibgarde

Eine der Wiener Institutionen des 18. Jahrhunderts, in der sich ungarische Adlige betätigten, war die Leibgarde der Kaiserin Maria Theresia. Das Ziel der Herrscherin war, das Verwaltungssystem ihres Staates zu modernisieren, um die Länder der Monarchie mit ihren verschiedenen Traditionen zu vereinheitlichen und somit die Eingliederung der *Adelsrepublik* Ungarn in den supranationalen Staat der Habsburger voranzutreiben. <sup>7</sup> Obwohl sie bereits über eine Wachmannschaft verfügte, ließ sie nach dem Siebenjährigen Krieg, an dem die ungarischen Husarenregimente auch beteiligt gewesen waren, eine Garde aus ungarischen Adligen mit Sitz im Wiener Palais Trautson gründen. Zum General wurde Leopold Pálffy gewählt, der am 1. Oktober 1760 sein Amt antrat. <sup>8</sup> Die Aufgabe der Gardisten war zwar der Schutz der Königin. Dennoch sollte die Leibgarde eher als eine Bildungseinrichtung betrachtet werden: Obwohl die ungarischen Komitate die mannhaftesten jungen Adligen nach Wien schicken wollten, wurden die Mitglieder der Garde unter anderen in Geschichte, Literatur, Sprachen und Geografie unterrichtet. <sup>9</sup> Die Garde war also eine Schule, in der die Jugendlichen auf eine Laufbahn in der kaiserlichen und königlichen Verwaltung vorbereitet, in der die dafür notwendigen Fertigkeiten und Fähigkeiten vermittelt wurden und in der die Teilnahme an kulturellen Veranstaltungen eine zentrale Rolle spielte. <sup>10</sup> Wie der ungarische Historiker Gyula Szekfű zutreffend formulierte: »Die Rückständigkeit der ungarischen Kultur war den jungen Adeligen, die Maria Theresia als ihre ungarischen Gardisten nach Wien gezogen hatte, zum Bewusstsein gelangt.« <sup>11</sup>

<sup>6</sup> Werner Telesko: Kulturraum Österreich. Die Identität der Regionen in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts. Wien [u. a.] 2008, 71.

<sup>7</sup> István Fried: Die dichterische Sprache als Ausdrucksmittel. Klassizismen, Rokoko und Empfindsamkeit. In: Geschichte der ungarischen Literatur. Eine historisch-poetologische Darstellung. Hg. Ernő Kulcsár Szabó. Berlin/Boston 2013, 96–132, hier 102.

<sup>8</sup> István Soós: A Magyar nemesi testőrség megalapítása. [https://mnl.gov.hu/mnl/ol/hirek/a\\_magyar\\_nemesi\\_testorseg\\_megalapitasa\\_1760](https://mnl.gov.hu/mnl/ol/hirek/a_magyar_nemesi_testorseg_megalapitasa_1760) (29. Oktober 2020).

<sup>9</sup> István Nemeskürty: Die Königlich-Ungarische Adelige Leibgarde. Die kulturelle Bedeutung der ungarischen Leibgarde zur Zeit Maria Theresias. In: Begegnungen. Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest 6 (1998) 33–37.

<sup>10</sup> Kálmán Hellbronth: A magyar testőrségek névkönyve 1760–1918. Budapest 1939, 38.

<sup>11</sup> Gyula Szekfű: Der Staat Ungarn. Eine Geschichtsstudie. Stuttgart/Berlin 1918, 144.

Wien mit seiner Atmosphäre, der kulturelle Aufschwung unter der Prägung der Aufklärung unter der Leitung von Joseph von Sonnenfels<sup>12</sup> sowie die erstrangige Ausbildung dank Maria Theresia bewirkten die Entwicklung der ungarischen Literatur, die zuerst von den Leibgardisten getragen wurde. Lőrinc Orczy, György Bessenyei, Ábrahám Barcsay, Sándor Báróczi, Sándor Kisfaludy, die in der Fachliteratur als die *Schriftsteller der Leibgarde* (*magyar testőrírók*) bezeichnet werden, besuchten in Wien das französische Theater, nahmen an Festen des Fürsten Miklós Esterházy teil, hatten Zugang zur englischen und französischen Literatur und trafen sich wohl mit Vertretern der europäischen Aufklärung.<sup>13</sup> Diese Faktoren beeinflussten die Wiener Autoren der ungarischen Aufklärung maßgeblich. Wie der junge Ferenc Kazinczy, der öfters Wien besuchte, schrieb: »Unsere Jugendliche sahen dies, und Báróczi, Barcsai und György Bessenyei traten gemeinsam auf [...] als Wecker, Lehrer und unsterbliche Zierden der Nation.«<sup>14</sup>

Das Beispiel Bessenyeis, dessen literarisches Werk tiefgreifend bearbeitet wurde,<sup>15</sup> zeigt, dass er in Wien wichtige Impulse für die Pflege der Nationalsprache erhielt, und dass ihm in der Kaiserstadt die jämmerliche Lage der ungarischen Literatur und des Bildungswesens klar geworden ist.<sup>16</sup> Er entwickelte sich zum größten Dichter und Denker der ungarischen Aufklärung, parallel zu seinen österreichischen Zeitgenossen wie Aloys Blumauer oder Joseph Franz Ratschky.<sup>17</sup> Seine klassizistischen Dramen (so „Ágis tragédiája“, Wien 1772) sowie seine Prosaversuche lassen sich als Übergangsformen zur ungarischen schöngestigen Literatur betrachten.<sup>18</sup> Hervorzuheben ist sein 1777 in Wien veröffentlichtes Sammelwerk „A Bessenyei György Társasága“ (*Die Gesellschaft des György Bessenyei*), die Gedichte und Prosatexte seiner

<sup>12</sup> Vgl. ausführlich Simone Karstens: *Lehrer – Schriftsteller – Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels (1733–1817)*. Wien 2011.

<sup>13</sup> Fried: *Die dichterische Sprache*, 103.

<sup>14</sup> Ferenc Kazinczy: *Báróczy Sándor élete*. In: *Báróczynak minden munkái*. VIII. Hg. F. Kazinczy. Pest 1814, 8–9.

<sup>15</sup> Vgl. *A szétszórt rendszer. Tanulmányok Bessenyei György életművéről*. Hgg. Sándor Csorba, Klára Margócsy. Nyíregyháza 1998; Ferenc Bír: *A fiatal Bessenyei és íróbarátai*. Budapest 1976; Imre Nagy: *Bessenyei, a magyar felvilágosodás úttörője (1772: Megjelenik az „Ágis tragédiája“)*. In: *A magyar irodalom története*. I. Hgg. László Jankovics, Géza Orlovsky. Budapest 2008, 601–613.

<sup>16</sup> Lajos Némedi: *Bessenyei György és a német felvilágosodás*. In: *Az Egri Pedagógiai Főiskola Évkönyve* 6 (1960) 261–286, hier 281.

<sup>17</sup> György M. Vajda: *Wien als Geburtsstätte von Literaturen um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert*. In: *A magyar nyelv és kultúra a Duna völgyében* 120–126, hier 121.

<sup>18</sup> Mádl: *Die Wende*, 96.

Schriftstellerkollegen sowie seine eigenen Texte beinhaltete. In diesem fiktiven Dialog, dem ein tatsächlicher Briefwechsel mit Orczy und Barcsay zugrundelag, betonte er die Rolle der Freundschaft als identitätsstiftendes Element aufgeklärter Sozietäten. Damit setzte er einen Meilenstein für die ungarische Literatur.<sup>19</sup>

In der Entdeckung der Bedeutung der Nationalsprache für die Entwicklung der ungarischen Literatur, die sich in der mehr kosmopolitischen Auffassung von Barcsay und Báróczi ebenfalls widerspiegelte,<sup>20</sup> spielte wohl die Beteiligung der Leibgarde-Autoren an den Wiener Freimaurerlogen eine maßgebliche Rolle: »Den Mitgliedern der Schriftstellergesellschaft innerhalb der Leibgarde gelang es, geprägt durch die Denkweise der Freimaurer, jene Wahrheit zu verstehen, dass nationaler Fortschritt, nationale Wissenschaft und nationale Macht ohne eine Nationalsprache nicht existieren kann; die Nationalsprache ist nicht nur die natürliche Manifestation des Daseins einer Nation, sondern dessen wichtigste Voraussetzung.«<sup>21</sup> Überhaupt spielten Wiener Freimaurerlogen eine tragende Rolle im ungarischen Geistesleben Wiens. Als Beispiel sei die Loge *Zur wahren Eintracht* erwähnt, in der sich eine Reihe ungarischer Gelehrter repräsentierten.<sup>22</sup> Neben den Leibgarde-Autoren (zum Beispiel Báróczi, der das erste Sprachdenkmal der Freimaurer verfasste), Mitgliedern der Magnatenfamilien (Apponyi, Festetics, Pálffy) und in Wien lebenden Beamten (Joseph von Podmaniczky) befanden sich namhafte ungarische Literaten wie Gedeon Ráday, György Festetics, Ferenc Kazinczy, Ádám Horváth unter den Besuchern der Freimaurerlogen, deren Tätigkeit durch das Freimaurerpatent Josephs II. 1785 stark eingeschränkt und schließlich durch das Verbot von Franz I. eingestellt wurde.<sup>23</sup> Hier sei angemerkt, dass die Tätigkeit der Wiener Freimaurer in mehreren Städten des Königreichs Ungarn Nachfolger fand. In Preßburg (*Pozsony, Bratislava*), in Pest-Buda und in den Städten Siebenbürgens erreichte die Freimaurerei in den 1770er und 1780er Jahren einen Höhepunkt und trug zur Verbreitung der

<sup>19</sup> József Simon: Empfindung und Vernunft in „Bessenyei György Társasága“ („Gesellschaft György Bessenyeis“, Wien 1777). In: Aufgeklärte Sozietäten, Literatur und Wissenschaft in Mitteleuropa. Hgg. Dieter Breuer, Gábor Tüskés. Berlin/Boston 2019, 161–174, hier 163.

<sup>20</sup> Aladár Ballagi: A Magyar Királyi Testőrség története. Különös tekintettel irodalmi működésére. Pest 1872, 45–46.

<sup>21</sup> Frigyes Arató: A szabadkőművesség. Budapest 1902, 44.

<sup>22</sup> Szilágyi: Die Rolle Wiens, 45–46.

<sup>23</sup> István Rumen Csörsz – Béla Hegedüs – Margit Kiss – Réka Lengyel – Gábor Tüskés: Fénykeresők / Lichtsucher. Felvilágosult társaságok, irodalom és tudomány Közép-Európában / Aufgeklärte Sozietäten, Literatur und Wissenschaft in Mitteleuropa. Budapest 2017.

Ideen der Aufklärung bei, beispielsweise durch die Gründung von Zeitschriften, durch Diskussion der Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft oder durch die Bemühung um Wiederherstellung der ungarischen Verfassung bei.<sup>24</sup>

## Ungarische Zeitschriften in Wien

Aus der obigen Ausführung wird ersichtlich, dass die Modernisierung der ungarischen Kultur im 18. Jahrhundert von Wien ausging. Paradoxe Weise wurde sie von jenen Personengruppen vorangetrieben, welche die Kaiserin mit »der noblen Empfindung der Loyalität dienen sollten« und »im Gegensatz zum Zweck der Gründung der Leibgarde patriotisch-nationale Ideale pflegten«.<sup>25</sup> Für die Entwicklung der ungarischen Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Ausbreitung des Zeitschriftenwesens von großer Bedeutung. Die Erstlinge der ungarischen Presse erschienen in Wien, wo sie ein verhältnismäßig großes Publikum von etwa 1000 bis 1200 Abonnenten erreichten. Die in Wien verlegten ungarischen Blätter wurden außerdem in ganz Ungarn gelesen, sie sprachen breitere Gesellschaftsschichten an und vermittelten »die großen Veränderungen, die sich in Anlehnung an die englische und französische Aufklärung auch in Wien bemerkbar machten«.<sup>26</sup>

Die liberalen Verordnungen Josephs II. im Pressewesen brachten nicht nur den Aufschwung der österreichischen Presse, sondern begünstigten generell die Entfaltung der Presse.<sup>27</sup> Dadurch, dass der Kaiser das Presseprivileg, das für die absolutistischen Regierungen so bezeichnend war, nur auf österreichischem Gebiet aufgehoben hatte, wurde Wien zu einem Geburtsort der Presse der Völker der Donaumonarchie.<sup>28</sup> Die Wiener Presselandschaft zeigte ein durchaus buntes Bild, aus ihr waren ungarische Autoren nicht wegzudenken: »Der geographische Raum der Monarchie, für den das Zusammenleben dutzender Ethnien und Sprachen charakteristisch war, führte zudem häufig zur Bildung von überregionalen Netzwerken, im Rahmen derer Gelehrte und

<sup>24</sup> *Arató*: A szabadkőművesség, 49.

<sup>25</sup> *Wéber*: Pest und Wien. In: *A magyar nyelv és kultúra a Duna völgyében* 128.

<sup>26</sup> *György Kókay*: Die Bedeutung der Wiener Publizistik für die ungarische Kultur der Aufklärung am Ende des 18. Jahrhunderts. In: *A magyar nyelv és kultúra a Duna völgyében* 81–93, hier 92.

<sup>27</sup> *A magyar sajtó története. I: 1705–1848*. Hg. György Kókay. Budapest 1979, 30–31.

<sup>28</sup> *Kókay*: Die Bedeutung, 90.

Schriftsteller kooperierten und Zeitschriften gründeten, die zentral in Wien herausgegeben wurden.«<sup>29</sup>

Demzufolge waren die Vorläufer der ungarischen Zeitschriften deutschsprachige, in Wien oder in Preßburg verlegte Blätter.<sup>30</sup> Nachdem 1767 Karl Gottlieb Windisch seine publizistische Tätigkeit in Preßburg mit der Herausgabe der „Preßburger Zeitung“ begonnen hatte, wurde 1771 ein Blatt für ungarisches Publikum durch ungarische Herausgeber in deutscher Sprache in Wien gegründet. Die zwischen 1771 und 1776 verlegten „Allernädigst privilegierten Anzeigen“ von Dániel Tersztyánszky und Ádám Kollár, ihre lateinische Fortsetzung „Ephemerides Vindobonenses“ (Wien 1776–1785), deren Redakteur mit der Verwendung des Lateinischen eine Lösung der sprachlichen Schwierigkeiten anstrebte,<sup>31</sup> sowie die periodische Zeitschrift Bessenyeis „Der Mann ohne Vorurtheil in der neuen Regierung“ (Wien 1781), in dem der Herausgeber für die Verbreitung des Ungarischen plädierte,<sup>32</sup> bereiteten der ungarischen Publizistik den Weg. Zu einem Sprachrohr der Verwendung des Ungarischen wurde auch Mátyás Rát und seine ab 1780 in Preßburg verlegte Zeitschrift „Magyar Hírmondó“ (*Ungarischer Herold*). Die Autoren in ihrem Umfeld befürchteten die Verdrängung des Ungarischen aus dem kulturellen Leben des Landes durch das Deutsche und setzten sich für die Entwicklung des Ungarischen und der ungarischen Literatursprache ein.<sup>33</sup>

Das Organ von Rát galt als Bahnbrecher für die späteren ungarischen Zeitungsgründungen in der Kaiserstadt: Es galt als Vorgänger der Zeitschrift „Magyar Kurír“ (*Ungarischer Kurier*), deren Herausgeber, Sándor Szacs vay, zusammen mit Dániel Tállyai zuerst in Preßburg ein Blatt in josephinischem Geist ins Leben rufen wollte. Schließlich gründete er nach dem gescheiterten

<sup>29</sup> Andrea Seidler: Zur Entwicklung des Wiener Zeitschriftenwesens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Österreichische Mediengeschichte. Hgg. Matthias Karmasin, Christian Oggolder. Wiesbaden 2016, 139–165, hier 164.

<sup>30</sup> Zur bibliografischen Erfassung des Zeitschriftenwesens im Donauraum: Andrea Seidler – Wolfram Seidler: Das Zeitschriftenwesen im Donauraum zwischen 1740 und 1809. Kommentierte Bibliographie der deutsch- und ungarischsprachigen Zeitschriften in Wien, Preßburg und Pest-Buda. Wien [u. a.] 1988.

<sup>31</sup> Kókay: Die Bedeutung, 91.

<sup>32</sup> *A magyar sajtó története* I, 63.

<sup>33</sup> Andrea Seidler: Der lange Weg der ungarischen Medien in die Mehrsprachigkeit. Zur Ablöse des Lateinischen im Königreich Ungarn im Laufe des 18. Jahrhunderts. [https://www.academia.edu/5275674/Der\\_lange\\_Weg\\_der\\_ungarischen\\_Medien\\_in\\_die\\_Mehrsprachigkeit.\\_Zur\\_Ablöse\\_des\\_Lateinischen\\_im\\_Königreich\\_Ungarn\\_im\\_Laufe\\_des\\_18.\\_Jahrhunderts](https://www.academia.edu/5275674/Der_lange_Weg_der_ungarischen_Medien_in_die_Mehrsprachigkeit._Zur_Ablöse_des_Lateinischen_im_Königreich_Ungarn_im_Laufe_des_18._Jahrhunderts), 1–14, hier 10–11 (26. April 2021).

Versuch die Zeitung 1786 in Wien.<sup>34</sup> Zwei Jahre später erschien bereits das zweite ungarische Organ in der Kaiserstadt. Demeter Görög, der nach seinen abgeschlossenen Studien in Wien als Erzieher bei der Familie Kollonich tätig war, rief 1789 zusammen mit dem Theresianum-Lehrer, Sándor Kerekes, die Zeitschrift „Hadi és Más Nevezetes Történetek“ (*Militärische und andere bemerkenswerte Geschichten*) ins Leben, um über die Türkenkriege Josephs II. zu berichten. Die Zeitschrift beschränkte sich inhaltlich aber nicht nur auf Kriegsnachrichten, sondern brachte zahlreiche Beiträge auch über die ungarische Kultur und Literatur.<sup>35</sup> Literarische Texte wurden auch in anderen Organen veröffentlicht: Einerseits in der ab 1787 wöchentlich zweimal verlegten „Magyar Musa“ (*Ungarische Muse*), einem Beiblatt des „Magyar Kurír“, andererseits in Dániel Pánczél's „Magyar Mercurius“ (*Ungarischer Merkur*) sowie in dessen Beiblatt „Újj Bétsi Magyar Múzsza“ (*Neue Wiener Ungarische Muse*).<sup>36</sup>

Diese Entwicklungen gaben dann der ungarischen Publizistik weitere Anstöße. 1789 startete das Preßburger Blatt „Magyar Hírmondó“ die monatlich verlegte Beilage „Pozsonyi Magyar Musa“ (*Preßburger Ungarische Muse*). 1789 erschien unter Mitwirkung von Dávid Baróti Szabó, János Batsányi und Ferenc Kazinczy in Kaschau (*Kassa, Košice*) die bahnbrechende ungarische Literaturzeitung „Magyar Museum“ (*Ungarisches Museum*). Noch im gleichen Jahr verabschiedete sich Kazinczy von der Redaktion und rief ebenfalls in Kaschau sein eigenes Literaturblatt mit dem Titel „Orpheus“ ins Leben – eine Anspielung auf den Freimaurernamen des Herausgebers.<sup>37</sup> Ab 1789 wurden in mehreren ungarischen Städten ungarischsprachige Zeitschriften verlegt – so „Mindenes Gyűjtemény“ (*Allerlei Sammlung*) in Komorn (*Komárom, Komárno*), „Uránia“ (*Urania*) in Waitzen (*Vác*) und „Diétai Magyar Múzsza“ (*Ungarische Reichstagsmuse*) in Preßburg. 16 Organe von den insgesamt 24 Zeitschriften, die bis zum Ende des Jahrhunderts gegründet wurden, erwiesen sich allerdings als kurzlebig.<sup>38</sup>

Obwohl József Kármán bereits 1793 vorsah, Pest zu einem literarischen Zentrum zu entwickeln,<sup>39</sup> blieb für die ungarische Intelligenz weiterhin Wien der primäre kulturelle Orientierungspunkt. Trotz der Ereignisse der 1790er

<sup>34</sup> *A magyar sajtó története* I, 98.

<sup>35</sup> Szilágyi: Die Rolle Wiens, 43.

<sup>36</sup> *A magyar sajtó története* I, 209–210.

<sup>37</sup> Fried: Die dichterische Sprache, 105.

<sup>38</sup> László Novák: A nyomdászat története. IV. Budapest 1928, 124–126.

<sup>39</sup> József Waldapfel: Ötven év Buda és Pest irodalmi életéből. Budapest 1935, 101.

Jahre und des repressiven Absolutismus von Franz II. blieb die österreichische Residenzstadt für die ungarische Literatur eine Kulturspenderin und Kulturvermittlerin.<sup>40</sup> Nachdem 1788 das Preßburger Blatt „Magyar Hírmondó“ eingestellt worden war, prägten die Wiener ungarischen Zeitungen die ungarische Presselandschaft. Zwischen 1790 und 1795 waren die bedeutendsten Blätter Szacsveys „Magyar Kurír“, und das Organ „Bécsi Magyar Hírmondó“ (*Wiener Ungarischer Herold*), das als Fortsetzung des Blattes „Hadi és Más Nevezetes Történetek“ galt. Für diese Periodika waren die Berichterstattungen der „Wiener Zeitung“ richtungsweisend, insbesondere was die Nachrichten über die Revolutionen anbelangte.<sup>41</sup> Diese beiden ungarischen Blätter in Wien bildeten die öffentliche Meinung des Königreichs Ungarn ab: Während das Blatt Szacsveys durch die Ideen des Josephinismus geprägt war, standen hinter dem „Hírmondó“ oppositionelle Adlige wie Ferenc Széchenyi, György Festetics und Miklós Révay. Das Blatt wurde schließlich 1803 eingestellt, aber seine Wirkung für die Entwicklung der ungarischen Literatur ist unübersehbar: »Die Zeitung wurde zu einem bedeutenden Organ des kulturellen Aufschwunges sowie der sprachlichen und literarischen Bestrebungen der Nation.«<sup>42</sup> Hingegen konnte sich das Blatt „Magyar Kurír“ länger halten, auch wenn die Zahl der Abonnenten nach dem Rückzug von Szacsvey stark zurückging. Unter der Redaktion von Sámuel Décsy, Dániel Pánczél, Sámuel Igaz und schließlich von József Márton wurde die Zeitung bis 1834 herausgegeben. Nachher gab es zwar einige Versuche, ein anderes ungarisches Blatt zu gründen, diese waren jedoch zum Scheitern verurteilt.<sup>43</sup>

Das Zentrum der ungarischen Presse verlagerte sich im 19. Jahrhundert nach Preßburg beziehungsweise nach Pest-Buda.<sup>44</sup> Als eindeutiges Signal dieser Verlagerung gilt das Schicksal des in Wien verlegten ungarischen Taschenbuchs „Hébe“ von Sámuel Igaz: Der erste Band wurde noch unter dem Titel „Zsebkönyv“ (*Taschenbuch*) 1822 veröffentlicht, der im selben Jahr eine zweite Auflage erlebte und ab 1823 unter dem Titel „Hébe“ drei Jahre lang erschien. Unter den Autoren befanden sich József Dessewffy, Ferenc Kazin-

<sup>40</sup> Theodor *Thienemann*: Weimar, Wien und die ungarische Literatur. In: Festschrift für Gideon Petz. Hgg. Jakob Bleyer [u. a.]. Budapest 1933, 36–52, hier 48.

<sup>41</sup> *A magyar sajtó története* I, 120–121.

<sup>42</sup> Edina *Zvara*: Egy tudós hazafi Bécsben. Görög Demeter és könyvtára. Budapest 2016, 67.

<sup>43</sup> *A magyar sajtó története* I, 246.

<sup>44</sup> Andor *Tarnai*: Bemerkungen zur Geschichte der österreichisch-ungarischen literarischen Beziehungen im 18. Jahrhundert. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). I. Hg. Herbert Zeman. Graz 1979, 470–471.

czy, Johann Mailáth, Gedeon Ráday, Ferenc Toldy, Mihály Vitkovits, nur um einige Namen aus der 1823er Ausgabe zu erwähnen. Insbesondere unterstützte Kazinczy das Taschenbuch von Igaz: Er sah nämlich darin eine Konkurrenz zum 1825 in Pest von Károly Kisfaludy, dem Vertreter der jungen Schriftstellergeneration, mit dem Titel „Aurora“ verlegten Almanach.<sup>45</sup> Dass die zwei Taschenbücher den unterschiedlichen Geschmack von Kazinczy und Kisfaludy widerspiegeln, beweist die Tatsache, dass in „Hébe“ auch jene Texte aufgenommen wurden, die von der „Aurora“-Redaktion abgelehnt worden sind, etwa das Epigramm von Vitkovics oder die Sonette von György Zádor.<sup>46</sup> Insgesamt lässt sich ein Generationsunterschied im Autorenstab der beiden Taschenbücher beobachten: Während in „Hébe“ Vertreter der älteren Schriftstellergeneration schrieben, veröffentlichte die „Aurora“ die Texte der jüngeren Schriftstellergeneration, die zwar Kazinczy anerkannte, aber Kisfaludy als ihren Anführer ansah.<sup>47</sup> Das Taschenbuch „Hébe“ wurde nach dem Tod seines Herausgebers 1826 schließlich eingestellt. Damit ging die Konkurrenz zwischen den beiden Almanachen zu Ende.<sup>48</sup>

## Ein ungarischer Literaturorganisator in Wien: Demeter Görög und sein Umfeld

Aus der knappen Schilderung des ungarischen Pressewesens in Wien hebt sich die Gestalt des Literaturorganisators Demeter Görög hervor. Im Umkreis des Zeitungsredakteurs entfaltete sich eine lose strukturierte Gesellschaft von Intellektuellen und Mäzenen, unter ihnen Ferenc Széchenyi, György Festetics und Sámuel Teleki, die sich die Förderung der ungarischen Sprache und Kultur zum Ziel setzten, um den nationalen Widerstand gegen die Einführung des Deutschen als überregionale Amtssprache zu stärken.<sup>49</sup>

Durch ausländisches Muster geprägt, waren gelehrte Gesellschaften in Ungarn bemüht, sich zumindest finanziell zu verselbstständigen, Bücher und Zeitschriften selbst herauszugeben und dadurch dem Wissenschaftsmangel

<sup>45</sup> István Fried: Egy pálya alkonya. Az 1820-as esztendőök Kazinczy Ference. In: Széphalom 20 (2010) 15–28, hier 16.

<sup>46</sup> János Váczy: Bevezetés. In: Kazinczy Ferenc levelezése. XVIII. Budapest 1908, V–LXII, hier XXXII.

<sup>47</sup> Pál Gyulai: Vörösmarty Mihály életrajza. Budapest 2003. <https://mek.oszk.hu/04700/04740/html/gyulaivm0005/gyulaivm0005.html> (29. Oktober 2020)

<sup>48</sup> Zu „Hébe“ ausführlich Mihály Tamedly: Igaz Sámuel és a Hébe. Sopron 1917.

<sup>49</sup> Brigitta Pesti: Das Bild der Türken in der ungarischsprachigen Wiener Presse des späten 18. Jahrhunderts. In: *Das ungarische Wien* 123–148, hier 132.

entgegenzuwirken. Für diesen Vorgang liefert die durch Demeter Görög organisierte Gesellschaft ungarischer Gelehrter in Wien ein treffendes Beispiel.<sup>50</sup> Görög erhielt zur Gründung einer gelehrten Gesellschaft wichtige Impulse während seiner Studienzeit in Pest-Buda und Wien sowie während seiner pädagogischen Tätigkeit in der österreichischen Residenzstadt.<sup>51</sup> Er wurde in Pest-Buda von György Bessenyei inspiriert, der ebenfalls die Gründung einer gelehrten Gesellschaft vorsah und sich die Pflege der ungarischen Sprache zur Aufgabe machte; in Wien wurde er mit weiteren Mitgliedern der Leibgarde und der in der Kaiserstadt ansässigen ungarischen Intelligenz bekannt, so mit Sándor Báróczy und Miklós Révay, der ebenfalls ein treuer Anhänger der Idee der Gründung einer ungarischen gelehrten Gesellschaft war.<sup>52</sup> Durch sie lernte er ungarische Magnaten kennen, die sich – wie Ferenc Széchenyi – für die Sache der ungarischen Wissenschaft einsetzten.<sup>53</sup>

Um Görög, der sich auch als Erzieher bei adligen Familien betätigte,<sup>54</sup> kristallisierte sich eine gelehrte Gesellschaft heraus, deren Mitglieder unter den ungünstigen politischen Verhältnissen auf das persönliche Treffen verzichten mussten und stattdessen die Zeitschrift „Hírmondó“ (*Herold*) als Plattform des gegenseitigen Meinungsaustausches heranzogen.<sup>55</sup> Zum Stamm der Mitglieder der Gesellschaft gehörten dementsprechend Personen, die an der Redaktion der Zeitschrift beteiligt waren, so neben Görög und Kerekes auch József Péteri Takáts und József Márton. Die beiden letzteren Gelehrten leisteten einen enormen Beitrag zur Ausbreitung des Wirkungskreises der Gesellschaft, denn die Zahl der Mitglieder stieg dank der Einbindung ihrer breiten Netzwerke beachtlich an.<sup>56</sup> Neben ihnen gehörten eine Reihe renommierter ungarischer Gelehrter zum Kreis: József Hajnóczy, den Ferenc Széchenyi mit der Verwaltung seiner Bibliothek beauftragte, József Sándorffi, der

<sup>50</sup> Alexandra Antal: A bécsi Magyar Hírmondó (1789–1803) mecénási hálózata. In: Irodalomtörténet 95 (2014) 432–448, hier 434.

<sup>51</sup> Edina Zvara: Ein ungarischer Literaturorganisator in Wien. Demeter Görög (1760–1833). In: Kulturelle Zirkulation im Habsburgerreich. Der Kommunikationsraum Wien. Hgg. Wynfrid Kriegleder, Andrea Seidler. Wien 2019, 114–143, hier 114–115.

<sup>52</sup> Zum Netzwerk Görögs ausführlich Zvara: Egy tudós hazafi Bécsben.

<sup>53</sup> Katalin Kapronczay: Görög Demeter munkássága és könyvtára. In: Valóság 60 (2017) 12, 103–105, hier 103.

<sup>54</sup> Alexandra Antal: A bécsi Magyar Hírmondó (1789–1803) szerkesztői hálózata. In: Irodalomtörténeti Közlemények 118 (2014) 99–117, hier 114.

<sup>55</sup> Kapronczay: Görög Demeter, 103.

<sup>56</sup> Antal: A bécsi Magyar Hírmondó (1789–1803) szerkesztői hálózata, 114.

nach dem Tod von Kerekes die Redaktion der Zeitung übernahm, und der Übersetzer János Kömlei.<sup>57</sup>

Mit dem Namen Görög und der Gesellschaft sind zahlreiche Publikation und literarische Projekte verknüpft. In den Zeitschriften „Hadi és Más Nevezetes Történetek“ und „Hírmondó“ erschienen mehrere Ausschreibungen, welche die Intensivierung des ungarischen Wissenschafts- und Literaturlebens bezweckten. Als Folge der ersten Ausschreibung wurde eine feierliche Preisverleihung mit der Teilnahme einer Reihe ungarischer Gelehrter veranstaltet, und die preisgekrönten Werke von Péter Bárány sowie Ádám Pálóczi Horváth wurden veröffentlicht. Es gab weitere Preisausschreibungen, welche die Zusammenstellung einer ungarischen Grammatik und die Pflege der ungarischen Sprache anstrebten.<sup>58</sup> Diese Ausschreibungen wurden von Mäzenen wie Ferenc Széchényi gefördert. Dieser unterstützte auch andere Projekte von Görög, so die Zusammenstellung einer kartografischen Darstellung der ungarischen Komitate (zusammen mit Kerekes und Márton), die in den 1780er Jahren zum Zweck der Entwicklung der Geografie in Ungarn zustande kam und unter dem Titel „Magyar Átlás“ zwischen 1802 und 1811 in Wien veröffentlicht wurde.<sup>59</sup> Die Gesellschaft lässt sich aufgrund ihrer Finanzierung nicht als ein Kreis gelehrter Freunde, sondern vielmehr als ein wirtschaftliches Unternehmen charakterisieren, das die Propagierung der ungarischen Kultur in den Vordergrund stellte und zugleich die voneinander isoliert arbeitenden Gelehrten und Mäzenen miteinander verband.<sup>60</sup> Die in Wien ansässigen ungarischen Adligen, die sich in der Regierungszeit von Maria Theresia dem Wiener Hof annäherten und auf unterschiedlichen Ebenen der kaiserlichen Verwaltung tätig waren, die ungarische Kultur maßgeblich förderten, sei es die Herausgabe diverser Abhandlungen zur Pflege der ungarischen Sprache, Literatur und Wissenschaft oder die Abwicklung von Theateraufführungen.<sup>61</sup> Damit stellten sie eindeutig eine engere Verbindung zwischen dem österreichischen und dem ungarischen Kulturkreis her.<sup>62</sup> Eine wesentliche Rolle spielte dabei die kulturfördernde Tätigkeit von Herzog Miklós II. Esterházy,

<sup>57</sup> *Zvara*: Ein ungarischer Literaturorganisator, 125–134.

<sup>58</sup> *Zvara*: Egy tudós hazafi Bécsben, 67.

<sup>59</sup> Ebenda, 80–85.

<sup>60</sup> *Antal*: A bécsi Magyar Hírmondó (1789–1803) mecénási hálózata, 448; *Antal*: A bécsi Magyar Hírmondó (1789–1803) szerkesztői hálózata, 114.

<sup>61</sup> Szabolcs János: Magyar főúri családok Bécs 18. századi színházi kultúrájában. In: MONOK-graphia. Tanulmányok Monok István 60. születésnapjára. Hgg. Judit Nyerges [u. a.]. Budapest 2016, 341–346.

<sup>62</sup> István Kolos: Gróf Mailáth János (1786–1855). Budapest 1938, 24.

insbesondere seine Bibliothek, die sich in seinem Wiener Palais<sup>63</sup> beziehungsweise im Schloss in Eisenstadt (*Kismarton*) befand und unter anderen von Demeter Görög und Georg Gaál betreut wurde.<sup>64</sup>

## Ungarn in Wien zur Zeit des Biedermeier – Hormayrs ungarischer Kreis und Carolina Pichlers Salon

In der Darstellung der ungarischen Presselandschaft in Wien wurde offengelegt, dass sich das Zentrum der ungarischen Literatur schrittweise von Wien nach Pest-Buda verlagerte. Das heißt aber nicht, dass sich später keine ungarischen Literaten mehr am Wiener Geistesleben beteiligt hätten. Als Paradebeispiele dafür gelten der Kreis des Freiherrn Joseph Hormayr, der sich um seine Periodika „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“ und „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“ herausbildete, sowie der Salon von Caroline Pichler, der als erste Adresse im Wiener Geistesleben galt.

Für die Beantwortung der Frage, wie es dazu kam, dass sich ein ungarischer Kreis um Hormayr bildete und Gäste aus dem Königreich Ungarn regelmäßig im Pichlerschen Salon auftraten, ist ein Blick in die Zeit der Napoleonischen Kriege vonnöten. In der langjährigen Rollenaufteilung, Wien sei das Zentrum, und Pest-Buda die Peripherie der kulturellen Aktivitäten (zumindest was die Epoche der Aufklärung anbelangt), bildete jene Periode der österreichisch-ungarischen Beziehungsgeschichte eine Ausnahme, da der Wiener Hof vor den Truppen Napoleons 1809 nach Ofen geflohen war.<sup>65</sup> Zu dieser Zeit verweilten in der ungarischen Residenzstadt prominente Persönlichkeiten des deutschen und österreichischen Geisteslebens, wie zum Beispiel Friedrich Schlegel, der damals die kaiserliche Zeitschrift, die „Österreichische Zeitung“ redigierte und sich dank dem Universitätsprofessor Ludwig Schedius mit ungarischen Adligen und Intellektuellen vernetzte. Neben Schlegel besuchten mehrere österreichische Autoren das Haus und die Bibliothek des Zeitungsredakteurs Schedius.<sup>66</sup> Unter diesen befand sich auch der

<sup>63</sup> Zu den Wiener Palais ungarischer Adelsfamilien (etwa der Familien Batthyány, Esterházy, Nádasdy, Pálffy) Gábor *Ujváry*: A Gárdapalotától a Collegium Hungaricumig. Magyar történelem Bécsben. In: *Európai Utas* 11 (2000) 39, 65–74.

<sup>64</sup> Edina *Zvara*: Esterházy Miklós (1765–1833) herceg, a magyar művelődés támogatója. In: *Magyar Könyvszemle* 130 (2014) 374–381.

<sup>65</sup> Károly *Magyar*: A királyi székhelytől a kormányzói székhelyig. Fejezetek a budavári királyi palota és a Szent György tér történetéből. In: *História* 24 (2002) 9–10, 22–31, hier 26.

<sup>66</sup> Jakab *Bleyer*: Hazánk és a német philologia a XIX. század elején. Kiadatlan levelek alapján. Budapest 1910.

Tiroler Freiheitskämpfer Joseph von Hormayr, der nach seiner Rückkehr in Wien mehrere deutsch-ungarische Autoren um sich und um seine Publikationsprojekte sammelte.

Der Hormayr-Kreis bestand vorwiegend aus den Mitgliedern der *Wiener Trias der ungarischen Märchenforschung*. Dem Literaturorganisator war es gelungen, mehrere Autoren des Königreichs Ungarn für Beiträge für sein „Archiv“ und „Taschenbuch“ zu gewinnen. Im Sinne der Idee der Gesamtmonarchie, für die Hormayr auf verschiedenen Plattformen plädierte, veröffentlichte er nicht nur Texte seiner engen Kollegen Georg Gaal, Alois Mednyánszky und Johann Graf Mailáth, sondern auch Abhandlungen von Georg Berzeviczy, Johann Csaplovics, Johann Ladislaus Pyrker und Karl Georg Romy. Hormayr und die Mitglieder seines Kreises waren Anhänger eines neuen österreichischen Identitätsmodells, das der Idee des gemeinsamen Vaterlandes entsprang und auf dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Nationen der Monarchie als Schicksalsgemeinschaft beruhte. Für die ungarische Sicht ist festzuhalten, dass die Autoren mit ihren autostereotypischen Texten dazu beitragen wollten, negativen Ungarn-Bildern entgegenzuwirken und deren Klischees abzubauen. An dieser Stelle betont auch Katalin Blaskó, dass die ungarischen Mitarbeiter Hormayrs über ein supranationales und Ethnien übergreifendes Identitätskonzept – die Forschungsliteratur bezeichnet sie als *Hungari* – verfügten. Die *Hungari*, wie sie die Fachliteratur bezeichnet, hielten es auf diese Weise für möglich, »dass auch die anderen Völker am gemeinsamen geistigen Wirken der Monarchie teilnehmen könnten«. <sup>67</sup>

Den ungarischen Hormayristen gelang es in der Periode von etwa 1810 bis 1830, die Aufmerksamkeit der ausländischen Leserschaft auf geistige Produkte der ungarischen Nation, als Teil des Vielvölkerreiches zu lenken. Damit unterstützten sie die Vorstellung, dass im Habsburgerreich trotz der Verschiedenartigkeit der Sprachen, Kulturen und Abstammungen eine gemeinsame Staatsbildung möglich sei. <sup>68</sup> In diesem Sinne wurden in den Blättern des „Archivs“ und des „Taschenbuchs“ prägende Gestalten der ungarischen Geschichte (beispielsweise Miklós Zrínyi oder Ferenc Széchenyi) geehrt, ungarische Feste geschildert, Sagen und Märchen der ungarischen Folklore vermittelt und adaptiert. Nachdem Mednyánszky die Redaktion verlassen hatte und

<sup>67</sup> Katalin Blaskó: Möglichkeiten einer gemeinsamen Identität? Joseph von Hormayrs reichspatriotisches Konzept und die Ungarn. In: *Das ungarische Wien* 149–162, hier 159.

<sup>68</sup> Zur Hormayrschen Ideologie des Staatspatriotismus und zur Tätigkeit des Kreises: Pál Deréky: *Hormayrs ungarischer Kreis*. Wien 1980, 16–24 [Dissertation].

Hormayr nach München gezogen war, endete die enge Zusammenarbeit mit den ungarischen Kollegen. Die Zahl der *Hungarica* ging in den Ausgaben nach 1830 deutlich zurück; nach 1849 verschwanden sie aus dem Repertoire.<sup>69</sup>

Hormayr stand noch auf einer weiteren Schiene mit ungarischen Gelehrten in Verbindung. Er war nämlich auch mit dem Mäzen und Kulturförderer Ferenc Széchényi befreundet, zu dessen Wiener Kreis im eigenen Palais in der Landstraße unter anderen Friedrich Schlegel<sup>70</sup> und Heinrich Collin gehörten.<sup>71</sup> Der *Klub Széchényi* war ein wichtiger Treffpunkt gleichgesinnter Intellektueller, in dem neben Schlegel und Collin Karl Maria Hofbauer als ein geistiges Zentrum galt, der zum Berater und Vertrauten Széchényis geworden ist.<sup>72</sup> Nachdem er seinen Wintersitz von Pest nach Wien verlegt hatte, änderte sich der Fokus seiner Kulturförderung: Er unterstützte weniger einzelne Schriftsteller, sondern stellte sich in den Dienst der Vermittlung der Ideen der Romantik und der Idee der katholischen Restauration. Dies zeigt sich exemplarisch in der Förderung der Herausgabe verschiedener Zeitschriften (etwa Schlegels „Deutsches Museum“ und „Concordia“), der Gründung der Geistlichen Leihbibliothek und der Herausgabe und Übersetzung von Büchern religiösen Inhalts.<sup>73</sup>

Neben Hormayr und Széchényi galt Carolina Pichler als Kommunikationsknotenpunkt des Wiener Geisteslebens.<sup>74</sup> Wiener Salons, darunter jener von Fanny von Arnstein, Caroline Pichler und Cäcilie Endlicher, spielten eine tragende Rolle im interkulturellen Austausch in der multiethnischen und mehrsprachigen Kaiserstadt. Sie wurden um 1815 zu Zufluchtsorten der Intelligenz, die statt politischer Debatten apolitische Geselligkeit suchte: »Der von Frauen dominierte Salon, in dem Kunst, Kultur und Politik ein Diskussionsforum fanden, war ein Kind der französischen Revolution. [...] Der publi-

<sup>69</sup> Zu den *Hungarica* in Hormayrs Organen: Fridrun Rimmer: *Hungarikák Josef Hormayr „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“ (1811–1849) című kiadványában*. In: *Helikon. Világirodalmi figyelő* 22 (1976) 225–231.

<sup>70</sup> Moritz Csáky: Die historisch-literarischen Wechselbeziehungen zwischen Österreich und Ungarn an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: *A magyar nyelv és kultúra a Duna völgyében* 17–26, hier 24.

<sup>71</sup> Placid Oloffson: Gróf Széchényi [!] Ferenc irodalompartolása. *Pannonhalma* 1940, 128–144.

<sup>72</sup> Zoltán Fónagy: Batthyánys Jugendjahre in Wien. In: Széchényi, Kossuth, Batthyány, Deák. Studien zu den ungarischen Reformpolitikern des 19. Jahrhunderts und ihren Beziehungen zu Österreich. Hgg. István Fazekas [u. a.]. Wien 2011, 147–156, hier 151–152.

<sup>73</sup> Oloffson: Gróf Széchényi Ferenc, 128–144.

<sup>74</sup> Klaus Zeyringer – Helmut Gollner: Eine Literaturgeschichte. Österreich seit 1650. Innsbruck [u. a.] 2012, 138.

mierte Widerstand gegen die Verdrängung aus der Öffentlichkeit fand seine Blüte in der Salonkultur in Berlin und in Wien der nachnapoleonischen Zeit.«<sup>75</sup>

Caroline Pichler war selbst als Autorin von Romanen, Erzählungen, Gedichten tätig, die sie im Sinne des Staatspatriotismus verfasste. In ihrem Salon in der Wiener Alserstraße traf sich die Elite der österreichischen Literatur.<sup>76</sup> Heinrich Joseph und Matthäus von Collin, Joseph von Hammer-Purgstall, Freiherr von Hormayr, Franz Grillparzer, Adam Müller waren »alles Namen besten Klanges, deren Träger sich zu einander angezogen fühlten und so ohne Abrede und Vorbereitung einen literarischen Salon bildeten, wie ihn seither Wien nicht wieder besaß«.<sup>77</sup> Der literarische Kreis war über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Während ihrer Wiener Aufenthalte besuchten Führungsgestalten der deutschen Romantik wie Clemens Brentano, Adam Oehenschläger, Anne-Louise-Germaine Baronin von Staël-Holstein (Madame de Staël), Ludwig Tieck und die beiden Schlegel die Wohnung Pichlers. Relevant ist Pichlers Beziehung zu Hormayr: Der Tiroler Freiherr, der mit Gelehrten aus den Kronländern korrespondierte, führte ungarische Kulturträger in den Salon Pichlers ein. Neben den Mitgliedern des Hormayrschen Kreises, die sich durch den Pichlerschen Salon ins kulturelle Leben Wiens integrieren konnten, waren Ferenc Széchényi, mit dessen Familie Pichler freundschaftliche Beziehung pflegte, die Dichterin Therese Artner aus Ödenburg (*Sopron*),<sup>78</sup> deren Freundin Marie Gräfin Zay und der Abt des Stiftes Lilienfeld, später Erzbischof von Erlau (*Eger*), Johann Ladislaus Pyrker,<sup>79</sup> ständige Gäste der Autorin. So ist es kein Wunder, dass der Pichlersche Salon unter der Prägung Hormayrs zum Zentrum der staatspatriotischen Bewegung geworden ist, dem sich auch die beiden Collin, Johann Nepomuk Vogl und Johann Gabriel Seidl anschlossen.<sup>80</sup> Ihre Bekanntschaft mit Hormayr und den ungarischen Adelsfamilien trug dazu bei, dass Pichler ein Interesse an der ungarischen Ge-

<sup>75</sup> Isabella *Ackerl*: Wiener Salonkultur um die Jahrhundertwende. Ein Versuch. In: Die Wiener Jahrhundertwende. Einflüsse, Umwelt, Wirkungen. Hgg. Jürgen Nautz, Richard Vahrenkamp. Wien [u. a.] 1993, 694–709, hier 694.

<sup>76</sup> *Blaskó*: Möglichkeiten einer gemeinsamen Identität, 154.

<sup>77</sup> *Pichler, Karoline*. In: Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. XXII. Wien 1870, 242–253, hier 245.

<sup>78</sup> Zur Freundschaft von Pichler und Artner: Gabriella *Pausz*: Nemes Artner Mária Terézia és írói köre. Budapest 1917, 61–91.

<sup>79</sup> Ilona T. *Erdélyi*: Egy kései kiengesztelés kísérlete (Néhány megjegyzés a Pyrker-pör kapcsán). In: Irodalomtörténeti Közlemények 100 (1996) 630–648, hier 642.

<sup>80</sup> *Kolos*: Gróf Mailáth János, 25.

schichte und allgemein eine wohlwollende Haltung gegenüber Ungarn zeigte.<sup>81</sup> So hatte die unter anderen auch bei Stifter oder Grillparzer nachvollziehbare »Magyaromanie«<sup>82</sup> in der österreichischen Literatur der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts wohl im Pichlerschen Salon seinen Ursprung. Diese »Magyaromanie« wurde sogar im Vormärz in bestimmten Kreisen beibehalten: Wiener Blätter übernahmen Texte aus deutschsprachigen Organen von Pest-Buda, und eine Handvoll Wiener Publizisten publizierten gleichzeitig in Pester Zeitschriften.<sup>83</sup>

Außer den Kreisen um Hormayr, Széchenyi und Pichler gab es in Wien eine Reihe von Prominenten, um die sich Gesellschaften mit Beteiligung von Autoren und Künstlern des Königreichs Ungarn herausbildeten. Als Beispiel sei Friedrich Amerling, bekannter Portraitmaler des Biedermeiers, hervorgehoben, in dessen Atelier unter anderen Grillparzer, Castelli, Frankl oder auch Franz Liszt, Nikolaus Lenau und Graf Mailáth mehrfach zum Essen eingeladen wurden.<sup>84</sup>

Die Stellung Wiens mit seinem regen Kulturleben, seinen Verwaltungs- und Bildungseinrichtungen, als Orientierungspunkt für die ungarische Intelligenz, veränderte sich mit dem wirtschaftlichen sowie geistig-kulturellen Aufstieg von Pest-Buda, das zunehmend zum Zentrum der ungarischen Kultur und Literatur vorrückte. Mit dieser Zentrumsverschiebung der ungarischen Literatur wandelte sich die Qualität der ungarischen Präsenz in Wien: Die ungarischen Autoren im Umfeld von Hormayr und Pichler waren nicht Produzenten, sondern vielmehr Vermittler der ungarischen Literatur in den deutschen Sprachraum. Es handelte sich vorwiegend um deutschsprachige Hungari, die zur kulturellen Zirkulation zwischen den beiden Residenzstädten einen wesentlichen Beitrag leisteten.

## Ungarn und Wien 1848 – Kurzer Ausblick

In der Periode der Revolution änderte sich die Qualität dieses jahrzehntelangen, befruchtenden Miteinanders zwischen den ungarischen Autoren und

<sup>81</sup> *Blaskó*: Möglichkeiten einer gemeinsamen Identität, 154.

<sup>82</sup> *Csáky*: Die historisch-literarischen Wechselbeziehungen, 24.

<sup>83</sup> Vgl. ausführlich *Mária Rózsa*: Átvételek, kapcsolódások, közös munkatársak reformkori pesti és bécsi szépirodalmi lapokban. In: *Magyar Könyvszemle* 132 (2016) 146–156.

<sup>84</sup> *Sándor Nyári*: Amerling életrajza (Frankl L. Á. műve). In: *Fővárosi Lapok* 26 (1889) 239, 1765–1768, hier 1768; *Johann Graf Mailáth an Friedrich Amerling*. München, 8. April 1853. Wienbibliothek im Rathaus. Wien. H. I. N. – 100688.

dem Wiener Geistesleben: Pest-Buda entfaltete sich rasant zu einer wirklichen Landeshauptstadt, die Magyarisierungstendenzen intensivierten sich im Reformzeitalter, und die politischen Konflikte mit dem Wiener Hof – der als Mittelpunkt der tyrannischen Unterdrückung wahrgenommenen Kaiserstadt –, führten zur Auflockerung jener unmittelbaren Beziehungen, die das Geistesleben von Wien und Pest-Buda miteinander verbunden hatten.<sup>85</sup> Trotzdem kam es in den ersten Monaten der Revolution zu einer engen Kooperation zwischen Wien und Pest-Buda. Die Rede von Lajos Kossuth, die von Ferenc Pulszky in Wien ins Deutsche übersetzt wurde,<sup>86</sup> gab der am 13. März ausgebrochenen Wiener Revolution, die zugleich den Aufstand der ungarischen Jugend in Pest-Buda am 15. März 1848 inspirierte, einen bedeutenden An Schub.<sup>87</sup> Die Wirkung von Kossuth in Wien zeigt auch die Tatsache, dass er bei seinem Wiener Besuch 1848 zehn Reden mit großem Erfolg gehalten hat. Über den Besuch der ungarischen Gesandtschaft, die am 17. März Wien verließ, ist überliefert: »[...] da war des Jubelns kein Ende, die Wiener schwärmten für ihre neuen munteren Gäste und tranken mit ihnen Bruderschaft für ewige Zeiten.«<sup>88</sup> István Széchenyi berichtete ebenfalls über ihren begeisterten Empfang in Wien und merkte in seinem Tagebuch zu Kossuth an: »Wenn Kos[suth] will ... so wird die Burg zerstört ...«.<sup>89</sup>

Eine Schlüsselfigur der Märzrevolutionen und der Kooperation der Revolutionäre war Ferenc Pulszky, der von der Regierung im Mai 1848 nach Wien geschickt worden war. Der junge Staatssekretär und Kossuth-Anhänger besuchte eifrig das Café Daum auf dem Kohlmarkt und versuchte, Journalisten für die *ungarische Sache* zu gewinnen, mit ihrer Hilfe dem in den Wiener Blättern über Ungarn gezeichneten, düsteren Bild entgegenzuwirken. Dabei half ihm der Kunsthistoriker und Konzipist des ungarischen Außenministeriums in Wien, Imre Henszlmann, der durch sein Netzwerk ab und zu erreichte, richtigstellende Artikel über Ungarn in der renommierten „Wiener Zeitung“ zu veröffentlichen.<sup>90</sup> Mit der finanziellen Unterstützung Batthyánys konnte Pulszky schließlich auch eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, die für

<sup>85</sup> Julius Farkas: Der ungarische Vormärz. Petőfis Zeitalter. Berlin 1943, 138–139.

<sup>86</sup> Ernő Deák: A magyarok megítélése az 1848-as bécsi forradalomban. In: Kisebbségkutatás 7 (1998) 249–260, hier 250.

<sup>87</sup> Róbert Hermann: Az Ausztria-kép Magyarországon 1848–1849-ben, a forradalom időszakában. In: Létünk 38 (2008) 1, 30–38, hier 32.

<sup>88</sup> Heinrich Reschauer – Moritz Smets: Das Jahr 1848. Die vormärzliche Zeit. Wien 1872, 434.

<sup>89</sup> Gróf Széchenyi István naplói. Hg. Gyula Vizsota. VI: 1844–1848. Budapest 1939, 749.

<sup>90</sup> A magyar sajtó története. II/1: 1848–1867. Hgg. Domokos Kosáry, Béla G. Németh. Budapest 1985, 225–226.

die ungarische Revolution eintrat. Die erste Nummer des Blattes „Der Volksbund. Ein sociales Blatt mit besonderem Hinblick auf Ungarn“ erschien am 30. Mai 1848 und wurde vom Preßburger Juristen József Orosz redigiert. Das Organ setzte sich zum Ziel, über die ungarischen Ereignisse schnell und genau zu berichten. Sein Redakteur begrüßte die parallele Entwicklung in Österreich und in Ungarn.<sup>91</sup>

Batthyány, Henszlmann und Pulszky ist es auch gelungen, das Blatt „Constitution“ für ihre Zwecke zu gewinnen, in dem eine Reihe ungarischer Journalisten, zum Beispiel Miklós Töltényi, publizierten. 1848 gab es in Wien mehrere Versuche zur Gründung von ungarisch gesinnten Zeitschriften. Am 5. Juli erschien in der Redaktion des radikalen Töltényi die erste Ausgabe der Tageszeitung „Ungarn und Deutschland“, die aber bereits Ende August eingestellt wurde.<sup>92</sup> Mit den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 sowie deren schwerwiegenden Folgen ging die Ära des intensiven kulturellen Austausches zu Ende, und Wien verlor vorübergehend seine Rolle als kultureller Orientierungspunkt der ungarischen Kultur und Literatur.<sup>93</sup>

## Zusammenfassung

Die Rolle Wiens für die ungarische Kultur und Literatur fasste György Besenyei in seiner Novelle „Der Amerikaner“ wie folgt zusammen: »Wien ist meine Wohltäterin, diese dritte Königin der Welt; sie nähme mich aus dem Staube auf ihre Armen auf, um mir die Wunder der Erschaffung, ihre eigene Größe, und die Bestimmung meines Daseyns zu zeigen.«<sup>94</sup> Die Beziehungsgeschichte der Ungarn und der Kaiserstadt war jedoch noch komplexer. In den untersuchten Epochen kristallisieren sich drei Phasen heraus.

Nach einer langen diplomatischen *Eiszeit* begann unter der Herrschaft von Maria Theresia die Förderung zahlreicher Nationalliteraturen der Monarchie, so dass Wien als Geburtsstädte moderner südosteuropäischer Literaturen

<sup>91</sup> Mária Rózsa: Osztrák-magyar kapcsolatok az 1848-as bécsi forradalmi sajtóban. In: Magyar Könyvszemle 119 (2003) 464–475.

<sup>92</sup> Mária Rózsa: Miklós Töltényi – ein vergessener ungarischer Journalist im Revolutionsjahr 1848. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 14 (2004) 124–134, hier 130–133.

<sup>93</sup> Als Paradebeispiel aus dem Bereich der Publizistik sei die Zeitschrift „Magyar Sajtó“ (*Ungarische Presse*) erwähnt. Sie wurde sechs Jahre nach der Niederschlagung der Revolution in Wien unter der Mitwirkung von Max Falk gegründet. Die Redaktion musste aber 1857 nach Pest umsiedeln, wo die Zeitschrift fortan vom Verlagshaus Heckenast gedruckt wurde. Jenő Pintér: Magyar irodalomtörténet. VI. Budapest 1933, 65–66.

<sup>94</sup> György Besenyei: Der Amerikaner. Wien 1774, 4.

betrachtet werden kann.<sup>95</sup> Die Ausstrahlung der Kaiserstadt war besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der kulturhistorischen Epoche der Aufklärung, intensiv, wie das Theresianum und dessen ungarischstämmige Schüler und Lehrer, die literarische Tätigkeit der Leibgarde und die Wiener Anfänge der ungarischsprachigen periodischen Presse, die kultur- und literaturorganisatorische Rolle der Erzieher renommierter ungarischer Adelshäuser in Wien belegen. Die österreichische Residenzstadt war geistiges Zentrum für ungarische Autoren auch zu jener Zeit, als die ungarische Literatur verstummte und ihre Vertreter sich zerstreut auf ihre Güter zurückzogen.<sup>96</sup>

Für die zweite Epoche des ungarischen Daseins in Wien innerhalb der untersuchten Zeitspanne war eine viel stärkere Wechselwirkung der ungarischen und der österreichischen Literaturszene charakteristisch. Nicht nur die österreichische – sowie westeuropäische – Literatur regten das ungarische Schrifttum an, sondern die ungarische Kultur konnte dank der Tätigkeit der supranationalen und transkulturellen Vermittlerfiguren im Umkreis von Joseph Hormayr und Carolina Pichler wichtige Impulse für die deutschsprachige Literatur liefern. Die Übersetzungen und Sammlungen von Gaal, Mailáth, Márton, Mednyánszky, das deutsch-ungarische literarische Schaffen von Batsányi und die organisatorische sowie kulturfördernde Tätigkeit von Ferenc Széchényi weckten das Interesse der Anhänger der Idee der Gesamtmonarchie an Ungarn, an der ungarischen Kultur und generell an Motiven und Topoi der ungarischen Literatur. Deren sprunghafte Entwicklung in den 1820ern wurde mit großer Aufmerksamkeit und Engagement verfolgt.<sup>97</sup>

Mit dem nationalen Erwachen in Ungarn änderte sich aber das Verhältnis ungarischer Autoren zu Wien. Die Kaiserstadt wurde in der dritten Phase der hier analysierten Beziehungsgeschichte Schritt für Schritt zum Symbol der Staatsgewalt und der Fremdherrschaft, schließlich mit den Institutionen der Regierung gleichgesetzt.<sup>98</sup> Für ungarische Autoren gewann sie die Position des kulturellen Orientierungspunktes erst im österreichisch-ungarischen Dualismus, nach 1873, dem Jahr der Weltausstellung in Wien, zurück.<sup>99</sup>

<sup>95</sup> Csáky: Die historisch-literarischen Wechselbeziehungen, 24.

<sup>96</sup> Fried: Die dichterische Sprache, 108.

<sup>97</sup> Csáky: Die historisch-literarischen Wechselbeziehungen, 24.

<sup>98</sup> Éva Somogyi: Magyarok a bécsi hivatalnokvilágban. A közös külügyminisztérium magyar tisztviselői 1867–1914. Budapest 2017, 67–74.

<sup>99</sup> Zur weiteren Entwicklung der Beziehung von Wien und Budapest siehe János Szávay: Bécs a magyar emlékirás tükrében. In: *A magyar nyelv és kultúra a Duna völgyében, 684–688*, hier 686.

*Eszter Benő, Klausenburg*

## Ludwig von Dóczi (1845–1919), der berufene Vermittler zwischen deutschem und ungarischem Schrifttum in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie

Die vorliegende Studie skizziert die wichtigsten Lebensabschnitte und Schaffensphasen des österreichisch-ungarischen Schriftstellers, Dichters, Übersetzers, Journalisten und Politikers Ludwig von Dóczi (ungarisch *Lajos Dóczi*, geboren als Ludwig Dux).<sup>1</sup> Das anlässlich seines 70. Geburtstags erschienene Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ feierte ihn als einen vielfältigen, berufenen Vermittler, der seine Mittlertätigkeit auf verschiedenen Gebieten ausübte: in der Politik, als Publizist in der Welt des Feuilletons, als »Dichter und Meister in zwei lebenden Sprachen«, im Bereich der Literatur und der literarischen Übersetzung.<sup>2</sup>

Ludwig von Dóczi kam am 29. November 1845 unter dem Namen Ludwig Dux in Ödenburg (*Sopron*) als Sohn des Lederwarenhändlers Moritz Dux und seiner Frau Rosa Rosenberg zur Welt. Er wuchs in Deutschkreutz (*Németkeresztúr*) auf, einer der jüdischen Siebengemeinden im Burgenland. In der Familie und der Marktgemeinde wurde Jiddisch gesprochen. Das Jahr 1857 bedeutete einen Wendepunkt in seinem Leben. Weil der junge Ludwig Dux kein Interesse für die Kaufmannschaft zeigte, brachte ihn der Vater nach Ödenburg zur Schule. Er wollte seinen Sohn aufs Benediktinergymnasium mit deutscher Unterrichtssprache schicken, da aber der Schuldirektor un-

---

<sup>1</sup> Die Quellen zur Biografie: *Ilona Fürst: Dóczi Lajos mint német író. Egy zsidó írói nemzedék típusa.* Budapest 1932; *József György: Dóczi Lajos.* Budapest 1932; *Éva Somogyi: Egy magyar hivatalnok a bécsi külügyminisztérium szolgálatában. Báró Dóczy Lajos.* In: *Hagyomány és átalakulás. Állam és bürokrácia a dualista Habsburg Monarchiában.* Hg. É. Somogyi. Budapest 2006, 120–136.

<sup>2</sup> *B. F.: Doczy.* Ein Dichter, ein Publizist, ein Politiker. Zum 70. Geburtstag. In: *Neue Freie Presse* 28. November 1915, 1–3, hier 1.

freundlich war, wechselten sie auf das Evangelische Lyzeum.<sup>3</sup> Der Elfjährige besuchte ab 1857 das Ödenburger Evangelische Lyzeum, wo die Unterrichtssprache Ungarisch war. Hier eignete er sich die ungarische Sprache an. Zwar konnte er bis dahin kein einziges Wort Ungarisch, erlernte aber die Sprache ziemlich schnell: Anfangs paukte er den Lehrstoff, aber in einigen Monaten konnte er sich mit seinen Schulkameraden verständigen.<sup>4</sup> Seine literarische Begabung zeigte sich schon früh: Er nahm im Literaturkreis des Lyzeums teil, wo er Werke ungarischer Dichter wie János Arany und Károly Szász rezitierte sowie seine eigenen Schriften vorlas. Die Unterrichtssprache im Evangelischen Lyzeum war Ungarisch, die deutsche Sprache wurde in hoher Stundenzahl unterrichtet, und etwa zwei Drittel der Schuljugend konnte Ungarisch und Deutsch sprechen. Diese Zweisprachigkeit bildete wahrscheinlich die Grundlage für die spätere übersetzerische und literaturvermittelnde Tätigkeit von Ludwig von Dóczi.

Nach der Schulzeit studierte Ludwig von Dóczi Rechtswissenschaften in Wien und war als Journalist tätig. In dieser Zeit erschienen seine ersten Publikationen in den Lokalzeitungen „Presse“, „Neue Freie Presse“ und „Fremden-Blatt“. In seinen Artikeln warb er für den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867. Während der Ausgleichsverhandlungen wurde er von der „Neuen Freien Presse“ nach Pest geschickt, und arbeitete gleichzeitig für ungarische Presseorgane wie „Pesti Napló“ (*Pester Tagebuch*), „Reform“, „Borsszem Jankó“, „Hírmondó“ (*Nachrichtenblatt*), „Budapesti Közlöny“ (*Budapester Mitteilungsblatt*). Er wurde auch Mitarbeiter des deutschsprachigen „Pester Lloyd“ und des „Neuen Pester Journals“. Dank seiner Zweisprachigkeit war er als Verfasser zahlreicher Zeitungsbeiträge und Feuilletons sowohl in den deutschsprachigen als auch in den ungarischsprachigen Tageszeitungen und Blättern aus Budapest tätig. Aus dieser Zeit rührten seine vielfältigen Kontakte zu ungarischen Literaten: 1868 wurde er Mitglied des Literaturkreises „Kávéforrás“ (*Kaffeequelle*). Zum Literaturkreis gehörten Jenő Rákosi (geborener Kremsner), Adolf Ágai (geborener Rosenzweig), Ivor Kaas, János Asbóth, Lajos Hevesi (geborener Löwy), Árpád Berczik, István Toldy, Ferenc Csepreghy, István Márkus, Miklós Márkus und Tobiás Löw – manche von

<sup>3</sup> Als der Direktor sich nach seinen früheren Schulergebnissen erkundigte und auf die Antwort des Jungen damit reagierte, dass die Juden einander nur ausgezeichnet geben, fühlte sich der junge Ludwig Dux beleidigt. Lajos Dóczi: *Hogy' tanultam magyarul*. In: *Magyar szellemi élet. Elbeszélések és rajzok a magyar írók és művészek életéből*. Hg. Mihály Ig-mándi. Budapest 1892, 8–9, hier 9.

<sup>4</sup> [v.]: Dóczi Lajosnál. In: *Budapesti Napló* 7 (1902) 353, 5–6, hier 6.

ihnen waren ebenfalls jüdischer Herkunft, aber alle fühlten magyarisch, betrachteten sich als der ungarischen Nation zugehörig. In den Literaturkreis wurde Ludwig von Dóczy von Jenő Rákosi eingeführt, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband.

Durch seinen in „Borsszem Jankó“ veröffentlichten Artikel machte Ludwig von Dóczy den Grafen Gyula Andrássy auf sich aufmerksam. Er trat zuerst als Stenograf, dann als Sekretär an die Seite des Ministerpräsidenten Andrássy – das war der erste Schritt seiner politischen Laufbahn. Er schrieb Artikel über die ungarische Politik und stenografierte die im Parlament oder in den Versammlungen gehaltenen Reden des Grafen. In der Übertragung des Stenogramms hat er die glänzenden Ideen des Ministerpräsidenten konzipiert, zugespitzt und dadurch ihre Wirkung erhöht. Der Graf hatte »sein Formtalent, das zwei Sprachen gleich umfaßte«, erkannt und hochgeschätzt.<sup>5</sup> Als Andrássy im Jahre 1871 zum Außenminister der Österreichisch-Ungarischen Monarchie ernannt wurde, begleitete ihn Ludwig von Dóczy nach Wien. Hier wurde er zunächst zum Sektionsrat, später zum Hofrat und schließlich zum Pressechef ernannt. Er nahm mit dem Außenminister am 13. Juli 1878 am Kongress von Berlin teil. Der im Umgang mit Journalisten sonst zurückhaltende Andrássy lud Dóczy in seinen engsten Familienkreis ein. Der Graf bewunderte seinen Scharfsinn und Geisteswitz.<sup>6</sup> Als Graf Andrássy sich am 7. Oktober 1879 aus der Leitung des Ministeriums zurückzog, blieb Dóczy unter Heinrich Karl Freiherr von Haymerle im Amt. Als 1902 Dóczy in Pension ging, kehrte er von Wien nach Budapest zurück.

1889 wurde ihm der gewünschte Barontitel Ludwig Dóczy de Németh-Keresztúr verliehen (Doczy Freiherr von Deutschkreutz), seinen Namen schrieb er von nun an mit einem -y, aus Dóczy wurde Dóczy. Verliehen wurde ihm außerdem 1876 der österreichische Orden der Eisernen Krone III. und 1878 der Franz-Joseph-Orden. Er wurde 1887 Mitglied zweier literarischer Gesellschaften: der Kisfaludy-Gesellschaft und der Petőfi-Gesellschaft.

---

<sup>5</sup> B. F.: Doczy, 2.

<sup>6</sup> Laut einer Anekdote habe der Außenminister seinem Angestellten Ludwig von Dóczy gesagt, dass er einen einzigen Makel habe, nämlich, dass er keine Worte ohne Sinn und Tiefgang äußern könne. Er [Dóczy] glaube sicher, dass er immer mit klugen Menschen zu tun habe. [Δ]: Dóczy Lajos. In: Uj Idők 1 (1895) 37, 158–159, hier 159.

## Herkunft und Doppelidentität

Ludwig von Dóczy lebte im Schnittpunkt mehrerer Kulturen. Er stammte aus einer jüdischen Familie, konvertierte aus Heiratsgründen zum Christentum, ohne seine Zugehörigkeit zum Judentum zu leugnen. Während der Ödenburger Schulzeit erlebte er die Zweisprachigkeit als einen natürlichen Zustand; dann studierte er in deutscher Sprache. Er schrieb Privatbriefe und verfasste zahlreiche Feuilletons in deutscher und in ungarischer Sprache. Seine eigenen literarischen Werke schuf er aber ausschließlich auf Ungarisch. Das zeugt davon, dass er sich der ungarischen Kultur zugehörig fühlte. In gesellschaftlicher Hinsicht nahm er eine Zwischenstellung zwischen der deutschen und ungarischen Kultur ein. Seine Bekenntnisse und Erinnerungen bestätigen, dass die ungarische Identität seine eigene Wahl war. Dóczy gestand mehrmals (so im Vorwort zu Schillers Gedichten und in Zeitungsartikeln), dass er dank seines Lehrers, Professor Károly Thiering, Ungar wurde, sowohl im Gefühl als auch gedanklich und sprachlich. Seinem Lehrer habe er jedoch nicht nur die Liebe zur ungarischen, sondern auch zur deutschen Literatur zu verdanken.<sup>7</sup>

Seine Doppelidentität beschäftigte im Laufe des Akkulturations- und Assimilationsprozesses im 19. Jahrhundert auch seine Zeitgenossen. Zwar erlebte er Situationen mit subtilem Antisemitismus, hatte aber keine großen Schwierigkeiten, sich wegen seiner jüdischen Herkunft in die Gesellschaft einzufügen, zu integrieren. Er war imstande, sich der jeweiligen Situation anzupassen, die jeweilige Lebenslage richtig einzuschätzen, was ihm verhalf, eine Karriere zu machen.<sup>8</sup>

Ludwig von Dóczy verkörperte den österreichisch-ungarischen Dualismus: Er war ein deutsch-ungarischer, in beiden Kulturen heimischer zweisprachiger Literat und Übersetzer. Daher wurde er mit dem Doppeladler aus dem Wappen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie verglichen: Er habe ebenfalls zwei Köpfe und zwei Hälse, so könne er aus einem auf Deutsch, aus dem anderen auf Ungarisch singen. Die „Neue Freie Presse“ schrieb über ihn: »Dieser ungarische Dichter war eben auch ein deutscher Dichter, er besaß diese Doppelzüngigkeit der edelsten und seltensten Art, in zwei Sprachen sagen zu können, was ihn freute. [...] Er bleibt der doppelsprachige Dichter.

<sup>7</sup> [v.]: Dóczy Lajosnál, 6.

<sup>8</sup> Eszter Tarjányi: Zwei Vermittler der ungarischen Literatur: Karl Maria Kertbeny und Ludwig von Dóczy (Übersetzt von Matthias Schimmele). In: Verschränkte Kulturen: Polnisch-deutscher und ungarisch-deutscher Literatur- und Kulturtransfer. Hgg. Tamás Harmat, Zsuzsa Soproni. Berlin 2018, 287–302, hier 287.

Zwei Seelen wohnen in seiner Brust, doch keine will sich von der andern trennen, beide verschmelzen sich in ihm zum reinen Zusammenklang. Ganz unabhängig von ihnen waltet die dritte Seele, die politische. Ihr dankt er Ehren und Würden.«<sup>9</sup>

Die Äußerungen ungarischer Literaten verraten, dass sie von Dóczi Loyalitätserklärung, Treue einforderten. Über seine Identität und Loyalität wurde sogar gestritten. Der Schriftsteller Kálmán Mikszáth meinte, Ludwig von Dóczi schreibe zwar für deutsche Zeitungen, schwärme jedoch für die ungarische Literatur, denn sein Herz und seine Seele seien ungarisch.<sup>10</sup> Die ungarische Identität von Dóczi stärke auch die Tatsache, dass er seine eigenen Werke auf Ungarisch verfasse, und er selber deren deutsche Versionen für »Übertragungen« halte.<sup>11</sup>

Bevor wir seine übersetzerische Tätigkeit näher betrachten, wollen wir einen Blick auf seine Originalwerke werfen. Ludwig von Dóczi zeichnete sich nicht nur in der Politik, sondern auch im Bereich der Literatur aus. Das Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ würdigte ihn folgenderweise und hob zugleich eine seiner wichtigsten Charaktereigenschaften, die »echte selbstlose Bescheidenheit« hervor: »Er hat auf manchen Gebieten die Kunst gezeigt, ›in Szene zu setzen‹, in der Politik und auf der Bühne, aber er kann es stolz behaupten, daß er niemals verstanden hat, sich selbst in Szene zu setzen.«<sup>12</sup>

In Szene gesetzt wurden die Schauspiele von Ludwig von Dóczi. Als Autor schrieb er vor allem Dramen. Seinem Sturm und Drang-Drama „Der letzte Prophet“ (*Az utolsó próféta vagy Jeruzsálem pusztulása*, Aufführung 1867) folgte 1871 das romantische Märchendrama „Der Kuß“ (*Csók*), sein Erfolgsstück, ein Lustspiel, das 1874 im Ungarischen Nationaltheater in Budapest uraufgeführt wurde. Sein nächstes Schauspiel, „Letzte Liebe“ (*Utolsó szerelem*), entstand 1879 und wurde 1884 auf die Bühne gebracht. Weitere seiner dramatischen Werke waren „Maria Széchy“ (*Széchy Mária*, 1884), das zwei Jahre später im Ungarischen Nationaltheater aufgeführt wurde; das Gesellschaftsdrama „Gemischte Paare“ (*Vegyés párok* 1888, Aufführung 1889), das im 19. Jahrhundert aktuelle Thema der christlich-jüdischen Mischehe behandelte; die Tragödie „Gräfin Vera“ (*Vera grófnő* 1886, Aufführung 1891), die das Thema der Ehescheidung bearbeitete, und das Lustspiel „Ellinor“ (*Ellinor*

<sup>9</sup> B. F.: Doczy, 1, 3.

<sup>10</sup> Kálmán Mikszáth: Dóczi Lajos. 1845–. In: Carmela. Magyar regényírók képes kiadása. Hg. K. Mikszáth. Budapest 1906, V–XI, hier V.

<sup>11</sup> Dóczi Lajosról. In: Pesti Hírlap 10 (1888) 345, 15. Dezember, 4.

<sup>12</sup> B. F.: Doczy, 3.

1896, Aufführung 1897).<sup>13</sup> Außer Dramen schrieb Dóczi auch Lyrik („Gedichte“ [*Költeményei*], 1890) und Prosa („Erzählungen“ [*Beszélyek és vázlatok*], 1890). Er machte die ungarische Sprache zu seiner Literatursprache, in der er seine Originalwerke schrieb.

Von besonderer Bedeutung ist das Stück „Der Kuß“ (*Csók*), das ihm den Erfolg brachte: Es wurde nach der Uraufführung (1874) in einer einzigen Saison siebzehnmals gespielt und blieb jahrzehntelang das beliebte Schauspiel des Publikums. Mit diesem Lustspiel hängt auch der Namenswechsel von Ludwig von Dóczi, die Magyarisierung seines Familiennamens zusammen. Mit dem Stück gewann er nämlich 1871 den Preis der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Da er aber das Lustspiel unter dem Pseudonym Lajos Dóczi einreichte, musste er seinen Namen von Ludwig Dux in Lajos Dóczi ändern, um den Preis zu erhalten. Er wurde unter dem magyarisierten Namen Lajos Dóczi bekannt, was seine ungarische Identität zu stärken schien.

## Dóczis Übertragungen ins Deutsche

Manche seiner eigenen Werke übersetzte er selbst ins Deutsche: Die Dramen „Der Kuß“ (*Csók*, 1877), „Letzte Liebe“ (*Utolsó szerelem*, 1887), „Maria Széchy“ (*Széchy Mária*, 1891) und die Novelle „Carmela Spadaro“ (*Carmela*, 1890). Die Übersetzungen der eigenen Werke waren freiere Übertragungen, um den Ansprüchen des Wiener Publikums gerecht zu werden. Die Dramen „Der Kuß“ und „Letzte Liebe“ wurden auf der deutschen Bühne mit Erfolg aufgeführt („Der Kuß“ 59 Aufführungen, „Letzte Liebe“ 33 Aufführungen).<sup>14</sup> Den „Kuß“ würdigte die „Neue Freie Presse“ wie folgt: »Das hübsche Werk stammte aus des Dichters Muttersprache [...] war von der Budapester Akademie preisgekrönt, dann von Doczy selbst ins Deutsche übersetzt worden. ›Übersetzt‹ ist nicht der zutreffende Ausdruck. „Der Kuß“ ist vom ersten bis zum letzten Vers eine deutsche Neudichtung, die keinen Augenblick den Gedanken an einen fremden Ursprung aufkommen ließ.«<sup>15</sup>

Dóczi zeichnete sich durch eine künstlerische Sprache aus und erreichte sowohl im Deutschen als auch Ungarischen ein hohes sprachliches Niveau. Er war in kultureller und sprachlicher Hinsicht ein *Dualist*. Seine perfekte

<sup>13</sup> Fürst: Dóczi, 35–46.

<sup>14</sup> Ebenda, 39.

<sup>15</sup> B. F.: Doczy, 1.

deutsch-ungarische Zweisprachigkeit und literarische Begabung verhalfen ihm dazu, als Literaturvermittler tätig zu sein.

Außer den eigenen Dramen übertrug Dóczy für die Bühne des Ungarischen Nationaltheaters in Budapest das Lustspiel „Schach dem König“ von Hippolyt August Schauffert (1871) und die romantische Oper „Merlin“ von Carl Goldmark, nach dem Libretto von Siegfried Lipiner (1887). Für die deutsche Bühne bearbeitete er die ungarische Erzählung „Ritter Pasman“ (*Pázmán lovag*) von János Arany. Die Uraufführung der Oper „Ritter Pasman“ von Johann Strauss (Sohn) fand im Jahre 1892 in der Wiener Hofoper statt. Von bleibendem Wert sind auch seine Übertragungen ungarischer Klassiker ins Deutsche und deutscher Klassiker ins Ungarische. Seine ersten Nachdichtungen erschienen im Zeitraum von 1872 bis 1876 im Wiener literarischen Jahrbuch „Die Dioskuren“: Gedichte und Balladen von János Arany, Sándor Petőfi, Mihály Vörösmarty, József Eötvös und Ferenc Verseghy. Mit seinen Übertragungen popularisierte er die ungarische Literatur im westeuropäischen Raum. In Buchform wurden die Nachdichtungen von János Arany veröffentlicht.<sup>16</sup>

Von großer Bedeutung ist die Übersetzung des Hauptwerkes von Imre Madách, „Die Tragödie des Menschen“, die 1891 veröffentlicht wurde. Weitere Auflagen erschienen 1892 und 1983.<sup>17</sup> Dóczis Leistung trug damals zur Bekanntheit des Werkes von Madách im deutschsprachigen Raum bei. Die Erstaufführung der „Tragödie des Menschen“ in deutscher Sprache fand 1892 auf der Bühne des Hamburger Stadttheaters statt, auf Anregung des Theaterdirektors Bernhard Pollini, inszeniert von Robert Buchholz.<sup>18</sup> Das Jahr 1892 markiert die »ausländische Bühnenlaufbahn« der „Tragödie des Menschen“.<sup>19</sup> Vom Hamburger Erfolg zeugt, dass anstatt der ursprünglich vorgesehenen sieben dann sechzehn Vorstellungen der „Tragödie“ stattfanden, fünfzehnmal vor ausverkauftem Haus. Die „Hamburger Nachrichten“ und das „Hamburger Fremdenblatt“ berichteten von »warmer« und »verständnissinniger« Aufnahme.<sup>20</sup> Wien war die zweite Stadt im deutschen Sprachgebiet, in der die „Tra-

<sup>16</sup> Johann Arany: Gedichte. Übersetzt von Ludwig Dóczy. Budapest 1903.

<sup>17</sup> *Die Tragödie des Menschen. Ein dramatisches Gedicht von Emerich Madách.* Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Dóczy. Stuttgart 1891, <sup>2</sup>1892, <sup>3</sup>1893 (Magyar Országos Közös Katalógus. <http://www.mokka.hu> [13. April 2021]).

<sup>18</sup> Jessica Érci: Die Tragödie des Menschen von Imre Madách als Theaterstück. Wien 2011, 67. [http://othes.univie.ac.at/16565/1/2011-10-09\\_0700181.pdf](http://othes.univie.ac.at/16565/1/2011-10-09_0700181.pdf) (13. April 2021).

<sup>19</sup> Katalin Podmaniczky: Die ersten Aufführungen von Imre Madách' „Die Tragödie des Menschen“ im deutschen Sprachgebiet. In: *Hungarian Studies* 4 (1988) 2, 149–165, hier 149.

<sup>20</sup> Ebenda, 152.

gödie“ ebenfalls sechzehnmal aufgeführt wurde. Das im Wiener Ausstellungstheater aufgeführte Stück hatte allerdings keinen ungetrübten Erfolg, da dem Übersetzer die »goethesche Sprache« seiner Übertragung vorgeworfen wurde.<sup>21</sup> Ort der dritten Aufführung der „Tragödie“ 1893 war das Berliner Lessing-Theater. Hier blieb der Erfolg aus.<sup>22</sup> Danach wurde das Stück auf deutschen Bühnen erst nach zwei Jahrzehnten, im Jahre 1916, in der Schweiz von der Freistudentenschaft der Universität Zürich erneut auf die Bühne gebracht. Für den nicht ungetrübten Erfolg der „Tragödie“ sorgten eigentlich die Kritiker, die das übersetzte Madách-Drama als eine ungarische Nachempfindung von Goethes „Faust“ betrachteten. »Ohne die Anregung von Goethe her wäre „Die Tragödie des Menschen“ wahrscheinlich nie geworden« – schrieb die „Neue Freie Presse“.<sup>23</sup>

Ein Jahr vor der Veröffentlichung seiner Tragödie-Übersetzung, im Jahre 1890, schrieb Ludwig von Dóczy einen Aufsatz über das Drama von Imre Madách mit dem Titel „Die Welt – ein Traum. Ein ungarisches Weltpoëm“. Seine Artikelserie erschien in der „Neuen Freie Presse“.<sup>24</sup> Er fasste den Inhalt der dramatischen Dichtung zusammen und präsentierte Fragmente aus seiner Übersetzung. Mit seinem dreiteiligen Beitrag machte er die Literaturfreunde auf das Werk von Imre Madách aufmerksam: »Je mehr man dieses Werk erkennt, desto tiefer fühlt man, daß nur ein dichterisches Gemüth und ein schaffender – nicht bloß construirender – Geist es erdenken und gestalten konnte; freilich ein Dichter sonderbarer Art, den nur das Feuer seiner Kunst durchglüht, ohne daß ihm ihr Licht aufgegangen wäre. Er hat kaum eine Ahnung vom Handwerk, das in jeder Kunst steckt. Das zeigt nicht nur sein unbeholfener Vers, sondern auch seine Art, Begriffe in die gewöhnlichsten und knappsten Worte zu kleiden, wie sie der Wissenschaft, aber nicht der Kunst geläufig sind [...] Die naiv erhabene Ausdrucksweise eines Goethe, die das Abstracte auch im Wort sinnfällig und ursprünglich erscheinen läßt, fehlt Madách gänzlich; er setzt an seine Stelle die Naivität eines Gelehrten, der auch im Wort für groß hält, was ihm als Begriff groß erscheint, und Wahrheit wie Klarheit auch an sich für schön hält. All dies gilt jedoch nur von der Form und

<sup>21</sup> Ebenda, 153.

<sup>22</sup> Ebenda, 158.

<sup>23</sup> [W]: Die Tragödie des Menschen. Dramatische Dichtung in vier Aufzügen und vierzehn Bildern von Emerich Madách, übersetzt von Ludwig Dóczy. Erste Aufführung auf dem Internationalen Ausstellungstheater. In: Neue Freie Presse 22. Juni 1892, 1–3, hier 1.

<sup>24</sup> Ludwig Dóczy: Die Welt – ein Traum (Ein ungarisches Weltpoëm). In: Neue Freie Presse, 1. November 1890, 3–6; 4. November 1890, 1–2; 5. November 1890, 1–4.

Technik – und deshalb glaube ich, daß ein Übersetzer mit Fug (und Maß) daran auch glätten darf; in der Sache ist Madách trotz seines ewigen Denkens und Philosophirens ein großer Dichter durch seine gewaltige Anschauung und sein leidenschaftliches Empfinden.«<sup>25</sup>

Die oft ungereimten Verse des Originals gab Dóczi gereimt wieder. Die in Goethes Manier gereimte Form des Zieltextes von Dóczi hob die Ähnlichkeiten der zwei Dramen hervor. Seine Zeitgenossen meinten, er »verdeutsche« „Die Tragödie des Menschen“, das Drama von Madách sei eine Nachdichtung des „Fausts“. Aber seine Vorgehensweise war eigentlich ein Verfahren der Einbürgerung, der *kulturellen Adaptation*. Dóczi wollte mit seiner Übersetzung des ungarischen Dramas den Erwartungsnormen der zielkulturellen Empfänger entgegenkommen und bei den deutschen Lesern die gleiche Wirkung auslösen, wie das Original bei seinen Lesern hervorrief. Im kurzen Vorwort seines Übersetzungsbandes betonte er, dass er sich dazu berechtigt fühle, das Drama in einer freieren Form wiederzugeben, dass er aber dem Original inhaltlich treu bleibe, und eine »wortgetreue« Übersetzung anstrebe.<sup>26</sup> Eine gewisse Freiheit zeigt sich auch darin, dass er den Text nicht immer Zeile für Zeile übersetzte: In manchen Monologen ist eine Vergrößerung der Zeilenzahl festzustellen. Die Sätze werden in diesen Monologen kürzer, die wachsende Zahl der Ausrufe- beziehungsweise Fragesätze steigert die Emotionalität. Diese Änderungen sind die Folgen der gebundenen Form, des Rhythmus und der Reime. Inhaltlich bleibt der Zieltext jedoch dem Ausgangstext treu, auch wenn der Zieltext wegen der Formänderung an manchen Textstellen anders gefärbt wirkt. Die „Neue Freie Presse“ äußerte über den Übersetzer und seine Übertragung: »Befriedigt hat es bis jetzt noch keiner so gut als der ungarische Dichter, der in seinem Landsmann Doczi einen so trefflichen Übersetzer getroffen hat. Alles steht wol nicht auf gleicher Höhe in dieser Übersetzung, das ist ja selbstverständlich, doch in den entscheidenden Momenten wird der Dichter von seinem Übersetzer nie verrathen.«<sup>27</sup>

<sup>25</sup> Ebenda (5. November), 1.

<sup>26</sup> Ludwig Dóczi: Vorbemerkung. In: *Die Tragödie des Menschen. Ein dramatisches Gedicht von Emerich Madách* (1892) 3–4, hier 4.

<sup>27</sup> [W]: *Die Tragödie des Menschen*, 1.

## Der Übersetzer deutscher Klassiker

Besonders erfolgreich war Ludwig von Dóczi als Übersetzer aus dem Deutschen ins Ungarische. Als er 1902 in Pension ging, übersiedelte er von Wien nach Budapest, in den Ort, wo er »ruhig sitzen und schaffen sollte.«<sup>28</sup> Er übertrug Schillers sämtliche Gedichte (1902), Schillers „Wallenstein-Trilogie“ (1905) und Goethes Gedichte (1906) ins Ungarische. Vor ihm wurden schon Goethes Gedichte ins Ungarische übertragen (von Mihály Balla und Károly Szász). Dóczi wollte aber die früheren Nachdichtungen quantitativ und qualitativ übertreffen. Er übertrug auch Sonette von Goethe, die bis dahin nicht nachgedichtet wurden. Den Übersetzungsband mit den Schiller-Gedichten widmete er seinem alten Professor Thiering aus Ödenburg, denn ohne ihn wäre er kein ungarischer Schriftsteller geworden.<sup>29</sup>

Seinen Erfolg als Literaturübersetzer verdankte er jedoch seiner „Faust“-Übersetzung. Ludwig von Dóczi arbeitete etwa drei Jahrzehnte lang an seiner „Faust“-Übertragung, ähnlich wie Johann Wolfgang von Goethe am „Faust I“ („Urfaust“, 1772–1775; „Faust – Ein Fragment“, 1790; „Faust, I. Teil“, 1808). Im Vorwort seiner Übertragung (1900) gestand Dóczi, dass die Übersetzung von „Faust“ ihn fortwährend – beim Spaziergang, auf Reisen, in ruhelosen Zeiten – beschäftigt habe. Die ersten Versuche der Übersetzung stammten aus dem Jahre 1869, als er ein Fragment des „Faust“ auf Bitten von Jenő Rákosi – die Szene Nacht, Klang der Osterglocken – ins Ungarische übertrug. Das Fragment wurde in der Pester Tageszeitung „Reform“ veröffentlicht. 1873 erschien der erste Teil des „Faust“ in der Übersetzung von Dóczi. Die Erstaufführung von „Faust I“ fand 1887 im Ungarischen Nationaltheater in Pest statt, und das Drama wurde etwa drei Jahrzehnte ausschließlich in Dóczis Übersetzung gespielt. Das Stück brachte Ede Paulay auf die Bühne. Die erste, 1873 veröffentlichte „Faust“-Übertragung hat Dóczi im Laufe der Jahre bearbeitet und verbessert, und dem „Faust I“ ein paar Szenen aus dem „Faust II“ hinzugefügt – darunter die Szene der Verzeihung und Erlösung Fausts, Gretchens Fürsprache vor der Mater gloriosa –, damit das Ende des Dramas nicht »kränkend« sei.<sup>30</sup> Die neubearbeitete Auflage von „Faust“ wurde 1900 veröffentlicht und 1910 von Imre Tóth erneut auf die Bühne gebracht.

<sup>28</sup> J. *Winternitz*: Briefe von Ludwig Dóczi. In: Pester Lloyd 66 (1919) 248, 14. Dezember, Morgenblatt, 1–4, hier 2.

<sup>29</sup> Lajos Dóczi: Ajánlás. In: Schiller költeményei. Fordította Dóczi L. Budapest <sup>2</sup>1902, hier II.

<sup>30</sup> *Fürst*: Dóczi, 90.

Die „Faust“-Übersetzung Dóczis wurde von den Zeitgenossen als »der ungarische Faust« bezeichnet und begründete zugleich seinen Ruf als Übersetzer.<sup>31</sup> Das dramatische Gedicht erlebte mehrere Auflagen von seiner Erstausgabe im Jahre 1873 bis 1930.<sup>32</sup> Dem ungarischen Leserkreis und Publikum wurde das Goethesche Drama in der Übersetzung von Dóczi bekannt, der es nach eigenem Bekunden mit besonders großer Leidenschaft nachdichtete.<sup>33</sup> Beim Vergleich von Übersetzung und Original stellt sich heraus, dass der Übersetzer dem Original folgt: Er gibt die Textstellen gereimt oder reimlos wieder, wie sie bei Goethe vorliegen. Die Anzahl der Zeilen des Ausgangstextes wird im Zieltext bewahrt, und auch die Satzstruktur und Interpunktion werden treu beibehalten. Dóczis „Faust“-Übertragung entfaltet in manchen Szenen eine Tendenz zur Einbürgerung. Das einbürgernde Übersetzen zeigt sich in der Wiedergabe sprachlicher und kultureller Realia, wie zum Beispiel von geografischen Namen. In der Szene „Walpurgisnacht“ verlegt Dóczi den Ort der Handlung aus dem deutschen Harzgebirge nach Pest. Der geografische Ort der Hexensabbat ist nicht mehr der Brocken (oder Blocksberg) im Harz, sondern der in Budapest liegende, von der deutschsprachigen Bevölkerung auch *Blocksberg* genannte Gellért-Berg, der in der ungarischen Mythologie als Ort der Hexenversammlungen gilt. Damit wollte der Übersetzer die Rezeption des Dramas in der Zielkultur erleichtern. Ein weiteres einbürgern- des Element ist die Übersetzung der Eigennamen, so der Namen der jungen Frauen in der Szene „Am Brunnen“. Ihre Eigennamen lassen die jungen Frauen als typische Personen einer kleinen Dorfgemeinschaft erscheinen, die aber nicht nur durch ihre Namen charakterisiert werden, sondern auch durch ihre volkstümliche Sprechweise. Auch die sprechenden Namen gelten als Kulturspezifika. Sie wurden von Dóczi treffend übersetzt.

<sup>31</sup> Ebenda, 70.

<sup>32</sup> *Faust. Göthe tragédiája*. Ford. Dóczi Lajos. Pest: Ráth 1873; *Goethe: Faust. Tragédia*. Új kiad. Budapest: Ráth 1883; *Goethe: Faust. Tragédia*. 3. átdolg. kiad. Budapest: Wodianer [1900], Budapest: Wodianer [1901]; *Goethe drámai műveiből: Faust, Iphigenia Taurisban*. Ford. Dóczi Lajos, Csengeri János. Budapest: Lampel 1906; *Faust. Göthe tragédiája*. Ford. Dóczi Lajos. Budapest: Lampel [1907]; *Faust. Wolfgang Johann Goethe*. Ford. Dóczi Lajos. Budapest: Lampel [nach 1920]; *Faust. Goethe*. Ford. Dóczy Lajos. [Budapest]: Franklin [1930]. Magyar Országos Közös Katalógus. <http://www.mokka.hu> (13. April 2021).

<sup>33</sup> Jenő Rákosi: Emlékezések. II. Budapest 1926, 22–23.

## Schlussfolgerungen

Seine Kritiker warfen ihm gerade die *kulturelle Adaptation* vor. Außerdem behaupteten sie, dass Ludwig von Dóczi deutscher Herkunft sei, folglich beherrsche er die ungarische Sprache nicht vollkommen. Nach einem Bericht der Zeitung „Uj Idők“ (*Neue Zeiten*) habe nach der Aufführung des Lustspiels „Der Kuß“ in Wien ein Kritiker gemeint, am Übersetzer könne man nicht erkennen, dass er ein deutscher Schriftsteller ungarischer Herkunft sei. Dóczi antwortete ihm, was seine Herkunft betreffe, sei er kein »Dualist« – er sei 70 Prozent Ungar und nur 30 Prozent Deutscher.<sup>34</sup> Auch diese Anekdote zeigt, dass seine Identität Gegenstand von Kontroversen war.

Als Dóczi die geistesverwandten Menschheitsdramen – Goethes „Faust“ und die „Tragödie des Menschen“ von Madách – übertrug, lagen diese schon in mehreren Übersetzungen vor. Unter den Übersetzern war Dóczi der Einzige, der beide dramatischen Dichtungen gleichsam bewusst übersetzte: Er brachte sie durch seine Anpassung an die Zielkultur nicht nur sprachlich, sondern auch kulturell der jeweiligen Literatur näher. Da er in der deutschen Kultur und in Goethes Sprache heimisch war, wirkte seine „Tragödie“-Übersetzung »faustisch«, »goetheisch«, durch die kulturelle Adaptation näherte er die „Faust“-Übersetzung der ungarischen Kultur an. Beide seiner Dramenübertragungen machten die gegenseitigen kulturellen Beziehungen wahrnehmbar. Sie wurden von einem breiten Publikum gelesen und erfreuten sich auf der Bühne großen Erfolgs. József Túróczi-Trostler würdigte Ludwig von Dóczi als den »virtuose[n] Bürger zweier Sprachwelten«.<sup>35</sup> Die geistige Heimat des zweisprachigen Intellektuellen und Kulturvermittlers Ludwig von Dóczi war allem Anschein nach die Österreichisch-Ungarische Monarchie, wo er sich »als ungarischer wie als deutscher Dichter berühmt und in beiden Literaturen und Sprachen ein Meister« bewies.<sup>36</sup> Sein Lebensende fiel mit dem Ende Österreich-Ungarns zusammen. Er starb in unruhigen Zeiten, am 28. August 1919, in Budapest.

<sup>34</sup> [Δ]: Dóczi Lajos, 159.

<sup>35</sup> Josef *Turóczi-Trostler*: Ungarische Dichtung in deutschen Übersetzungen. In: *Pester Lloyd* 82 (1935) 196, 30. August, Morgenblatt, 1.

<sup>36</sup> Arnold *Weisse*: Stadt-Theater („Die Tragödie des Menschen“). In: *Hamburger Fremden-Blatt*. *Hamburger Abend-Zeitung* 64/43, 20. Februar 892, 5.

---

## BESPRECHUNGEN

---

JAKÓ, ZSIGMOND: *Írás, levéltár, társadalom. Tanulmányok és források Erdély történelméhez* [Schrift, Archiv, Gesellschaft. Abhandlungen und Quellen zur Geschichte Siebenbürgens]. Szerkesztők DÁNÉ, VERONKA – FEJÉR, TAMÁS – JAKÓ, KLÁRA. Budapest: MTA Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Történettudományi Intézet 2016. 884 S., 5 Abb. ISBN 978–963–416–033–5 = Magyar Történelmi Emlékek. Értekezések.

Den wahrlich bedeutenden Vertretern der ungarischen Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert waren mindestens zwei Eigenschaften gemeinsam: Sie waren bereits als Anfänger reife Wissenschaftler, und sie haben politische Umwälzungen verarbeitet, ohne sich fachlich oder ideologisch zu verbiegen. Professor Zsigmond Jakó (Biharfélegyháza, 1916 – Klausenburg, 2008) war einer von ihnen. Ein Zusatzmerkmal seiner Originalität weist ihn als Gelehrten aus, der seine Laufbahn als Angehöriger der Mehrheitsnation begonnen hatte, sie aber, knapp dreißigjährig, als Mitglied einer nationalen Minderheit fortsetzte. Die entsprechende äußere Rahmenbedingung blieb ihm dann zeitlebens erhalten.

Geboren wurde er kurz vor dem Zusammenbruch des historischen Ungarn im mittelostungarischen Partium, im Komitat Bihar, einen halben Kilometer entfernt von der vier Jahre später aufgrund des Friedensvertrags von Trianon 1920 gezogenen ungarisch-rumänischen Staatsgrenze. Im hohen Alter bezeichnete er die Eingliederung seiner rein ungarischen Umgebung in den großrumänischen Staat als Grunderlebnis, das seine Berufswahl früh entschieden hatte. Die wechselnde Stellung Siebenbürgens unter dem gleichzeitigen Druck des ungarischen und des rumänischen Machtanspruchs, die er in seiner frühen Schulzeit mit kindlicher Verwunderung wahrgenommen hatte, verlieh ihm bald die Antriebskraft zur Beschäftigung mit der Geschichte seiner engeren und weiteren Geburtsregion.

Für sein Geschichts- und Lateinstudium zog es ihn nach Budapest, wo er sich der volksgeschichtlichen Schule um Elemér Mályusz (1898–1989) anschloss; diese war damals neben der geistesgeschichtlichen um Gyula Szekfű (1883–1955) die maßgebende Strömung der ungarischen Historiografie.<sup>1</sup> Nach der Promotion 1939 bei Mályusz über „Das Komitat Bihar vor der türkischen Zerstörung“<sup>2</sup> er-

---

<sup>1</sup> Vgl. Vilmos Erős: *Geistesgeschichte versus Volksgeschichte im Ungarn der frühen 1940er Jahre*. Gyula Szekfű und István Szabó über die Geschichte der ungarländischen Nationalitäten. In: *Ungarn-Jahrbuch* 35 (2019) 209–227.

<sup>2</sup> *Zs. Jakó: Bihar megye a török pusztítás előtt*. Budapest 1940.

hielt er die Möglichkeit, seine quellenkundlichen und paläografischen Fähigkeiten am Ungarischen Staatsarchiv unter Beweis zu stellen. Die Einwirkung der Politik mit der Rückgliederung Nordsiebenbürgens aufgrund des Zweiten Wiener Schiedsspruchs 1940 festigte ihn nur in seiner beruflichen Bahn, in der er sich neben der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Siedlungs- und Sozialgeschichte des Partium und des inneren Siebenbürgen Arbeitsschwerpunkten in der Archivwissenschaft und den historischen Hilfswissenschaften widmete.

Allerdings wechselte er im Weltkrieg seinen Betätigungsort: Ab 1941 arbeitete er am Archiv des Siebenbürgischen Nationalmuseums (*Erdélyi Nemzeti Múzeum Levéltára*), das in Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) den nach dem Budapester Staatsarchiv umfangreichsten Bestand an mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellen mit Bezug auf Siebenbürgen und das Partium beherbergte. Der Umzug in die heimliche Hauptstadt Siebenbürgens schuf, was ihm damals wohl nicht bewusst war, die Voraussetzung für die ideelle Erweiterung seines Berufsbildes, die sich ab Ende 1944 tatsächlich vollziehen sollte. Mit den teilweise waghalsigen persönlichen Unternehmungen zur Rettung und Neuaufstellung von kriegsbedrohten archivalischen Transylvanica auch privater Provenienz sowie, vor allem, der Entscheidung, nicht wieder nach Budapest zu gehen, wandelte sich für Jakó der Beruf des Historikers in eine Berufung um. Spätestens nach dem Weltkrieg und dem Wiederanschluss Nordsiebenbürgens an Rumänien im Sinne des Pariser Friedensvertrags von 1947 blickte er immer auch über den Horizont des puren Brotenerwerbs hinaus. Dieses Berufungsverständnis half ihm, seine eigene fachliche Redlichkeit zu bewahren. Ihm waren das Gefühl und die Zuversicht beigemischt, gegen die politische und die nationale Unterdrückung durch die kommunistische Diktatur zum Wohl der ungarischen Minderheit in Rumänien eine Art Widerstand leisten zu können. Am Archiv des Siebenbürgischen Nationalmuseums blieb er bis zu dessen Verstaatlichung 1950 tätig. Schon seit 1942 hatte er eine Assistentenstelle an der Franz-Joseph-Universität in Klausenburg inne, die, in Bolyai Universität umbenannt, ihn 1945 zum Dozenten und 1947 zum Ordinarius ernannte. Hier durchlief er, 1952 für zwei Jahre wegen seiner bürgerlichen Herkunft aus dem Universitätsdienst entfernt, die Professorenlaufbahn bis zur Emeritierung im Jahre 1981. Von 1949 bis 1968 war er zudem Mitarbeiter des Klausenburger Instituts für Geschichte der Rumänischen Akademie der Wissenschaften.

Es erklärt sich aus dem besagten Verständnis von einer stets auch ideellen Wissenschaftlichkeit, dass der vorliegende Band weit über die – formal betrachtet – aktive Zeit des postum Geehrten hinausgreift, zu dessen 100. Geburtstag er verlegt worden ist. Ein Großteil der abgedruckten Beiträge ist nach 1990 entstanden. Der Ruheständler Jakó nutzte die neue Freiheit des Wissenschaftsbetriebs

nach dem Sturz der nationalkommunistischen, rumänischen Diktatur 1989 zur Umsetzung von quellenkundlichen Forschungs- und Publikationsprojekten – vor allem, zum krönenden Abschluss, der bisher vierbändigen Sammlung von mittelalterlichen Urkunden Siebenbürgens in Regestenform<sup>3</sup> –, die er ab den frühen 1980er Jahren noch unter unwürdigen Arbeitsbedingungen, aber stets das Ziel vor Augen, umrissen hatte. Hochbetagt war er außerdem bemüht, sowohl fachschriftstellerisch als auch durch rührige Mitwirkung an wissenschaftsorganisatorischen Vorhaben, so der Neugründung des Siebenbürgischen Museum-Vereins (*Erdélyi Múzeum-Egyesület*), zur Beseitigung der unter den früheren Verhältnissen hochgezogenen Schranken einerseits innerhalb der grenzüberschreitenden ungarischen Geschichtswissenschaft, andererseits jener in Rumänien, einschließlich der ausgewanderten Teile der siebenbürgisch-sächsischen Historiografie, beizutragen. Seine letzte, genealogisch unterbaute Abhandlung über die gemeinadlige Familie Jakó im Mittelalter verfasste er im August 2008, zwei Monate vor seinem Tod („A hodosi Jakók a középkorban“, zum Druck bearbeitet von Klára Jakó und György Rácz, S. 685–694).

Aus dem skizzierten Lebenslauf erschließen sich die Themenfelder, welche diese Schriftensammlung abdecken muss, wenn sie über das Lebenswerk ein repräsentatives Bild zeichnen will: Es sind die – in drei Kapitel geordnete – „Archivgeschichte, Archivwesen“ („Levéltártörténet, levéltárügy“, S. 3–345), „Quellenkritik, Hilfswissenschaften“ („Forráskritika, segéd tudományok“, 349–523) und „Siedlungs- und Gesellschaftsgeschichte“ („Település- és társadalomtörténet“, S. 527–722). Von den Beiträgen, die ursprünglich zwischen 1942 und 2008 erschienen beziehungsweise fertiggestellt worden sind und den historischen Bogen vom 13. bis zum 19. Jahrhundert schlagen, verteilen sich 14 auf das erste, sieben auf das zweite und zehn auf das dritte Kapitel. Veronka Dáné, Tamás Fejér und Klára Jakó – Schüler Jakós –, erläutern in ihrem Vorwort neben den Grundsätzen der Textredaktion die Auswahlkriterien. Demnach haben sie Texte aufgenommen, die einerseits vor beziehungsweise nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in schwer zugänglichen Periodika oder in verstreuten Denkschriften und Kongressbänden erschienen sind, andererseits nicht publiziert wurden (S. XV).

Das umfangreichste Kapitel enthält zum Schicksal der siebenbürgischen Archive, wie die Herausgeber betonen (S. XV), vielfach Daten, die in anderen Quellensammlungen nicht auffindbar sind, Schilderungen von Ereignisreihen, die andere Publikationen nicht dokumentieren. Diese Leistung ist auch dann begrüßenswert, wenn sie einstige behördliche Verfehlungen oder mutwillige Zer-

<sup>3</sup> *Codex diplomaticus Transsylvaniae. Diplomata, epistolae et alia instrumenta litteraria res Transsylvanas illustrantia. Erdélyi okmánytár. Oklevelek, levelek és más írásos emlékek Erdély történetéhez.* I–IV. (1023–1372). Hg. Zsigmond Jakó. Budapest 1997–2014.

störungen zu Kriegs-, aber auch Friedenszeiten aufdeckt. Nach diesem Kapitel über das Rohmaterial des Historikers, die Archivalien, bietet jenes über das analytische Rüstzeug, die Quellenkritik, Ausführungen beispielsweise zu gefälschten mittelalterlichen Urkunden, die über ihren Wortlaut die Denkart und Motive, gleichsam das Weltbild der Fälscher beleuchten. Schließlich veranschaulicht das Schlusskapitel die Darlegung des methodisch geprüften und aufbereiteten Stoffes, die Analyse selbst. Es beinhaltet Kernstücke aus den Erträgen des jungen wie alten Jakó etwa über die Wüstungen im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stephansreich und die siedlungsgeschichtlichen Vorgänge in der Türkenzeit sowie deren Folgen. Die frühen Ausführungen hatten in den 1940er Jahren jene Auffassung der ungarischen Historiografie mit begründet, nach der die Entvölkerungsvorgänge nicht vom Mongolensturm verursacht, sondern in der Epoche der osmanischen Besetzung ausgelöst worden seien. Die anschließenden Anteilsverschiebungen in der Nationalitätenstruktur der Bevölkerung hätten sich für das ungarische Element ungünstiger und nachhaltiger ausgewirkt als selbst die Kriegswirren während der zeitgenössischen Fremdherrschaft.

In einem für den Band redigierten Vortragstext aus dem Jahre 2000 bestätigt und erweitert Jakó diesen Befund. Dabei merkt er aber unter namentlicher Erwähnung seines Doktorvaters an, dass die fruchtbare siedlungsgeschichtliche und historisch-demografische Vorgehensweise, die er in seiner Dissertation angewandt habe, von »Elemér Mályusz tatsächlich unglücklich« mit dem Adjektiv »volkstumsgeschichtlich« getauft« worden sei (»népiségtörténeti«, S. 547). Gerade deswegen müsse, so der von selbstkritischen Untertönen nicht freie Gedankengang weiter, diese in den 1930er Jahren entworfene Methode<sup>4</sup> einerseits zielstrebig auf ihre überholten und entbehrlichen Aussagen abgeklopft, andererseits in ihren weiterhin brauchbaren theoretischen Bestandteilen gefestigt und weiterentwickelt werden. Die marxistisch-leninistische Wissenschaftspolitik habe ihre Vertreter in Bausch und Bogen als Nationalisten gebrandmarkt und damit ihre Selbstprüfung sowie Neuausrichtung jahrzehntelang verhindert. Die sachgerechte Entideologisierung der – wie sie Jakó durchweg bezeichnet – »Siedlungs- und Volksgeschichte« (»település- és néptörténet«, S. 547–549) sei umso gebotener und dringlicher, als der demografische Wandel im Königreich Ungarn vom 16. bis zum 19. Jahrhundert der Sozialgeschichte des Donau-Karpatenraumes einen Wesenszug eingeprägt und – infolge der Migrationswellen aus östlichen und südöstlichen sowie westlichen Räumen – eine breitere europäische Dimension ver-

<sup>4</sup> Ausgewählte Programmtexte aus dem Nachlass: Elemér Mályusz: *Népiségtörténet*. Hg. István Soós. Budapest 1994. Wissenschaftshistorische Einordnung: Vilmos Erős: Ein Wegbereiter der modernen gesellschaftsgeschichtlichen Forschung in Ungarn: Elemér Mályusz (1898–1989). In: *Ungarn-Jahrbuch 32 (2014/2015)* 229–241.

liehen habe. Zudem sei der Bestand an zeitgenössischen schriftlichen Quellen zu diesem Strukturzusammenhang in den Beziehungsgeschichten Ungarns und der Magyaren mit den nichtungarischen Bevölkerungsgruppen auffällig reichhaltig.

Aus dem Nachlass bringt dieser mediävistische und Frühneuzeitwäzler drei Texte. Der eine behandelt die Geschichte des Archivwesens in Siebenbürgen; Jakó brachte ihn 1947–1948 zu Papier („Az erdélyi levéltárügy története“, S. 3–94). Er hat damit eine sowohl wissenschaftshistorisch als auch archivkundlich wertvolle kleine Monografie hinterlassen. Die beiden anderen erstellte er im Januar/Februar 1952 beziehungsweise zu Beginn der 1970er Jahre. Es sind Umschriften von zwei unbekanntem Manuskripten ursprünglich aus dem Sächsischen Nationalarchiv in Hermannstadt (*Szeben, Sibiu*) beziehungsweise dem Batthyaneum in Karlsburg (*Gyulafehérvár, Alba Iulia*). Das Archivverzeichnis des siebenbürgisch-sächsischen Notarius und evangelischen Pfarrers Christianus Pomarius (?–1565) stammt aus dem Jahre 1546 („Regestrum Litterarum in Cellas Ordinatarum“, S. 319–345), die geldgeschichtliche Handschrift des humanistischen Geschichtsschreibers Stephanus Zamosius (István Szamosközy, 1570–1612) aus 1599 („Schediasma de veteribus monetis“, S. 478–523).

Aus dem Geleitwort des Reihenherausgebers Pál *Fodor*, des Generaldirektors des Forschungszentrums für Geisteswissenschaften und Direktors des Instituts für Geschichtswissenschaft, erfahren wir, dass Jakó als einziger Historiker die Ehrenmitgliedschaft sowohl der Ungarischen als auch der Rumänischen Akademie der Wissenschaften besaß (S. VII). Beide Auszeichnungen drückten symbolkräftig die Wertschätzung für eine ganzheitliche Geschichtsbetrachtung aus, in der die Woiwodschaft beziehungsweise das Fürstentum Siebenbürgen mit seinen Unter- oder Nebenregionen als Teil des ganzen Donau-Karpatenraumes erscheint. Jakó betrieb eine integrative Regionalwissenschaft mit geschärftem Blick auf den ungarisch-rumänischen Beziehungsraum, bei dessen Untersuchung er als altmodischer – oder eher: waschechter – Geschichtswissenschaftler jeden außerwissenschaftlichen Beweggrund ablehnte. Er hielt an der alleinigen Maßgabe der kritisch geprüften alten Schriften fest. In seinem Spätwerk argumentierte er gerade mit dem historischen Quellenmaterial für eine Neubelebung der ungarisch-rumänischen Wissenschaftskooperation und wiederholt für eine deutlich stärkere Hinwendung der rumänischen Historiografie zum lateinisch-, ungarisch- und deutschsprachigen Dokumentenbestand diesseits der Karpaten. Nachlesbar und anhand statistischer Daten nachprüfbar ist in einem seiner editionsgeschichtlichen Aufsätze, der erstmals 2004 erschienen ist, dass der Umfang der Transylvanica jenen der kyrillischen und kirchenslawischen Textüberlieferungen jenseits der Karpaten weit übersteigt. Rund 80 Prozent der im heutigen Rumänien bis 1800 entstandenen erzählenden Quellen sind siebenbürgischer Provenienz. Bei

den Urkunden ist der Mengenunterschied zu Lasten des Schriftgutes aus der Moldau und der Walachei noch erheblicher (S. 349–350).

Die mit dem Anspruch auf Vollständigkeit zusammengestellte Bibliografie Jakós listet im Zeitraum 1940–2016 Bücher, Abhandlungen und andere wissenschaftliche Beiträge (Berichte, Besprechungen, Vorträge, Übersetzungen, Nachrufe, Interviews), Herausgeberschaften mit Vor- und Nachworten, universitäre Lehrbücher und Behelfe sowie die Literatur über Jakó auf (S. 723–771). Die beiden letzten Anhänge enthalten die allgemeinen, die bibliografischen und die archivalischen Abkürzungen (S. 773–781) sowie die kommentierten und erläuterten Orts- und Personennamen (S. 783–884).

Zu Jakós Lebzeiten sind 1976 und 1997 zwei Sammelbände aus seinen Werken mit ähnlich gegliedertem Inhalt zur Bildungs-, Gesellschafts-, Kirchen-, Archiv-, Buch- und Bibliotheksgeschichte Siebenbürgens erschienen; eine Auswahl aus dem ersteren kam 1977 in rumänischer Übersetzung heraus.<sup>5</sup> In Westsprachen liegen nach Zeugnis des persönlichen Schriftenverzeichnisses kaum Titel vor. Das nun vervollständigte Büchertriptychon macht so auf eine Lücke aufmerksam, und deutet zugleich eine erwägenswerte Möglichkeit an, sie zu schließen. Eine weitere Auswahl aus den drei Bänden entlang der thematischen Knotenpunkte würde sich in deutscher Übersetzung in erster Linie an jenes außerungarische Fachpublikum wenden, das von der Thematik erstrangig angesprochen sein dürfte. Die allgemeine Aufgabe einer solchen Publikation wäre es, großenteils und weithin unbekannte Ergebnisse von Grundlagenforschungen über eine ostmitteleuropäische Region in den Kreislauf des internationalen Meinungsaustausches zu leiten und dabei die Leserschaft mit einem modernen Gelehrtentyp alter Schule und leider abnehmenden Bekanntheitsgrades vertraut zu machen.

Zsolt K. Lengyel

Regensburg

CSUKOVITS, ENIKŐ: *Hungary and the Hungarians. Western Europe's View in the Middle Ages*. Roma: Viella 2018. 233 S. ISBN 978-88-3313-010-1 = Viella Historical Research 11.

Die für die Ungarische Akademie der Wissenschaft tätige Verfasserin macht mit dieser Übersetzung ihre 2015 gedruckte Habilitationsschrift „Magyarországáról és a magyarokról. Nyugat-Európa magyar-képe a középkorban“ (*Über Ungarn und die Ungarn. Das westeuropäische Ungarnbild im Mittelalter*) – um das erste Kapitel „A földrajzi megismerés útjai Európában“ (*Die Vermittlung geografischer Kennt-*

<sup>5</sup> Zs. Jakó: Írás, könyv, értelmiség. Tanulmányok Erdély történelméhez. Bukarest 1976, <sup>2</sup>1977; Ders.: Társadalom, egyház, művelődés. Tanulmányok Erdély történelméhez. Budapest 1997; Ders.: Philobiblon transilvan. Cu o introducere de prof. dr. Virgil Cădea. București 1977.

nisse in Europa) gekürzt – der vom Thema direkt angesprochenen westeuropäischen Mittelalterforschung zugänglich. Bei der Untersuchung der Perzeption „Ungarns und der Ungarn“ von der Christianisierung unter König Stephan I. bis zur Niederlage bei Mohatsch (*Mohács*) 1526 stellt sie sich vier Leitfragen: 1. Was wussten, dachten und glaubten die Menschen im mittelalterlichen Westeuropa über Ungarn und *die Ungarn*? 2. Inwieweit war der Wissensbestand während dieser Jahrhunderte konstant, und wie veränderte er sich? 3. Wie war, gegründet auf Wissen, Vermutungen und Glauben, die Position Ungarns in der Hierarchie der europäischen Länder? 4. Was waren die wichtigsten Elemente in diesem Bild der Ungarn und von Ungarn, und welches von ihnen wirkte am längsten als Stereotyp? Unter *Western Europe* versteht Csukovits den *mundus occidentalis*, den auf Karl den Großen zurückzuführenden Raum des lateinischen Christentums (S. 8). Sie zieht für ihre Untersuchung »sources regardless of their genre« einschließlich literarischer Texte heran.

Csukovits zeigt zunächst in einem chronologisch angelegten Gesamtüberblick, wie sich die Kenntnis Ungarns in Westeuropa seit der Darstellung der Ungarneinfälle des 10. Jahrhunderts in der Chronistik entwickelt hat. Deren Darstellung der heidnischen, grausamen Ungarn wandelte sich mit Stephan I. dem Heiligen zum Bild von friedlichen Christen, bis die Kreuzzugschronisten im 13. Jahrhundert die heidnischen Ungarn wiederentdeckten, um die Übergriffe der Kreuzritter auf ihrem Weg durch Ungarn zu rechtfertigen. Ungarische Reisende, aber auch Soldaten im Dienst König und Kaiser Sigismunds in Italien beeinflussten im 15. Jahrhundert das Bild. Seit dem 15. Jahrhundert berichteten Diplomaten und Reisende über das Land, und die Türkendrucke, »the literature of fear« (S. 51), lenkten mit der wachsenden osmanischen Bedrohung die Aufmerksamkeit Westeuropas auf Ungarn, während König Matthias Corvinus seine Länder dem gelehrten Interesse der Humanisten öffnete. Seit seiner Herrschaft zeigten Landkarten und Geografie »in a spectacular manner the qualitative and quantitative changes in Western Europe's knowledge of Hungary and its inhabitants« (S. 67).

Zu Beginn des systematischen Teils untersucht Csukovits in drei kurzen Fallstudien „Hungary's Place in Medieval Europe“ anhand der Darstellung in den zeitgenössischen Weltkarten (eine Übersicht der „Mappae Mundi“ im Appendix 1, S. 189–191), in der wohl von einem französischen Dominikaner 1308 verfassten „Descriptio Europae Orientalis“ und in Enea Silvio Piccolominis (Papst Pius II.) „De Europa“ (im Kontext der Türkenkriege). Im Folgekapitel erforscht sie die Darstellung von realen und imaginierten ungarischen Königen. Dazu zieht sie die Korrespondenz der Könige aus dem Haus Anjou mit der Republik Florenz, Piccolominis Porträt seines Zeitgenossen König und Kaiser Sigismunds in „De viris

illustris“ (um 1445), Matteo Bandellos literarisches Porträt von Matthias Corvinus in zwei seiner Novellen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sowie die Darstellung eines fiktiven „Charles de Hongrie“ in einem französischen Prosatext der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1467?) heran. Im Ergebnis will sie zeigen, wie »reality and fiction reinforce each other discernibly« (S. 118).

„Ungarn als Gegner“ folgt als Thema, dessen westeuropäische Wahrnehmung Csukovits aus ihrem Quellenfundus erarbeitet. Die Gegner waren Venedig, Neapel und vor allem die Osmanen. Dazu untersucht sie zwei venezianische Chroniken aus dem 14. und dem 15. Jahrhundert: die Chronik Domenico de Gravinas, eines Unterstützers König Ludwigs I. (des Großen), über den Feldzug 1348–1350, sowie den Bericht des burgundischen Chronisten Johan de Wavrin über die Kriegszüge gegen die Osmanen an der unteren Donau in den 1440er Jahren. Diesen Teil beschließt sie mit der Auswertung von Jakob Unrests „Österreichischer Chronik“ vom Ende des 15. Jahrhunderts.

Stand bisher das Königreich Ungarn im Zentrum des dargestellten westeuropäischen Interesses, widmet sich Csukovits jetzt „The Peoples of Hungary“ und stellt die Attribute vor, die *den Ungarn* und in Ungarn lebenden nichtmagyarischen Gruppen in lateinischen Verschroniken zugeschrieben wurden. Im Themenblock, „The Hungarians according to envoys and travellers“, wertet sie neben der erwähnten „Descriptio Europae Orientalis“ Berichte von Westeuropäern aus der zweiten Hälfte des 15. und dem beginnenden 16. Jahrhundert aus, die vor allem auf den Adel als entscheidende Gruppe der Gesellschaft eingehen. Die Darstellung veränderte sich im Laufe des Mittelalters, dennoch hielt sich das grundlegende Bild »that of a tough, warlike, slightly harsh people« (S. 166). Im Schlusskapitel vergleicht die Verfasserin die Bibliothek des Hofes von Burgund, beim Tod Philipps des Guten 1457 mit 876 Bänden eine der größten in Europa, mit der Bibliothek des Fugger-Kaufmanns Hans Dernschwamm (gestorben um 1568/1569) mit mehr als 2.000 Titeln (S. 193–196 ein Verzeichnis der Titel mit geografischen Inhalten, darunter auch antike Autoren). Zum Schluss bemerkt Csukovits, auch wenn ein bedeutender Teil der Ungarninformationen aus im Mittelalter bekannten und gelesenen Werken stamme, sei der Erwerb und die Sammlung durch die Verbreitung des Buchdrucks ermöglicht worden (S. 180). Inwieweit das Erkenntnisinteresse und die Wissensvertiefung durch die europäische Gelehrtenkultur des Humanismus und die Informationsrevolution durch den Buchdruck Qualität und Verbreitung der Kenntnisse über Ungarn entscheidend erweitert haben, kann der Leser nur über ihre Beispiele erschließen. Abschließend fasst die Verfasserin ihre Ergebnisse zusammen und betont, das westeuropäische Ungarnbild habe sich aus wenigen *topoi* und aus zahlreichen, nicht miteinander verbundenen Einzelperspektiven zusammengesetzt; die unterschied-

lichen Texte unterschiedlicher Autoren zu unterschiedlichen Zeiten hätten sich gegenseitig verstärkt, was in einer europäischen lateinischsprachigen Gelehrtenkultur nicht verwundern kann.

Csukovits hat in origineller Weise Wahrnehmungen Ungarns in Westeuropa während des Mittelalters anhand von unterschiedlichen Textsorten aus fünf Jahrhunderten unter thematischen Gesichtspunkten herausgearbeitet. Sie isoliert dabei allerdings die Darstellungen Ungarns aus dem europäischen Kontext und beschränkt sich autoreferentiell auf das Ungarnbild, ohne es – jedenfalls in der um das erste Kapitel gekürzten Textfassung – in Bezug zu anderen Völkerbildern in denselben Texten und allgemein in der Zeit in Westeuropa zu setzen.

Wolfgang Kessler

Viersen

HIHN, MICHAEL: *Die Gemeinde Stolzenburg in Siebenbürgen. Aus Urkunden, Chroniken und anderen Schriften*. [O. O., Nürnberg]: Eigenverlag 2020. 739 S., 604 farb. u. sch/w Abb., 25 Kt. ISBN 978-3-00-064645-4.

Vertriebenen- oder Aussiedler-Heimatbücher werden von der Geschichtswissenschaft oftmals ignoriert, denn sie gelten als sogenannte *graue Literatur*, in der Laien kollektiv ihre (alte) Heimat in Form einer Monografie betrachten und ihrer gedenken. Sie ist auch gewissermaßen eine Sonderform<sup>1</sup> der Lokalgeschichtsschreibung, denn sie ist ein identitäts- und gemeinschaftsstiftender Erinnerungsort in der Fremde, in der eine Erlebnisgeneration sich selbst vergewissert und erinnert. Demgemäß ist auch die qualitative Bandbreite dieser Literaturform sehr breit, weshalb sich selten Exemplare in den wissenschaftlichen und universitären Bibliotheken finden lassen. Vor allem die landsmannschaftlichen Bibliotheken und die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne, letztere als Spezialbibliothek für deutsche Kultur und Geschichte im östlichen Europa, archivieren diese Literaturgattung. Folglich bleibt das volks- und ortskundliche Wissen dieser letzten Erlebnisgenerationen von der historischen Forschung weitgehend unbeachtet. Dadurch wird ein Wissensschatz nicht gehoben, der die ethnografischen, historischen, siedlungsstrukturellen und kontaktgeschichtlichen Bedingungen und Verbindungen der Deutschen im östlichen Europa und insbesondere im Karpatenbecken aus einer bereichernden Perspektive beleuchten könnte.

Zu diesen bereichernden und lückenfüllenden Werken aus der Gattung der Heimatbücher mit einem Bezug zum östlichen Europa gehört das vorliegende Werk von Michael Hihn über die siebenbürgische Gemeinde Stolzenburg (*Szelin-*

<sup>1</sup> Zu dieser Literaturgattung: *Das Heimatbuch. Geschichte, Methodik, Wirkung*. Hg. Mathias Beer. Göttingen 2010.

*dek, Slimnic*). Als Heimatbuch ist es ein identitätsstiftendes Erinnerungsbuch, das sich vorwiegend an die in Deutschland lebenden Stolzenburger Siebenbürger Sachsen richtet, als »Versuch, die Geschichte des Ortes, das Leben, die Bräuche und Traditionen der Menschen von einst für spätere Generationen zu dokumentieren und vor dem Vergessen zu bewahren« (S. 9). Auch wenn Hihn betont, dass das Werk »weder den Anspruch auf Vollständigkeit noch den einer streng wissenschaftlichen Abhandlung (S. 10) erhebt, ist es als Ortsmonografie gelesen eine bereichernde Publikation zur Alltags-, Kultur- und Beziehungsgeschichte dieses siebenbürgischen Ortes im frühesten Siedlungsgebiet der Siebenbürger Sachsen.

Neben einer allgemeinen Einführung zum Wappen und Namen des Ortes sowie zur Siedlungsgeografie steht im ersten Teil eine historische Skizze im Mittelpunkt. Dabei deckt der Verfasser den Zeitraum seit der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahr 1282 ab, erwähnt aber auch die Spuren einer »alten Burg« und von »Steinzeitsiedlungen aus der Zeit um 3000 v. Chr.« (S. 35). Die historische Einführung gibt eher Eckdaten in einem chronologischen Abriss wieder, in dem Hihn mit Hilfe von Urkunden und Chroniken die Erwähnung Stolzenburgs durch Jahrhunderte rekapituliert. Es handelt sich um eine schlaglichtartige Ausleuchtung der gut 700-jährigen Ortsgeschichte, die aber einen guten Einblick in die Herausbildung des Ortes sowie seine Einbindung in die siebenbürgische Entwicklungsgeschichte gewährt. Teils umfangreiche Zitate aus zeitgenössischen Quellen, mundartliche Angaben und Quellenzitate in Frakturschrift nehmen den Leser mit auf eine Reise durch die Jahrhunderte. Die Chronologie wird bereichert durch Fotografien von Urkunden vor allem aus dem Hermannstädter Staatsarchiv, die jedoch fallweise viel zu klein reproduziert sind, um wirklich gelesen werden zu können. Die chronologische Darstellung endet mit dem Jahr 1914. Die Zeit des Ersten Weltkriegs wird in einem eigenen Kapitel skizziert, wobei Kriegsverluste, Gefangenschaft und Verwundungen den größten Raum einnehmen, da sie für das Leben im Dorf der einschneidende Faktor waren.

Die Zwischenkriegszeit wird anhand von Einzelereignissen, die für Stolzenburg relevant waren, skizziert, wobei den Übergang der Macht vom ungarischen auf den rumänischen Staat zahlreiche für die Gemeinde bedeutsame Vorgänge verdeutlichen. Diese nur lokalgeschichtlich wichtigen Vorkommnisse ergänzen die strukturorientierte Geschichtsschreibung der territorialen Veränderungen am Ende des Ersten Weltkriegs durch lebendige Einzelbeispiele und fördern damit das Gesamtverständnis für solche Prozesse. Ansonsten bietet dieses Kapitel wieder eine Chronologie, in der die jährlich wichtigsten Ereignisse knapp aufgezählt werden. Leider endet der Rückblick mit dem Jahr 1929, so dass zehn nicht ganz unwesentliche Jahre bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs fehlen. Auch die Kriegszeit wird weitgehend übergangen; erst mit dem rumänischen Frontwechsel

und dem Beginn der Deportation werden die lokalen Ereignisse genauer ausgeleuchtet. Besonders interessant sind wiedergegebene Erinnerungen über das Verhältnis zur rumänischen Bevölkerung insbesondere nach der Enteignung und der Zwangseinquartierung rumänischer Familien auf den sächsischen Höfen in Stolzenburg. Umfangreiche Personenlisten über Gefallene und Deportierte und Farbfotografien aus dem Dorfleben – die auch die Tracht gut wiedergibt – runden das erste knapp 170-seitige Kapitel ab.

Im Kapitel „Die wichtigsten Gebäude des Dorfes“ präsentiert Hihn die evangelische Kirche mit ihrer Inneneinrichtung und den wichtigsten Gegenständen wie zum Beispiel Altar, Kanzel, Taufbecken, Orgel und Kultgefäße. Die zahlreichen Farbfotografien von Kirche, Inschriften und vor allem Fahnen geben einen Einblick in die für das Gemeindeleben wichtigen Elemente. Auch die bildliche Darstellung von Pfarrhof, den Predigerhöfen, der Burg und der Glocken sowie der Schulen jeweils in ihren historischen Kontexten und Entwicklungen rücken jene Aspekte in den Vordergrund, die das siebenbürgisch-sächsische Dorfleben über die Jahrhunderte strukturiert und geprägt haben. Dadurch wird anhand des Stolzenburger Beispiels eine ethnografische Beschreibung präsentiert, die auch das Wesen siebenbürgisch-sächsischer Identität erahnen lässt. Eine kontextuelle Einordnung in einen gesamtsevenbürgischen Identitätsnarrativ wäre an dieser Stelle eine schöne Ergänzung gewesen, auch wenn das nicht unbedingt die Aufgabe eines Heimatbuches ist.

Die folgenden Kapitel sind der Bevölkerung Stolzenburgs, den dort gebräuchlichen Namen, Festen und Bräuchen, Vereinen und Nachbarschaften gewidmet. Diese ethnologisch interessanten Seiten geben einen guten Einblick in die Lebenswelt und die den Alltag strukturierenden und gesellschaftlichen Zusammenhalt fördernden Rahmenbedingungen. Sie sind zugleich ein Ausflug in eine vergangene Zeit, in der Bruderschaften für »Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit« (S. 362) sorgten, die Schwesternschaft »evang. Dienstmädchen einen sittlichen und gesellschaftlichen Anschluss« gewährleisteten und Männer- sowie Frauenvereine bildungsbezogene, kulturelle und soziale Aufgaben wahrnahmen. Auch die Nachbarschaften mit ihren Ordnungen werden dargestellt, die bis Ende des Zweiten Weltkriegs »die soziale Organisation der Sachsen für gegenseitige Hilfeleistung in Freud und Leid [...] war, verantwortlich für die Aufrechterhaltung der öffentlichbürgerlichen Ordnung und Sicherheit sowie für die Pflege von Sitten und Bräuchen, ganz besonders des kirchlichen Lebens in der Gemeinde« (S. 394). Skizziert werden auch die wichtigsten Feste wie Hochzeiten, Taufen, Erntedankfest, Reformationstag sowie die Begräbniskultur und der Friedhof. Der Stolzenburger Tracht ist ein eigenes Kapitel mit 32 Seiten und zahlreichen historischen Fotografien gewidmet.

Das Kapitel über die Wirtschaft Stolzenburgs gibt auf 73 Seiten einen Überblick über die wirtschaftliche Entwicklung der sächsischen Bevölkerung, also die Größe der landwirtschaftlichen Flächen und Höfe ab dem 17. Jahrhundert, die Abgaben- und Steuerlisten und eine Chronologie der wirtschaftlich relevanten Ereignisse ab 1871. Vor allem die häufigen Brände und Naturereignisse verdeutlichen den andauernden Kampf mit den schwierigen Lebensbedingungen in einem kleineren Dorf an der europäischen Peripherie und die Auswirkungen politischer Ereignisse wie Weltkriege, territorialpolitische Umwälzungen und kommunistische Machtergreifung.

Im Kapitel „Aus Archiven und Gerichtsprotokollen“ findet sich eine bunte Mischung von Details aus dem Stolzenburger Alltag, wie er aus jedem beliebigen Dorf stammen könnte. Knapp gehalten ist der Teil über die sächsischen Bauernhäuser im Straßendorf, der überwiegend unkommentierte Fotografien aus verschiedenen Jahren enthält. Hier hätte sich der Leser mehr Informationen nicht nur über die gezeigten Bilder, sondern auch über das Innere, Raumaufteilung oder Einrichtung gewünscht.

Das Kapitel über „Die rumänische Bevölkerung von Stolzenburg“ hebt den Band auf gut 50 Seiten aus dem rein siebenbürgisch-sächsischen Kontext und skizziert die strukturellen Rahmenbedingungen der Rumänen im Dorf bis hin zum Neubau einer orthodoxen Kirche nach der Aussiedlung der übriggebliebenen Sachsen Anfang der 1990er Jahre. Leider wird das Zusammenleben dieser beiden Bevölkerungsgruppen – anders als in vielen anderen siebenbürgischen Dörfern gab es in Stolzenburg keine Ungarn – nicht näher erläutert. Dies ist vor allem deshalb schade, weil infolge der Aussiedlung der sächsischen Gemeinschaft die Erlebnisgeneration immer kleiner wird, und sich mit diesem Band die vermutlich letzte Chance geboten hat, auch diesen Aspekt zu beleuchten.

Der Band richtet sich in erster Linie an die ausgewanderten Deutschen aus Stolzenburg und befriedigt das Anliegen, nicht vergessen zu werden und auch selbst nicht zu vergessen. Doch auch abseits identitäts- und gemeinschaftsstiftender Erinnerung, Selbstvergewisserung und einer kleinräumigen Rückschau auf eine Gemeinschaft bietet der Band von Michael Hihn wertvolle ethnografische, siedlungsstrukturelle und kontaktgeschichtliche Einblicke in eine kleinräumige, verkehrsgünstig an der Straße von Hermannstadt (*Nagyszeben, Sibiu*) nach Mediasch (*Medgyes, Mediaş*) und Schäßburg (*Segesvár, Sighișoara*) gelegene Dorfstruktur.

KOZŁOWSKI, WOJCIECH: *The Thirteenth-Century Inter-Lordly System. Lordly Identity and the Origins of the Angevin-Piast Dynastic Alliance*. Kiel: Solivagus 2020. 444 S. ISBN 978-3-943025-61-3.

Dieses Buch ist eine überarbeitete Version einer an der Budapester Central European University 2015 eingereichten Dissertation. Der polnische Historiker Wojciech Kozłowski fokussiert auf eine spezielle Episode der polnisch-ungarischen Beziehungen, auf die 1320 geschlossene Ehe von König Karl I. und Elisabeth von Piast. Die Untersuchung umfasst aber, wie der Titel zeigt, einen viel breiteren Themenbereich. Der Verfasser befasst sich mit der Frage der Ehe explizit in Bezug auf ihre spätere Auswirkung, nämlich auf die Allianz der ungarischen Anjous und der Piasten sowie auf die mögliche Thronfolge von König Ludwig I. in Polen im Jahre 1370. Kozłowski beabsichtigt, die Verhältnisse zu bestimmen, die zu der genannten Ehe führten. Dies wird einerseits – wie der Verfasser selbst formuliert: traditionell – aufgrund der Ereignisse der vorherigen Periode (1300–1320) durchgeführt, andererseits werden bestimmte Theorien der internationalen Beziehungen (*international relations*, im Weiteren: IR) verwendet. Der letztere Ansatz, der zum besseren Verständnis der Motive und Gestaltung der Ereignisse beitragen sollte, ist nach Meinung des Verfassers das Novum des Buches. Neben den individuellen Motivationen der Hauptakteure Karl I. und des polnischen Herrschers Władysław I. spielt die Analyse der Vorgeschichte, der »herrscherlichen Identitäten« (*lordly identity*) der polnischen Machthaber und der »zwischenherrscherlichen« (*inter-lordly*) Verhältnisse im 13. Jahrhundert eine Hauptrolle bei der Darstellung. Nähere man sich diesen Themenfeldern mit Hilfe von IR-Theorien, könnten, so Kozłowski, die Vermutungen und Intuitionen der traditionell orientierten Historiker durch empirische Beobachtungen ersetzt werden.

Der erste Abschnitt ist den Fragen der Terminologie, der mittelalterlichen Konzeption der *internationalen Beziehungen* und der Vorstellung der Analyseaspekte gewidmet. Der Verfasser betont mehrmals die Andersartigkeit der Verhältnisse der mittelalterlichen Herrscher im Vergleich zu modernen Beziehungen. Diese Feststellungen richten sich aber eher an Leser, die an der Disziplin der internationalen Beziehungen orientiert sind, in der Mediävistik gelten sie kaum als Neuigkeit. Bezüglich der Verwendung der IR-Theorien stellt Kozłowski fest, dass sich Mediävisten generell eher auf die Deutung der Quellen konzentrierten, weniger auf die Synthese der Angaben, die zum besseren Verständnis der Muster und Verhaltensweisen beitragen könnten. Nach Kozłowski bietet sich die praktische Anwendung der IR-Theorien als vielversprechender Ansatz zur Erklärung der von ihm dargestellten Themen. Es soll aber hierbei unterstrichen werden,

dass die Reihenfolge der einzelnen Schritte wichtig ist: Der Quellenanalyse dürfen keine angewandten Theorien vorangehen.

Der zweite Abschnitt konzentriert sich auf die Analyse der Kontakte der Herrscher im 13. Jahrhundert im abendländischen Teil des lateinischen Christentums. Der Verfasser will die Frage beantworten, wie das System der »zwischenherrscherlichen« Verhältnisse in Bezug auf die IR-Theorien bezeichnet werden kann: als anarchisch, hierarchisch oder hybrid? Auf der Grundlage einer selbst zusammengestellten Liste der »größeren politischen Ereignisse« fand Kozłowski sowohl hierarchische als auch anarchische Elemente.

Der dritte Teil dient der Darstellung der »herrscherlichen Identität« (*lordly identity*) und ihrer Eigenschaften anhand der Verhältnisse im Polen des 13. Jahrhunderts. Dieser Abschnitt soll die Motive hinter der Tätigkeit von Władysław I. klären. Die Analyse lehnt sich – ähnlich dem vorherigen Abschnitt – überwiegend an die Forschungsergebnisse der polnischen Historiografie an; das Fehlen bestimmter Hauptwerke, wie zum Beispiel der Monografie von Karol Modzelewski,<sup>1</sup> fällt dennoch auch jenem Leser auf, der sich nur begrenzt in der polnischen Historiografie auskennt. Als Hauptthese sei hier hervorgehoben, dass die Konflikte der piastischen Fürsten als konkurrierende Legitimationsansprüche innerhalb der Dynastie verstanden werden können; sie verursachten dementsprechend nur begrenzte Aggressionen.

Im vierten Abschnitt stellt der Verfasser den Streit von Karl I. und dem späteren böhmischen König, Wenzel III., um den ungarischen Thron vor. Aus ungarischer Perspektive ist an dieser Stelle besonders auffallend, dass sich der Verfasser mit den Werken der ungarischen Geschichtsforschung nur beschränkt auseinandersetzt, obwohl sogar aus dem letzten Jahrzehnt zahlreiche Studien auch in westlichen Sprachen zur Verfügung stehen.<sup>2</sup> Dennoch ist Kozłowskis Analyse

<sup>1</sup> Karol Modzelewski: *Organizacja gospodarcza państwa piastowskiego X–XIII wiek*. Poznań 2000.

<sup>2</sup> Zum Beispiel: Péter Báling: *Personal Network of the Neapolitan Angevins and Hungary (1290–1304)*. In: *Specimina Nova. Pars Prima Sectio Mediaevalis*. VIII. Hgg. Gábor Barabás, Gergely Kiss. Pécs 2015, 83–107; Enikő Csukovits: *Le innovazioni istituzionali nell'età angioina e i loro parallelismi napoletani*. In: *L'Ungheria angioina*. Hg. E. Csukovits. Roma 2013, 59–119; Gergely Kiss: *Les légats pontificaux en Hongrie au temps des rois Angevins (1298–1311)*. In: *La diplomatie des états Angevins aux XIII<sup>e</sup> et XIV<sup>e</sup> siècles. Actes du colloque international*. Hgg. Zoltán Kordé, István Petrovics. Roma/Szeged 2010, 101–116; Viktória Kovács: *Causae coram nobis ventilatae. Beiträge zu der Jurisdiktionstätigkeit von Papstlegat Gentilis de Monteflorum in Ungarn (1308–1311)*. In: *Specimina Nova. Pars Prima Sectio Mediaevalis*. VII. Hgg. Márta Font, Gergely Kiss. Pécs 2013, 39–69; Miloš Marek: *Missions of Papal Legates in the Medieval Kingdom of Hungary I. Niccolò Boccassini (1301–1302)*. In: *Slovak Studies. Rivista dell'Istituto Storico Slovacco di Roma* 2016, 1–2, 7–23; Ágnes Maléth: *The ambassadors of Charles I of Hungary in the papal curia*

beispielsweise in Bezug auf die Darstellung möglicher Thronbewerber und vor allem deren Motive für ihre Bewerbung um die ungarische Krone zutreffend. Zwar analysiert Kozłowski lobenswerterweise die Strategien Karls I. aufgrund von Primärquellen wie königlicher Urkunden, die Ergebnisse der ungarischen Mediävistik hätten aber zu einer ausführlicheren Interpretation beitragen können.

Der letzte Abschnitt enthält die Ergebnisse der Analyse. Im Mittelpunkt steht die Suche nach den Wurzeln der angevinisch-piastischen Eheschließung. Der Verfasser betont – mit der Historiografie übereinstimmend – unter anderem die Bedeutung der Königswürde beider Herrscher, die als Motivation hinter der Ehe gestanden haben mag.

Abschließend sei zum ansonsten wertvollen Werk kritisch vermerkt, dass es unter anderen von Harald Zimmermanns Studie über die ungarische Episode des Deutschen Ordens und von jener Johannes Frieds über die päpstlichen Protektionen hätte profitieren können.<sup>3</sup> Einige formale Besonderheiten fallen ebenfalls auf, beispielsweise die Verwendung verschiedener Namen in abweichender Schreibweise: Die Namen polnischer Personen werden fast ausschließlich polnisch, die ungarischen und deutschen Namen hingegen meist in englischer Form angegeben.

Gábor Barabás

Pécs

*A Müncheneri Kódex olvasata. Nyíri Antal és munkatársai betűhű kritikai szövegkiadása alapján* [Die Lesung des Münchener Kodex. Aufgrund der wortgetreuen kritischen Textausgabe von Antal Nyíri und seiner Mitarbeiter]. Az olvasatot és a szójegyzéket készítette és a kötetet szerkesztette MÉSZÁROS, ANDRÁS – H. TÓTH, TIBOR. A jegyzeteket H. TÓTH, TIBOR, a függelékeket MÉSZÁROS, ANDRÁS írta. Budapest: Fekete Sas Kiadó, Bárczi Géza Kiejtési Alapítvány, Magyarorsággkutató Intézet 2020. 336 S. ISBN 978-615-5568-96-1.

Nach Ansicht der Mehrheit der ungarischen historischen Sprachwissenschaft wurde die *Hussitenbibel*, die Urabschrift mit den ersten ungarischen Bibelüberset-

---

(1301–1342). In: *Formations et cultures des officiers et de l'entourage des princes dans les territoires angevins (milieu XIII<sup>e</sup> – fin XV<sup>e</sup> siècle) / Percorsi di formazione e culture degli ufficiali e dell'entourage dei principi nei territori angioini (metà XIII – fine XV secolo)*. Hgg. Isabelle Mathieu, Jean-Michel Matz. Rome 2019, 165–186; Renáta Skorka: *With a Little Help from the Cousins. Charles I and the Habsburg Dukes of Austria during the Interregnum*. In: *The Hungarian Historical Review* 2 (2013) 2, 243–260; Attila Zsoldos: *Kings and Oligarchs in Hungary at the Turn of the Thirteenth and Fourteenth Centuries*. In: *The Hungarian Historical Review* 2 (2013) 2, 211–242.

<sup>3</sup> Johannes Fried: *Der päpstliche Schutz für Laienfürsten. Die politische Geschichte des päpstlichen Schutzprivilegs für Laien (11.–13. Jahrhundert)*. Heidelberg 1980; Harald Zimmermann: *Der Deutsche Orden in Siebenbürgen. Eine diplomatische Untersuchung*. Köln [u. a.] 2011.

zungen, vor rund 600 Jahren, zwischen 1416 und 1430, von den aus Syrmien stammenden Pfarrern Tamás Pécsi und Bálint Újlaki angefertigt. Von dieser Abschrift sind der Nachwelt nur Teile erhalten geblieben, und auch diese stehen nicht in einem, sondern in drei verschiedenen Kodizes zur Verfügung. Einer dieser Kodizes wird in der Fachliteratur *Münchener Kodex* (MK)<sup>1</sup> genannt. Der MK enthält neben einem liturgischen Kalender die Übersetzungen der Evangelien. Diese Abschrift wurde 1466 von György Németi in der Moldau, in der Stadt Tatros (*Târgu Trotuș*) erstellt. Sie gelangte 1558 in den Besitz von Herzog Albrecht V. von Bayern, nachdem er die außerordentlich bedeutsame Büchersammlung des bekannten Humanisten und Diplomaten Johann Albrecht Widmanstetter erworben hatte. Seitdem waren der MK und die Hofbibliothek von München durch ein gemeinsames Schicksal miteinander verbunden. Die derzeitige Bezeichnung erhielt der Kodex also von seiner Aufbewahrungsstelle, der Bayerischen Staatsbibliothek.<sup>2</sup>

Mit der Veröffentlichung der Urabschrift der „Lesung des Münchener Kodex“ haben die Herausgeber András Mészáros und Tibor H. Tóth einen fachlichen Meilenstein gesetzt. Für die Edition haben sie den vom Linguisten Antal Nyíri (1907–2000) und seiner Forschungsgruppe besorgten Abdruck<sup>3</sup> und das ungarisch–lateinische Wörterbuch des MK<sup>4</sup> herangezogen (S. 9–10). Die Herausgeber wollen mit dieser Publikation eine Reihe von Fehlern und Ungenauigkeiten der Edition<sup>5</sup> von Ádám T. Szabó (1946–1995) beheben. In ihr wurde die Anzahl der Fehler auch erhöht, weil sie auf einem buchstabengetreuen Abdruck beruhte.<sup>6</sup> Dies bezeichnete Nyíri als »vollständig verfehlt«, weil in dieser Ausgabe von Gyula Décsy (1924–2008) »eine spezielle und auch aus sprachhistorischer Hinsicht sehr [...] bedeutende [Laut]Kennzeichnungsbesonderheit des MK [...]: die Unterscheidung zwischen den geschlossenen und offenen *e*-Lauten« außer Acht gelassen wurde.<sup>7</sup>

<sup>1</sup> Digitales Faksimile des Exemplars der Bayerischen Staatsbibliothek, München (Cod. hung. 1): <https://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0008/bsb00087531/images/> (11. Mai 2021).

<sup>2</sup> Lioba *Tafferner*: Der „Münchener Kodex“. Sein Weg nach München und seine Entdeckung in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek. In: *Ungarn-Jahrbuch 28 (2005–2007)* 199–228.

<sup>3</sup> *A Müncheneri kódex 1466-ból. Kritikai szövegkiadás a latin megfelelővel együtt*. Hg. Antal Nyíri. Budapest 1971.

<sup>4</sup> *A Müncheneri kódex magyar-latin szótára*. Hg. Nyíri Antal. Budapest 1993.

<sup>5</sup> Der Münchener Kodex IV. Wortschatz mit vollständigem Wort- und Formenverzeichnis. Hg. Ádám István T. Szabó. Wiesbaden 1977; *Müncheneri kódex (1466). A négy evangélium szövege és szótára*. Hg. Ádám T. Szabó. Budapest 1985.

<sup>6</sup> *Der Münchener Kodex. II. Das ungarische Hussiten-Evangelium aus dem 15. Jahrhundert. Buchstabengetreuer Abdruck*. Hg. Gyula Décsy. Wiesbaden 1966.

<sup>7</sup> *A Müncheneri kódex 1466-ból* 11. Detaillierte Darlegung ebenda, 11–13. Zur wissenschaftshistorischen Dimension: László *Bükky*: *A Müncheneri kódex magyar-latin szótára*. In: *Magyar*

Das Hauptziel der vorliegenden Publikation ist die Vorlage einer »wissenschaftlich begründeten, genauen Lesung«, die »den Originaltext in altungarischer Sprache« zugänglich macht (S. 9); daher beruht die Transkription »im Interesse der besseren Lesbarkeit auf der heutigen [ungarischen] Rechtschreibung«<sup>8</sup> (S. 11). Die Arbeit verfolgt also eine doppelte Mission: Neben dem Interesse der Sprachwissenschaftler soll sie auch jenes der allgemein gebildeten Öffentlichkeit wecken. Bei der Erarbeitung der Lesung wurde auf »die detaillierte und vor allem systematische Darstellung der *e*-Laute« besonderer Wert gelegt, um »die Erforschung des Kalenders und der Evangelien von Tatros auch aus Sicht der Lautlehre, der Geschichte der Rechtschreibung und der Sprach- und Dialektgeschichte« zu ermöglichen (S. 9). Deshalb wurde der Zeichensatz des heutigen ungarischen Alphabets – entsprechend den Prinzipien der ungarischen Lautzeichenlehre<sup>9</sup> – um die Buchstaben *ē* und *ë*<sup>10</sup> ergänzt. Es erhöht den Wert der Ausgabe, dass die Herausgeber die Buchstaben der *e*-Laute mit dem Wiener Kodex, der den zweiten Teil der Hussitenbibel enthält, verglichen und aufgrund der wichtigsten Fachliteratur in gewissem Maße vereinheitlicht und in ein System eingegliedert haben. Im Vergleich zur Kennzeichnung im Wiener Kodex erwies sich die Abschrift von György Németi als weniger konsequent (S. 10, detaillierter S. 13–14).

Nach dem Vorwort gliedert sich die Ausgabe in sieben größere Kapitel. Die Einführung (S. 11–23) legt die Umstände der Erarbeitung der Lesung und die fachlichen Aspekte ausführlich dar (S. 11–12). Sie hebt die Fragen der Transkription hervor (S. 12–21), und zwar die Kennzeichnung der Länge der Vokale, die Einzelheiten der methodischen Transkription der *e*-Laute sowie die Fragen der Transkription von *i* und *j*. Die Herausgeber mussten auch bezüglich der Konsonanten und Konsonantenverbindungen mehrere prinzipielle Aspekte erwägen: Die Konsonantenlängen, die Frage der Assimilationen und Konsonantenverschmelzungen, die Kennzeichnung der Laute *ly* ~ *lj*, die Schwierigkeiten bei der Transkription der Konsonanten mit Nebenzeichen wegen der Unstimmigkeiten bei der Benutzung von Nebenzeichen, außerdem die Art der Transkription von *ch* und *x*, die aus dem Lateinischen übernommen wurden. In einem gesonderten

---

Tudomány 10 (1994) 1268–1269; Antal Nyíri: A Müncheneri Kódex teljes magyar-latin szótára kiadásának szükséges voltáról. In: Emlékkönyv Benkő Loránd hetvenedik születésnapjára. Hgg. Mihály Hajdú, Jenő Kiss. Budapest 1991, 481–483, hier 482–483.

<sup>8</sup> *A magyar helyesírás szabályai*. Budapest 12015.

<sup>9</sup> László Deme: A magyar nyelvjárások hangjainak jelölése. In: Magyar Nyelvjárások 2 (1953) 18–37; József Molnár: A magyar beszédhangok atlasza. Budapest 1970; István Papp: Leíró magyar hangtan. Budapest 1966.

<sup>10</sup> Vgl. Emil N. Setälä: Über Transkription der finnisch-ugrischen Sprachen. In: Finnisch-ugrische Forschungen 1 (1901) 15–52; *The Handbook of the International Phonetic Association*. Cambridge 1999.

Kapitel werden die Fragen der Kennzeichnung von Lauten in den in Bibelabschnitten benutzten Eigennamen erörtert (S. 20), sodann die prinzipiellen Aspekte bei der Behebung der Schwierigkeiten aufgrund der Unterschiede der äußeren Merkmale (wie Abkürzungen, Nummerierung, Absätze, Interpunktion beziehungsweise Zusammenschreibung, Getrennschreibung, Bindestrich) behandelt (S. 20–21). Eine kurze Darlegung des Aufbaus beschließt dieses Kapitel (S. 21–22).

Nach Auflistung der Abkürzungen und Kennzeichnungen (S. 22–23) folgen die wichtigsten inhaltlichen Teile: die Kapitel mit den Lesungstexten, zuerst der Kalender (Lesung des Kalenders vom Münchener Kodex, S. 25–41), dann die Texte der vier Evangelien (Lesung der vier Evangelien vom Münchener Kodex, S. 43–190). Die Herausgeber legen den buchstabengetreuen Text der kritischen Ausgabe<sup>11</sup> vor (vgl. S. 21). Die Textlesungen enthalten auch Kennzeichnungen, die mit dem nächsten Kapitel zusammen zu interpretieren sind (S. 191–218). Das von Tibor H. Tóth verfasste Kapitel beinhaltet »die Korrekturen und Erklärungen für die Fehler, die in der Textedition angegeben und mit Notizen versehen, aber in der Textausgabe beibehalten wurden«. Hier werden auch neue Kommentare angefügt. Diese weisen auf Textkorrektur und Textmangel hin ([...]), behandeln Kennzeichnungsfehler mit ihren Anmerkungen (\*) oder erörtern die Übersetzungen, um die Interpretation zu erleichtern (\*).

Das Glossar (S. 219–254) hilft beim Verständnis der sprachlich-mundartlichen Besonderheiten des MK, da »der Text aus alten Zeiten für den heutigen ungarischen Sprecher ungewöhnliche Erscheinungen und auch unbekannte Elemente und Lösungen in erheblicher Anzahl enthält«. Dieses Kapitel bietet außerdem Erklärungen der Wörter, Wortelemente und Ausdrücke im MK. Nach dem Glossar, der Erörterung von Methodenfragen der Worteinheiten und einem Abkürzungsverzeichnis folgt ein alphabetisches Vokabular als Behelf für den Kalender (S. 225–226) und die Evangelien (S. 227–254). Der Band ist so ohne weitere Hilfsmittel benutzbar.

Der Anhang (S. 255–326) besteht neben dem Verzeichnis der in diesem Teil verwendeten Abkürzungen, Zeichen und Begriffe aus zwei Aufsätzen von András Mészáros, in denen sich der Verfasser mit Fragen der *e*- und *ë*-Laute in Verbindung mit dem Wiener Kodex befasst.

Die abschließende Bibliografie (S. 327–333) zeugt vom umfassenden sprachwissenschaftlichen Kenntnisstand der Herausgeber. Der Leser erhält auch Hinweise auf Bibelausgaben, mit denen der MK sinnvollerweise verglichen werden kann, sowie auf zeitgenössische ungarische Literaturtexte, in denen die geschlos-

<sup>11</sup> *A Müncheni kódex 1466-ból.*

senen *ë*-Laute gekennzeichnet sind. Allerdings wird so zu Lasten des einheitlichen wissenschaftlichen Konzepts ein kleines Zugeständnis im Interesse der Vermittlung von populären Informationen geleistet.

Es steht zu hoffen, dass diese Initiative in der Reihe der ungarischen Kodex-Editionen als maßgebender Wegweiser und zugleich als wegweisender Maßstab dienen wird.

*Gábor Ferenczi*

Budapest

*Die Beziehungen Herzog Albrechts in Preußen zu Ungarn, Böhmen und Schlesien (1525–1528). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten.* Bearbeitet von GAHLBECK, CHRISTIAN. Berlin: Duncker & Humblot 2017. VI, 774 S., 2 farb. Abb. ISBN 978-3-428-15191-2 = Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. Quellen 73.

Möchten wir uns einen Überblick über jene mitteleuropäischen Institutionen außerhalb des Karpatenbeckens verschaffen, die in ihrem Bestand über eine Vielzahl an spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Hungarika verfügen, so denken wir zunächst gewiss und zurecht an das Österreichische Staatsarchiv in Wien und an das Archiwum Główny Akt Dawnych in Warschau. Wer würde denn in diesem Themenbereich an eine der ungarischen Forschung weitgehend unbekannt und unerforschte Sammlung denken, wie etwa das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin? Blättert man allerdings in dem im Herbst 2017 erschienenen Band eines der wissenschaftlichen Mitarbeiter des besagten Archivs, Christian Gahlbeck, so besteht kein Zweifel daran, dass es für Interessierte aus Ungarn allerhand Überraschungen birgt.

1525 war ein Jahr von entscheidender Bedeutung, da in diesem Jahr die Säkularisation des Deutschordensstaates unter der Leitung seines letzten Hochmeisters erfolgte: Es war der aus fränkischen Linie der Hohenzollern stammende Albrecht, der zugleich das protestantische Herzogtum Preußen gründete. Der Schriftbestand des Geheimen Staatsarchivs wurde jahrhundertlang in Königberg aufbewahrt, bis er in der letzten Phase des Zweiten Weltkriegs – zeitgleich mit der Evakuierung der Zivilbevölkerung – in den Westen transportiert wurde und nach mehreren Stationen schließlich an seinen derzeitigen Aufbewahrungsort in Berlin gelangte. Albrecht von Hohenzollern stand bereits als Hochmeister in enger Beziehung mit dem Hof der über das Königreich Ungarn und das Königreich Böhmen herrschenden Jagiellonen. So wurde auch in dem sich über Jahrzehnte hinziehenden Zwist zwischen den Hochmeistern und den litauisch-polnischen Jagiellonen unter anderem durch die Vermittlung des ungarisch-böhmischen Königs versucht, eine Einigung zu erzielen. Aber es bestand auch eine persönli-

chere Verbindung: Einer von Albrechts Brüdern war der mit dem ungarisch-böhmischen Königshof der Jagiellonenzeit vertraute Markgraf Georg von Brandenburg, der auch über Besitztümer in Ungarn verfügte. So war das Schriftgut des Ordens in den Jahrzehnten vor 1525 besonders reich an ungarisch-böhmischen Aspekten; vor allem finden sich Quellen zur Pflege der Beziehungen zwischen den dynastischen und Herrscherhöfen, aber auch die Administration des Ordens hielt, zwar in viel kleinerer Anzahl, ungarische Angelegenheiten fest. Obwohl das Ordensarchiv in den vergangenen Jahren auch von der ungarischen Forschung entdeckt wurde, steht eine systematische Erschließung des Bestandes aus ungarischer beziehungsweise böhmischer Perspektive noch aus.

Vor diesem Hintergrund ist es weniger erstaunlich, dass auch die darauffolgende Periode, die Ära des Herzogtums Preußen, viele ungarisch-böhmische Verbindungspunkte bietet. Der vorliegende Band stellt aus dem Schriftbestand der ersten vier Jahre des Herzogtums, der Periode von 1525 bis 1528, Archivalien mit Bezug zum Königreich Ungarn in Form von mehr als 400 langen und detaillierten, deutschsprachigen Regesten vor. Das Jahr 1525 stellt aus der Sicht Albrechts und der preußischen Gebiete einen Wendepunkt dar, für Böhmen und Ungarn ist es aber nicht von entscheidender Bedeutung. Für die beiden Königreiche markiert vielmehr die Schlacht von Mohács am 29. August 1526 den Beginn einer neuen Ära. Mit dem Tod des ungarischen und böhmischen Königs Ludwig II. auf dem Schlachtfeld starb auch die böhmisch-ungarische Linie der Jagiellonen im Mannesstamm aus, der Nachfolger für beide Kronen wurde Ludwigs Schwager, der Habsburger Ferdinand. Das Königreich Ungarn versank als Folge des Thronfolgekriegs im Bürgerkrieg, und die an den südlichen Grenzen Fuß fassenden Osmanen konnten nach der Sicherung ihrer strategischen Positionen ihren Vormarsch in Richtung Norden, ins Landesinnere fortsetzen. Für das Jahr 1525 als Anfangsdatum spricht jedoch, dass der Band in einer Reihe von Quelleneditionen veröffentlicht wurde, die sich zum Ziel setzt, den Schriftbestand des im Jahre 1525 gegründeten Herzogtums Preußen herauszugeben. Wenn aus genannten Gründen am Anfangsdatum 1525 auch nicht zu rütteln ist, hätte doch der Titel etwas präziser formuliert werden müssen, das heißt, es wäre erstrebenswert gewesen, von den Ländern der ungarischen und der böhmischen Krone zu sprechen. Dass im Titel auch Schlesien angeführt wurde, erweckt beim Leser den Eindruck, dass es einer speziellen Behandlung, besonderer Aufmerksamkeit bedarf, obgleich Schlesien in besagter Periode eindeutig Teil der böhmischen Krone war.

Die Sammlung der in diesem Band veröffentlichten Dokumente mit ungarisch-böhmischem Bezug geht bis ins Jahr 1987 zurück. Zunächst war es Christel Wegeleben, anschließend Maria Magdalena Meyer-Gebel, die sich damit befasst-

ten; auf sie folgte eine Pause. Auf eine Fortsetzung der Arbeit musste bis 2010 gewartet werden, als Christian Gahlbeck den Staffelfstab übernahm, der zugleich zu dem zuvor durchgesehenen Archivmaterial neue Regesten erstellte. Der bearbeitete Teilbestand, die Methodik und alle damit verbundenen weiteren Angaben werden vom Autor in der Einleitung umfangreich skizziert (S. 1–6, 68–69). Obgleich das in diesem Band erschienene Schriftgut dank der häufig zitierten Urkundensammlungen von Karolina Lanckorońska und Christel Krämer, die ihre Quellen – im Gegensatz zu Gahlbeck – in ihrem vollständigen Umfang oder, seltener, in Ausschnitten veröffentlicht haben, der Forschung keineswegs gänzlich unbekannt ist, stellt der aktuelle Band keine Wiederholung derselben Arbeit dar. Der vorliegende Band wurde nämlich unter völlig anderen Aspekten erstellt. Aus dem Schriftbestand des Archivs Albrechts von Preußen wurden alle Archivalien erschöpfend erschlossen, die mit den ungarischen, böhmischen und schlesischen Ereignissen der Zeit in Verbindung standen. Glücklicherweise fand sowohl der ein- als auch der ausgehende (Brief-)Verkehr in diesem Band Platz. Trotz der sehr gründlichen Exzerpte, würden wir in der Quellenausgabe Gahlbecks die eine oder andere Quelle gerne auch in der Originalsprache lesen, wenngleich diese dann einem kleineren Publikum zugänglich wären, als die ins Deutsche übersetzten Auszüge, und diese Praxis auch den Grundprinzipien der Veröffentlichungsreihe widerspräche.

Mit der Art des Quellenbestandes lässt sich auch begründen, warum die von Gahlbeck und seinen Vorgängern bearbeiteten Bestände die Aufmerksamkeit der polnischen Forschung bereits früher erweckt haben, und warum die erwähnten Arbeiten von Karolina Lanckorońska entstanden sind. Der Großteil der nun veröffentlichten Quellen entstammt der diplomatischen Korrespondenz, und bei der Vermittlung der Nachrichten kam den polnischen Gebieten aufgrund ihrer geografischen Lage eine Schlüsselrolle zu. Eine zentrale Rolle im Nachrichtenfluss spielte, wie auch Gahlbeck anmerkt, der polnische Kanzler Krzysztof Szydłowiecki, der mit zahlreichen Mitgliedern der ungarischen geistlichen und weltlichen Elite in Verbindung stand. Aber auch die Brüder des Hochmeisters und späteren Herzogs von Preußen, Albrecht, Kasimir und Georg, beziehungsweise die Herrscher der beiden schlesischen Herzogtümer, Herzog Friedrich II. von Liegnitz und Brieg sowie Karl I. von Münsterberg, galten als wichtige Informationskanäle. Das heißt, die hier veröffentlichten Quellen zeigen die bedeutendsten ungarisch-böhmischen, innen- und außenpolitischen Entwicklungen wohl oder übel immer durch einen, wenn nicht durch mehrere Filter, was bei der Analyse stets vor Augen gehalten werden sollte. Erstaunlich viele Informationen gelangten nach Königsberg und blieben im Archiv Albrechts von Preußen erhalten. Doch stellt sich die knifflige Frage, ob wir anhand des in diesem Band bearbeiteten Quellen-

materials tatsächlich über alle »wichtigen« Aspekte unterrichtet werden, so wie es der Kontextualisierungsversuch der Einleitung (S. 6–59) andeutet. Von einer noch so umfangreichen Einleitung einer Quellenausgabe kann zwar keine vollumfängliche, auf alle Aspekte eingehende Synthese der Forschungsliteratur erwartet werden. Gleichwohl hätte es sich gelohnt, einige Titel aus der ungarischen oder der tschechischen Fachliteratur in den Fußnoten anzuführen. Dennoch kann dieser Teil der Einleitung als eine – vor allem aus politikhistorischer Sicht – interessantes, kommentiertes Personen- und Ortsregister angesehen werden, das anhand der zahlreichen Verweise auch eine leichtere Handhabung der dicken Quellenausgabe erlaubt.

Abgesehen von der Tatsache, dass die Briefschreiber über viele folgenschwere politische Ereignisse reflektierten, dürfen wir nicht vergessen, wovon sie Kenntnis hatten. Genauer: welche Informationen sie (nicht) mit ihren Briepartnern teilen wollten und auf welche Weise sie den anderen zu beeinflussen versuchten. Nach Ansicht des Rezensenten eigneten sich die in diesem Band veröffentlichten Quellen in der Tat am besten dazu, diese Fragen in Bezug auf die Nachrichten- und Korrespondenzsammlungen zu beantworten und die bis jetzt immer noch nicht systematisch erschlossene Struktur der Informationsströme in (Ost-)Mitteleuropa zu beleuchten – natürlich nach einem strikten Vergleich mit den in Wien, London, Warschau oder anderenorts aufbewahrten ähnlichen Archivbeständen. Die letzten Seiten der Einleitung (S. 60–68) leisten hierzu Hilfestellung: als eine Art Sachregister dienen sie zugleich als Wegweiser im Labyrinth der vielfältigen kulturellen Aspekte wie etwa der Sendung von Geschenken, der Partnerbeziehungen oder der Korrespondenzthemen.

Im Folgenden seien einige ungarbezogene Schlaglichter hervorgehoben, um den Wert dieses Quellenbandes zu verdeutlichen – dies ohne Anspruch auf Vollständigkeit, denn es wäre schlicht unmöglich, alle Höhepunkte einer derart ereignisreichen Periode zu behandeln. Zu diesen gehört etwa der Besuch von Albrecht von Preußen und seiner Gefolgschaft in Ofen (*Buda*), dessen Rechenschaftsberichte und einige damit verbundene sonstige Dokumente erhalten geblieben sind (Nr. 20, 24–26, 29–30). In einigen Fällen sind nicht nur die im diplomatischen Briefwechsel enthaltenen Nachrichten und ihre Aufmachung von Interesse. Spannend sind auch die als Anlage verschickten Dokumente, so etwa eine Notiz über die Beschlüsse des Reichstags von Rákos im Jahre 1526 (Nr. 89) oder die Liste der bei Mohatsch (*Mohács*) Gefallenen (Nr. 115/3), von der in Archiven und Handschriftensammlungen Europas unterschiedliche Exemplare erhalten sind. Ein langer Weg lag anscheinend auch hinter dem im Oktober 1526 entstandenen Brief von Ferenc Sárffy (Nr. 115/7) über das Auffinden des Leichnams des in der Schlacht bei Mohatsch gefallenen Königs Ludwig II., der auch in Polen – wie auch

Gahlbeck anmerkt: in der „Acta Tomicana“ – überliefert ist. Sowohl die Liste der bei Mohatsch Gefallenen als auch der Brief von Sárffy gelangten dank Kanzler Szydłowiecki nach Preußen, denn sie waren dem Brief des polnischen Edelmanns an Herzog Albrecht beigelegt. Von besonderer Bedeutung ist die zuvor völlig unbekannte Landkarte der südlich von Ofen gelegenen Gebiete des Königreiches Ungarn, welche die wichtigsten Flüsse und Städte der Region zeigt (Nr. 1). Unter letzteren wurden zum Teil Ortschaften angeführt, die aus der Sicht der Verteidigung relevant waren oder eine primäre Rolle bei der Sicherung des militärischen Nachschubs spielten. Gahlbecks logischer Argumentation zufolge entstand die Landkarte mit großer Wahrscheinlichkeit noch (kurz) vor der osmanischen Eroberung von Belgrad (*Nándorfehérvár*) im Jahre 1521, denn die Stadt und die Burg stehen in der Darstellung noch unter ungarischer Herrschaft. Die Karte selbst kann zwar auf der Innenseite des vorderen Buchumschlags auch in farbiger Ausführung bestaunt werden, deren Auflösung allerdings viel zu niedrig ist, so dass die Aufschriften schwer zu entziffern sind; erfreulicherweise schafft aber das detaillierte Regest auch hierbei Abhilfe. Auf der Rückenklappe ist ebenfalls eine farbige Darstellung einer besonderen Quelle zu sehen: die bislang nur in einem Exemplar bekannte Sitzordnung des Krönungsmahls von Ferdinand von Habsburg nach seiner Königskrönung im Jahre 1527 in Stuhlweißenburg (*Székesfehérvár*, Nr. 285/3). Die Darstellung wurde zuerst von Béla Iványi in München aufgefunden und nach ihrer Wiederentdeckung von Géza Pálffy eingehend analysiert und veröffentlicht.<sup>1</sup> Die in Berlin vorgefundene Version unterscheidet sich jedoch von der Darstellung in München an mehreren Punkten. Diese wird durch den im Januar 1528 verfassten langen Brief von Sebastian Pemflinger an Albrecht von Preußen ergänzt, in dem der Absender detailliert über den spätherbstlichen Aufenthalt des österreichischen Erzherzogs Ferdinand im Jahre 1527 in Ungarn berichtet und die wichtigsten Ereignisse dieser Reise, so auch die Krönung zum König beziehungsweise zur Königin in Stuhlweißenburg, beschreibt (Nr. 288/1).

Aus den Veröffentlichungen von Karolina Lanckorońska sind die Briefe von István Brodarics ebenfalls schon bekannt und von der ungarischen Fachliteratur zum Teil bereits bearbeitet worden beziehungsweise dank Péter Kasza seit einigen Jahren sogar in ihrem vollen Umfang in gedruckter Form verfügbar.<sup>2</sup> Diese ver-

<sup>1</sup> Géza Pálffy: Koronázási lakomák a 15–17. századi Magyarországon. Az önálló magyar királyi udvar asztali ceremóniarendjének kora újkori továbbéléséről és a politikai elit hatalmi reprezentációjáról. In: Századok 138 (2004) 1005–1101, hier 1064–1065. Zusammenfassende Tabelle über die Teilnehmer des Krönungsmahls von Ferdinand von Habsburg im Jahre 1527 (inhaltliche Beschreibung der in München auffindbaren Zeichnung über das Krönungsmahl): Ebenda, 1098.

<sup>2</sup> Stephanus Brodericus: Epistulae. Edidit, introduxit et commentariis instruxit Petrus Kasza. Budapest 2012, 164–167, Nr. 77–78 [= Nr. 115/5 und Nr. 115/8], 187–189, Nr. 90 [= Nr.

tiefenden Arbeiten führen uns die grandiose und zugleich undankbare Natur sowie die Verwundbarkeit von Unternehmen wie der hier besprochenen Dokumentensammlung vor Augen, denn Gahlbeck bearbeitet eine derart große Fülle an Materialien, dass der Aufmerksamkeit der Leserschaft bei der Erschließung leicht Briefe entgehen können, deren Bedeutung vielleicht erst später oder nur durch andere Forscher erkennbar ist. Dies gilt auch für die nach anderen Gesichtspunkten zusammengestellte Brodarics-Edition. Beim Vergleich der beiden Bände lässt sich feststellen, dass Gahlbeck zwar den Band von Kasza nicht kannte und somit auch nicht zitierte, doch konnte er über die gleichen Quellen hinaus den einstigen Auszug eines weiteren, gegenwärtig verschollenen Briefes herausgeben (Nr. 243), der wiederum in dem von Kasza herausgegebenen Werk fehlt.

Trotz der kleineren Fehler kann die Forschung Christian Gahlbeck für sein Streben nach Vollständigkeit und seine immense Arbeit nur dankbar sein: Diese Edition hilft, zahlreiche Bände miteinander zu verbinden, um deren Zusammengehörigkeit wir nicht mehr wussten. Lobenswert ist auch, dass sie den ungarisch-böhmischen Aspekten gemeinsam Rechnung trägt. Es steht zu hoffen, dass das vergleichbare Schriftgut der nachfolgenden Jahre so bald wie möglich in einem weiteren Band zugänglich gemacht wird.

*Bence Péterfi*

Budapest

HONTERUS, JOHANNES: *Rudimenta Cosmographica. Grundzüge der Weltbeschreibung (Corona/Kronstadt 1542). Ins Deutsche, Rumänische und Ungarische übersetzte und kommentierte Faksimile-Ausgabe*. Herausgegeben von OFFNER, ROBERT – ROTH, HARALD – ȘINDILARIU, THOMAS – WIEN, ULRICH A. 3., durchgesehene und verbesserte Auflage. Hermannstadt/Bonn: Schiller 2020. 358 S., 52 Abb. ISBN 978-3-944529-63-2.

Honterus (1498–1549), Humanist und Reformator, hat durch seine erstmals 1530 mit dem Titel „*Rudimenta Cosmographica*“ in Krakau gedruckte Schulenzyklopädie, die das geografische, für Gymnasialschüler maßgebliche naturwissenschaftliche und medizinische Wissen der Zeit vermittelte, über Siebenbürgen hinaus im lateinischsprachigen Europa gewirkt, wie die von Gernot Nussbächer (1939–2018) zusammengestellte „*Bibliographische Übersicht*“ der Ausgaben der Jahre 1530 bis 1692 (S. 99–129) eindrucksvoll nachweist. Die diesem Nachdruck zugrunde gelegte, letzte von Honterus besorgte Ausgabe enthält anstelle des Prosatexts der Erstausgabe 1.366 Hexameter. Er hat sie 1542 in seiner eigenen Dru-

---

238/7], 223–224, Nr. 108 [= Nr. 385/1], 227–228, Nr. 110 [= Nr. 385/2 und Nr. 385/3], 233–234, Nr. 114 [= Nr. 401/2].

ckerei in Kronstadt (*Brassó, Braşov*) gedruckt. Der Reprint umfasst auch die beigefügten 15 Himmels- und Erdkarten. Leider verschwindet die Mitte der doppelseitigen Karten im Falz, was durch die Teilung der Karten durch einen Mittelstreifen vermeidbar gewesen wäre. Die erste Auflage des »im Auftrag des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde und des Demokratischen Forums der Deutschen in Kronstadt« herausgegebenen Bandes war 2015 schnell vergriffen, die zweite Auflage 2017 ebenso, die dritte, »leicht ergänzte« Auflage wird sicherlich ebenfalls Interesse finden. Erläuterungen zu den Übersetzungen in Fußnoten helfen beim Textverständnis.

Der Nachdruck (S. 139–222) bildet das Zentrum des Bandes. Die gut lesbare deutsche Übersetzung „Grundzüge der Weltbeschreibung“ von Lore *Poelchau* (1927–2008), Heinz *Heltmann* und Peter *Pauly* bewahrt wie die ebenfalls aufgenommene rumänische und die ungarische das Versmaß. Für die rumänische Fassung konnten die Herausgeber auf die 1988 in Klausenburg (*Kolozsvár, Cluj*) gedruckte Übersetzung von Valeria *Căliman* (1901–1992) zurückgreifen. Die erste vollständige Übersetzung in das Ungarische hat László András *Magyar* für diesen Band übernommen.

Vorangestellt ist die Einführung in Leben und Werk des Kronstädter Humanisten von Ulrich A. *Wien*. In die ersten drei „Bücher“ (Astronomie, Klimatologie, Geografie Europas, Asiens und Afrikas) führt Zsolt Győző *Török* ein und zeigt die Bedeutung der „Rudimenta“ als didaktisches Werk im Kontext der humanistischen Kosmografien. Das vierte Buch – stellen Heinz *Heltmann* und Robert *Offner* („Tiere und Pflanzen, Sozialkunde, Anatomie und Krankheitsnamen“) gleich zu Beginn ihrer Einführung fest –, stehe »fest in der Tradition der Schullexikographie des deutsch-niederländischen Sprachraumes« (S. 67). Keineswegs zeigt das im humanistischen Europa erfolgreiche Lehrbuch aber »in exzellenter Weise«, wie die Verfasser Oskar Wittstock<sup>1</sup> zitierend betonen, »wie sehr in jener Zeit die siebenbürgische Wissenschaft ein integraler Bestandteil der deutschen war« (S. 90). Schließlich kann von »deutscher Wissenschaft« im 16. Jahrhundert keine Rede sein (wie überhaupt das „Deutschtum“ der Siebenbürger Sachsen, wie Paul Philippi<sup>2</sup> betont hat, sehr differenziert zu sehen ist). Den Einführungstexten sind jeweils ausführliche ungarisch- und rumänischsprachige Zusammenfassungen beigegeben. Eine über die Hinweise in diesen Beiträgen hinausgehende Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte hätte die europäische Bedeutung dieses Lehr-

<sup>1</sup> O. Wittstock: Johannes Honterus. Der siebenbürgische Humanist und Reformator. Göttingen 1970, 152.

<sup>2</sup> P. Philippi: Von Deutschtum und Zukunft der Siebenbürger Sachsen [1965]. In: Siebenbürgisch-sächsische Geschichte in ihrem neunten Jahrhundert. Gespräch in der Zerstreuung. Hg. Gerhard Möckel. München 1977, 73–93.

buchs zeigen können, welches das zeitgenössische naturwissenschaftliche Wissen zusammenfasst. Die „Bibliographie“ (S. 130–136) bezieht sich offensichtlich auf Nussbachers „Bibliographische Übersicht“ (unter Nussbacher 2001 das „Honterus-emplékkönyv“ [*Honterus-Festschrift*] nur unter dem deutschen Paralleltitel angeführt). Eine Bibliografie der Literatur über Honterus fehlt ebenso wie eine kritische Forschungsgeschichte.

Nach der Reformationsschrift für Kronstadt und das Burzenland – vgl. vom Rezensenten *Ungarn-Jahrbuch 34 (2018)* 291–292 – liegt das zweite bedeutende Werk von Honterus nun in einer leicht zugänglichen Ausgabe mit Übersetzungen des lateinischen Textes in die Landessprachen und Einführung vor. Dem »engagierten internationalen Team« (Vorwort, S. 7) ist zu danken, dass es dieses für die Kulturgeschichte Siebenbürgens und die Bildungsgeschichte Europas wichtige Werk einer breiteren interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Auch die Forschung wird davon profitieren.

*Wolfgang Kessler*

Viersen

*Schwarzer Tod und Pestabwehr im frühneuzeitlichen Hermannstadt. Pestordnungen der Stadtärzte Johann Salzman (1510, 1521), Sebastian Pauschner (1530) und Johann Stubing (1561).* Bearbeitet und herausgegeben von OFFNER, ROBERT – ŞINDILARIU, THOMAS. Hermannstadt/Bonn: Schiller 2020. 231 S., 14 Abb. ISBN 978-3-946954-82-8. = Quellen zur Geschichte der Stadt Hermannstadt 6.

Die aktuelle Corona-Pandemie hat das Interesse an »historischen Seuchen vergangener Jahrhunderte« geweckt (Vorwort, S. 7), damit auch an den Pestepidemien des 14. bis 18. Jahrhunderts. In Hermannstadt (*Nagyszeben, Sibiu*) wurde die Seuche um 1510 nach Vorgaben des zweiten Stadtarztes Johann Salzman erfolgreich durch Ausgangs- und Kontaktsperren, Einstellung von Handel und Schulbetrieb, Verbot von Versammlungen und Hygienemaßnahmen bekämpft. Seine Erfahrungen fasste Salzman in einer 1510 in Wien gedruckten, dem Hermannstädter Königsrichter Johann Lulay sowie dem Magistrat und den Vertretern der Stadt und der Sieben Stühle gewidmeten lateinischsprachigen Schrift über den Schutz vor der Pest und ihre Behandlung zusammen. Er publizierte sie 1521, jetzt Leibarzt Erzherzog Ferdinands, ebenfalls in Wien als »nützliche Ordnung und Regiment wider die Pestilenz« in deutscher Sprache. Die Zahl der in Bibliotheken erhaltenen Exemplare lässt auf eine weite Verbreitung schließen. Der Nachdruck der beiden medizin- und kulturhistorisch interessierenden Pestschriften Salzmanns bildet den zentralen Teil des Bandes (S. 63–118 beziehungsweise S. 119–177).

Ein weiteres, allerdings nicht als Druckschrift erhaltenes Pestbüchlein, einen praktischen Ratgeber, »wie man sich halten soll in der Zeit der ungütigen Pestilenz«, hat Sebastian Pauschner, nach Tätigkeit in Kronstadt (*Brassó, Braşov*) von 1528 bis zu seinem Tode 1534 Stadtphysicus in Hermannstadt, verfasst. Béla Révész, noch während des Ersten Weltkriegs Arzt am Garnisonsspital Nagyszeben, also Hermannstadt (worauf man hätte hinweisen können), hat den Text 1910 nach der Abschrift aus dem 17. Jahrhundert in einem Sammelband mit theologischen Werken »und einigen Pestbüchlein« im „Archiv für Geschichte der Medizin“ abgedruckt. Dieser Aufsatz wird hier unverändert nachgedruckt (S. 170–197). Der Text soll nach Auskunft des abgebildeten Titelblatts der Handschrift (S. 54) 1530 »in der Hermannstadt durch M[agistrem] Lucam Trapoldner« gedruckt worden sein<sup>1</sup> und sich dabei um den ältesten Hermannstädter Druck gehandelt haben. Als 1553/1554 erneut die Pest in Hermannstadt wütete, gelang es dem Magistrat 1554, den aus Mähren stammenden Johann Stubing bis 1559 als Stadtphysicus anzustellen. Wie er in der *praefatio* schreibt, basieren seine 1561 in Wien gedruckten „De Pestilentia libri tres“ (*Drei Bücher über die Pest*) auf seinen Erfahrungen in Hermannstadt. Die Herausgeber sehen von einem Nachdruck des mit 149 Blatt umfangreichen Pestratgebers ab, da er – wie die beiden Schriften Salzmanns – als Digitalisat online zugänglich ist, und drucken das Vorwort mit einer deutschen Übersetzung ab (S. 198–200).

Eingangs resümiert der durch Forschungen zur Geschichte des „Schwarzen Todes“ ausgewiesene Medizinhistoriker Klaus Bergdolt (Köln) in dem Essay „Schwarzer Tod und ärztliche Pesttheorien im Laufe der Jahrhunderte“ die Entwicklung der ärztlichen Lehrmeinungen in Europa, insbesondere in Italien, bis in das 17. Jahrhundert. László András Magyar (Budapest) bietet zur historischen Orientierung einen knappen Überblick der „Pestepidemien“ in Siebenbürgen von der Mitte des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Ausführlicher stellt der Arzt und Medizinhistoriker Robert Offner (Regensburg) zur Einführung in die abgedruckten Werke instruktiv die Hermannstädter Stadtärzte des 16. Jahrhunderts und die aus ihren Reihen verfassten vier Pestordnungen vor. Die einführenden Beiträge werden jeweils in einem rumänisch-, einem ungarisch- und einem englischsprachigen Resümee zusammengefasst.

Der für Fachwissenschaftler, aber auch für »eine breitere, kulturhistorisch interessierte Leserschaft« (Vorwort, S. 10) gedachte Band bietet allgemein Einblicke in die Methoden der Pandemiebekämpfung vor fünf Jahrhunderten, die an Aktualität wenig verloren haben, insbesondere aber in die Medizingeschichte Her-

<sup>1</sup> Vertiefende Hinweise bei, hier nicht genannt, Christian Rother: Siebenbürgen und der Buchdruck im 16. Jahrhundert. Mit einer Bibliographie „Siebenbürgen und der Buchdruck“. Wiesbaden 2002, 27–32.

mannstadts und Siebenbürgens. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 201–211) ermöglicht die Weiterbefassung mit dem Thema.

Wolfgang Kessler

Viersen

VARGA, SZABOLCS: *Europe's Leonidas: Miklós Zrínyi, Defender of Szigetvár (1508–1566)*. Translated by David Robert Evans. Budapest: Research Centre for the Humanities, Hungarian Academy of Science 2016. 348 S., 43 farb. u. sch/w Abb. u. Kt. ISBN 978-963-416-040-3.

Als einen »ungarischen Leonidas«, als Personifizierung des durch Verrat gefallenen Helden, hat Joseph von Hormayr im „Österreichischen Plutarch“ (7 [1807] 95) den Verteidiger von Szigetvár 1566, Miklós Graf Zrínyi (in der kroatischen Namensform Nikola Šubić Zrinski), genannt, dem wir bis in die jüngste Zeit auch als »kroatischen Leonidas« begegnen.<sup>1</sup> Zum 450-jährigen Gedenken hat Varga, Verfasser wichtiger Arbeiten zur Frühen Neuzeit in Ungarn, eine sich an eine größere interessierte Öffentlichkeit wendende Biografie des »Helden« der Belagerung unter dem Titel „Léonidasz a végvidéken“ (*Ein Leonidas im Grenzraum*) verfasst. Die englische Übersetzung ist besonders zu begrüßen.

Der „Heldenmythos zwischen den Nationen“ (Reinhard Lauer<sup>2</sup>), der den gegenüber der osmanischen Übermacht unterlegenen Verteidiger heroisierte und in den Türkenkriegen propagandistisch instrumentalisiert wurde, hat zumindest bis ins 19. Jahrhundert europäische Resonanz gefunden, so mit einem Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (45 [1899] 441–443). Mit der Nationalisierung der Geschichtsschreibung in Ungarn und insbesondere in Kroatien seit dem 19. Jahrhundert wurde Zrínyi zum jeweils nationalen *Heroen* deklariert. Im titoistischen Jugoslawien war die Beschäftigung mit dem ungarisch-kroatischen Magnaten nicht gewollt, nach der Erringung der Unabhängigkeit Kroatiens wurde er wieder als »velikan« (*Nationalheld*) für das nationalistische Geschichtsbild benutzt. 1995 hat Präsident Franjo Tuđman den „Nikola-Šubić-Zrinski-Orden“ für eine „Heldentat im Krieg oder bei drohender Kriegsgefahr“ gestiftet, so dass Kálmán Kovács 2015 mit Recht festgestellt hat: »We find the most intensiv Zrínyi-memory in Croatia.«<sup>3</sup> In dieser historiografisch nicht einfachen Forschungslandschaft bietet Varga auf der Grundlage archivalischer Quellen und

<sup>1</sup> So Karlo *Knežević*: Hrvatski Leonida, Nikola Šubić Zrinski. Povodom 450. godišnjice bitke za Siget. In: Bilten franjevačke teologije Sarajevo 43 (2016) 1/2, 163–164.

<sup>2</sup> Reinhard *Lauer*: Siget. Heldenmythos zwischen den Nationen. In: Erinnerungskultur in Südosteuropa. Hg. Reinhard Lauer. Berlin 2011, 189–216.

<sup>3</sup> Kálmán *Kovács*: Zrínyi: National Recycling(s) of a Hybrid Material (1566–2000). In: History as a Foreign Country. Hgg. Davor Đukić [u. a.]. Bonn 2015, 83–100, hier 84.

unter Auswertung ungarischer, kroatischer und europäischer Forschung (vgl. das Literaturverzeichnis, S. 258–287, in dem nur wenige wichtige Titel fehlen<sup>4</sup>) eine ausgewogene, dazu gut lesbare Darstellung, die anhand der Biografie vorzüglich in die Zeit einführt.

Varga stimmt unter der Überschrift „Leonidas’ Dethronement“ mit einer unkommentierten, kritischen Zitatensammlung in das Thema ein. Die Meinung des kroatischen Politikers Ante Starčević aus dem Jahr 1866, Leonidas sei für sein Vaterland gefallen, während der mit den Habsburgern verbündete Zrínyi bei der Verteidigung der Gegner seines Vaterlandes gefallen sei (S. 19), setzt allerdings ohne weitere Kommentierung falsche Akzente. Unter „Zrínyi in the Library“ führt Varga knapp in die Forschungsgeschichte ein und schließt, ein solcher »hero shared by two homelands« könne nur in internationaler Zusammenarbeit erforscht werden (S. 25). Zur Frage nach dem »Motherland« zeichnet er das Schicksal des Ortes Zrin, Stammsitz der Familie Zrínyi, durch die Jahrhunderte und weist auf die Zerstörungen durch marodierende osmanische Truppenteile, aber auch die Ermordung von 250 Bewohnern durch Tito-Partisanen 1943 sowie die Zerstörungen durch serbische Freischärler in den 1990er Jahren hin. Er skizziert die Geschichte der Familie Zrínyi bis zum Tod des letzten Nachkommen im Ersten Weltkrieg und zeigt danach die Bedeutung im 14. und 15. Jahrhundert, die Rolle der Familie im spätmittelalterlichen Ungarn und die spezielle Stellung des damaligen Kroatiens. Als „In the Jaws of the Enemy“ charakterisiert Varga die Lage Kroatiens und Ungarns angesichts der vorrückenden osmanischen Macht bis in die 1520er Jahre, bevor er sich der Biografie Miklós Zrínyis und seinem engeren Umfeld zuwendet.

Unter der Überschrift „The Force Awakens“ umreißt er das Verhältnis zwischen König und Kaiser Ferdinand I. und dem kroatischen Adel. Er schildert die Ermordung des zur Gegenseite übergelaufenen Obristfeldhauptmanns Hans Katzianer durch Zrínyi 1539 und die militärischen Auseinandersetzungen bis zum Verlust von Ofen (*Buda*) und von Pest 1541, in dem er nicht den strategisch entscheidenden Sieg des Gegners sieht. Auch mit der Unterstützung aus Innerösterreich konnte die habsburgische Seite Slawonien nicht halten. Für Zrínyis Verluste durch den osmanischen Vormarsch entschädigte ihn der König mit der Murinsel (*Muraköz, Međimurje*). Er vertraute Zrínyi militärische Führungspositionen an,

<sup>4</sup> Von kroatischer Seite zum Beispiel den seinerzeit grundlegenden Aufsatz von Jaroslav Šidak: Nikola Šubić Zrinski in seiner Zeit. In: Ferenac Črnko: *Podsjedanje i osvojenje Sigeta i popratni tekstove*. Zagreb 1971, 193–210. Es fehlt außerdem (mit wichtigen Beiträgen ungarischer Autoren): *Militia et Litterae. Die beiden Nikolaus Zrinyi und Europa*. Hgg. Wilhelm Kühlmann, Gábor Tüskés. Tübingen 2009. Besprochen vom Rezensenten in: *Ungarn-Jahrbuch* 31 (2011–2013) 642–644.

setzte Zrínyi doch politisch auf Wien. Insbesondere war er, dort einer der größten Grundherren, 1542 bis 1556 als Banus von Kroatien und Slawonien mit dem Ausbau der Militärgrenze betraut. Nach militärischen Misserfolgen nahm Ferdinand seinen Rücktritt an, betraute ihn aber mit neuen Ämtern. Zielbewusst vermehrte Zrínyi den Familienbesitz, nicht zuletzt durch Verheiratung in die Familien Frangepán (Frankopan) und Rosenberg (Rožmberk, aus böhmischem Adel). Obwohl er sich mit der militärischen Führung überworfen hatte, übernahm er 1561 die Kommandantur der zentralen Grenzfestung Szigetvár in der südungarischen Baranya.

Seit dem 6. August 1566 belagerte ein zahlenmäßig weit überlegenes osmanisches Heer unter Sultan Süleyman I. dem Prächtigen diese Festung. Zrínyi konnte sie bis zum 8. September halten. Als der Sultan am 5./6. September im Feldlager verstorben war, wagte Zrínyi am 8. September den Ausfall, bei dem er und die wenigen verbliebenen Soldaten den »Heldentod« suchten. Der erhoffte Entsatz durch die vom neuen Kaiser Maximilian II. geführten habsburgischen Truppen war ausgeblieben – Ausgangspunkt für die Geschichte vom Verrat. Trotz des Sieges stoppte nach dem Tod Süleymans der osmanische Vormarsch, so dass der Widerstand als Erfolg dargestellt werden konnte.

Varga erzählt diese Geschichte frei von jeder nationalgeschichtlichen Einvernahme, gut lesbar, übersichtlich und, vor allem, quellengestützt und wissenschaftlich fundiert. Er entwirft eine breite Perspektive der politischen und militärischen Entwicklungen in Südungarn und Kroatien bis 1566 unter Einbeziehung der gesamten Monarchie sowie der osmanischen Bedrohung. Zugleich zeichnet er ein differenziertes Bild der Familie und ihrer Herrschaft – ein Zeitbild, weit über das engere Thema hinaus. Der Abbildungsanhang (S. 301–343) enthält unter anderen von Béla Nagy entworfene, instruktive Geschichtskarten (S. 308–313, 324–325, 329–330, 333, 337–338) und einen Stammbaum (S. 314–315). Zrínyis Widerstand gegen die Belagerung wurde schon zeitgenössisch propagandistisch instrumentalisiert und hatte europaweit Symbolwert im Kampf gegen die *Türkengefahr*. Varga geht dem europäischen Nachruhm bis ins 20. Jahrhundert nach. Er bietet in überschaubarem Umfang eine ausgewogene, auf wesentliche Punkte konzentrierte Einführung in das Thema, die neugierig auf die Zeit macht.

*Wolfgang Kessler*

Viersen

*Die Bischöfe der Donaumonarchie 1804 bis 1918. Ein amtsbiographisches Lexikon. Band I: Die röm.-kath. Kirchenprovinzen Gran, Kalocsa, Erlau im Königreich Ungarn.* Herausgegeben von KLIEBER, RUPERT. Unter Mitarbeit von TUSOR, PÉTER. Berlin: Duncker & Humblot 2020. XVIII, 661 S., farb. Kunstdrucktaf., zahlr. Abb., Tab., Kt. ISBN 978-3-428-15648-1.

Forschungsprojekte zur Geschichte des vielsprachigen Raums, den die Habsburger bis zum Ende des Ersten Weltkriegs regierten, haben stets ihre eigene, für Politik-, Mentalitäts- und Wissenschaftshistoriker höchst aufschlussreiche Geschichte. Die Einleitung („Planung und Verwirklichung“) von Adam *Wandruszka* etwa im Pilotband des im Auftrag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1973 herausgegebenen internationalen Gemeinschaftswerkes „Die Habsburgermonarchie 1848–1918“ ist unterdessen ein eigener Quellentext, der uns Aussagen erlaubt über die Genese europäischer Identität und wissenschafts-politischer Visionen nach 1945, aber auch über Traditionen und Prägungen der einzelnen Nationalhistoriografien der einst zur Habsburgermonarchie gehörenden Territorien. Auch das ambitionierte Forschungsprojekt zu den Bischöfen der Donaumonarchie von 1804 bis 1918, von dem nun ein erster Band zu den in Ungarn gelegenen römisch-katholischen Kirchenprovinzen Gran (*Esztergom*), Kalocsa und Erlau (*Eger*) vorliegt, wird eines Tages in vergleichbarer Weise zeitgeschichtlich verortet und bewertet werden, und zwar in seinem Bemühen, ein traditionskritisches, moderne Fragestellungen berücksichtigendes Bischofslexikon in internationaler Kooperation vorzulegen, wie in den Grenzen eines solchen Unterfangens, dem katholisch-konfessionelle Verengungen und nationale Abgrenzungen nicht fremd sind.

Im genannten Untersuchungszeitraum besaß die Donaumonarchie mehr als fünfzig römisch-katholische Diözesen sowie 15 griechisch-katholische Eparchien. Der Projektleiter und Herausgeber Rupert Klieber, ein als außerordentlicher Professor an der Universität Wien lehrender österreichischer katholischer Kirchenhistoriker, entschied sich für eine Gliederung des auf vier Bände angelegten Bischofslexikons nach den einzelnen Kirchenprovinzen. Dem Pilotband über das magyarisch und slowakisch geprägte Königreich Ungarn (ohne Kroatien) – mit den Erzdiözesen Gran (Suffragane Neusohl, Raab, Neutra, Fünfkirchen, Stuhlweißenburg, Steinamanger, Waitzen, Veszprim), Kalocsa (Suffragane Csanád, Siebenbürgen, Großwardein) und Erlau (Suffragane Kaschau, Rosenau, Szatmar, Zips) sowie der im Titel nicht genannten Territorialabtei Martinsberg (*Pannonhalma*) – folgen Bände über die Kirchenprovinzen Mailand, Venedig, Laibach, Görz, Zara, Agram und Sarajewo (Band 2) beziehungsweise über die Kirchenprovinzen Salzburg, Wien, Prag, Olmütz, Krakau und Lemberg (Band 3). Der vierte

Band soll sich den ostkirchlichen Traditionen der Ukrainer, Rumänen und Serben in der Donaumonarchie widmen, den orthodoxen und griechisch-katholischen Bischöfen der Metropolen und Eparchien des byzantinischen und armenischen Ritus. Offen ist nach Angaben des Herausgebers noch die Entscheidung, ob im Anschluss auch die Bischöfe beziehungsweise obersten Leitungsorgane der protestantischen Kirchen und des Judentums sowie des bosnischen Islam Berücksichtigung finden sollen. Dass Klieber an diesen religiösen Wechselbeziehungen besonderes Interesse hat, zeigte bereits seine 2010 erschienene kirchenhistorische Dissertation „Jüdische – christliche – muslimische Lebenswelten der Donaumonarchie 1848–1918“.

Der wissenschaftliche Nutzen eines solchen Bischofslexikons lässt sich an einem vergleichbaren biografischen Großprojekt aufzeigen, das forschungsgeschichtlich mit dem hier vorzustellenden Unternehmen in enger Verbindung steht. Vor knapp vier Jahrzehnten legte Erwin Gatz, zu jener Zeit Rektor des Collegio Teutonico del Campo Santo in Rom, den ersten Band des monumentalen Werks „Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder. Ein biographisches Lexikon“ vor, das den Zeitraum von 1785/1803 bis 1945 umfasst; diesem Band schlossen sich bis 1990 noch vier weitere Bände über die vorhergehenden Zeitabschnitte seit 1198 beziehungsweise die anschließende Phase bis 2001 an, außerdem ein separater Band über „Die Bistümer des Heiligen Römischen Reiches von ihren Anfängen bis zur Säkularisation“. Nicht nur derjenige, der sich mit kirchengeschichtlichen Fragestellungen im engeren Sinn beschäftigt, weiß diese Grundlagenwerke zu schätzen. Darüber hinaus haben die einzelnen Lexika unmittelbare Forschungsimpulse gegeben, wie beispielsweise die 1992 von Stephan Kremer vorgelegte Bonner theologische Dissertation zum Thema „Herkunft und Werdegang geistlicher Führungsschichten in den Reichsbistümern zwischen Westfälischem Frieden und Säkularisation. Fürstbischöfe – Weihbischöfe – Generalvikare“ unter Beweis stellte.

An das Referenzwerk von Gatz konnte Klieber konzeptionell anknüpfen – es für einen anderen Untersuchungsraum gewissermaßen zu kopieren, war freilich unmöglich. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen, die der Wiener Kirchenhistoriker in der Einleitung des Pilotbands überzeugend vorbringt. Das hängt zunächst mit dem Gegenstand selbst zusammen, den Viten der Bischöfe, zu denen ein gänzlich disparater Forschungsstand existiert. Im Gegensatz zu Gatz, der den Begriff „biographisches Lexikon“ wählte, spricht Klieber bei seinem Projekt von einem „amtsbiographischen Lexikon“. Der Terminus ist zwar gewöhnungsbedürftig und auch nicht unproblematisch (denn auch eine Amtskarriere ist ohne familiär-lebensweltliche Hintergründe nicht darstellbar), er macht aber deutlich, dass der Leser in diesem Lexikon keine umfassenden Lebensläufe erwarten darf.

Hinzu kommt, dass der Wissensstand – dies hängt naturgemäß auch von der traditionellen Stellung der römisch-katholischen Kirche in den Territorien ab – in den einzelnen Nationalhistoriografien stark voneinander abweicht. Dies leitet bereits zu einer zweiten zentralen Frage über: der Zusammensetzung und Auswahl der Bearbeiter. Am vorliegenden Band sind 33 Autorinnen und Autoren beteiligt, die bis auf wenige Ausnahmen in Forschungseinrichtungen und Archiven Ungarns und der Slowakei tätig sind. Was der Herausgeber mit »kontroversiellen Diskussionen« – so darf man vermuten – gewiss noch zurückhaltend umschreibt, wird sich jeder ausmalen können, der mit den nationalen und vor allem mit den kirchlichen Geschichtsschreibungen im Osten der Habsburgermonarchie vertraut ist. Dass der Herausgeber eines solchen Kompendiums mit einer Fülle von Problemen konfrontiert ist und am Ende viele Artikel nicht nur redigiert und ergänzt, sondern bei Lichte besehen vollständig neu schreiben muss, überrascht nicht. Dass die einzelnen Artikel deshalb durchgängig den Herausgeber als Co-Autor nennen – selbst bei einem knappen einführenden Artikel über „Die strukturellen Eigenheiten der katholischen Kirche Ungarns“ von Gabriel *Adriányi* –, ist allerdings doch recht ungewöhnlich.

In das Bischofslexikon aufgenommen wurden grundsätzlich nur die Ordinarien, also die regierenden Bischöfe, nicht aber Auxiliar-, Weih- oder Titularbischöfe. Es wäre freilich ein Leichtes gewesen, diese wenigstens mit den Basisdaten in Übersichtslisten namentlich zu erfassen; unverständlich ist ferner, dass hier die römischen Titularbischöfe nicht von einer anderen Kategorie von Titularbischöfen (den sogenannten *Bischöfen der Ungarischen Krone*) unterschieden werden, denen gerade im ungarischen Raum besondere Bedeutung zukam. Als wichtige Karrierestufe für den episkopalen Aufstieg werden sie nicht genannt, ja im Text selbst sogar mitunter – etwa bei Alexander Rudnay – unzureichend bezeichnet. Dass es hier und da Zweifelsfälle bei der Auswahl *regierender* Bischöfe gibt, hängt im Kern mit rechtlichen Fragen zusammen – der Weg zum bischöflichen Amt war gerade in Ungarn kompliziert. Amtsbiografische Lexika berücksichtigen notgedrungen auch Personen, deren Tätigkeit zeitlich nur knapp in den vorgegebenen Zeitrahmen fällt. Nähere Informationen zur eigentlichen Struktur der Biogramme, zur Entscheidung über die Länge der einzelnen Artikel und zur Auswahl der nach den Artikeln genannten Quellen und Fachliteratur erhält der Leser überraschenderweise nicht.

Eine jede Anordnung der Artikel hat notgedrungen ihre Stärken und ihre Schwächen. Im vorliegenden Band werden die Biogramme in chronologischer Reihenfolge, nicht alphabetisch, in den einzelnen Bistümern beziehungsweise Erzbistümern dargestellt. Dies hat zur Folge, dass die einzelnen Diözesanzusammenhänge immer dann zerrissen werden, wenn ein Bischof in mehreren Diöze-

sen wirkte und entsprechende Verweise gesetzt werden. Der in der Diözese Siebenbürgen von 1852 bis 1864 amtierende Bischof Ludwig Haynald ist so zum Beispiel unter seiner letzten Station, als Erzbischof von Kalocsa, aufgenommen. Ob die allzu knappen, den Biogrammen vorgeschalteten Beschreibungen der einzelnen Diözesen und Erzdiözesen, die nicht nur den Untersuchungszeitraum, sondern die gesamte Dauer ihres Bestehens berücksichtigen, dem Leser wirklich von Nutzen sind, mag man unterschiedlich beurteilen. Die Texte selbst sind meist lexikalisch knappgehalten, enthalten aber nicht selten für Nachschlagewerke dieser Art ungewöhnliche Formulierungen. So heißt es etwa am Ende des Biogramms zu Josef Mártonfi: »Nach Ausweis des umfassenden Testaments verließ er diese Welt den Zeitnöten zum Trotz ohne Schulden.« Nicht recht zuzuordnen – was die Autorschaft betrifft – sind kleiner gesetzte, in der Wertung mitunter zugespitzte und für ein Lexikon absolut unübliche Textpassagen, die eine Art Gesamtwürdigung enthalten. Zum Csanader Bischof Alexander Bonnaz ist in einem solchen Block etwa zu lesen: »Als Oberhirte stand er im Ruf eines gefürchteten Cholerikers. Als sein Steckenpferd galten Neubauten von Pfarrkirchen, für die er auf Vorrat Pläne aller Preisklassen herstellen ließ. Ausgleich und Konzil manövrierten ihn ins politische bzw. kirchliche Abseits; in Rom erlitt er einen Nervenzusammenbruch, den Konzilsdekreten hat er sich öffentlich nie unterworfen.«

Die Entscheidung, die einzelnen Ordinarien auch im Bild zu präsentieren, ist durchaus nachvollziehbar. Warum dann aber selbst schlechte Vorlagen – etwa im Fall von Ignaz Szepesy – ganzseitig abgedruckt werden, so dass der Leser nicht einmal den ungarischen Text auf der Abbildung zu erkennen vermag, ist nicht nachvollziehbar. Gleiches gilt für die Entscheidung, Farbabbildungen von Ordinarien aufzunehmen, die dann – gebündelt auf besserem Kunstdruckpapier – in der Mitte des Buches und damit fernab von den Personalartikeln aufgenommen wurden. Statt den einführenden Diözesanartikeln eine den Anliegen des Bischofslexikons angemessene Karte beizugeben, werden in jenem Mittelteil auch mehrere Karten präsentiert (aus unterschiedlichen Nachschlagewerken übernommen und von fragwürdiger Qualität): ein Kartenausschnitt etwa zum Thema „Weltklerus und Ordensleute der Römisch-Katholischen Kirche 1911“, auf dem man ohne eine stark vergrößemde Lupe rein gar nichts erkennen kann, oder eine Gesamtkarte „Ungarn. Entwicklung der lateinischen Hierarchie bis 1919“ aus dem Jahr 1938. Die Feinheiten (und offensichtlichen Empfindlichkeiten) der Namensschreibung – vor allem der Ortsnamenangaben – und der Registeranlage zu diskutieren, muss an dieser Stelle unterbleiben, weil es zu weit ins Detail führen würde.

Der Gesamteindruck des Pilotbandes ist ambivalent. Der wissenschaftliche Nutzen des Werkes ist unstrittig, und angesichts der sprachlichen Vielfalt des Untersuchungsraumes ist eine solche Publikation in deutscher Sprache vermutlich für Jahrzehnte ein maßgebliches Referenzwerk für Vertreter unterschiedlicher Fachrichtungen. Die immense Arbeit, die der Herausgeber, aber auch die große Zahl beteiligter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geleistet haben, ist bewunderungswürdig und verdient Respekt. Bei nicht wenigen Einzelentscheidungen für die Operationalisierung dieses Vorhabens wird man gleichwohl Fragezeichen ansetzen müssen. Vielleicht wird man einige der genannten Eigenheiten bei den nächsten Bänden überdenken und behutsam glätten. Unabhängig von der eingangs genannten möglichen Ausdehnung des Lexikons auf die Bischöfe beziehungsweise obersten Leitungsorgane der protestantischen Kirchen und des Judentums sowie des bosnischen Islam wäre zu überlegen, ob nicht – ganz im Sinn von Erwin Gatz, dessen Andenken dieser erste Band von Rupert Kliebers Werk über die Bischöfe der Donaumonarchie von 1804 bis 1918 gewidmet ist – eine zeitliche Streckung des Unternehmens noch wichtiger wäre: Die Erfassung der Bischöfe der habsburgischen Territorien vor 1804, und zwar unter Einschluss der hier nicht berücksichtigten Weihbischöfe und Generalvikare. Zu wünschen ist dem wichtigen Projekt, dass es nicht nur Forschungen im deutschsprachigen Raum beflügeln möge, sondern auch in Ungarn, Rumänien und der Slowakei eine angemessene Rezeption findet.

*Joachim Bahlcke*

Stuttgart

MEYER, BEATRIX: *Kaiserin Elisabeth und ihr Ungarn*. München: Allitera 2019. 264 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-96233-130-6.

Die Germanistin und Historikerin Beatrix Meyer analysiert in diesem Band über die Beziehung der Kaiserin Elisabeth zu Ungarn beziehungsweise den Ungarn *Sissis* in mehreren Hinsichten legendäre Verbindung zur »ritterlichen Nation« aufgrund bisher »wenig beachteter Quellen«. Sie thematisiert chronologisch die einzelnen Schritte der Entfaltung der Ungarnbegeisterung der Kaiserin im Kontext der österreichisch-ungarischen Beziehungsgeschichte. Dabei legt sie besondere Akzente auf die Folgen der Niederschlagung der Revolution von 1848/1849, den preußisch-österreichischen Krieg 1866 sowie den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867. Daneben konzentriert sie sich auf Knotenpunkte im ungarischen Netzwerk *Sissis*: Auf die Beziehung der Kaiserin zu ihrer Vorleserin und Freundin, Ida Ferenczy, und zum »letzten, einzigen Freund«, dem späteren Außenminister Österreich-Ungarns, Gyula Graf Andrassy.

Die erste Frage, die von der Verfasserin näher beleuchtet wird, lautet: Wie ist Elisabeth, damals noch als Verlobte des Kaisers, auf Ungarn aufmerksam gemacht worden? Eine wesentliche Rolle spielte dabei der Schriftsteller und Geschichtsschreiber Johann Graf Mailáth, der die letzten Jahre seines Lebens in München verbrachte. Er wurde, laut eines Briefes der Herzogin Ludovika in Bayern, von Elisabeths Vater, Herzog Maximilian Joseph in Bayern, als Geschichtslehrer engagiert. Mailáth, Verfasser zahlreicher historischer Abhandlungen über österreichische und ungarische Geschichte, hielt der künftigen Kaiserin Vorträge, an denen die Familie ebenfalls teilnahm. Beatrix Meyer setzt sich näher mit der Person des Grafen auseinander, insbesondere was seine Position als »Ober-Ober-Pechovics«, als Hauptreaktionär und kaiserlicher Konfident betrifft. Sie versucht, den scheinbaren Widerspruch zwischen der erkonservativen Haltung des Grafen und Sissis Begeisterung für Ungarn und für die Staatsidee der Republik aufzulösen. Sie hält es zwar für unvorstellbar, dass Mailáth die Ereignisse der Revolution aus ungarischer Sicht erklärt hätte. Dennoch merkt sie an derselben Stelle an, dass Mailáths fünfbandige „Geschichte der Magyaren“ von den Zeitgenossen als eine unparteiische Schilderung wahrgenommen wurde. Dies gilt übrigens auch für die Darstellung der Ereignisse von 1848 im fünften, 1854 vollendeten Band der „Geschichte der Magyaren“, in dem sich Mailáth auf eine mehr oder weniger neutrale Darstellung zu beschränken versuchte. Er merkte zwar (im Vorwort des ersten Bandes der neuen Folge) an, dass er konservativ gesinnt sei, aber er wolle durchgehend unparteiisch bleiben. An dieser Stelle hätte daher angemerkt werden müssen, dass die retrospektive, vorwiegend negative Beurteilung des Grafen (unter anderen vom späteren Geschichtslehrer Elisabeths, Max Falk) stark von der Politik und weniger von der Leistung Mailáths als Geschichtsschreiber (und übrigens als Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften) geprägt wurde. Es wäre auch ratsam gewesen, an dieser Stelle mehr Quellen zur Klärung der Rolle Mailáths einzubeziehen. Mailáth, der nicht nur Geschichtsschreiber, sondern auch Übersetzer ungarischer Gedichte und Märchen war, konnte etwa durch die Vermittlung der ungarischen Literatur ein Interesse am Königreich wecken. Trotz dieser Ergänzungsvorschläge ist aber die Behandlung der Beziehung zwischen Mailáth und Elisabeth ein wichtiges Unternehmen.

Meyer verfolgt nach der ersten Ungarnreise der Kaiserin 1857, die sowohl für das ungarische Volk als auch für den Kaiser eher enttäuschend verlief und schließlich wegen des Todes der jungen Sophie tragisch endete, den Weg der jungen Kaiserin von den ersten Lernversuchen im Ungarischen über die Intensivierung der Ungarischstunden bis zur Verbesserung der Sprachkenntnisse nach. Sie geht davon aus, dass weder die ersten Geschichtsstunden mit Mailáth noch die ersten, offensichtlich spontanen Sprachstunden auf Madeira die Begeisterung

für Ungarn weckten, und diese Sympathie erst später, etwa aufgrund der negativen Rezeption Ungarns am Wiener Hof entstand. Im Spiegel der ungarischen Elisabeth-Forschung kommt diese Annahme als weniger zutreffend vor. Trotz der ungünstigen Quellenlage gibt es in der ungarischen Forschungsliteratur Hinweise darauf, dass sich Elisabeth wegen ihrer privaten Probleme dem Sprachstudium zuwandte, und das Erlernen des Ungarischen für sie eine zeitaufwendige Herausforderung werden sollte. Das Interesse an Ungarn durfte, wie Meyer auch anmerkt, durch die Präsenz der Geschwister Hunyady in der Hofhaltung der Kaiserin gestiegen sein. Die persönliche Sympathie gegenüber Personen im unmittelbaren Umfeld (so auch Mailáth gegenüber) und die dank Imre Homoky sowie von Max Falk beinahe bis zur Perfektion getriebenen Ungarischkenntnisse der Kaiserin verbanden sich dann wohl mit dem Motiv des Widerstandes gegen das ungarnefeindliche Klima am Wiener Hof und wurden zu zentralen Elementen des ungarischen Elisabeth-Kultes.

In der Entwicklungsgeschichte der Beziehung Elisabeths zu Ungarn spielte die dank der Darstellung von Max Falk fast legendäre Figur der Vorleserin, der Meyer ein ganzes Kapitel widmet, eine wesentliche Rolle. Ida Ferenczy, deren Ernennung zur Vorleserin der kaiserlichen Hoheit aufgrund ihrer niederen Herkunft und der strengen hierarchischen Ordnung des Hofes eine Überraschung war, wurde zur wirklichen Freundin und Vertrauten der Kaiserin, sie betreute auch deren Korrespondenz. Meyer geht den einzelnen Phasen der Beziehung zwischen Ida und Sissi und dem Schicksal der Vorleserin nach dem Tod der Kaiserin anhand von Briefen und Tagebucheinträgen nach. Die wirkliche Rolle Ida Ferenczys wird aber in einem späteren Kapitel offengelegt: Sie war nämlich diejenige Person im unmittelbaren Umfeld Elisabeths, über die der Briefwechsel zwischen der Kaiserin und Gyula Andrassy lief, und die unter Decknamen die Briefe des Grafen im Namen der Kaiserin beantwortete.

Neben anderen Vertrauenspersonen, Mitglieder des im 10. Kapitel näher beschriebenen Hofstaates wie Marie Festetics oder Irma Sztáray, deren Tagebücher und Briefe ebenfalls als Quellen herangezogen wurden, verdient im vorliegenden Band nur Gyula Andrassy einen eigenen Textabschnitt. Die Leserschaft wird nicht nur über die Herkunft und über das Schicksal des Grafen nach der Revolution informiert, sondern auch über seine berühmte und durch diverse Gerüchte durchwobene platonische Beziehung zu Elisabeth, der das gemeinsame Interesse an der ungarischen Politik zugrunde lag. Welche Rolle diese Freundschaft, die von vielen Historikern und Historikerinnen als eine politisch motivierte Beziehung Andrássys dargestellt wird, in der Durchführung des österreichisch-ungarischen Ausgleichs spielte, wird im nächsten Kapitel über den „Sommer 1866“ beleuchtet. Das Jahr des österreichisch-preußischen Krieges brachte nämlich eine

Wende in der Beziehung Elisabeths zu Ungarn: Sie fuhr mit ihren Kindern nach einem Kurzbesuch in der ungarischen Residenzstadt wieder nach Pest-Buda, um dort vor einem drohenden Krieg in Wien Schutz zu suchen. Während ihres Aufenthaltes versuchte die Kaiserin laut Meyer, die ungarische Angelegenheit voranzubringen und stand unter anderen mit Andrassy in reger Verbindung. Dieser übte, wie die Verfasserin anhand seiner Briefe an Elisabeth offenlegt, einen großen Einfluss auf die Kaiserin aus.

Das Ziel des Buches ist aber auch, den Mythos zu widerlegen, Kaiserin Elisabeth sei die Wegbereiterin des österreichisch-ungarischen Ausgleichs und der anschließenden Krönung gewesen. Im folgenden Kapitel lotet Meyer den Beitrag Elisabeths im Kompromissprozess aus, was aufgrund der Quellenlage eine Herausforderung gewesen sei, da in der Fachliteratur das Thema eher am Rande angesprochen werde. An dieser Stelle wäre es ratsam gewesen, die umfassende Dissertation von Eszter Virág Vér über den Elisabeth-Kult in Ungarn heranzuziehen, die unter Einbeziehung zahlreicher Primär- und Sekundärquellen zu einem ähnlichen Schluss kommt wie zum Beispiel Sándor Márki und Éva Somogyi – oder eben Meyer: Elisabeths Rolle im Vermittlungsprozess wurde in ihrer späteren Rezeption deutlich übertrieben. Sie war nämlich keine politische Gestalterin der Ereignisse von 1867, sie schuf in ihrer Rolle als Landesmutter *nur* die entsprechende Stimmung zur gegenseitigen Versöhnung, die sich auch in den anschließenden Krönungsfeierlichkeiten manifestierte, die Meyer detailreich darstellt.

Die Kapitel 9 bis 11 behandeln die wichtigsten Berührungspunkte zwischen der Kaiserin und dem Königreich Ungarn nach dem Ausgleich weniger ausführlich. Ein Kapitel ist dem in Ofen (*Buda*) 1868 geborenen »Ungarnmädel«, Erzherzogin Marie Valerie, und ihrem ungarischen Umfeld gewidmet. Ein besonderer Akzent fällt dabei auf die Erziehung und Bildung der Erzherzogin, bei der die Großmutter Sophie bereits eine geringere Rolle spielte, und die nach ihrem siebten Lebensjahr von ungarischen Vertrauten der Kaiserin übernommen wurde. So wurde beispielsweise Jácint János Rónay als Lehrer engagiert, den bereits Andrassy empfohlen hatte. Andrassy trug aber auch dazu bei, dass Elisabeth (vor allem in der ersten Phase ihrer Ungarnaufenthalte) mit Vertretern und Vertreterinnen des national gesinnten ungarischen Adels in Verbindung kam. Deshalb wäre es wünschenswert gewesen, seine Rolle bei der Herausbildung des ungarischen Netzwerkes der Kaiserin näher zu beleuchten.

Dass die Umgebung Sisis grundsätzlich ungarisch geprägt war, wird im 10. Kapitel näher erläutert. Dieser Abschnitt gibt auch einen Einblick in die Struktur der Hofhaltung der Kaiserin. Trotz mehrerer inhaltlicher Wiederholungen bestätigt die Verfasserin als wichtige Erkenntnis des Kapitels: Obwohl die Ungarn im Hofstaat Elisabeths zahlenmäßig nicht überwogen, fällt aufgrund der Länge der

Dienstjahre und der Aufgabenbereiche, die den ungarischen Würdenträgern zugeteilt wurden, die Bevorzugung der Ungarn bei der Besetzung diverser Stellen auf. Abschließend werden die Aufenthalte der Kaiserin vorwiegend in Pest-Buda und Gödöllő sowie ihre Reisen im Königreich Ungarn dargestellt, wobei auch die ungarische Rezeption von Elisabeth kurz zur Sprache kommt. Ein Ausblick auf den heutigen Elisabeth-Kult in Ungarn, den auch die hierzulande bis heute beliebten Sissi-Filme von Ernst Marischka beleben, hätte die Thematik des Bandes logisch ergänzt.

Zusammenfassend sei festgestellt, dass Beatrix Meyer ihrer Zielsetzung gerecht geworden ist: Sie zeigt die wichtigsten Berührungspunkte zwischen Elisabeth und »ihren Ungarn« auf. Sie räumt mit einigen Elisabeth-Mythen auf, vermag aber an anderen Stellen nicht alle Fragezeichen zu beseitigen. So thematisiert sie zwar die Tätigkeit des Grafen Mailáth, von dem Elisabeth die ersten Impulse für ihre Ungarn-Begeisterung erhielt, einer überzeugenden und abschließenden Antwort auf die Frage nach der Rolle des ehemaligen Konfidenten für die Ungarn-Sympathie der Verlobten Franz Josephs, bleibt sie aber schuldig. Außerdem ist zu bedauern, dass die Rolle Elisabeths bei der Vorbereitung des österreichisch-ungarischen Ausgleichs nicht erschöpfend behandelt werden konnte, da solche Ausführungen wohl den Rahmen des Bandes gesprengt hätten. Abschließend muss die Rezensentin zur Quellenbehandlung Kritik äußern: Obwohl die Verfasserin laut Vorwort »entgegen der heutzutage üblichen Praxis in der populärwissenschaftlichen Literatur« Wert auf Quellenangaben in den Fußnoten legte, fallen diese an manchen Stellen zu kurz aus. Man wird mit mangelhaften Verweisen vor allem auf Archivquellen konfrontiert, die sich erst nach weiterer Recherche erschließen lassen. Mit einer kleinen Ergänzung zumindest der genauen Signaturen im Quellenverzeichnis wäre die Benützbarkeit des Buches durch Forscher und Forscherinnen wesentlich erleichtert worden.

*Orsolya Tamássy-Lénárt*

Budapest

*Háborúból békébe: a magyar társadalom 1918 után. Konfliktusok, kihívások, változások a háború és az összeomlás nyomán* [Vom Krieg in den Frieden: die ungarische Gesellschaft nach 1918. Konflikte, Herausforderungen, Veränderungen im Gefolge von Krieg und Zusammenbruch]. Szerkesztette BÓDY, ZSOMBOR. Budapest: MTA Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Történettudományi Intézet 2019. 347 S., zahlr. Abb., Tab. ISBN 978-963-416-153-0 = Magyar Történelmi Emlékek. Értekezések. Trianon-dokumentumok és -tanulmányok 2.

Die zurückliegenden Jubiläumsjahre im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg sind auch an der ungarischen Geschichtswissenschaft nicht folgenlos vorü-

bergegangen. Eine Reihe von Neuerscheinungen und Wiederauflagen widmete sich unterschiedlichen Facetten der Thematik, wobei die 100. Wiederkehr der Unterzeichnung des Vertrags von Trianon ihren Schatten vorauswarf. So entstand, gefördert von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, 2016 unter Leitung des Historikers Balázs Ablonczy die Forschungsgruppe „Trianon 100 Lendület“ (*Trianon 100 Schwung*). Sie begleitete und förderte seitdem eine Vielzahl von Quellenpublikationen zur Entstehungsgeschichte des Vertrags und zum zeitlichen Umfeld des Kriegsendes. Monografien und Sammelbände sind unter ihrer Ägide auch erschienen, darunter das vorliegende Werk.

Das Buch vereint Beiträge von teils jungen Historikerinnen und Historikern zu Problemen der Übergänge einer Kriegsgesellschaft, die sich nach dem Eintreten des Friedenszustands mit neuen Herausforderungen konfrontiert sieht, während sie auch alte Probleme lösen muss. Der gewöhnlichen Dominanz diplomatie- und politikgeschichtlicher Erzählungen in der Beschäftigung mit dem Kriegsende setzt die Autorenschaft Themen aus der Wirtschafts- und Finanzgeschichte, die Ernährungslage und die Kohleversorgung sowie die Situation auf dem Wohnungsmarkt entgegen.

Gleich der erste Aufsatz ist dem eminent wichtigen Thema der demografischen Entwicklung Ungarns nach dem Weltkrieg gewidmet. Gábor *Kolohs* Studie zeichnet sich, wie übrigens die meisten der übrigen Aufsätze, durch ein Vorgehen auf breiter Grundlage aus. Das bedeutet sowohl die Einbeziehung des internationalen Forschungsstandes als auch die Einbettung in einen größeren zeitlichen Kontext. Dem Verfasser gelingt es, den Einfluss des Weltkriegs auf die demografische Entwicklung, die Zahl der Eheschließungen und Geburten nachzuweisen. Hinsichtlich der Entwicklung der Bevölkerungszahl betont er, dass sich nach dem Weltkrieg die abnehmende Tendenz fortsetzte, die bereits davor begonnen hatte. Béla *Tomka* befasst sich mit den wirtschaftlichen Auswirkungen des Vertrags von Trianon. Auch er ordnet seinen Gegenstand in den europäischen Zusammenhang ein und unterstreicht die Notwendigkeit einer vergleichenden Vorgehensweise. Als wesentliche Faktoren der wirtschaftlichen Entwicklung analysiert er die strukturellen Veränderungen in der Industrie, die Kapitalakkumulation, die positive technologische Entwicklung (die Zahl der Telefonanschlüsse überstieg 1930 jene in Frankreich) und den Aufwärtstrend des Humankapitals. Auf diese Weise entsteht ein nuanciertes Bild über Ungarns wirtschaftliche Entwicklung, das die Fortschrittlichkeit des Landes in vielen Bereichen zeigt. Die Geldpolitik Ungarns im und nach dem Weltkrieg stellt Ágnes *Pogány* dar. Da der Krieg über Kriegsanleihen finanziert wurde, und der Staat immer mehr Geld druckte, entstand eine Inflation, deren Bekämpfung noch Jahre nach Ende des Weltkriegs das Hauptziel der ungarischen Regierungen war. Der Aufsatz von Tamás *Csíki* über die Revolu-

tion der Bauern im Herbst 1918 ist der einzige Aufsatz, der sich explizit mit den Unruhen in der Bevölkerung 1918/1919 auseinandersetzt. Im Einklang mit den neuesten Forschungen Robert Gerwarths, welche die Fortführung der Gewaltexzesse in die Nachkriegszeit betonen, unterstreicht der Verfasser die Bedeutung der Massengewalt für das Verständnis revolutionären Geschehens und der Nachkriegsgeschichte. Er hebt hervor, dass es sich hierbei um keinen Klassenkampf handelte, denn es lassen sich weder ideologische Motive noch eine Beschränkung der Akteure auf eine einzige Klasse oder Ethnie eindeutig nachweisen. Der Herausgeber des Sammelbandes, Zsombor Bódy, ist mit einem Beitrag über die Lebensmittelversorgung im Weltkrieg und während der Übergangszeit 1918/1919 vertreten. Er schildert nicht nur die dabei aufgetretenen Schwierigkeiten, sondern auch die Bemühungen des Staates zu deren Überwindung, antisemitische Stereotype, die sich auf Händler bezogen, und die Versuche, den Lebensmittelmarkt zu konsolidieren und staatlich zu reglementieren. Auf diese Weise sollten die Lebensmittel, indem ihre Preise niedrig gehalten wurden, zur Stabilisierung des Staates nach 1920 beitragen. Im Mittelpunkt des Aufsatzes von Péter Nagy steht „Der Kampf gegen den Kohlemangel“, den er durch das Prisma der Tätigkeit des Regierungsausschusses für Kohle zwischen 1917–1924 betrachtet. Auch Ágnes Nagy beleuchtet ein Thema, das in der Historikerkunft gewöhnlich als eher randständig gilt, den Wohnungsmarkt. Die Kriegsjahre brachten eine Reihe von Maßnahmen und Erfahrungen mit – etwa die der offiziellen Wohnungszuteilung – oder Begriffe wie die des *begründeten Wohnungsbedarfs* und der *Anspruchsberechtigung*. Die Umwälzungen der Jahre 1918/1919 und die große Zahl der Flüchtlinge aus den abgetrennten Gebieten verschärfte die Krise auf dem Wohnungsmarkt zusätzlich. Gleichzeitig fanden in der Gesellschaft Diskussionen über modernes Wohnen und den Wohnungsbau statt, die auf die jeweiligen Vorstellungen befruchtend und modernisierend wirkten.

Im vorletzten Aufsatz des Bandes analysiert Katalin Sárjai Szabó die ungarischen Diskurse über Frauenarbeit, auf die der ungarische Arbeitsmarkt im Weltkrieg zunehmend angewiesen war. Das führte zu einem Wandel sowohl in der Selbstwahrnehmung der Frauen, die selbstbewusster wurden, als auch in ihrer Beurteilung im öffentlichen Diskurs. Die Frauen wurden in immer mehr Berufen *sichtbar*, man rühmte ihr vielseitiges Standhalten an der Arbeitsstelle und in der Hausarbeit. Gleichzeitig erörterten Frauenzeitschriften Fragen wie jene nach der angemessenen Berufsausbildung oder der Vereinbarkeit von Beruf und Ehe, des Mutterschutzes, der Kindererziehung und der Scheidung. Sowohl für linksorientierte als auch für konservative Kommentatoren war es eindeutig, dass auf all diese Fragen gesellschaftliche und staatliche Antworten, Regelungen und Maßnahmen gefunden werden mussten. Daher hält die Verfasserin in ihrem Resümee

fest: Die entsprechende Gesetzgebung in der Zwischenkriegszeit schritt nur langsam voran. Dennoch gab es eine Bewegung in diesem Fragenkreis. Im letzten Aufsatz beschäftigt sich Tibor *Klestenitz* mit dem Pressewesen im Schatten Trianons. Er hält eine Zunahme christlich-national geprägter Presseerzeugnisse fest und verweist auch auf die bis Ende 1921 vorherrschende Zensur. Dennoch habe es ein breit gefächertes Pressewesen gegeben, in dem sich auch linke und radikale Stimmen zu artikulieren vermochten, was die politische Rechte gewöhnlich verärgert zur Kenntnis nahm. Sie warf der Regierung deshalb mehrfach Untätigkeit und die ungenügende Unterstützung des christlich-nationalen Standpunktes vor. Die extreme Rechte vermochte allerdings ihre Ansichten in der Presse nicht durchzusetzen. Somit blieben liberale Erzeugnisse dem Zeitungsmarkt weiterhin erhalten, fasst Klestenitz zusammen.

Die neun Aufsätze decken unterschiedliche Bereiche ungarischer Lebenswirklichkeit unmittelbar nach dem *Großen Krieg* ab, die nur allzu häufig aus dem Blickfeld der Historiografie geraten. Dem gelungenen Band ist daher, gerade im Trianon-Gedenkjahr, eine große Verbreitung zu wünschen.

*Franz Sz. Horváth*

Rüsselsheim am Main

SVENSSON-JAJKO, PATRICK: *(Um)erinnern. Veränderung der Straßennamenlandschaft in Budapest und Wien zwischen 1918 und 1934*. Wien: new academic press 2018. 458 S., 94 Abb. u. Kt. ISBN 978-3-7003-2089-0 = Mitteleuropäische Geschichte und Kultur. Studienreihe 4.

Ein Vergleich von Budapest und Wien kann immer wieder interessante Erkenntnisse liefern, insbesondere wenn es um das 20. Jahrhundert geht. Nach der in vielerlei Hinsicht gemeinsamen urbanen Entwicklung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie schlugen die beiden Städte unterschiedliche politische Wege ein. Ein Vergleich des roten Wien mit dem christlich-konservativen Budapest kann von der Funktionsweise der politischen Systeme bis hin zu Aspekten der Gesellschaftsgeschichte, der Urbanistik oder der Gestaltung der Kunstszene zahlreiche Fragen inspirieren. Svensson-Jajkos Band beleuchtet dafür einen speziellen Teilbereich: die Veränderung von Toponymen und Straßennamen.

Die vorherrschende unterschiedliche politische Einstellung in beiden Städten wurde nicht zufällig an erster Stelle erwähnt, stellt sie doch auch für den Verfasser des rezensierten Werkes den ausschlaggebenden theoretischen Rahmen dar. Im Mittelpunkt steht der Gedanke, dass ab Mitte des 19. Jahrhunderts, parallel zum Erscheinen moderner Ideologien und Parteien, die Mittel der politischen Propaganda eine intensive Aufwertung erfuhren, die gerade im Untersuchungszeitraum, in den 1920er-1930er Jahren einen ersten Gipfel erreichte. Die Benennung

beziehungsweise Umbenennung von Straßen und Plätzen wurde zu einem spektakulären Terrain der Propaganda, das auch den alltäglichen Sprachgebrauch, die räumliche und historische Orientierung und die Identität beeinflusste.

Das Buch ist in sechs Kapitel unterteilt. Das erste über den „Forschungsstand“ steckt das Ziel, die Erschließung von Zusammenhängen zwischen Politik und Straßenbenennung, ab, das letzte bietet eine Zusammenfassung. Diese dürfte der Leserschaft, die auf beinahe fünfhundert Seiten ohnehin lange bei Details verweilt, da ihr zahlreiche Fallbeispiele zur Namensgeschichte konkreter Straßen und Plätze präsentiert werden, auf jeden Fall nützlich sein.

Das Kapitel „Theoretische Grundlagen“ fasst die wichtigsten Ergebnisse der Toponymenforschung zusammen. Sie geht von der These aus, dass die Straßenbenennung zu den Kommunikationsmitteln der politischen Macht gehört. Dabei bestimmt die Gruppe, welche die Namensgebung monopolisiert, die kulturellen Orientierungspunkte, Personen, geografischen Namen und historischen Ereignisse, die sie einer kollektiven Erinnerung für würdig erachtet. Die Bedeutung der Straßennamengebung resultiert im Gegensatz zu anderen erinnerungspolitischen Akten wie etwa Denkmäler, Gedenktafeln oder wissenschaftliche Publikationen daraus, dass Straßennamen permanent sichtbar und sowohl auf Stadtplänen als auch in der alltäglichen sprachlichen Kommunikation präsent sind: »[...] so werden sie nach der Beendigung und der Implementierung von Straßennamen Teil der Kommunikation im alltäglichen Ablauf. Auf der Suche nach einer Straße oder einem Platz finden so Begriffe unreflektiert Eingang in das Gespräch, in den Briefverkehr oder andere Formen der Kommunikation.« (S. 85.) Andererseits ergibt sich daraus ein Konfliktfeld, weil es sich ja nicht nur um einfache Namensgebungen, sondern um politische, historische und wertordnungsbezogene Stellungnahmen handelt. Fälle von Umbenennungen, insbesondere im Falle der im Buch eigens hervorgehobenen *wichtigen Lokalitäten* (vorwiegend innenstädtische Orte), führen zu heftigen Diskussionen in der Öffentlichkeit, welche die Bruchlinien in der jeweiligen lokalen Gesellschaft in Erscheinung treten lassen.

Im darauffolgenden methodologischen Kapitel werden zunächst die topografischen und Archivquellen – vorrangig Ratssitzungsprotokolle – zur Beantwortung der Fragen herangezogen, »wann und warum (bestimmte) Namen, die unterschiedliche Narrative kommunizieren, a) vergeben, b) gelöscht, c) neu eingeführt, d) innerhalb des Stadtgebietes auf andere Orte verlegt« (S. 87) werden. Der Verfasser verfolgt eine gleichzeitig quantitative und qualitative Methode. Einerseits strebt er eine zahlenmäßig in Diagramme geordnete Zusammenfassung an, andererseits erschließt er hauptsächlich anhand der Fallbeispiele die Dynamik der Veränderungen. Sein Vorgehen erläutert der Verfasser unter vier Punkten (S. 91): (A) Basisinformationen (nichtlinguistische Daten), (B) Formanalyse (mor-

phologisch-syntaktische Struktur), (C) Bezugsanalyse (konnotatives Potenzial), (D) Bedeutungsanalyse (denotative Aspekte). Eine tabellarische Übersicht (S. 93) macht diese Methode deutlich und hilft bei der Formulierung relevanter Fragestellungen. Aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive kann zum Beispiel interessant sein, ob die Benennungen lokal, national oder international geprägt sind, ob sie auf eine Person, ein Ereignis, ein Gebäude oder eine Volksgruppe Bezug nehmen, oder ob es sich, wenn ein Personenbezug vorliegt, um Künstler, Politiker oder Kriegsherren handelt. Eine eindeutige Antwort ist freilich nicht immer möglich: Das im Buch behandelte Fallbeispiel Ajtósi Dürer / Albrecht Dürer zeigt, dass dem Grafiker Dürer – obwohl es sich um einen deutschen Künstler handelt – gerade wegen seiner ungarischen Abstammung eine Straße in Budapest gewidmet werden konnte (S. 297).

Das Kapitel „Metropolen in der Entwicklung“ stellt in gewissem Sinne einen Abstecher dar, indem es die politische und Gesellschaftsgeschichte der beiden Städte beschreibt. Ein solcher Überblick hat angesichts des abgesteckten theoretischen Rahmens – der Zusammenhänge zwischen politischer Ideologie und alltäglicher lokaler Ortsnamengebung – zweifelsohne einen Platz in diesem Band, da er dem Lesepublikum, das die beiden Städte nicht kennt, grundlegende Anhaltspunkte liefert. Im Gegensatz zu den übrigen Kapiteln lernt man hier allerdings nicht das eigene Konzept des Verfassers, sondern Interpretationen bekannter Autoren wie Péter Hanák, Robert Kann oder Peter Csendes kennen. Insgesamt wäre es vielleicht angebracht gewesen, diesen Abschnitt etwas kürzer zu fassen.

Die empirischen Ergebnisse der ursprünglich an der Andrassy Gyula Deutschsprachigen Universität zu Budapest verteidigten Dissertation legt das Kapitel „Straßennamenveränderungen in der Zwischenkriegszeit“ dar. Daraus geht hervor, dass die Umbenennungen in Budapest (660) beziehungsweise in Wien (707) etwa die gleiche Größenordnung aufweisen (S. 276, 280). Die Dynamik der Umbenennungen ist mit der jeweiligen politischen Ordnung eng verbunden. Das fällt nicht nur am Anfang des politischen Regimeaufbaus, also zu Beginn der 1920er Jahre auf, als Umbenennungen gewichtige symbolische Botschaften vermittelten, sondern in Budapest beispielsweise auch gegen Ende der 1920er Jahre, als sich ein erheblicher Wandel der Machtstruktur während der Horthy-Ära vollzog (S. 239). Der Zusammenhang zwischen Straßennamen, Erinnerungskultur und politischer Ordnung lässt sich auch an weiteren Daten eindeutig erkennen. Das konservative Budapest behielt, obwohl es zahlreiche Denkmäler des Hauses Habsburg beseitigte, seine monarchische Gesinnung bei, während Wien bemüht war, nicht nur die Erinnerung an seine ehemaligen Herrscher, sondern auch die Ideale des Königreichs überhaupt loszuwerden (S. 385). Dieses Ergebnis scheint nicht zu überraschen. Svensson-Jajkos Datenbank beleuchtet jedoch auch die Details der un-

terschiedlichen Identitätspolitiken der beiden Städte nach 1920. Demnach machen Benennungen mit lokalen Bezügen in Wien, der innerhalb der neuen Staatsgrenzen sozusagen in die Opposition gezwungenen Stadt, einen wesentlich höheren Anteil aus als in Budapest, das sich auch in dieser Epoche als Hauptstadt der Nation definierte und wo es zahlreiche, die ganze Nation ansprechende Benennungen gab – so etwa nach den Königen und Heiligen des Hauses Árpád (S. 355). Es sagt ebenfalls viel aus, dass in der Wiener Namengebungspraxis die Bindungen zu Deutschland vorherrschen, während Bezüge zu Südtirol, das an Italien verlorenen gegangen ist, nur in geringem Maße, zu anderen Orten des Habsburgerreiches (wie etwa Galizien) fast gar nicht aufscheinen. Demgegenüber spielten Benennungen mit Bezügen zu den verlorenen Gebieten des historischen Ungarn in Budapest eine wichtige Rolle. Die Tatsache, dass die auf eine relativ kurze Geschichte zurückblickende Wiener Sozialdemokratie vorwiegend in der Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts ihre historischen Ikonen fand, während das monarchistische und konservative Budapest bei den Namenswidmungen hervorragende Persönlichkeiten des nationalen Königreichs aus dem Mittelalter in den Vordergrund stellte, verweist auf die unterschiedlichen historischen Bezüge der beiden Regimes hin. Die historischen Namensgebungen waren jedoch gegenüber denen mit zeitgenössischen oder in der nahen Vergangenheit liegenden Bezügen in beiden Städten in der Minderheit (S. 388). Noch aussagekräftiger ist das von beiden Regimes jeweils favorisierte Elitenbild: Im Gegensatz zu Budapest, wo vorwiegend politischen Akteuren Straßennamen gewidmet wurden, hatten auf den neuen Wiener Stadtplänen Künstlernamen einen wesentlich größeren Anteil (S. 420). Der Rezensent stellt hier zusätzlich die Frage, welche Verbindung wohl zwischen dem unterschiedlichen Usus und der allgemeinen politischen Legitimationsstrategie bestand.

Im abschließenden Teil hebt der Verfasser weniger die weiterführenden gesellschaftsgeschichtlichen Bezüge als die Möglichkeiten der Toponymenforschung hervor. So dürften etwa Publikationen oder Straßflächen, welche die Umbenennungen kommunizieren, von Bedeutung sein – man denke nur an Schulatlanten, Stadtpläne oder Straßenschilder, die das Straßensbild mitprägen. Es wirft ebenfalls spannende sprachlich-ethnische Fragen auf, dass es in den beiden Städten neben der offiziellen Sprache der Straßennamengebung auch Minderheiten gibt, die eigene alternative Bezeichnungen geprägt beziehungsweise bewahrt haben könnten. Abschließen erwähnt der Verfasser die Namengebungspraxis in kleinen und mittleren Städten als potentiellen und lohnenden Forschungsbereich (S. 423).

*Kulturális ellenállás a Kádár-korszakban. Gyűjtemények története* [Kultureller Widerstand in der Kádár-Zeit. Die Geschichte der Sammlungen]. Szerkesztette APOR, PÉTER – BÓDI, LÓRÁNT – HORVÁTH, SÁNDOR – HUHÁK, HELÉNA – SCHEIBNER, TAMÁS. Budapest: MTA Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Történettudományi Intézet, 2018. 487 S., zahlr. Abb. ISBN 978-963-416-135-6. = Magyar történelmi emlékek, értekezések.

Der vorliegende Sammelband zum »kulturellen Widerstand« in der Kádár-Zeit ist ein unerlässliches Nachschlagewerk für alle, die sich für die Erforschung abweichenden kulturellen Verhaltens vor 1988/1989 in Ungarn interessieren. Der Titel des Bandes ist allerdings in mehrfacher Hinsicht irreführend, denn die Beiträge des Bandes beschränken sich weder auf die Zeit des Ersten beziehungsweise Generalsekretärs der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei und zeitweisen ungarischen Ministerpräsidenten János Kádár (1956–1988, 1956–1958, 1961–1965) noch auf einen konkreten *Widerstand*. Dabei erfolgt keine präzise und umfassende Definition dieses Begriffes, obwohl er sowohl im einführenden Aufsatz von Péter Apor und Sándor Horváth als auch im Beitrag von Sándor Hornyik über Narrative in der bildenden Kunst sowie jenem von András Fejérdy über religiösen Widerstand thematisiert wird. Die begriffliche Unschärfe ist jedoch der Vorzug des Bandes, denn so können eine Reihe von Verhaltensweisen einbezogen werden, die ansonsten ignoriert worden wären: nonkonforme und moderne, westlich orientierte Kunstrichtungen, von den Behörden tolerierte Musikrichtungen (Volksmusik, Rock), Pfadfinder, Wehrdienstverweigerer, Literaten. Schließlich ist auch der Untertitel des Bandes ernst zu nehmen, denn die Aufsätze erheben nicht den Anspruch, die Geschichte einer bestimmten Widerstandsform darzustellen, sondern wollen lediglich die Entstehung und das Schicksal von Quellen- und Archivsammlungen, die diese Verhaltensweisen dokumentieren, schildern.

Der Band ist in sechs Abschnitte gegliedert, die 36 Aufsätze beinhalten. Diesen ist der einführende Aufsatz von Apor und Horváth vorgeschaltet; am Ende findet sich ein Abkürzungs- und Abbildungsverzeichnis. Die sechs Abschnitte beleuchten Richtungen nonkonformer Kunst, das Verhalten religiöser Gemeinschaften, Sammlungen zur Oral History, Aktivitäten und Sammlungen der Organe der Staatssicherheit, Archive zur Geschichte des Alltags und der Massenkultur sowie die Entstehung und das Schicksal von Schriftstellernachlässen. Im Folgenden soll diese thematische Vielfalt anhand einiger ausgewählter Beiträge vorgestellt werden.

Den kritischen Geist des Bandes prägt bereits die Einleitung der beiden Historiker Apor und Horváth. Sie setzen sich mit der vorherrschenden Meinung

auseinander, in den Zeiten der Diktatur seien die Menschen lediglich in die Rolle passiver Objekte gedrängt worden. Im Bereich der Kunst habe es jedoch nicht nur die bekannte Einteilung *verboten*, *geduldet* und *erlaubt* gegeben, mit der die ungarische Kulturpolitik in der Forschung zumeist charakterisiert werde. Vielmehr müsse man von einer Vielzahl von Übergängen ausgehen: Künstler konnten einmal zu einer Gruppe gehören, dann zu einer anderen. Vor allem seit den 1960er Jahren seien Kunstwerke möglich gewesen, die nicht (nur) der staatlichen Propaganda dienten, sondern den Anschluss an die westliche Moderne suchten. Um die Frage nach dem Grund für diese Veränderung beantworten und die Freiheitsräume der Künstler ausloten zu können, sei es notwendig, sich mit der Geschichte jener Archive und Sammlungen zu befassen, die das Wirken solcher Künstler, Gruppen und Richtungen dokumentierten. Zum Ausdruck *kultureller Widerstand* bemerken die Verfasser, dass er in der Kunstgeschichte in einen Diskurs eingebettet sei, in dem es um Strömungen wie die Avantgarde, die Neo-Avantgarde oder den Nonkonformismus gehe, jedoch auch weitere Bezeichnungen wie *inoffiziell*, *alternativ* oder *underground* gängig seien. Was unter solchen Begriffen konkret gemeint war, habe sich im Laufe der Jahrzehnte nach 1949 geändert: Galten in den 1950er Jahren noch der Surrealismus und die abstrakte Kunst als nonkonform, so übernahmen später der *Aktionismus* und die *Figurative Kunst* diese Rolle.

Auch Zoltán Gálig setzt sich mit der Bedeutungswandlung eines Begriffes auseinander. Anhand einer regionalen Bildergalerie in Steinamanger (*Szombat-hely*) untersucht er, wie sich der Inhalt des Ausdrucks *progressiv* im Laufe der Jahrzehnte veränderte. Entstanden aus dem Grundstock zweier privater Sammlungen und Künstlernachlässen, widmete sich die Galerie zwar sozialistischen Künstlern, doch hegte sie gleichzeitig den Anspruch, ein Ort der modernen Kunst zu sein. Wiederholt verweist Gálig auf die politischen Einflussnahmen, den die Galerie ausgesetzt war, so dass ihre programmatische Ausrichtung stets zwischen einer modernen und einer konservativen Prägung changierte. Einerseits zeigte die Galerie nonkonforme, neoavantgardistische Kunst, was man als progressiv im Sinne von nichtkommerziell aufgefasst hat. Andererseits wurden vor allem lokale Kunstwerke aus dem Bereich der Textilkunst vernachlässigt und missachtet, was seitens der Lokalpolitik kritisiert wurde.

Aus dem Bereich der Oral History sei auf den Aufsatz von Katalin Juhász hingewiesen, dessen Thema die in den 1970er Jahren entstandene Tanzhausbewegung, ihre Dokumentation durch einige der Akteure selbst und die Frage ihrer Widerständigkeit ist. Im Zentrum des Aufsatzes steht der Musiker und Sammler Béla Halmos, der die Bewegung nicht nur prägte, sondern sie durch seine Sammlertätigkeit, die Einrichtung eines mittlerweile institutionalisierten Archivs und

seine 180 Interviews mit Akteuren und Begleitern der Bewegung auch dokumentierte. Eine grundsätzliche Problematik des Bereichs Oral History beleuchtet der Umstand, dass die Interviews aus Persönlichkeitsgründen noch nicht alle uneingeschränkt recherchierbar sind. Tibor *Takács* vermittelt in seiner Übersicht über die Geschichte des Archivs des Staatssicherheitsamtes einen Eindruck von dem politischen Druck, dem gerade eine Institution ausgesetzt ist, deren Bestände sich für aktualpolitische Bezugnahmen eignen. Die Frage nach potentiellen Mitarbeitern und Zuträgern der Staatssicherheit ist in Ungarn nämlich bis heute aufgrund dürftiger, vielfach bemängelter Akteneinsichtsmöglichkeiten nicht abschließend geklärt. Einer der besten Kenner der Geschichte der ungarischen Rockmusik, *Bence Csatári*, stellt im Abschnitt „Massenkultur“ die Grundzüge des Verhältnisses der ungarischen Staatssicherheit zur Rock- und Popszene dar. Er betont das Interesse der Staatsorgane an den Musikern, dem Publikum und den Klubs. Überall setzten sie Mitarbeiter ein, um staatsfeindlichen Aktivitäten und Äußerungen auf die Spur zu kommen. Aufmüpfige und renitente Musiker sowie Bands mussten mit Auftrittsverboten, untersagten Schallplattenveröffentlichungen und dem Entzug der Reisefreiheit rechnen. Die Nachlässe von zwei Schriftstellern und Dichtern, *Sándor Márai* und *Zoltán Jékely*, stellen ihre derzeitigen Nachlassverwalter beziehungsweise -herausgeber vor, *Tibor Mészáros* und *Bernadett Sulyok*. Beide beschreiben die ablehnende Haltung der zwei Literaten gegenüber dem sozialistischen Regime und die wechselvolle Geschichte des jeweiligen Nachlasses. Erst nach dem Systemwechsel 1988/1989 gelangte der Nachlass *Márais*, der 1989 in den Vereinigten Staaten von Amerika starb, im Jahr 1997 nach Budapest und ist dort im *Petőfi* Literaturmuseum einsehbar. *Zoltán Jékely* starb zwar 1982 in Budapest, bewegte sich jedoch in seinem Berufsleben nach 1948 stets am Rande des Literaturbetriebs und galt lange Zeit als allenfalls tolerierter Dichter, der sich mühsam von Übersetzungen ernähren musste. Sein Nachlass gelangte nach 1995 in drei Teilen in die Ungarische Nationalbibliothek *Széchényi*, allerdings befindet sich sein privater Briefwechsel weiterhin im Familienbesitz. Selbst die der Bibliothek übergebenen Teile des Nachlasses sind der Forschung entzogen und dürfen nur mit Sondererlaubnis der Rechteinhaber eingesehen werden.

Der Sammelband verdeutlicht die Vielfalt und die Erforschbarkeit nichtsozialistischer Kultur in Ungarn vor 1989. Die Beiträge zeigen, dass selbst in der Diktatur geistige und künstlerisch-kulturelle Freiräume bestanden, um Alternativen und Gegenentwürfe zur offiziellen Ideologie und Propaganda zu erstellen. Wer sich für die ungarische Kunst, Kultur und Gegenkultur im Zeitraum 1945–1989 interessiert, wird auf den Band nicht verzichten können.

MÁRKUS, BEÁTA: *„Csak egy csepp német vér“: A német származású civilek Szovjetunióba deportálása Magyarországról 1944/1945* [„Nur ein Tropfen deutsches Blut“. Die Deportation von Zivilpersonen deutscher Abstammung aus Ungarn in die Sowjetunion 1944/1945]. Pécs: Kronosz 2020. 472 S., 6 Kt. ISBN 978-615-604-873-8.

In der letzten Phase des Zweiten Weltkriegs und in den folgenden Jahren kam es in zahlreichen Staaten Europas zu einem gewaltigen Prozess von Zwangsmigrationen, von Flucht, Deportation, Vertreibung, Aus-, An- und Umsiedlung. Sowohl die Größe der von der Zwangsmigration betroffenen nationalen Gemeinschaften und ihre territoriale Verortung als auch die Motivation und der Zweck der seitens der politischen Machthaber initiierten und durchgeführten Aktionen waren verschieden. Dennoch lassen sich die einzelnen Wellen der Zwangsmigration nicht getrennt untersuchen, weil sie als Kettenglieder eines einzigen Prozesses miteinander verbunden waren. Deshalb muss eine Forscherin oder ein Forscher auch dann den Blick auf das Ganze richten, wenn nur ein einziges Segment dieses komplexen Prozesses untersucht wird. Nur in diesem Fall erschließen sich die unmittelbaren Zusammenhänge zwischen den isolierten lokalen und regionalen Geschehnissen sowie den internationalen Machtverhältnissen, lassen sich die konkreten Bestrebungen der politischen Eliten des jeweiligen Landes und der Handlungsspielraum der betroffenen Gruppe und der Mehrheitsgesellschaft analysieren.

Beáta Márkus hat sich diese weite Perspektive zu eigen gemacht, als sie die bislang nicht erschlossenen Ereignisse der Deportation der ungarischen Staatsbürger deutscher Herkunft aus Ungarn in die Sowjetunion an der Jahreswende 1944/1945 untersuchte. Sie suchte im Wesentlichen die Antwort auf die Frage, welche ungarischen Siedlungen von der Deportation betroffen waren, wann die Deportation durchgeführt wurde und wieviel Menschen sie betraf. Außerdem suchte sie nach einer Erklärung für die regionalen Unterschiede bei der Durchführung. Dieses Ziel führt sie in der Einführung mit vier verschiedenen Schicksal-Mosaiksteinen gut vor Augen. Besondere Aufmerksamkeit schenkt sie den Akteuren, den Maßnahmen der Provisorischen Nationalregierung und der Parteien, den Reaktionen der Betroffenen, den Verfahrensweisen der Exekutoren, insbesondere derjenigen in der Komitats- und örtlichen Verwaltung tätigen Personen, sowie den Auswahlkriterien. Darüber hinaus untersuchte sie die Situation der betroffenen Ortschaften (die Auswirkungen der Kriegereignisse, die ethnische Zusammensetzung des Gebietes und die Nationalitätenkonflikte früherer Jahrzehnte) sowie das Verhältnis der örtlichen Macht zur sowjetischen Militärkommandantur.

Es bereitet verständlicherweise keine geringen Schwierigkeiten, den Inhalt des vielschichtigen Bandes mit einer Hauptüberschrift zu versehen, die den gesamten Prozess *vorstellt*. Die Rezensentin meint allerdings, dass es nicht die beste Wahl ist, den Halbsatz, den ein sowjetischer Major bei der Deportation der Deutschen aus der Stadt Elek (Komitat Békés) zur Klassifizierung der deutschen Herkunft verwendete, zur Hauptüberschrift zu machen. Dieser augenfällige Haupttitel deckt nämlich die Vielfältigkeit des von der Verfasserin untersuchten Prozesses ebensowenig ab wie die inhaltlichen Schwerpunkte des Bandes. So spiegelt er die Tätigkeit des ungarischen Verwaltungsapparates oder die Unterschiede, die sich aus der abweichenden Situation in den einzelnen Regionen ergaben, nicht wider. Dieses Manko wird durch den konkreten und korrekten Untertitel aber in gewisser Weise korrigiert.

Auch in anderer Hinsicht hatte es die Verfasserin nicht leicht, wie sie in der Einleitung der Arbeit ausführlich darlegt. Unter den Problemen ist vor allem der fragmentarische Charakter der sich auf die verschiedenen Regionen beziehenden Quellenbasis hervorzuheben. Er erklärt sich aus der Desorganisation des Staates und des Verwaltungsapparates, aus dem Charakter der Aktionen – also aus ihrer möglichst heimlichen Art – sowie aus den Kriegsumständen. Aufgrund der Bruchstückhaftigkeit des Quellenmaterials können gewisse Ereignisse, Umstände und Entscheidungsmechanismen überhaupt nicht rekonstruiert werden. In vielen Fällen ist es so nicht möglich, die Informationen der einen oder anderen Quelle durch andere Dokumente zu überprüfen, also die Methode der klassischen Quellenkritik anzuwenden. Die Verfasserin untersuchte zu ihrem Thema – neben den Dokumenten der obersten Staatsverwaltungsorgane – systematisch die relevanten Aktenbestände der Gemeinde-, Bezirks- und Komitatsebene – dies in elf Komitatsarchiven –, und führte außerdem Untersuchungen in den Akten der Kirchenverwaltung und Pfarreien in zahlreichen Kirchenarchiven durch. Unter den sich nicht in Ungarn befindlichen Sammlungen benutzte sie insbesondere die Ost-Dokumentation des Lastenausgleichsarchivs im deutschen Bundesarchiv. Das Fehlen von Primärquellen kompensierte sie durch die umfangreiche Einbeziehung von Ego-Dokumenten wie persönlichen Erinnerungen, Tagebüchern, Korrespondenzmaterial und Interviews, fallweise durch die Verwendung der landesweiten und regionalen Presse.

Bezüglich der sowjetischen Quellen wissen wir nur wenig darüber, welche Typen von Dokumenten im Zuge der Durchführung (möglicherweise) entstanden sind. Der Zugang zu ihnen ist bis heute stark eingeschränkt. Die Verfasserin musste – zumindest im Rahmen dieser Arbeit – darauf verzichten, die im Laufe der Deportation aus Ungarn angefertigten internen Anordnungen der sowjetischen Seite, die konkreten Maßnahmen zur Durchführung und die Erfahrungen

mit dem ungarischen Verwaltungsapparat aufgrund eigener Forschungen vorzustellen. Hierzu konnte sie nur die bereits veröffentlichten Dokumentensammlungen heranziehen.

Beáta Márkus ist es trotz dieser Schwierigkeiten gut gelungen, die verschiedenartigen Informationsfragmente zusammenzufügen und eine kohärente Antwort auf die Forschungsfragen zu geben. All dies erforderte eine beinahe zehnjährige ausdauernde Forschungsarbeit.

Der Band ist in zehn Kapitel gegliedert. Die Verfasserin stellt in den ersten drei Kapiteln die Methode und die Gesichtspunkte ihrer Forschung sowie die Eigenarten der erschlossenen Quellen vor. Sie spricht die auch in der Fachliteratur existierenden terminologischen Unklarheiten der im Rahmen des Themas verwendeten Begriffe wie *Malenkij Robot*, *Deportation*, *Verschleppung zur Zwangsarbeit* an und argumentiert überzeugend für ihre Begriffswahl. In einem eigenen Kapitel beschäftigt sie sich mit der Einrichtung der Zwangsarbeitslager in der Sowjetunion und mit den internationalen Zusammenhängen der Inanspruchnahme deutscher Zivilisten für Wiedergutmachungsarbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieses Kapitel, das die Gründung des Gulags und der GUPVI-Lager sowie die Charakteristika ihres Betriebs informativ zusammenfasst, ist vor allem deshalb ein wichtiger Teil des Bandes, weil die früher zum Gulag-Jahr erschienenen Studien und regionalen oder lokalen Publikationen diese Unterscheidung zumeist versäumt haben.

Das Kernstück des Bandes bildet die Vorstellung der Geschehnisse in den Deportationsregionen Békés-Csanád, Nordost-Ungarn, Bács-Kiskun, Schwäbische Türkei, Budapest und Umgebung, die unter den gleichen Aspekten untersucht werden. Die Verfasserin hat aber die einzelnen Deportationsregionen nicht anhand der damaligen Verwaltungsgliederung festgelegt, sondern aufgrund der Situation des jeweiligen Gebietes bei Kriegsende und der Charakteristika des Deportationsvorgangs. Die heterogenen Regionen decken die Siedlungsgebiete der Ungarndeutschen gut ab und spiegeln auch die regionalen Hauptunterschiede der Durchführung wider. Ihre Bestimmung ist also auf alle Fälle logisch und begründet.

Die Verfasserin untersucht jede Region unter sieben Gesichtspunkten. So stellt sie die geografische Lage des jeweiligen Gebietes, die Veränderungen seiner Verwaltungsstruktur und die Quellenlage sowie die Umstände der sowjetischen Besetzung, die ethnische Zusammensetzung und die ethnischen Konflikte in der Zwischenkriegszeit vor. Hinzu kommen die Präsentation der Durchführung der Deportation und der in dieser kurzen Zeit durchgeführten Maßnahmen beziehungsweise Interaktionen: zwischen Komitatsführung und den Regierungsorganen in Debrecen, der Komitatsleitung und der sowjetischen Kommandantur, der

Komitatsführung und der Verwaltung der unteren Ebene, der Verwaltung der unteren Ebene und der sowjetischen Kommandantur sowie der Betroffenen und ihren Angehörigen. Ein eigenes Unterkapitel beschäftigt sich mit der von den Sowjets zur Grundlage der Deportation erklärten Auslegung der »deutschen Abstammung« in den einzelnen Regionen und mit der Anzahl der deportierten Personen. Die Tabellen im Anhang geben den Anteil der Muttersprachler und Nationalitätenangehörigen im jeweiligen Gebiet anhand der Ergebnisse der Volkszählungen von 1930 und 1941 sowie über die Zahl der Deportierten wieder.

Die Anwendung des sehr detaillierten und kongruenten Systems von Gesichtspunkten bei der Vorstellung der Ereignisse in den einzelnen Regionen führt zwangsläufig zu Wiederholungen und stellenweise zu einer übermäßig ausführlichen Darlegung. Gleichzeitig ist zu betonen, dass nur diese strukturelle Annäherung, also die durchweg konsequente Handhabung der Struktur innerhalb der einzelnen geografischen Einheiten es der Verfasserin ermöglicht hat, die regionalen Unterschiede darzulegen und deren Gründe zu entschlüsseln.

Eine zentrale Frage dieser Kapitel stellt die Vorgehensweise der örtlichen ungarischen Verwaltungsbehörden und die Interpretationen der »deutschen Abstammung« dar, die von den Sowjets als Voraussetzung einer Deportation vorgegeben wurden. Die Verfasserin schätzt nach Meinung der Rezensentin den Handlungsspielraum der ungarischen Verwaltung an einigen Stellen größer ein, als er in Wirklichkeit war. Deshalb konnte sie es nicht vermeiden, in die Falle einer nachträglichen moralischen Verurteilung zu treten. Die Rezensentin stimmt mit der Verfasserin darin überein, dass das Verhalten der ungarischen Behörden trotz Machtvakuum und Kriegsumstände deutlich kritisiert werden kann. Die Verantwortung der ungarischen Behörden ist in mehreren Fragen eindeutig: So wurde beispielsweise die Tatsache der Verschleppung in die Sowjetunion verschwiegen, wo man davon Kenntnis hatte. Dadurch nahm die Verwaltung den Betroffenen die Möglichkeit, sich entsprechend vorzubereiten, zum Beispiel durch Mitnahme warmer Kleidung und Nahrungsmittel. In zahlreichen Fällen führten persönliche Konflikte dazu, dass Personen in die Liste der zu deportierenden Ungarndeutschen aufgenommen wurden. Andererseits konnte man nach Meinung der Rezensentin die inhaltlichen Elemente der von den Sowjets als Kriterium der Deportation vorgegebenen »deutschen Abstammung« nicht klar, schon gar nicht objektiv definieren. Eine Definition gab auch der sowjetische Befehl, der dieses Kriterium beinhaltet, nicht vor.

Als sich die verschiedenen Verwaltungsorgane der untersuchten Regionen bemühten, die »deutsche Abstammung« inhaltlich zu definieren – beispielsweise durch die deutsche Muttersprache und/oder Nationalität, Mitgliedschaft im Volksbund, Verwendung der deutschen Sprache, deutschen Familiennamen –,

führten sie eine Klassifizierung nach eigenen Maßstäben durch. Es besteht kein Zweifel darüber, dass sie so die Unterscheidung, wer zur Gruppe der Deutschen gehört, selbst vornahmen – beispielsweise nach politischen Kriterien. In vielen Fällen versuchten sie aber auch, die Deportation eines Teils der Ungarndeutschen zu verhindern.

Die Rezensentin möchte das zusammenfassende Kapitel hervorheben, denn hier bietet die Verfasserin nicht nur eine Zusammenfassung der zentralen Feststellungen, sondern legt im Wesentlichen eine Synthese der behandelten Fragen vor. Der Band beruht auf der deutschsprachigen Dissertation der Verfasserin, 2019 erfolgreich verteidigt 2019 an der Andrásy-Universität in Budapest. Beáta Márkus hat den ursprünglichen Text nicht nur ins Ungarische übersetzt, sondern unter Berücksichtigung der gattungsmäßigen Eigenheiten einer Monografie und der inhaltlichen Unterschiede der in der Fachsprache verwendeten Begriffe an einigen Stellen sogar überarbeitet. Die Konversion zweier Sprachen ist auf alle Fälle eine große Herausforderung. Auch im vorliegenden Fall ist die Übersetzung stellenweise uneinheitlich; es sind stilistische Unzulänglichkeiten (Germanismen) verblieben.

Die Arbeit von Beáta Márkus beruht auf einer vielseitigen Fragestellung und stellt die Ereignisse in ihrer Komplexität gründlich sowie differenziert dar. Sie schließt eine Forschungslücke und ist für die Historikerzunft ebenso von Interesse wie für die betroffene ungarndeutsche Gemeinschaft. Die Verfasserin bestimmte selbst die mit dem Thema verbundenen neueren Forschungsfragen und weist auf die Möglichkeiten hin, ihre Feststellungen weiter zu differenzieren. Diesbezüglich sei auf die Erforschung der internen Verfahrensweisen der sowjetischen Seite sowie auf die politischen Bruchlinien und Schichtung der örtlichen deutschen Gemeinschaft hingewiesen. Die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Fragen steht noch aus.

Ágnes Tóth

Budapest

TÓTH, ÁGNES: *Németek Magyarországon 1950–1970* [Deutsche in Ungarn 1950–1970]. Budapest: Társadalomtudományi Kutatóközpont, Argumentum 2020. 580 S., 42 Tab. ISBN 978-963-446-819-6.

Die Erforschung der Geschichte der deutschen Minderheit Ungarns zählt in den letzten Jahren nicht mehr zu den vernachlässigten Bereichen der ungarischen Historiografie. Während vor der politischen Wende um 1989 Teile dieses Themas unerwünscht waren, erschienen ab den 1990er Jahren, insbesondere seit den 2000er Jahren seriöse Publikationen, die dazu beitrugen, die Vergangenheit der zahlenmäßig größten nationalen Minderheit Ungarns immer gründlicher zu er-

schließen. Auffällig ist jedoch, dass die Untersuchungen zumeist mit dem Jahr 1945 oder dem Abschluss der Vertreibung der Deutschen enden. Diese Annäherung suggeriert implizit, dass die Geschichte der deutschen Minderheit Ungarns mit den Schicksalsschlägen der 1940er Jahre abgeschlossen war.

Das neue Buch von Ágnes Tóth versucht diese Forschungslücke ein Stück weit zu schließen. Die Verfasserin ist Mitarbeiterin des Instituts für Minderheitenforschung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, eine mit mehreren bahnbrechenden Arbeiten ausgezeichnete Kennerin der Geschichte der Ungarndeutschen. Ihr neues Werk zeigt – wie schon der Titel betont –, dass in Ungarn zwischen 1950 und 1970 auch Deutsche lebten, die innerhalb der engen Rahmenbedingungen, die das politische System damals zuließ, auch Deutsche geblieben sind.

Die Erfassung dieser Tatsache ist jedoch ab 1950 recht aufwendig, da die Gemeinschaft bis 1949 fast vollständig aus den Statistiken verschwunden war. Ihre Präsenz zeigte sich ausschließlich in den offen gebliebenen Fragen wie den Familienzusammenführungen, der Lage der Rückkehrer aus sowjetischer Gefangenschaft oder den Internierungslagern. Im staatssozialistischen System hatte die Minderheitenfrage wenig Raum, ihre Ideologen rechneten gemäß der leninistischen Automatismus-These damit, dass in der idealisierten klassenlosen Gesellschaft neben anderen sozialen Differenzen auch die Minderheitenproblematik verschwinden würde.

Die neue Monografie von Tóth präsentiert die Ergebnisse langjähriger Forschungen. Sie ist sowohl für die Wissenschaft als auch für die deutsche Minderheit Ungarns ein Meilenstein, der die Kenntnisse über ein bisher wenig bearbeitetes Feld erweitert und eine Grundlage zur Vertiefung des historischen Selbstbilds der Minderheit bietet. Die Verfasserin recherchierte in mehr als einem Dutzend Archiven in Ungarn und Deutschland. Der Band ist klar strukturiert; in den sieben chronologisch aufgebauten Hauptkapiteln sind die analysierten Bereiche auch thematisch getrennt. Das Werk ist in einem lesenswerten Stil, in erster Linie jedoch für ein wissenschaftliches Publikum verfasst, wie dies die Menge an Fußnoten zeigt. Leider versteckt die Verfasserin ihre Quellenbeispiele und Fallbeschreibungen öfter zwischen den Literaturhinweisen und Archivsignaturen, was keinesfalls eine leserfreundliche Lösung ist.

Die Fachliteratur über die Ungarndeutschen betrachtete die Epoche ab den 1950er Jahren bis zur Wende von 1990 überwiegend als Ära des Identitätsverlusts und der Identitätsaufgabe. Diese wurden einerseits von der erwähnten, die Assimilation verstärkenden sozialistischen Minderheitenpolitik verursacht, andererseits durch die traumatischen Erfahrungen aus der zweiten Hälfte der 1940er Jahre, der Entrechtung und Verfolgung im Namen der kollektiven Verantwortung

für die Verbrechen des Nationalsozialismus. Die deutsche Gemeinschaft in Ungarn wurde gerade wegen ihres Bekenntnisses zum Deutschtum kollektiv bestraft, weswegen die Aufgabe – oder das Verbergen – dieser Identität eine logische Reaktion war.

Das Buch von Tóth weicht von der bisherigen Fachliteratur gerade dadurch ab, dass sie ihren Schwerpunkt auf die Untersuchung dessen legt, was trotz der Verfolgung übriggeblieben ist. Sie stellt plausibel dar, dass die Diskriminierung der Minderheit mit dem Abschluss der Vertreibung nicht aufhörte. Nicht einmal die Rückgabe der Staatsbürgerrechte und die gesetzliche Gleichberechtigung setzte der kollektiven Diskriminierung ein Ende, nur war ihre Art weniger offensichtlich. Ein eindeutiges Beispiel war der Fall des Internierungslagers Tiszalök (im nordöstlichen Komitat Szabolcs-Szatmár-Bereg), wo die deutschen Häftlinge nur zögerlich freigelassen wurden, und ihre Verzweiflung in einem Aufstand eskalierte. Die schleppenden Familienzusammenführungen, die Verhinderung der Rückkäufe von Häusern und Feldern oder die Tatsache, dass bei allen Gesten des Systems gegenüber den Minderheiten – zum Beispiel der Zulassung des muttersprachlichen Schulunterrichts oder der Gründung von Vereinen – die Deutschen als Letzte diese Zugeständnisse erhielten, zeigen, dass die Gleichberechtigung formal blieb.

Die im Buch geschilderten zahlreichen individuellen Beispiele deuten auf eine Systematik hin. Unter deren Umständen stellte der Aufbau einer neuen Existenz für die deutsche Gemeinschaft eine besondere Herausforderung dar. Unter diesen erschwerten Rahmenbedingungen war die Bewahrung der Minderheitenidentität in unveränderter Form gänzlich unmöglich. Die bisherige Fachliteratur ging deswegen davon aus, dass die deutsche Identität diese Probe nicht bestanden habe, was sich durch die Ergebnisse der Volkszählungen, den Sprachverlust oder die bescheidene Ausnutzung der deutschsprachigen Bildungseinrichtungen untermauern lasse. Tóth weist jedoch anhand der Reaktionen der deutschen Minderheit nach, dass ein wesentlicher Teil der Deutschen ihre Identität bewahrte, nur ihre äußeren Merkmale von verschiedenen Faktoren geprägt waren und sich während der untersuchten Epoche verändert haben. Ein markantes Beispiel war die geringe Auslastung der deutschen Schule in Baja, die nicht mit der Entfremdung vom Deutschunterricht zusammenhing, sondern mit der geografischen Entfernung, mit den Sorgen der Eltern wegen der Unterrichtsqualität und mit der Problematik, die sich dadurch ergab, dass durch die Entsendung der Kinder nach Baja sie der landwirtschaftlichen Arbeit fehlten.

Auch andere Momente bestätigen, dass das Gefühl der Zusammengehörigkeit dennoch fortbestand. Die Eltern beantragten den Deutschunterricht, allerdings in ländlichen Schulen. Ferner versuchten sie sich in gemeinsamen Landwirtschaftli-

chen Produktionsgenossenschaften zusammenzuschließen. Als es möglich wurde, gründeten sie Tanz- und Kulturgruppen, Blaskapellen und nahmen an Austauschprogrammen und Reisen in die DDR teil. Darin zeigt sich der Fortbestand der deutschen Identität, dessen inhaltliche Elemente jedoch – von den sozialistischen Lebenswelten und der neuen sozialen Realität geprägt – sich ändern mussten.

Die Verfasserin stellt als Erste plausibel dar, dass die Identität der deutschen Minderheit in Ungarn zwischen 1950 und 1970, in dem politisch engen Rahmen, nicht verschwunden ist. Die immer vollständigere Ausnutzung der knappen Möglichkeiten sorgte für ihren Fortbestand. Ab 1990 ergriffen die Deutschen sofort die Möglichkeiten, die ihnen das neue System bot. Die Daten der Volkszählungen nach 1990 und die steigende Zahl von Menschen in Ungarn, die sich zur deutschen Nationalität bekennen, zeigen, dass die deutsche Minderheit ihre Identität nicht aufgegeben, sondern nur ihr Bekenntnis an die jeweiligen Umstände adaptiert hat.

Das Buch von Ágnes Tóth ist somit eine Geschichte der Aufbewahrung der Identität der Deutschen in Ungarn. Als solche verdient es nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen die höchste Anerkennung. Ein vornehmer Platz gebührt ihm auch im Bücherregal aller Ungarndeutschen.

*Beáta Márkus*

Pécs

*Az árnyékos oldalon. Vidéki Magyarország a rövid hatvanas években* [Auf der schattigen Seite. Das ländliche Ungarn in den kurzen sechziger Jahren]. Szerkesztette HORVÁTH, GERGELY KRISZTIÁN – CSIKÓS, GÁBOR. Budapest: Nemzeti Emlekezet Bizottsága, Bölcsészettudományi Kutatóközpont 2020. 430 S., zahlr. Abb., Tab. ISBN 978-963-416-211-7 = Magyar vidék a 20. században 5.

Die 1960er Jahre waren als Paradigma eines wechselnden Jahrzehnts aus politischer und geistesgeschichtlicher Sicht eine ebenso spannende wie revolutionäre Periode, die nach dem Zweiten Weltkrieg die Beziehung der Gesellschaft zur politischen Elite und Ideologie neu interpretieren ließ.

Was bedeuteten die 1960er Jahre genauer für die ländliche Gesellschaft? Sollte bei ihrer Betrachtung die politisch-geschichtliche Annäherung an *die langen sechziger Jahre*« (1956–1973)<sup>1</sup> oder die sozialgeschichtliche Theorie der Verfasser dieses Buches über die *kurzen sechziger Jahre* zugrunde gelegt werden? Letztere Periodisierung bezeichnet die Zeitspanne zwischen 1962 und 1971. Auf dem VIII.

<sup>1</sup> *Amikor „fellazult tételben fogalmazódott meg a világ“.* Magyarország a hatvanas években. Hgg. Zoltán Ölmosi, Csaba Szabó. Budapest 2013.

Parteitag der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei wurde 1962 die *Grundsteinlegung des Sozialismus* beschlossen, und im Jahre 1971 schloss das Nationale Siedlungsentwicklungskonzept die vorübergehenden, unsicheren Reformmaßnahmen ab. Dieses Konzept bedeutete die Vereinigung kleinerer Gemeinden und Landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften (LPG).

Der Band will laut Untertitel, die Ära in der *Zwischenzeit*, nämlich die bisherigen Forschungsergebnisse im Zusammenhang mit dem *reifen Kádár-Regime*, sowie das öffentliche Denken darüber nuancieren beziehungsweise neu interpretieren. Das Forschungszentrum für Geisteswissenschaften der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und die Kommission für Nationale Erinnerung arbeiten seit 2014 zusammen. Aus dieser Zusammenarbeit ist die Forschungsgruppe für die Geschichte des ländlichen Raumes hervorgegangen, auf deren Konferenzen am 8. November 2018 in Budapest unter dem Titel „Auf der schattigen Seite. Das ländliche Ungarn in den sechziger Jahren“ und am 29. November 2018 in Kecskemét zum Thema „Konsolidierung‘ im Alltag. Ländliches Ungarn in den sechziger Jahren“ die Beiträge dieses Studienbandes entstanden sind.

Im Vorwort des Redakteurs und des Herausgebers entfaltet sich das Buchkonzept: die Vorstellung der Widersprüche zwischen dem offiziellen Bild des Kádár-Regimes (die Konsolidierung und die Korrektur des Regimes, die Wohlfahrtsmaßnahmen) und der sozialen Realität (das Pendeln, die Entvölkerung, die demografische Krise und soziale Devianzen), ohne die negative Seite der besagten Periode einseitig hervorzuheben. Die Prozesse der gesellschaftlich-kulturellen Desintegration des ländlichen Raumes in Ungarn bis zur Wende können in drei thematische Einheiten gruppiert werden: 1. Der sozialgeschichtliche Makrokontext des Kádár-Regimes; 2. Die alltägliche Realität der LPG; 3. Das Verhältnis der regionalen Vertreter des Parteistaats zu den sozialen Gruppen der Andersdenkenden.

Gergely Krisztián *Horváth* bestimmt den Zeitrahmen des Themas in seiner vergleichenden wirtschaftshistorischen Studie und weist auf die offene politische Gewalt in den 1950er Jahren und die darauffolgende modifizierte, indirekte Fortsetzung der gegen die Bedürfnisse der bäuerlichen Bevölkerung und des ländlichen Raumes gerichteten Gesellschaftspolitik hin. Aufgrund der quantitativen Untersuchungen des Autors sind die große Zahl der Arbeitspendler und die massenhafte Landflucht auf folgende Faktoren zurückzuführen: die einseitige staatliche Investitionspolitik und Redistribution, der geringe Anteil der Landwirtschaft am Nationaleinkommen, der absichtliche Ausschluss des Agrarsektors von Investitionen in der Siedlungsentwicklung und der Infrastruktur, die diskriminierende Bestimmung des Arbeitsrechts und der Sozialleistungen von LPG-Angestellten. Dies alles verursachte widersprüchliche kulturelle und mentale Phäno-

mene. Hinter dem Mythos der Erfolgsgeschichte der Kádár-Konsolidierung versteckt sich im Weiteren die klassenbasierte Unterdrückung durch die Staatspartei.

József Ö. Kovács behandelt die Zwangskollektivierung, die in der Geschichte der Bauerngesellschaft eine weitreichende Bedeutung hat. Er stellt diesen traumatischen Prozess samt quantitativen und qualitativen Indikatoren auf nationaler und regionaler Ebene mit seinen schwerwiegenden Folgen dar. Die kognitive Dissonanz zwischen den ideologischen Zielen der Kollektivierung und der damaligen sozialen Realität wurde durch die Neubewertung des Verhältnisses der Bauern zu Boden und Arbeit reduziert. Dies bestimmt den Rahmen des vom Autor als »LPG-Neurose« bezeichneten Begriffes, der bestimmte soziokulturelle Verhaltensweisen und die semantischen Merkmale der Sprache der Diktatur beinhaltet. Euphemistische Begriffe in den Quellen wie »schwache LPGs« wurden zur Kaschierung politischer Fehler verwendet. Das erklärt auch, wie die schlam-pige Arbeit sowohl auf den Feldern als auch im Büro zum Bestandteil der staatlichen Politik werden konnte.

Die Forschungen von Sándor Oláh bieten weitere grenzüberschreitende Vergleichsperspektiven, welche die strukturellen Merkmale des rumänischen Agrarsystems anhand des Beispiels des kollektivierten Siebenbürgen zeigen: die Dynamik der Machtverhältnisse, Entscheidungsbefugnisse, Produktionslogistik und Verteilungskontrolle, welche die Aktivität und den Rhythmus des Kollektivs bestimmen. Dank der vielfältigen Quellenbasis ergibt sich aus der Studie die Anatomie der simulierten Anpassung: die Faktoren, welche die tatsächlichen Beschäftigungsbedingungen bestimmten, wurden durch die Zwangsanpassung an die Planzahlen unvermeidlich vernachlässigt, was verborgene Landreserven und die Verheimlichung der Produktionskosten bedeutete. So wurde durch das gemeinsame Wissen eine unausgesprochene Abmachung geboren, die sowohl für die Kader, die um ihre Positionen, als auch für die LPG-Mitglieder, die um ihren Lebensunterhalt fürchteten, Vorteile brachte: Im veränderten Milieu ist die Korruption eine Lebensnotwendigkeit.

Csaba Káli bearbeitet im Raum des Komitats Zala die Relevanz der Quellen. Er untersucht die in den damaligen Justizbehörden – vor allem Amtsgerichten – entstandenen Schriftsätze, wobei er aufgrund der Dokumente zweier Strafverfahren ausführlich ermittelt, inwieweit die Dokumente den historischen Tatsachen entsprechen. Die Fallstudie ist reich an Angaben und zugleich unterhaltsam. Zusätzlich führt uns der Autor in die Geheimnisse der Aktenbehandlung der unteren Verwaltungsbehörden ein, die – gelinde gesagt – unvollständig war. Er zeichnet ein ausführliches Bild von der rechtlichen Definition der »Aufwiegelei gegen eine LPG« als neuer Kategorie von Straftaten, die von den Justizbehörden der

Sowjetunion geschaffen wurde, sowie von dem Quellenwert der Zeugenaussagen und dem Einsatz der Gerichte der Staatspartei für den Erfolg der Kollektivierung.

Die Studie von Balázs Czetz nuanciert den Topos der vom Regime »im Stich gelassenen Provinz«. Außerdem schildert er die wirtschaftlichen Verhältnisse des kollektivierten Komitats Fejér. Wir können uns ein Bild von den Bemühungen machen, den abbröckelnden Agrarsektor im Konsolidierungsprozess zusammenzuhalten, um eine Abwanderung der Arbeitskräfte der LPGs zu verhindern. Um die Situation in der Landwirtschaft zu verbessern, ergriff der Parteistaat folgende Maßnahmen: die wirtschaftliche Prämierung der LPGs, die Berufsausbildung des Managements, die rechtliche Schirmherrschaft durch die Staatsgüter und die Lizenzierung der persönlichen Hauswirtschaft. Diese Maßnahmen schufen die Grundlagen des neuen Wirtschaftsmechanismus (1968). Dennoch waren sie im Vergleich zur Volkswirtschaft nicht erfolgreich genug, die strukturellen Mängel der Produktionsform konnten sie nicht beheben.

Die Studie von Gábor Csikós ist ein besonders interessantes Unterfangen. Dank der Vertrautheit des Autors mit der Psychologie erhalten wir einen Einblick in die Kulissengeheimnisse der Konfliktfelder des Milieus einer LPG in der Großen Ungarischen Tiefebene (*Jászság*). Die Studie konzentriert sich auf die psychologischen Komplikationen der kollektiven Tabuisierung der Zwangskollektivierung. Diese Erscheinungen betreffen gleichermaßen die gegen Arbeitsdisziplin kämpfende Mitgliedschaft und die anstößige Parteimitgliedschaft – sowie das miteinander rivalisierende Management, das keine richtigen Beziehungen zu den Mitgliedern unterhält, wenn man nur an das Scheitern der partizipativen Demokratie der LPG oder die Abhängigkeit des Managements vom Gemeinderat denkt. Daraus folgt, dass die Mitglieder der Mikrogemeinschaft aufgrund der strukturellen Systemfehler vorgetäuschte soziale Rollen spielen mussten. Trotz aller Reformmaßnahmen mussten sie gemeinsam ein dysfunktionales System betreiben, an das längst niemand mehr glaubte.

Die Studie von János Szulovszky ist eine Fortsetzung seiner Schrift „Abstellgleis“ aus dem vorherigen Band der Reihe. Die Memoiren von Mihály Vincze sind ein unbestreitbar wichtiger Abdruck des Alltags im *real existierenden Sozialismus*. Das Narrativ des Bauern, der einst die Hauptrolle im Leben der LPG „Roter Oktober“ im ostungarischen Nagyhegyes spielte, beleuchtet die Legitimität des Status quo zwischen der *kádáristischen weichen Diktatur* und der Mehrheitsgesellschaft. Das große soziale Paradoxon spiegelt sich im Narrativ eines Mannes wider, der sich dem Regime verpflichtet fühlt, also ehrlich arbeitet: Die durch den *Kádárismus* geschaffenen Mobilitäts- und Innovationsmöglichkeiten zeigen einerseits das menschliche Gesicht des Regimes, andererseits hat eben diese *Weichherzigkeit* zum Scheitern des Systems geführt. Infolgedessen kamen Technokraten in

die höchsten Führungspositionen, die als Söhne der ehemaligen Kulaken nicht an den Kommunismus glaubten. Auf diese Weise wurde der Autor des von *Szulovszky* veröffentlichten Ego-Dokuments in den 1980er Jahren vom Regime enttäuscht.

Die Studie von *Ágnes Jobst* enthüllt die Neuorganisation der ländlichen Agenten für die Staatsicherheit. Der Forschungsgegenstand ist Csepreg, ein Dorf im Komitat Eisenburg (*Vas*), dem schon in den vorherigen Bänden Beiträge gewidmet wurden. Die Abteilung für Landwirtschaftliche Sabotageabwehr des Innenministeriums schleuste in den 1950er Jahren, während der stalinistischen Rákosi-Diktatur, Informanten in das wegen wiederholter regimefeindlicher Manifestationen stigmatisierte Dorf ein, um den Erfolg des Aufbaus der LPGs sicherzustellen. Man gewinnt Einblick in die Motivationslagen bei der Rekrutierung einzelner Agenten, die – neben den persönlichen Gründen – zu Tage traten. Dem Leser werden außerdem methodische Merkmale der Staatsicherheitstätigkeit vor Augen geführt.

*Szabina Bognár* bietet einen verwaltungsgeschichtlichen Überblick über die Vereinigungsbemühungen zweier Gemeinden im Komitat Győr-Moson-Sopron in historisch-geografischem Kontext, insbesondere unter Bezugnahme auf das 1950 eingeführte Rätssystem. Sie erläutert die Funktionsweise des zentralisierten bürokratischen Entscheidungsmechanismus. Im Zusammenhang mit Siedlungen kann die Vorherrschaft der zentralen Komitatsorgane beobachtet werden. Die Gemeinderäte stritten viel über den Namen der neuen Siedlung, weil sie damit die letzte Verteidigungslinie ihrer Autonomie behaupten wollten. Das Ziel war die Integration der Gemeinden in das nationale und politische Konzept der Kreisbehörden, das sich auf Wirksamkeit durch Größe konzentrierte. Die Gemeindevereinigung konnte jedoch die traditionelle nationale und politische Fragmentierung der Region trotz Modernisierungstendenzen bei der Infrastrukturentwicklung nicht vollständig beseitigen.

*Orsolya Völgyesi* legt die einzige kirchengeschichtliche Studie des Bandes vor. Als Quelle zieht sie die „*Historia Domus*“ des Pfarrers von Mezőfalva im Komitat Fejér heran, um persönliche Erlebnisse einer zeitgenössischen kirchlichen Person nuanciert zu präsentieren. Ihre mikrohistorische Studie stellt die grundlegenden strukturellen Veränderungen in der Geschichte der ungarischen katholischen Kirche im 20. Jahrhundert aus der Perspektive eines Dorfpfarrers dar: von der Zerstörung des klassischen Volkskirchenmodells bis zur Bildung der *zweigleisigen Kirche*. Die traumatische Erfahrung des irreversiblen Raumverlustes zwischen Kirche und Volksreligion entspricht den eingeschränkten Möglichkeiten eines Pfarrers, der aus seinem eigenen soziokulturellen Milieu gerissen wurde.

István Sántha untersucht sozialanthropologisch den südlichen Bereich des Vértes Gebirges im Komitat Fejér, das Leben der Menschen im Ödland und die Umstände der Umsiedlung der Bewohner in das Dorf im Zusammenhang mit der Auflösung des ehemaligen Landguts. Dies alles geschah im Zeichen des erwähnten Nationalen Siedlungsentwicklungskonzepts. Sowohl aus den Erinnerungen eines Transportabteilungsleiters des Landguts, der eine wichtige Rolle bei der Auflösung spielte, als auch aus der Erzählung eines ehemaligen Pferdehirten kommt der Konsens des Gemeinderats und der Ödländer zur Geltung. Mit der Möglichkeit der freien Nutzung von Baumaterialien weckte der Gemeinderat das Interesse der meisten Einheimischen an einer Übersiedlung. Diese Tatsache stellt die Ausgangsthese des Forschers über die traumatische Erfahrung des Verlustes des Ödlandmilieus in Frage. Gleichzeitig bietet sie einen realistischen Befund über die Funktionsweise des *Realsozialismus* im Kádár-Regime.

Viktória Szima befasst sich unter kulturhistorischem Aspekt mit der Kulturpolitik im *Kádárismus*, so mit den Konsolidierungsbemühungen unter den veränderten politischen Umständen nach 1956 und in diesem Zusammenhang mit dem Ausbau und der Verwaltung des Institutionensystems im Komitat Fejér bis zur Verabschiedung des öffentlichen Bildungsgesetzes 1976. Im Einklang mit dem sozialpolitischen Konsolidierungskonzept stehen die Rolle des Instituts für Volksbildung, das dem Kultusministerium untergeordnet war, der Ausbildungs- und Bildungsstand der in der Region tätigen Kader und die allmählich wachsenden kulturellen Möglichkeiten des ländlichen Ungarn in den 1960er Jahren.

József Kis schließt eine Lücke, da bislang nicht allzu viel über die Aktivitäten der radikalen linken Opposition gegen das Kádár-Regime im nationalen Kontext bekannt war. Die Aktivisten, die in der Studie vorkommen, kannten wahrscheinlich die ideologischen Grundlagen des Maoismus nicht. Ihre politische Haltung war durch Gekränktheit gekennzeichnet. Das sich konsolidierende Regime sah sie – im Geiste des Zweifrontenkampfes – als Hindernis für die Errichtung sozialer Legitimität an. Aus diesem Grund entfernte es sie aus ihren Positionen. Nach Ansicht der Aktivisten folgte die Staatspartei der revisionistischen Linie der Sowjets, mit anderen Worten: Der Reformflügel der Partei sowie die Manager der sozialistischen Unternehmen widersetzten sich der herrschenden Doktrin des Kommunismus. Der Autor zeigt anhand von Dokumenten der Staatssicherheit den Ausbau und die Abschaffung einer illegalen politischen Organisation orthodoxer Stalinisten beziehungsweise die Idealisierung der chinesischen und der albanischen Linie. Er geht auch auf den Lebensweg der Teilnehmer nach dem Disziplinarverfahren ein.

Dieser wertvolle Studienband eignet sich mit seinem systematisch geordneten, reichhaltigen Material als Forschungsansatz auch für weitere Untersuchun-

gen etwa zu den Beziehungen unter sozialistischen Partnerländern im Rahmen grenzüberschreitender, ehemals ungarischer Staatsgebiete. Zur Chronologie sei kritisch angemerkt, dass einige Studien eher zu den *langen fünfziger Jahren* (1948–1962) gehören. Und im Zusammenhang mit der Kulturpolitik des Komitees Fejér hätte der Leser gerne mehr über deren Verwirklichung auf lokaler Ebene erfahren, auch wenn die Studie nicht in erster Linie diesen Aspekt behandelt.

Es steht fest, dass die Beurteilung der Bündnispolitik Kádárs zum Ausgleich mit der Gesellschaft sowohl im ungarischen wissenschaftlichen Leben als auch im öffentlichen Denken gründlich revidiert werden muss. Nach dem offiziellen Bild habe das Regime seine Möglichkeiten im Rahmen des Sozialismus ausgeschöpft und sich zu einem marktfähigen Akteur an der internationalen politischen Börse gestaltet. Der Sammelband regt jedenfalls zu ähnlichen Forschungen auf regionaler Ebene an. Aus diesen könnten sich weitere sozialgeschichtliche Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage ergeben, ob jene gewisse Baracke wirklich so glücklich war – oder sie uns nur heute als solche erscheint.

*Péter Sándor Sulák*

Budapest

DANYI, ZOLTÁN: *Der Kadaverräumer. Roman*. Aus dem Ungarischen von Terézia Mora. Berlin: Suhrkamp 2018. 256 S. ISBN 978-3-518-42835-1.

Im Mittelpunkt dieses Romans, der auf Ungarisch 2015 unter dem Titel „A dögel-takarító“ erschienen ist, stehen die Erfahrungen eines ehemaligen Soldaten der serbischen Armee aus den 1990er und 2000er Jahren. Die namenlose Hauptfigur gehört, wie der 1972 in Senta (*Zenta*) geborene Autor Zoltán Danyi, zur ungarischen Minderheit in der Vojvodina, im nördlichen Teil des heutigen Serbien. Damit ist er gewissermaßen ein Außenstehender in der Auseinandersetzung zwischen den größeren ethnischen Gruppen im Jugoslawienkrieg, zwischen den Serben, Kroaten, Bosniern/Bosniaken und Albanern.

Der Krieg hat an diesem Soldaten deutliche Spuren hinterlassen. Nach einem Schuss in die Schulter schmerzt die Wunde bei Wetterumschwung, aber viel lästiger sind die ständigen Dysfunktionen der Gedärme (Magenkrämpfe, quälende Winde, Verstopfungen) und die Schwierigkeiten beim Wasserlassen nach einer traumatischen Situation im Krieg. Die Darstellung dieser Körperlichkeit spielt eine zentrale, symbolisch aufgeladene Rolle im Roman, ebenso die titelgebende Tätigkeit, die darin besteht, dass die Hauptfigur überfahrene oder manchmal auch von gelangweilten Grenzjägern gezielt erschossene Tiere von der Straße räumen muss. Es geht um die Leichen, die jeder, der den Krieg erlebt hat, solange

im Keller hat, bis man sich den unangenehmen Gefühlen stellt – wie dies Danyi in einem Interview erklärt.<sup>1</sup>

Es ist eine besondere Konstellation, dass ein der ungarischen Minderheit angehörender Soldat seine Gedanken mit uns teilt, denn er kämpft nicht freiwillig, sondern als einfacher Wehrpflichtiger. So stellt sich der Titelfigur rasch die Frage, welche Motivation sie überhaupt haben sollte, für irgendeine Seite Partei zu ergreifen: Die »Wahrheit ist, dass man ihn im Grunde nie gefragt hat, ob er sich überhaupt mit den Kroaten, den Bosniaken oder den Skipetaren bekriegen möchte« (S. 103). Die Figur möchte nach rund anderthalb Jahrzehnten endlich den Krieg loswerden. Sie stellt aber schon im ersten Kapitel fest, während er auf einen schlafenden Obdachlosen in Berlin einredet, dass »jene alles verwüstenden, alles ausbeinenden Jahre immer noch nicht zu Ende gehen können, deswegen habe er beschlossen, nach Amerika zu gehen, denn was ihn anbelangt, möchte er sie endlich beenden, er möchte diesen vermaledeiten Krieg endlich abschließen« (S. 50). Die Idee, in die Vereinigten Staaten von Amerika zu gehen – schließlich waren es die Amerikaner, die am Ende den Hinrichtungen während des Krieges ein Ende setzten –, lässt sich jedoch nicht realisieren. Und die Figur muss auch einsehen, dass sich die USA der 1950er Jahre mit ihrem Friedensversprechen mittlerweile auch zu einer Festung gewandelt haben, und er die Last des ganzen Krieges doch nicht einfach mit einem riesigen Frachtflugzeug nach Amerika verschieben kann. Solche absurden Ideen tauchen immer wieder auf und zeigen nicht nur die Verzweigung des Ex-Soldaten, sondern bieten im Roman auch Raum für einen feinen Humor.

Im zweiten Kapitel („Der Transporter“) unternimmt der Titelheld einen neuen Versuch, durch die Tätigkeit bei den Kadaverräumern eine Art Buße für seine Kriegstaten zu tun. Die Hauptfigur ist Teil einer dreiköpfigen Gruppe, mit Od, der ständig überall hinpinkelt, wenn sie irgendwo aussteigen, um Tiere einzusammeln, während Bazo Unmengen von Schleim verarbeitet und ständig ausspuckt, und – wie schon erwähnt – stimmt die Hauptfigur mit seinem ständigen Furzen harmonisch in den Chor dieses merkwürdigen Ausscheidungskommandos ein. Am Ende eines Einsatzes läuft ihnen plötzlich wie durch ein Wunder ein ausgegemergelter Schäferhund zu und weicht nicht von ihrer Seite. Die Hauptfigur nimmt den Hund mit nach Hause, der jedoch noch in derselben Winternacht in der Garage verendet – ob wegen Krankheit oder weil die Nachbarn ihn vergiften,

<sup>1</sup> »Da der Krieg nun einmal geschehen ist, muss ich ihn lieben«. Wie verändert ein Krieg die Gesellschaft – und wie wird aus dieser Erfahrung Literatur? Ein Gespräch mit Zoltán Danyi über seinen Roman „Der Kadaverräumer“. In: tell. Magazin für Literatur und Zeitgenossenschaft. <https://tell-review.de/da-der-krieg-nun-einmal-geschehen-ist-muss-ich-ihn-lieben/> (21. Mai 2021).

erfährt man nicht. Die Hauptfigur begräbt den Hund mühsam trotz des gefrorenen Bodens im Garten. Und dieses Lebewesen bleibt das Einzige in der ganzen Geschichte, das neben den vielen Hingerichteten und Getöteten des Krieges, die in Massengräbern verscharrt worden sind, und zahlreichen anderen (Haus-)Tieren, die in einer späteren Szene am Rand einer Kleinstadt im Graben, in Säcken versenkt, verrotten, eine halbwegs würdevolle Beerdigung erfährt.

Am Ende dieses zweiten Kapitels steht eine bemerkenswerte Stelle, die mit einem der zentralen Sätze des Romans eingeführt wird. Sie thematisiert die Frage der Verantwortung für das Morden: »Wir haben es getan, weil wir es konnten, und wenn es so geschah, dann musste es auch so geschehen, und wenn es so geschehen musste, dann kann keiner von uns etwas dafür, dass wir es getan haben.« (S. 73.) Es ist ein Satz, der mit einer Tat anfängt und mit dem kaum auszuhaltenden Verschwinden der Verantwortung dafür endet. Danach werden zwei zeitlich unterschiedliche Szenen – wie einander abwechselnde Filmeinblendungen – hin- und herschwenkend erzählt und dadurch ineinander projiziert: Eine *Säuberungsaktion* während des Krieges, in der Soldaten einen Hof einnehmen und anschließend eine Frau reihenweise vergewaltigen, woran sich auch die Hauptfigur beteiligt. Die andere ist eine spätere verschneite Winterszene, in der ein Räumfahrzeug vorne unterwegs ist, gefolgt vom Transporter der Kadaverräumer mit der Hauptfigur und hinter ihnen die Holzfäller, um die Straßen von Kadavern, Schnee und auf die Straße gefallenen Bäumen zu säubern. Diese beiden Szenen werden in der aktiven direkten Form, in der ersten Person Plural beziehungsweise Singular erzählt, und obwohl in beiden Ausschnitten betont wird, dass die Beteiligten im Krieg Befehle befolgten und das Straßenräumen auch Aufgabe der *Nationalen Sicherheit* war, verleiht die sprachliche Form der ersten Person den vorgetragenen Ereignissen Glaubwürdigkeit. Sie deutet die Übernahme der Verantwortung der Hauptfigur an, weil Opfer und Täter durch die Erzählung in erster Person ein Gesicht bekommen, und der Sprecher direkt zugibt, dass er und seine Kameraden an den Morden und Vergewaltigungen beteiligt waren. Die Tatsache, dass es bis auf diese Stelle nur noch eine weitere im Roman gibt, die in erster Person erzählt wird, während größtenteils eine Erzählerstimme in der dritten Person über die Hauptfigur berichtet, verleiht diesen Zeilen noch mehr Gewicht.

Die Kriegsergebnisse und die veränderten Zustände, die infolge des Krieges entstanden sind, riefen bei allen direkt oder indirekt Beteiligten Gefühle der Entwurzelung hervor. Auch der Hauptakteur beklagt an diversen Stellen, dass er durch die Kriege einen Teil seines Lebens verloren habe: Er sei ein jugoslawischer Ungar gewesen und nun sei er zum Ungar aus Nord-Serbien oder in der Vojvodina geworden – je nach Perspektive. Diese Verunsicherung zeigt sich an mehre-

ren Stellen im Roman, in denen die Figur den eigenen Standort durch ihre Beziehung zu den anderen zu bestimmen versucht. Mal ist es ein Gespräch, in dem auf sehr direkte Weise die Menschenfeindlichkeit des Nationalismus in und nach dem Krieg in Form von Machtdemonstration und Gewaltverbrechen gegenüber Frauen beschrieben wird. Im Kapitel „Der Heilpraktiker“ diskutiert die Hauptfigur auf einer Yacht des ehemaligen Chefs, Dali, für den er während des Embargos Benzin an der serbisch-ungarischen Grenze geschmuggelt hatte, über die Frage, auf wessen Seite er denn im Krieg gestanden habe. Während das Gespräch immer derbere Züge annimmt, fragt sich die Hauptfigur, ob er eigentlich wisse, wie *die* kroatischen Frauen seien, nur weil er eine schon vergewaltigt habe, und ob er, wenn er mit einer serbischen Prostituierten verkehrt hätte, wissen könne, wie *die* serbischen Frauen seien?

Ein anderes Mal geht es um eine amüsante Szene, die das einander Verbindende anstatt das Trennende betont: Eine belauschte Diskussion in einem Restaurant, wo drei Männer darüber diskutieren, was für ein Nationalgericht der *Čevap* sei, ein serbisches, kroatisches oder bosnisches, und ob er aus Schweine-, Schafs- oder Rindfleisch oder aus den Kombinationen dieser drei hergestellt werden sollte. Der erste meint, er sei natürlich ein serbisches Gericht, schon immer gewesen und muss aus Schwein gemacht werden. Der zweite behauptet, er sei ein bosnisches Gericht, und die Serben hätten ihn soweit verändert, dass sie Schweinefleisch untergemischt hätten, aber eigentlich hätten die Türken den *Čevap* auf den Balkan gebracht, und die Bosnier ihn von den Türken übernommen, und die Türken haben ja kein Schweinefleisch gegessen, also war er ursprünglich auch nur aus Rind. Die Hauptfigur kommt am Ende zum Schluss, dass es gleichgültig sei, aus welchem Fleisch, ob dünn oder dick und ob von Frauen oder Männern geknetet, der *Čevap* würde jedem Mann vom Balkan schmecken. So stellt er fest, dass »das auch sein Lieblingsessen war, und dass er dem *Čevap* nie, unter keinen Umständen widerstehen konnte, in einem gewissen Sinne ist er also auch ein Mann vom Balkan« (S. 196).

Eine weitere identitätsklärende Situation der Hauptfigur bezieht sich auf das ungarisch-ungarische Verhältnis und wird im Kapitel „Europa“ thematisiert. Die Romanfigur ist in Budapest unterwegs, besser gesagt, sie steckt in einem riesigen innenstädtischen Stau, braucht Stunden für eine Strecke, die beim fließenden Verkehr in 5–10 Minuten zurückzulegen wäre. Der Titelheld will sich ein Heft in einem Schreibwarengeschäft besorgen und dann zu einem freundschaftlichen Treffen nach Szentendre fahren, in ein Städtchen 20 Minuten mit dem Auto von Budapest entfernt. Am Tag davor machte er einen Spaziergang am Donauufer in der ungarischen Hauptstadt, und die beleuchteten Brücken, die Berge von Buda sah er mit nostalgischer Bewunderung, aber irgendwie fehlte ihm etwas. Und im

Stau kommt die Erleuchtung: »denn im Januar oder Februar war er schon einmal in Szentendre gewesen, und diese Stadt stahl sich von der ersten Minute an in sein Herz, nicht nur wegen der Galerien, nicht nur wegen des Donauknies und nicht nur wegen der Straßen mit Pflastersteinen, sondern in erster Linie vielleicht tatsächlich wegen der Serben, die vor einigen hundert Jahren auf der Flucht vor den Osmanen hierher gekommen waren und deren Einfluss auf die Stadt bis heute spürbar ist, [...] denn die Wahrheit ist, dass ihm alle anderen ungarischen Städte immer schon irgendwie fern und fremdartig vorkamen, in Szentendre aber fühlte er sich, ganz im Gegenteil, vom ersten Moment an wie zu Hause, und deswegen scheint es ihm ziemlich wahrscheinlich, dass, mögen die Dinge auch sonst stehen, wie sie stehen, für ihn die Serben auf immer dazugehören zu etwas, was er zwar recht unsicher, aber doch ein Gefühl des Heimischseins nennen muss« (S. 178).

Das Schöne an diesem Roman, auch wenn sich seine Hauptfigur teilweise mit einer brutalen Ehrlichkeit an den brutalen Kriegstaten und deren körperlichen Spuren abarbeitet, ist sein sprachlicher Sog. Damit ist nicht gemeint, dass der Krieg durch die Sprache verherrlicht werden würde, sondern es geht um das Ringen der Figur mit sich selbst im und nach dem Krieg. Im Prinzip geht es gar nicht nur um den Krieg, sondern um das Leben, aber um ein Leben mit dem Krieg, um den Versuch mit diesem Krieg, der nun mal nicht rückgängig gemacht werden kann, weiterleben zu können. Das manische Sprechen der Figur, obwohl ihre Art eher als Monologisieren eingestuft werden müsste, weil kaum je einer zuhört, macht dieses Ringen um die Wirklichkeit, um der Wahrheit näher zu kommen, sehr eindrücklich. Das ständige Reden klingt wie ein Appell, endlich über diesen Krieg zu reden, auch wenn es die erste Stufe sein sollte, dass man nicht miteinander kommuniziert, sondern nur monologisiert. Aber der Wortfluss ist schon da und kann vielleicht helfen, dass die sonstigen körperlichen Verstockungen, Staus und Verstopfungen in Gang kommen und vor allem die verhärteten Seelen in die Lage versetzt werden, alle Tote beweinen zu können. Die Tränenflüssigkeit ist nämlich die einzige, die in diesem an Ausscheidungen so reichen Roman nur äußerst selten ihre heilsame Wirkung entfalten darf.

Terézia Moras Übersetzung trifft stilsicher den rastlosen, unsteten Ton des Romans, man wird genauso eingesogen in die Geschichte, wie beim ungarischen Original. Ein ungarischer Leser oder eine Leserin des Originals wird allerdings an manchen Stellen daran erinnert, dass er oder sie einen Roman eines ungarischsprachigen Autors aus der Vojvodina liest, der Wortschatz enthält manche Unterschiede, so, als würde ein deutscher Leser einen deutschen Roman aus Österreich lesen.

Diese Schicht geht natürlich bei der Übersetzung ins Deutsche im Zuge der unvermeidlichen Generalisierung verloren. Was man aber nicht weiß, macht

einen bekanntlich nicht heiß. Für den ganzen Roman betrachtet, fällt diese Schicht nicht ins Gewicht. Als ungarischer Leser des Originals hat man allerdings dadurch die Chance zum Beispiel darüber nachzusinnen, dass der schöne Germanismus im Ungarischen, etwas nicht ganz legal, sondern *schwarz* zu erledigen, in Ungarn und bei den Ungarn in der Vojvodina in unterschiedlicher Form Karriere gemacht hat. Während in Ungarn für *svarc* überwiegend ein adjektivischer Gebrauch üblich ist, in der Bedeutung *eine Arbeit ohne Rechnung/Steuern zu leisten*, wird in der Vojvodina das ungarische Verb *svercelni* in der Bedeutung *schmuggeln* verwendet, und wer sowas macht, ist dann ein *svercer*, also ein Schmuggler. Die Rezensentin will hoffen, dass durch dieses kleine Beispiel jedem deutschen Leser dieser Rezension klargeworden ist, dass wenn man die Feinheiten der eigenen Sprache ergründen möchte, man doch unvermeidlich Ungarisch lernen muss.

*Krisztina Busa*

Regensburg



## Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bandes

*Ablonczy* Balázs, Dr. habil., Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Magyar Tudományos Akadémia Kiváló Kutatóhely, Történettudományi Intézet, Tóth Kálmán utca 4, H-1097 Budapest, [ablonczy.balazs@abtk.hu](mailto:ablonczy.balazs@abtk.hu)

*Bahlcke* Joachim, Prof. Dr., Universität Stuttgart, Historisches Institut, Keplerstraße 17, D-70174 Stuttgart, [joachim.bahlcke@hi.uni-stuttgart.de](mailto:joachim.bahlcke@hi.uni-stuttgart.de)

*Barabás* Gábor, Dr., Pécsi Tudományegyetem, Középkori és Koraújkori Történeti Tanszék, Rókus utca 2, H-7624 Pécs, [barabas.gabor@pte.hu](mailto:barabas.gabor@pte.hu)

*Benő* Eszter, Dr., Brassai Sámuel Elméleti Líceum, B-dul 21 Decembrie 1989, Nr. 7 – Kossuth Lajos / Bel-Magyar utca 7, RO-400105 Cluj-Napoca, [esther.beno@gmail.com](mailto:esther.beno@gmail.com)

*Bognár* Szabina, Dr., Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Magyar Tudományos Akadémia Kiváló Kutatóhely, Néprajztudományi Intézet, Tóth Kálmán utca 4, H-1097 Budapest, [bognar.szabina@abtk.mta.hu](mailto:bognar.szabina@abtk.mta.hu)

*Busa* Krisztina, M. A., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, [busa@ungarisches-institut.de](mailto:busa@ungarisches-institut.de)

*Ferenczi* Gábor, M. A., Magyarságtudató Intézet, Nádor utca 36, H-1051 Budapest, [ferenczi.gabor@mki.gov.hu](mailto:ferenczi.gabor@mki.gov.hu)

*Göllner* Ralf Thomas, Dr. habil., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, [goellner@ungarisches-institut.de](mailto:goellner@ungarisches-institut.de)

*Horváth* Franz Sz., Dr., Lerchenweg 7, D-65428 Rüsselsheim, [franzhorvath@web.de](mailto:franzhorvath@web.de)

*Hutmacher* Fabian, Dr., Universität Würzburg, Lehrstuhl für Kommunikationspsychologie und Neue Medien, Oswald-Külpe-Weg 82, D-97074 Würzburg, [fabian.hutmacher@uni-wuerzburg.de](mailto:fabian.hutmacher@uni-wuerzburg.de)

*Jehlicka* Joseph, M. A., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, [joseph.jehlicka@outlook.de](mailto:joseph.jehlicka@outlook.de)

*Kessler* Wolfgang, Dr., Rahserstraße 8, D-41747 Viersen, [corneliakessler@t-online.de](mailto:corneliakessler@t-online.de)

*Kiss* Rita, Dr., Hardtstraße 6, D-85247 Schwabhausen, [atira978@yahoo.de](mailto:atira978@yahoo.de)

*Lengyel Zsolt K.*, Dr. habil., Universität Regensburg, Ungarisches Institut, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, lengyel@ungarisches-institut.de

*Márkus Beáta*, Dr., Pécsi Tudományegyetem, Német Történelem és Kultúra Délkelet-Közép-Európában Alapítványi Tanszék, Rókus utca 2, H-7624 Pécs, markus.beata@pte.hu

*Nagy Szabolcs*, Dr. jur., M. A., Széchenyi István Egyetem, Jogtörténeti Tanszék, Egyetem tér 1, H-9026 Győr, nagy.szabolcs.8200@gmail.com

*Péterfi Bence*, Dr., Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Magyar Tudományos Akadémia Kiváló Kutatóhely, Történettudományi Intézet, Tóth Kálmán utca 4, H-1097 Budapest, peterfi.bence@abtk.hu

*Schwarzwölder Ádám*, M. A., Veritas Történetkutató Intézet és Levéltár, Zsil utca 2-4, H-1093 Budapest, adam.schwarzwolder@veritas.gov.hu

*Sulák Péter Sándor*, M. A., Pázmány Péter Katolikus Egyetem, Történelemtudományi Doktori Iskola, Mikszáth Kálmán tér 1, H-1088 Budapest, sulak.peti@gmail.com

*Szűts István Gergely*, Dr., Habsburg Ottó Alapítvány, Szentkirályi utca 51, H-1088 Budapest, szutsig@gmail.com

*Tamáská Máté*, Dr. habil., Apor Vilmos Katolikus Főiskola, Szent Miklós tér 14, H-2600 Vác, tamaska.mate@avkf.hu

*Tamássy-Lénárt Orsolya*, Dr., Andrassy Universität, Lehrstuhl für Kulturwissenschaften, Pollack Mihály tér 3, H-1088 Budapest, orsolya.lenart@andrassyuni.hu

*Tóth Ágnes*, Dr. habil., Társadalomtudományi Kutatóközpont, Magyar Tudományos Akadémia Kiváló Kutatóhely, Kisebbségkutató Intézet, Tóth Kálmán utca 4, H-1097 Budapest, toth.agnes@tk.hu

*Ujváry Gábor*, Dr. habil., Veritas Történetkutató Intézet és Levéltár, Zsil utca 2-4, H-1093 Budapest, gabor.ujvary@veritas.gov.hu



## **UNGARN-JAHRBUCH 35**

**(2019)**

Zeitschrift  
für interdisziplinäre  
Hungarologie

**376 Seiten, Hardcover**  
**ISBN 978-3-7917-3135-3**  
**auch als eBook**

Die Themen in Band 35: Das deutsche städtische Gesandtschafts- und Botenwesen unter Sigismund von Luxemburg / Die Besetzung von Ofen (Buda) durch die Osmanen 1541 / Diplomaten und Drucke auf dem Reichstag zu Regensburg 1685. Nachrichten zum Sieg über die Osmanen / Vermittlung von Geschichte, Kultur und Bildern. Zur Darstellung von Helena Zrínyi und Imre Thököly in den historiografischen Werken des Johann Graf Mailáth (1786–1855) / Aspekte der ungarischen Wirtschaftspolitik im Zeitraum von 1918 bis 1945 / Diplomatische Anstrengungen zur Freilassung internierter deutschstämmiger Kriegsgefangener (1951–1955) / Was bedeutet es, *ungarndeutsch* zu sein? Identitätskonstruktion der deutschen Minderheit in Ungarn im Wandel der Zeit und in der zeitgenössischen Literatur / Auf den publizistischen Spuren des ungarischen Malers Dezso Czigány (1883–1937) / *Geistesgeschichte versus Volksgeschichte* im Ungarn der frühen 1940er Jahre / Genderforschung in Ungarn / Literatur / Besprechungen / Chronik u. v. m.



**VERLAG  
FRIEDRICH  
PUSTET**

Verlag Friedrich Pustet  
Unser komplettes Programm unter:  
[www.verlag-pustet.de](http://www.verlag-pustet.de)

Tel. 0941 / 92022-0  
Fax 0941 / 92022-330  
[bestellung@pustet.de](mailto:bestellung@pustet.de)



Tibor Valuch

**DIE UNGARISCHE GESELLSCHAFT  
IM WANDEL**

Soziale Veränderungen in  
Ungarn 1989–2019

*Studia Hungarica, Band 55*

**328 Seiten, kartoniert**

**ISBN 978-3-7917-3078-3 / auch als eBook**

Der ungarische Systemwandel 1989/90 schuf die Möglichkeit eines bis dahin unvorstellbaren sozialen und wirtschaftlichen Übergangs.

Dieser Band untersucht die Prozesse und Folgen dieses Wandels: Welche Wertvorstellungen leben fort? Welche Lebens- und Überlebensstrategien haben sich in Ungarn seit dem Systemwechsel herausgebildet? u. v. m.



Peter Becher /

Florian Kühner-Wielach (Hg.)

**ZWISCHEN TRAUER  
UND TRIUMPH**

Das Jahr 1918 in der mitteleuropäischen  
Literatur

**336 Seiten, kartoniert**

**ISBN 978-3-7917-3027-1**

Das Ende des Ersten Weltkriegs wurde in der mittel- und südosteuropäischen Literatur auf vielfache Weise thematisiert, die Trauer über den Untergang der Donaumonarchie ebenso wie der Triumph über die Gründung der Nachfolgestaaten.



**VERLAG  
FRIEDRICH  
PUSTET**

Verlag Friedrich Pustet  
Unser komplettes Programm unter:  
[www.verlag-pustet.de](http://www.verlag-pustet.de)

Tel. 0941 / 92022-0  
Fax 0941 / 92022-330  
[bestellung@pustet.de](mailto:bestellung@pustet.de)



Zsolt K. Lengyel

**DER GELEHRSAME EXILANT**

Eine kleine Biografie des Historikers  
Thomas von Bogyay

*Studia Hungarica, Band 54*

**328 Seiten, 42 Abbildungen**

**kartoniert, ISBN 978-3-7917-2990-9**

**auch als eBook**

Diese Biografie zeichnet anhand des persönlichen Nachlasses und der erstmals vollständig erschlossenen Schriften Bogyays diese ungarisch-deutsche Wissenschaftlerkarriere nach. Der Band ist reich aus der Fotosammlung des »gelehrsamen Exilanten« bebildert.



Zsolt K. Lengyel / Ralf Thomas Göllner /  
Wolfgang Aschauer (Hg.)

**UNGARN, DEUTSCHLAND,  
EUROPA**

Einblicke in ein schwieriges Verhältnis

*Studia Hungarica, Band 53*

**256 Seiten, kartoniert**

**ISBN 978-3-7917-2861-2 / auch als eBook**

Der Tagungsband befasst sich mit ausgewählten Problemen der deutschen und ungarischen Zeit- sowie der bilateralen Beziehungsgeschichte. Im Fokus stehen u. a. die Flüchtlingsproblematik, die Kin-State-Politik sowie die gegenseitige journalistische Beurteilung.



**VERLAG  
FRIEDRICH  
PUSTET**

Verlag Friedrich Pustet  
Unser komplettes Programm unter:  
[www.verlag-pustet.de](http://www.verlag-pustet.de)

Tel. 0941 / 92022-0  
Fax 0941 / 92022-330  
[bestellung@pustet.de](mailto:bestellung@pustet.de)



John C. Swanson  
**FASSBARE ZUGEHÖRIGKEIT**  
Deutschsein im Ungarn  
des 20. Jahrhunderts

*Veröffentlichungen des Instituts für  
deutsche Kultur und Geschichte  
Südosteuropas an der  
Ludwig-Maximilians-Universität München*  
Band 140, 520 Seiten, kartoniert  
ISBN 978-3-7917-3113-1 / auch als eBook

Dieser Band präsentiert eine  
überzeugende historische und  
ethnografische Studie der deutsch-  
sprachigen Bevölkerung in Ungarn  
vom späten 19. bis zum späten  
20. Jahrhundert. Der Autor zeigt,  
wie unterschiedliche Gruppen in  
Ungarn »Deutsch dachten«.



*Spiegelungen 1.20*  
**UNGARND EUTSCHE HEUTE –  
SPRACHE UND  
ZUGEHÖRIGKEIT**

296 Seiten, kartoniert  
ISBN 978-3-7917-3168-1 / auch als eBook

Die Autoren nehmen die Ungarn-  
deutschen aus geschichts-, sprach-  
und kulturwissenschaftlicher  
Perspektive in den Blick.  
Im Mittelpunkt stehen dabei Fragen  
des Sprachgebrauchs, der Bildung,  
der Identität und des Folklorismus.



VERLAG  
FRIEDRICH  
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet  
Unser komplettes Programm unter:  
[www.verlag-pustet.de](http://www.verlag-pustet.de)

Tel. 0941 / 92022-0  
Fax 0941 / 92022-330  
[bestellung@pustet.de](mailto:bestellung@pustet.de)